

Printed in

Denkmäler
der
deutschen Sprache
von
den frühesten Zeiten bis jetzt.

Eine
vollständige Beispielsammlung
zu
seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur.

von

F. A. Pischon,

Dr. der Theologie, Königl. Consistorialrathe, Archidiakonus an der Nikolai- und Kloster-Kirche, Königl. Professor am Cadettenhause in Berlin, Ritter des rothen Adlerordens Kl. IV., Direktor der Bibelgesellschaft, des ältern berl. Schullehrervereins, der berl. deutschen und geographischen Gesellschaften und des Vereins für brandenburgische Geschichte daselbst ordentl. Mitgliede.

Sechster Theil,
2. Abtheilung,
welche die Prosaiker vom Jahre 1750 bis jetzt umfasst.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1851.

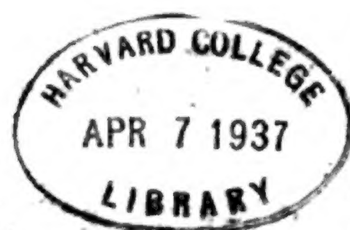
Denkmäler
der
deutschen Sprache
von Haller bis jetzt.

Eine
vollständige Beispielsammlung
zum
sechsten und siebenten Zeitraum
seines Leitfadens der Geschichte der deutschen Literatur
von

F. A. Pischon,
Dr. der Theologie, Königl. Consistorialrathe, Archidiakonus an der Nikolai- und Kloster-Kirche, Königl. Professor am Cadettenhause in Berlin, Ritter des rothen Adlerordens Kl. IV., Direktor der Bibelgesellschaft, des ältern berl. Schullehrervereins, der berl. deutschen und geographischen Gesellschaften und des Vereins für brandenburgische Geschichte daselbst ordentl. Mitgliede.

Dritter Theil,
2. Abtheilung,
welche die Prosaiker vom Jahre 1750 bis jetzt umfaßt.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1851.


HARVARD COLLEGE
APR 7 1937
LIBRARY

Vorwort.

Eine schwere Krankheit, welche Ende November 1850 den Verfasser überfiel, hat verhindert, daß dies Werk nicht schon im Jahre 1850 erschienen ist. Es war indessen schon so weit gefördert, daß mit Auslassung weniger Schriftsteller es vollendet werden konnte. Die Aufnahme mehrerer, als der Leitfaden unter den näher Bezeichneten aufführt, mußte überdies auf einen Supplementband, wenn er gewünscht werden sollte, verwiesen werden.

Die jetzt erscheinende Abtheilung schließt sich dem vierten Theile an, umfasst die Prosa von 1770 bis jetzt und schließt demnach das ganze Werk. Es liegt somit die Gesammtübersicht der Literatur von den ältesten Zeiten bis jetzt vor unsern Augen da und es ist mir vergönnt gewesen mit Gottes Gnade diese Arbeit zu vollenden, welche zwölf Jahre meines Lebens gekostet hat und auf welche ich mit Dank und Freude sehe.

Es wird freilich auch dieses Werk nicht Alles so geben, wie es gewünscht wird, es wird mancher vermissen, was er gesucht hätte; aber es wird auch mancher sich reich befriedigt fühlen und wer es treu studirt, wird das Beste kennen, dessen unsre Literatur sich zu erfreuen hat.

Seit dem Laufe der Zeit, in welcher dies Werk gedruckt worden, hat der Leitfaden der Literatur, an den es sich angereihet, neun Auflagen erlebt und so ist dies Werk mit jenem

gewachsen, daß dieser Theil sich auch der neunten Auflage näher anschließt.

Was vornehmlich diesen letzten Theil betrifft, der auf die Prosaiker sich wendet, so habe ich darin dem Leser genug zu thun gesucht, daß ich stets solche Stücke gewählt habe, welche für sich verständlich sind und daß ich auch neben den allgemein bekannten solche Schriftsteller auserlesen habe, von denen nicht ähnliche Stücke in gleichen Sammlungen vorhanden sind, wie bei den Philosophen besonders sich zeigen wird.

Bei der Bearbeitung des Werkes habe ich vor Allen meinem treuen Freunde, Herrn Legationsrath v. Lancizolle, meinen herzlichen Dank zu sagen für die Theilnahme und Unterstützung, welche er mir geleistet, für den Rath und die Kenntnisse in diesem Fache, womit er mir beigestanden hat.

Möge denn dies Werk geeignet sein, sehr Vielen das Wesen unsrer deutschen Literatur zur Einsicht zu bringen und die Herrlichkeit derselben kennen zu lehren, daß daraus das edle und tiefe Walten des deutschen Geistes erkannt werde und, wenn die Zeitumstände uns von dem öffentlichen Treiben zurückschrecken, die Literatur uns ihre reichen Schätze öffne und in ihren segensreichen Genüssen Ersatz gebe für das, was uns im Leben genommen wird.

Berlin, den 30. Januar 1851.

Dr. Pischon.

Inhalt des sechsten Theils

der gesammten Beispielsammlung oder des dritten Theils der Literaturgeschichte neuerer Zeit.

Abtheilung II.

Siebenter Zeitraum. Von 1770—1850.

B. Prosa.

I. Romanschreiber.

Humoristischer Roman.

Seite

II. Geschichtliche Prosa.

IV. Redner.

Nachtrag.

Von Alex. v. Humboldts Kosmos ist Th. III erschienen.

Siebenter Zeitraum.

Von der höheren Blüthe der Literatur durch Lessing und Herders und Göthe's Auftreten bis zur neusten Zeit.

Von 1770 bis 1850.

(Kritisches Zeitalter. Höhestand des Drama, der Philosophie und der Naturwissenschaften.)

B. Prosa.

I. Romanschreiber.

Humoristischer Roman.

1. Moriz August v. Thümmel. 1738—1817.

(§. 148. 1. des Leitfadens.)

Moritz August v. Thümmel wurde den 27. Mai 1738 zu Schönfeld, einem Rittergute in der Nähe von Leipzig, geboren und war der zweite Sohn des Chursächsischen Landkammerraths v. Thümmel und dessen Gattinn geborne von Böhlau. Die Eltern sahen sich bald genöthigt, ihr Gut des Krieges wegen zu verkaufen. Thümmel erhielt seine Bildung von 1754 an zu Roßleben in Thüringen und bezog 1756 die Universität Leipzig, wo Gellert sein vorzüglichster Lehrer war und er mit Weiße, Rabener und Ewald von Kleist in freundschaftliche Beziehungen trat, ein alter Jurist Balz ihn aber so lieb gewann, daß er ihm späterhin ein Vermögeu von 24,000 Thlr. vermachte. Thümmel wurde 1761 Kammerjunker beim Erbprinzen, nachmaligen Herzog Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg, welcher ihn nachher zum Geheimen Hofrath und 1768 zum wirklichen Geheimenrath und Minister beförderte. Diesen Posten bekleidete er bis 1783, wo er sich ganz aus dem öffentlichen Geschäftsleben zurückzog und wechselsweise in Gotha oder in Sonneborn, dem Gute seiner Gemahlinn, lebte oder sich auf Reisen befand. Im Jahre 1770 legte er auf herrschaftliche Kosten anderthalb Stunden von

Koburg beim fürstlichen Kammergute Oeslau an einem von Mönchroden kommenden Flüßchen eine Steinmühle an, in welcher aus einem kalkigen Marmor, welcher auf den dortigen Feldern zerstreut gefunden wird, kleine Kugeln (Marmel, Murmel, Schusser, Schnellkäulchen genannt) täglich an 20,000 verfertigt werden, welche weit und breit bis nach beiden Indien gesendet werden und einen reichen Gewinn gewähren. Im Jahre 1771 kaufte sie Thümmel von der herzoglichen Kammer und im Jahre 1805 verkaufte er die Mühle, von welcher viele andere abstammen, wieder dem Herzoge von Koburg. Thümmel verheirathete sich mit der Wittwe seines jüngern Bruders, des Kammerherrn v. Thümmel, einer gebornen von Wangenheim im Jahre 1779 und lebte mit ihr bis zum 24. December 1799 in sehr glücklicher Ehe. In der späteren Zeit seines Lebens finden wir ihn in Sonneborn oder Koburg, wo er als neun und siebzigjähriger Greis 1817 starb. Er besaß von seiner Gemahlinn auch in Suriname zwei Zuckerplantagen Rorac und Claverblad, welche aber durch den Krieg zwischen England und Frankreich große Verluste erlitten. Seine Reise nach Frankreich unternahm er in den Jahren 1775 bis 1777 mit seinem Bruder und seiner damaligen Schwägerinn, so daß in seinem Roman wohl die Erfahrungen seiner Reise treu benutzt erscheinen, die Reise selbst aber eben ein Roman ist.

Thümmels Schriften zeichnen sich durch Frische, Heiterkeit, Welt- und Menschenkenntniß und vielseitiges Wissen aus, obschon sie auch von Seiten der Sittlichkeit manchen herben Tadel erfahren haben. — Seine Wilhelmine, ein prosaisch-komisches Heldengedicht, ist mit sehr großem Beifall empfangen und in viele fremde Sprachen übersetzt worden und man mag dem Gedicht wohl Feinheit, Witz und Unterhaltung zusprechen, aber man kann Gervinus [1]) nicht unrecht geben, daß das Thema, worin einem frommen guten Pedanten, welcher doch eine sehr armselige Rolle als Dorfprediger spielt, vor Champagnerpfropfen erschrickt und sich zur Ausführung von Rendezvous brauchen lässt, „ein zerpflücktes Kammermädchen", welche beim Hofmarschal sehr viel gilt, zur Frau zugeführt wird, eben nicht ein Stoff zum schadenfrohen Lachen zu sein scheint. — Die zweite Schrift: „die Inokulation der Liebe", ist ein noch lockereres Gedicht, von dem aber doch Nachdrücke und Prachtausgaben erschienen. Gleicher, lüsterner Art ist der heilige Kilian und das Liebespaar, worin das Zusammentreffen zweier Liebenden in einem Kellergewölbe beim Untergange Messinas geschildert wird. — Sein Hauptwerk ist die Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich, welche von Lichtenberg, v. Klinger und Fr. Jakobs in München [2]) großes Lob erlangt hat und auch Gervinus nennt es: „die beste der bürgerlichen Epopöen, mit echter Menschenkenntniß ausgestattet, nach feinern Begriffen von der Eigenrichtigkeit und

1) Gervinus Gesch. der poet. Nat.-Lit. IV. 110. — Jördens l. c.

Originalität, die in Deutschland besonders nahe liegt, in ungezwungner und freierer Anlehnung an die Yorikſche Manier." Nur Schiller sagt [1]): „ich „weiß aus eigner Erfahrung, daß der Thümmelſche Roman mit großem „Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus „dem Ideal entspringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar „nicht und von dem bessern grade nicht in solchen Momenten, wo man „Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes „und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt; so muß „er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unsrer und aller der Zeiten blei„ben, wo man ästhetische Werke blos schreibt, um zu gefallen und blos „liest, um sich ein Vergnügen zu machen." Ja er sagt: „es fehlt ihm an ästhetischer Würde" und: „er wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich." — Gervinus nennt das ein übertrieben hartes Urtheil Schillers über Thümmels Werk, weil Schiller nur die ersten, nicht die letzten Bände gelesen hatte, fällt aber das viel strengere: „er fühlt sich in den Künsten des „Bösen schon so geübt, daß, wie ein Gesunder seinen Magen, so Er sein „Gewissen nicht mehr spürte." Nur von dem späteren Theile des Buchs sagt Gervinus [2]): „Er hängt sich nun mit einer Art Schwärmerei an die Szenen, die sein Herz rühren und bessern; man möchte sagen, Thümmel führt den Weg, den Wieland von der Schwärmerei zur Sinnlichkeit geführt hatte, grade zurück . . ." Uns scheint Thümmels Buch seine Zeit überlebt zu haben, doch werden manche reizende Schilderungen, wie sie vornehmlich der 5. Band darbietet, immer von dem großen Talente des Verfassers Zeugniß geben.

Thümmels Werke erschienen in der Ausgabe: M. A. von Thümmels sämmtliche Werke. 6 Bde. Lpz. bei Göschen. 1811—19. 8. (Mit Kupf. u. Vign.) — ders. 7. Bd. Auch u. d. T.: Leben M. A. v. Thümmels, von J. E. v. Gruner. Mit 1 Titelk. 8. Lpz. bei Göschen 1819. — M. A. v. Thümmels sämmtliche Werke. 6 Bde. Neue Ausg. Mit dem Bilde des Verf. und 5 Titelk. Lpz. Göschen. (820. 21.) 1832. Inhalt: 1. Bd. Vermischte Gedichte. — Die Inoculation der Liebe. — Wilhelmine. — 2—6 Bd. Reise in die mittägl. Provinzen von Frankreich. — Der heilige Kilian und das Liebespaar. Herausg. von F. F. Hempel. Mit 4 Kupf. Lpz. Brockh. 1818. — Aeltere Ausg. Reise in die mittägl. Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786. 10 Th. Mit Titelvign. u. Kupf. Lpz. Göschen 791—805. — Dasselbe in kl. Druck. 8 Th. Lpz. Göschen 791—805. — Wilhelmine, ein prosaisch-kom. Gedicht. N. A. Lpz. Weidm. 1811.

1. Schiller: Ueber naive und sentimentale Dichtung. Sämmtliche Werke Bd. 18. Stuttg. und Tüb. 1826. S. 282.

2) Gervinus a. a. O. V. 207.

— Erste Ausg. anon. Wilhelmine oder der vermählte Pedant. 8. Lpz. 1764. Franz. Uebers. par Huber. Lpz. 769. — Ital. Guiglielmina da Stockmar. Coburg. 784.

---

1. Beispiel. (Reise in der mitt. Prov. Th. I. S. 241.)

Den 21. December.

Heute in der Wärme eines Frühlingsmorgens bezog ich mein Dörfchen, das den Namen Coverac führt, und nur anderthalb Stunden von der Stadt entfernt ist. Es ist einem Baron zuständig, der um seinen König herumkriecht und sein Schloß unbesucht läßt, das ohne Hülfe unter seiner eigenen Pracht und Größe erliegt. Die kleinen Bauerhütten, die es umzingeln, sehen wie Brocken aus, die Wind und Wetter von seiner Felsenwand abgespült haben: aber sie liegen sicher und ruhig, indeß die zerstörende Zeit unermüdet an dem Einsturze des nachbarlichen Kolosses arbeitet. Ich nahm ohne Umstände Besitz von dem Kästchen, das Johann, mit einem Gefühl, das seinem Herzen Ehre macht, für mich ausgesucht hatte, und möchte es, so hölzern es ist, für keinen Preis gegen den traurigen Aufenthalt in jener Steinmasse vertauschen, die ihm zur belehrenden Aussicht gegenüber liegt. — Und die Bewohner dieser Hütte — wer wollte nicht mit ihnen zufrieden seyn?[1])

Reine, unverdorbene Natur! Warum verwies ich meinem Johann diesen Ausdruck, der, so oft er auch gemißbraucht wird, doch auf diesen gesunden, thätigen, fröhlichen Mann und auf sein junges, reizendes, liebevolles Weib so passend ist, daß ich für diese glücklich zusammen Gepaarten keinen schicklicheren ausfindig zu machen wüßte.

Ein Morgen Land, der an ihre Hütte anstößt, mit Oliven-, Feigen- und Maulbeerbäumen besetzt, eine Oelpresse und ein Behälter im Vorhause für ihre Seidenwürmer: das sind die einfachen Mittel ihres Unterhalts, und nie, sagen sie, habe sich noch Mangel und Schwermuth ihrer Schwelle genähert. Sie treiben ihre Handarbeit wie ein Spiel, durch das sie Hunger, Schlaf und Stärke der Liebe gewinnen. An die Seele denken sie nicht: diese ist bei ihnen ein Acker, der von selbst nur reine und gesunde Frucht tragen kann, und keiner mühsamen Bearbeitung bedarf. Die Kunst, zufrieden zu seyn, liegt ihnen in dem Herzen, wie die Kunst, zu sehen in den Augen. Sie nutzen diese natürlichen Eigenschaften, ohne einen Augenblick über die Mechanik derselben nachzudenken.

---

1) Es sind hier einige Zeilen, welche die patriarchalischen Sitten des Landmanns schildern, ausgelassen.

Da es für heute zu spät war, einen neuen Küchenzettel zu entwerfen, so mußte ich mich diesen Mittag mit ihrer gewöhnlichen Kost begnügen: und dazu gehörte fürwahr keine große Verläugnung. Kräftiger behaupte ich kann man nicht kochen, und freundlicher kann man nicht vorlegen, als dieses Weib. „Wer hat sie", sagte ich zu mir selbst, wenn sie durch Wahrheit und Einfalt ihrer Rede mein Herz an sich zog, „wer sie ohne Kenntniß, ohne Bücher, ohne Welt gelehrt, so bemächtigend zu werden? Oder ist eben dieser Abgang Ursache, daß sie es in diesem Grade ist?"

Mein Bette, mein hölzerner Stuhl und ein Tisch für meine Schreiberei und kleine Geräthschaften stehen hinter einem Verschlage, der beinahe das Viertel von der Stube einnimmt, und — damit sind hinlänglich die Grenzen des Eigenthums und der erkünstelten Schamhaftigkeit gewahret. Alles lehrt mich hier, unter welchem geringen Aufwande menschliche Zufriedenheit bestehen kann.

Ich bot meiner Wirthin einen Vorschuß von zwölf Laubthalern an, um die Kosten der vergrößerten Wirthschaft zu bestreiten, da sie ja wohl auch, so lange ich bei ihnen bin, meine Gäste seyn müssen. — Könnte ich mich immer so auslachen sehen!

„Wollen Sie ein Jahr bei uns bleiben, mein Herr?" sagte sie. „Was soll ich um des Himmels willen mit so vielem Gelde anfangen? Spärlich und nährlich! mehr kann mein kleiner Herd und meine Kochkunst nicht bestreiten. — Sie müssen, mein Herr, ich kann Ihnen nicht helfen, mit zwei Gerichten zufrieden seyn. Ihre Gesundheit und ihre Börse werden dabei gewinnen; und doch sollen Sie mit röthern Backen von uns gehen, als Sie mitgebracht haben. Geben Sie mir drei Stücke von Ihrer Münze; ich will zusehen, wie weit ich damit komme und übrigens thun Sie nur, als ob Sie zu uns gehörten. In zweien Tagen, wette ich, schicken Sie Ihre Arzeneien in's Spital, denn in unserm Dorf kann sie kein Mensch brauchen." — Und so flog sie, die sechszehnjährige Hausmutter, zu ihrer ungekünstelten Wirthschaft.

Der Mann übernahm, mich in Bewegung zu setzen. Er führte mich erst um das Schloß seines Lehnsherrn herum. „Wenn Sie", sagte er, die großen Säle sehen könnten, die hier über einander gewölbt sind, so würden Sie denken, der Mann habe zum Riesengeschlechte gehört; und doch soll er nicht mehr Mensch gewesen seyn, als sein Enkel, der ein so zierliches Männchen ist, daß er in einem Vogelbauer Raum hätte. Es hängt mancher Schweißtropfen meines armen Aeltervaters an diesen Steinen, der noch mit zu den dicken Mauern gefrohnt hat, die jetzt wieder einstürzen. Seit funfzig Jahren ist kein Rauch aus diesen verzierten Schornsteinen gestiegen. Die Besitzer dieses unnützen Gebäudes fliehen es wie einen Abgrund, der ihr Erbtheil verschlungen hat, und mir und andern stiehlt es die schöne Aussicht auf das freie Feld, das dahinter liegt. Da lobe ich mir doch die

kleinen Häuser von Klebwerk, wie das meine, die man ohne Kosten selbst flickt, wenn sie wandelbar werden — um ein geringes wieder aufbaut, wenn sie zusammen fallen, und in denen starke muthige Menschen wohnen, die darin grau werden."

Alles Verödete, liebster Eduard, läßt auch das Herz leer. Wir wurden erst froh, als wir das gesellige Dorf durchwandelten. Was für ein ganz anderes Gemälde für den Geist, gegen jene Einöde des kummervollen Stolzes! Hier war alles lebendig. Bald fuhr der Amorskopf eines rothwangigen Jungen zu seinem kleinen Fenster heraus; bald begleiteten uns die Rabenaugen eines blühenden Mädchens über die Gasse. Hier kam uns der Reif entgegengerollt, hinter dem ein Dutzend spielende Kinder hersprangen. Dort entblößte ein freundlicher Alter sein graues Haupt, um uns seinen patriarchalischen Segen zu geben. Aus allen Ecken, unter allen Strohdächern hervor, blickte Friede und Freude, Thätigkeit oder Ruhe nach vollbrachter Arbeit.

Welches Auge könnte so verwöhnt seyn, an diesen bevölkerten Hütten die Verhältnisse eines Palladio, und in dieser Männer Leben und den Spielen ihrer Kinder den Maschinengang der großen Welt zu vermissen?

Das Dorf ist reinlich, und seine Lage höchst angenehm. Ich machte auf unserm Rückwege noch eine Entdeckung, die mir viel werth ist. Sein kleines Gebiet schließt einen Berg ein, dessen mit Fichten, Mandelbäumen und Geniste bunt untereinander bewachsenen Gipfel ich mir zum Ziel meiner Morgengänge ersehen habe.

So fehlt mir hier nichts, was meine einfache Diät bedarf. Johann thut sich nicht wenig zu gute auf die Zufriedenheit, die er an mir wahrnimmt, und brüstet sich manchmal wie ein Magister, der sich seit kurzem zum Wegweiser der wahren Glückseligkeit, wie man sagt, habilitirt hat.

Den 22. December. 1) (S. 254.)

Nach dem köstlichen ländlichen Mahl, das mich an der Seite zweier guter Menschen erwartete, als ich hungrig zurückkam 2), führte mich mein Wirth auf den allgemeinen Kegelplatz des Dorfs, um mich mit einem Blicke die ganze Gemeinde kennen zu lehren. Der Nachmittag ist in diesem Lande nur dem Vergnügen — und keinem mehr gewidmet als dem Kegelspiele; und nichts kann wohl deutlicher von dem leichten Nahrungserwerb seiner Bewohner zeugen, als dieser Hang. Der Seidenwurm erfordert nur sechs Wochen Aufsicht und Wartung, wie unsre Kindbetterinnen, und belohnt dennoch dem Landmann weit reichlicher seine Mühe, als der fruchtbarste

1) Es fehlt einiges vom Morgen des Tages.

2) Nehmlich von dem vorhin geschilderten Berge.

Getreidebau und die fruchtbarste Frau bei uns. Die Olivenernte schlägt selten fehl, und der äußerst wohlfeile Preis des trefflichsten Weines zeugt von seinem Ueberflusse. Was für Forderungen können also diesen guten Leuten noch zu befriedigen übrig bleiben, als die Forderungen des Vergnügens?

Mein Begleiter war allen willkommen und ich mit ihm. Ich nahm indeß nur einen mäßigen Antheil an ihrem Zeitvertreibe, da ich nicht weit davon die jüngere Klasse des Dorfs nach dem Takte einer Leyer ihren Muth auswalzen sah. Ich stahl mich unvermerkt von der Seite meines Führers hinweg, und labte mein Auge an dem Ausdrucke der Freude — an den feurigen Blicken der Jünglinge und dem pochenden Herzen ihrer Geliebten. Blaise, mein Freund — immer erlaube mir, auch ihm diesen Nahmen zu geben — überraschte mich, da eben meine Augen auf dem liebevollen Gesichte eines Mädchens ruhten, das der Huldigung eines Sultans würdig gewesen wäre. Er sah es und fand ganz natürlich, daß mir dieses Geschlecht nicht gleichgültig sey. — —

2. Beispiel.

Das Thal Vaucluse. (Th. III. S. 302.)

Endlich hielt der Wagen. Wo bin ich? fragte ich voller Verwunderung. — „Zu Vaucluse", tönte mir mein Führer mit einer Stimme ins Ohr, die so kreischend war als das Knarren einer Thür, und die mich auf das unangenehmste aus meiner Ueberspannung zurückbrachte. Ich stieg aus, und die Blicke, die ich wild um mich herum schoß, prallten, wie die Strahlen der Morgensonne, von den nackten weißen Bergen zurück, die das steinige Thal, und in demselben den hohen spitzen Felsen mit der verfallenen Burg umkränzen, in welcher der Sänger der Liebe geweilt hat. Unter einem dunkeln Gewölbe am Fuße dieses Kreidengebirgs liegt der berühmte Quell, der zu Zeiten sich aus seiner Untiefe ergießt, und rauschend diese Marmorlandschaft überströmt. Fürchterlich mag alsdann der Anblick seiner Ergießung in den Schooß der todten Natur werden: aber still und beweglos sah ich sie jetzt allein um mich herum herrschen, und entsetzte mich über ihr ernstes Gesicht. Mein Herz hatte gehofft, sich in diesem durch liebliche Gesänge berühmten Thale gütlich zu thun; aber alles war ihm entzogen, woran es sich hätte schmiegen können. — Nicht einmal ein Oelbaum mit seinem unfreundlichen Grün — kein Gräschen, das sich durch die Spalten des Felsens stahl — kein abgestorbenes Hälmchen, woran auch nur der kleinste Wurm hätte saugen oder darauf ausruhen können! Ein paar einzelne armselige Hütten in Elend schmachtender Tagelöhner, die nur zur Zeit der Fluth einen gefahrvollen kleinen Verdienst erwarten, und indeß von Fremden, die der wohlklingende Name des Orts — wohlklingend wenn ihn ein Dichter ausspricht — und der Gedanke an seinen ehemaligen Bewohner hieher zieht, ein ungewisses Almosen erbetteln. Und diesen Wohnsitz der Bekümmerniß,

armer Petrarch! diesen abgestorbenen Theil unserer freundlichen Welt konntest du wählen? konntest in dieser Gefangenschaft von Bergen — in diesem Brennpunkte einer frei wirkenden Sonne gutwillig schmachten, um nur ungestört und abgezogen von allem, was an das Leben erinnert, dem einzigen Gedanken nachzuhängen, der den ganzen Reichthum deiner Wallfahrt und deines Nachlasses ausmacht? **Sit tibi terra levis!** Aber deine Laufbahn hienieden gefällt mir nicht. Ich fühle in Demuth, daß ich für so hohe Verläugnungen, als die deinigen waren, zu schwach bin, und möchte nicht eine Nacht für so eine Belohnung verwachen, als du erreicht hast. Ich bewundere dich, ohne dir nachzuahmen.

3. Beispiel.

Elias Stapert. (Band IV. S. 450.)

Elias Stapert ist ein abgedankter Skribent, dem ich durch meinen Kredit in Berlin eine Stelle in der dortigen Charité verschafft habe, wo Du ihn aufsuchen kannst, wenn Du Lust hast. Er war ehemals in der deutschen Kanzellei zu Warschau angestellt, und erzählte mir, man habe ihm dort zu seinem täglichen Geschäft eine gewisse Anzahl Berichte mit ihren Aufschriften an den König angewiesen. Der Rath, der die Koncepte zum Abschreiben unter die Kopisten vertheilte, band sie zwar nicht an die Uhr, wie gemeine Tagelöhner; aber er schien es so gut in der Hand und im Wurf zu haben, daß er genau jedem so viel zumaß, als er den Tag über leisten konnte, so daß sich keiner so leicht eine Freistunde zu erschreiben im Stande war. Nun hatte der arme Elias ein kleines Haus in der Vorstadt und ein hübsches Gärtchen daran, an das er immer dachte, wenn er zusammengedrückt an dem Schreibtische saß und nach Luft schnappte. Da kam er nun eines Tags zur Zeit der Rosenblüthe auf den unglücklichen Einfall, zwar nicht den Koncepten, die vor ihm lagen, aber der langen königlichen Titulatur bald hier, bald da ein Wort abzuzwacken. Sein erster schüchterner Versuch gelang so gut, daß er ihn ohne Bedenken wiederholte: endlich gewöhnte er sich mechanisch daran, und gewann durch diesen kleinen Kunstgriff an jedem Kouvert zwei Minuten, mithin an dreißigen eine volle Stunde, die er denn, Gott weiß mit welchen süßen Gefühlen, unter seinen Blumen hinbrachte. So hatte er, verschiedene Jahre vor der Theilung von Pohlen, dem guten König eine Provinz nach der andern, auf dem Umschlage Reußen und Preußen, auf dem andern Massovien und Samogitien, bald Podolien und Podlachien, bald Kurland und Semigallien abgenommen, ohne daß die politische Welt darauf achtete. Dieß machte ihn, wie das so geht, immer begehrlicher und dreister: er riß nun schon, besonders an heitern Tagen, dem Reiche einen Theil mehr ab, und dehnte die noch übrigen desto länger. Endlich, nachdem er sich einmal an dem: Ew. Majestät werden Sich allergnädigst zu erinnern geruhen — matt und hungrig geschrieben

hatte, erholte er sich so sehr an seinem schon um sechs Provinzen ärmern Monarchen, daß er ihm auch noch Smolenzko und Szarnicovien wegnahm. Das gab nun freilich, so sehr er seine Buchstaben ins weite spannte, dem Ganzen ein sehr leeres Ansehen.

Ein junger Rath, der mit den Kouverts spielte, während sich die andern mit dem Inhalte beschäftigten, nahm das Lückenhafte in der Aufschrift wahr, und that sogleich in pleno eine sehr emphatische Anzeige von seiner ominösen Entdeckung. Die ganze gelehrte Versammlung kam darüber in Aufruhr. Man verschob die laufenden Geschäfte des Tags über diesem außerordentlichen Vorfall, untersuchte nicht weiter die Eingaben, sondern die Aufschriften, ließ ältere Akten und noch ältere aus dem Archive holen, störte nach allen den königlichen Titeln, die von der Hand des armen Elias waren, erstaunte über seine langjährige Untreue, und berathschlagte sich nun über seine Bestrafung. Der eine Beisitzer votirte, des Exempels wegen, auf den Pranger, der andere, der vorsätzlichen Bosheit halber, auf den Staupbesen, ein dritter und vierter auf eine bloße Censur; am Ende vereinigten sie sich auf die Landesräumung, zu der sie ihm eine Frist von vier Wochen bewilligten. Er mußte nun seinen Platz am Schreibtische einer andern leidenden Kreatur, und seinen Gläubigern Garten und Haus abtreten. Mit nichts als einem Strauße, den er von seinen Nelken abbrach, die eben im Flor standen, und den er unterwegs mit mancher Thräne befeuchtete, verließ er die Stadt, bettelte sich nach Berlin, und kam endlich auch vor meine Thüre. Sein ehrliches Gesicht und seine traurige Geschichte rührten mich, und wie oft ist sie mir nach der Zeit eingefallen! Ich gab ihm ein reichliches Almosen, und sorgte in der Folge, wie ich Dir schon gesagt habe, für sein Unterkommen.

Kannst Du aber wohl glauben, Eduard, daß ich seitdem keinen königlichen oder fürstlichen Titel mehr sehen kann, ohne mich zu ärgern, und die armen Gebeugten zu bemitleiden, die sich an solchem Wortkram wasser- und lungensüchtig schreiben müssen? Wäre ich ein Fürst, ich wollte mich an der kurzen Aufschrift begnügen: An unsern gnädigen Landesvater, und Sorge tragen, daß ich nur diese verdiente. Ich würde einem solchen Propheten, als mein Elias war, kein Haar krümmen, und ihm gern die Stunde gönnen, die er an dem ausgehängten Plunder meiner Titel ersparte. Sie mögen so lang, so wahr oder so lügenhaft seyn als sie wollen, sie machen doch den, der sie führt, weder reicher noch klüger, befestigen sein Ansehen nicht mehr als sein Eigenthum, und rücken seine großen Anwartschaften um keinen Tag näher. Wie viel unzählige Stunden, die zusammen gewiß mehrere Menschenalter betragen, würden nicht zum Beispiele nur die Sächsischen Kanzellisten an der einzigen Zeile: Jülich, Cleve und Berg auch Engern und Westphalen, gewonnen haben, seitdem diese Floskel in unnützem Gebrauche ist, wenn man sie ihnen, zu einer klügern Beschäftigung erlassen

hätte! und wo läge denn der Schaden, der für ihre Herren daraus erwachsen wäre? Diesen Erlaß könnten sie ihnen sogar ganz keck als eine Zulage ihres ärmlichen Lohns anrechnen, und, so versäumt als es diese Klasse von Söldnern ist, würden sie es noch eher für baares Geld aufnehmen, als die leeren Versprechungen, mit denen man sie so gern von einem Jahre auf das andere verweist.

4. Beispiel.

Ein Thal bei Marseille. (Th. V. S. 125.)

[1]) Ich ergriff geschwind den Rockzipfel meines Führers, um seine Spur nicht zu verlieren, und tappte ihm nun, unsicher wie in der Nacht, durch die kühle Bergkluft nach, die so im Finstern fortlief, daß ich den Ausgang für noch sehr entfernt hielt, als auf einmal — Gott im Himmel! wie ward mir zu Muth! — eine Thür vor mir aufsprang, und mir — welch ein Uebergang von Blindheit zum Licht! ein Thal — ein unübersehbares und so entzückendes Thal öffnete, daß mein äußerer Mensch durch die heftige Bewegung, in die mein innerer bei diesem unnennbaren überraschenden Anblick verfiel, wie gelähmt davor stand, und mein Puls einige Sekunden stockte, ehe sich meine gen Himmel strebenden Hände erheben, und ein Strom von empfindsamen Thränen dem gepreßten Herzen Luft machen konnte. Ich habe dich oft, freundlich, schön und groß gesehen, mannigfaltige Natur, habe dich in der Pracht deines Schmuckes bewundert, den dir deine Freunde, und aus dem Flitterstaate gehoben, den deine Feinde dir anlegten; aber noch nie hattest du dich mir in deiner höchsten Herrlichkeit — nie zur Anbetung deines unermeßlichen Schöpfers in so unwiderstehlich anlockenden Reizen offenbart, als an diesem glücklichen Abende! — — [2])

Die Scheibe der Sonne, als wäre sie allein für dieses Thal geschaffen, hing, zu ihrem Untergange geneigt, gerade vor mir. Ein breiter schäumender, in die Tiefe stürzender Wasserfall schien ihr anzuhängen, und die letzten Goldmassen ihrer heutigen Spende zu übernehmen, um sie in flimmernden Körnern über das Abendbrod dieser glücklichen Thalbewohner zu streuen. Die Spitzen der hohen Berge, Träger des blauen Baldachins, der über der Königin schwebte, rötheten sich in ihrem Abglanz, und der Schimmer ihres Heimgangs flog zitternd über die unzähligen Gärten und Lusthäuser, die sich von allen Seiten in den sanftesten Abhang hinunterzogen. Der mit ihrem wallenden Lichte überschwemmte Teppich grünender Triften, der sich,

---

1) Sein Freund Saint-Sauveur führte ihn durch einen durchbrochenen Steinbruch zu diesem Thal nach seinem Landhause (Bastide). — 2) Es fehlen mehrere Betrachtungen.

soweit der Blick reichen konnte, in dem Grunde verbreitete, warf, mit den Gruppen ruhender Herden, in seiner unglaublich sanften Verschmelzung einen Wiederschein in die Höhe, der selbst ein sterbendes Auge noch würde erquickt haben. Die meinigen — ach! wie soll ich dir das Wohlbehagen versinnlichen, in dem sie schwammen! — Alle besseren Empfindungen meiner Seele schienen sich gegen meine Sehnerven zu drängen und aus ihnen Dank gegen Gott, Freude des Lebens und Zufriedenheit mit der Welt zu saugen.

---

2. Theodor Gottlieb von Hippel. 1741—1796.

Theodor Gottlieb von Hippel wurde am 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Schulrector war. Die Familie stammte von einem adligen Geschlechte ab, welches aber schon längst seinen Adel abgelegt hatte. Hippels Erziehung war mehr auf Bildung des Geistes gewendet und des Knaben Art zu studiren, sein Hang zur Einsamkeit, sein schwärmerischer Umgang mit den Geistern seiner Bücher, sein eingebildeter Verkehr mit Gott und der Geisterwelt zeugen von der Tiefe und Eigenthümlichkeit seines Gemüths. Vom Vater bis zur Universität unterrichtet, verdankte er doch den lebendigeren Anstoß zu wissenschaftlicher Thätigkeit und Ausbildung dem Prediger und Schulinspector Keber in seiner Vaterstadt. Sehr glückliche Fortschritte machte er in Sprachen und Wissenschaften und neigte sich früh zur Dichtkunst und Tonkunst. Schon in seinem funfzehnten Jahre ging er auf die Universität Königsberg, dem Wunsche des Vaters gemäß Theologie zu studiren, doch vernachlässigte er nicht das Studium der alten Sprachen und trieb Mathematik und Philosophie, die letztere erst am Ende seiner akademischen Laufbahn unter Kant. Sehr vortheilhaft wirkte auf ihn der Umgang mit dem holländischen Justizrath Woyt, einem eleganten römischen Juristen, von dem er auch die holländische Sprache lernte. In seinem Hause wurde er mit dem russischen Lieutenant von Keyser bekannt, mit welchem er 1760 nach Petersburg reiste, im väterlichen Hause des Freundes (der Vater war Viceadmiral zu Kronstadt) sehr freundschaftlich aufgenommen wurde und die Sitten der großen Welt kennen lernte. Auch Katharina II. sah er und wurde für sie begeistert. Die Liebe zum Vaterlande zog ihn aber nach Königsberg zurück, wo er kurze Zeit Hauslehrer bei einer sehr gebildeten adelichen Familie war, aber schon 1762 von neuem die Universität Königsberg bezog um die Rechte zu studiren. Er liebte ein sehr schönes und vornehmes Mädchen und um

sie zu erlangen, schien es ihm nöthig, vornehm und reich werden zu müssen, wozu sich ihm bessere Aussichten bei den juristischen als bei den geistlichen Studien darboten. — Was Hippel aber mit ganzer Kraft ergriff, setzte er auch durch. Anderthalb Jahre lang schränkte er sich auf unglaubliche Weise ein. „Nackt flieh ich in der Weisheit Arme" sagte er mit Uz, aber 1765 wurde er schon Advokat beim Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichts-advokat, 1772 Assessor des Stipendiencollegiums, bald darauf Kriminalrath, dann Stadtrath, Hofhalsrichter und Kriminaldirector, und zeigte oft in seinen Aemtern die große Macht seiner Beredsamkeit. König Friedrich II. ernannte ihn 1780 zum dirigirenden ersten Bürgermeister in Königsberg und zum Policeidirector mit dem Character eines Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Als solcher war er die eigentliche Hauptperson in Königsberg, entsagte aber nun seiner früheren Liebe und glaubte im ehelosen Stande Größeres wirken zu können. Er ließ auch jetzt vom Kaiser den Adel seiner Familie wieder erneuern, weil er beabsichtigt haben soll Minister zu werden. Doch sanken seine Kräfte zu früh dahin. Er starb, bis ans Ende thätig, schon am 23. April 1796 und hinterließ ein großes Vermögen von anderthalb hundert tausend Thalern.

Hippels Charakter war voll von Sonderbarkeiten und Widersprüchen. So finden wir bei ihm neben Klarheit des Verstandes Schwärmerei der Gefühle und Hang zum Aberglauben, neben einer an Andächtelei gränzenden Frömmigkeit und warmer Liebe zur Tugend und Pflicht unlautere Leidenschaften und Sinnlichkeit, neben schwärmerischer Freundschaft planmäßige Verstecktheit auch gegen den Geliebtesten, neben Humanität Despotismus, neben leidenschaftlicher Liebe zur einfachen Natur Künstelei in seinem ganzen Thun und Lassen. Er war ein geschickter, unermüdet thätiger, pünctlicher und ordnungsliebender Geschäfftsmann, die Seele seines Collegiums, nach Kant ein Plan- und Centralkopf. — Als Schriftsteller ist er höchst originell, der ausgezeichnetste Humorist vor Jean Paul. Auch hier finden sich die Widersprüche seines Lebens. Er ist der größte Lobpreiser der Ehe und lebt ehelos, „der Verfasser des Mannes nach der Uhr" und ging stets ohne Uhr. Durch sein Buch über die Ehe ist er am meisten bekannt geworden und hat darin die Rechte der Weiber auf's beredteste vertheidigt, dies auch nachher in einer eignen Schrift dargestellt. — Sein Hauptwerk sind: Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beilagen A. B. C. Sein Zweck war dabei, Kants Ideen mehr zu popularisiren und zu verbreiten, was freilich vielen Lesern verborgen geblieben sein mag. Er hielt sich bei seinen Schriften so lange nur möglich anonym.

Sein Werke sind folgende: Ueber die Ehe. 1774. 8. Berl. Voss. 2. Aufl. 1775. 3. Aufl. 1792. 4. Aufl. 1795. sehr vermehrt 7. Aufl. 1841. Das Werk ist in 8 Cap. getheilt: 1. Klagen über die Vorurtheile beim Heirathen. Traum zur Abhelfung. 2. Der Endzweck der Ehe. 3. Warum

die Ehen heilig genannt werden? 4. Ueber die Treue in der Ehe. 5. Ueber die Herrschaft in der Ehe. 6. Zum Besten der Jünglinge. 7. Für die Mädchen. 8. Die Wittwer und Wittwen). — Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beilagen A. B. C. Meines Lebenslaufs erst. Th. Berl. 1778. — Meines Lebenslaufs. Zw. Th. Beylage A. und Beyl. B. Berl. 1779. — Dritt. Th. Erst. Bd. Berl. 1781. — Zw. Bd. Beyl. C. Beschluß. Berl. 1781. (Mit schönen Kupferstichen v. Chodowiecki). — Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. Von dem Verf. der Lebensläufe in aufsteigender Linie. Erst. u. Zw. Bd. Berl. 1793 u. 94. 8. Mit Kupf. — Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berl. 1792. 8. (worin den Weibern alle Rechte der Männer im Staat eingeräumt werden). — Kleinere Schriften sind: Rhapsodie. Königsb. 1763. 8. — Der Mann nach der Uhr. Lustsp. das. 1765 neue Aufl. 1771. 8. (Auch im Theater der Deutschen. Erst. Th. Zw. Ausg. Berl. u. Lpz. 1768. S. 264.) — Die ungewöhnlichen Nebenbuhler. Berl. 1768. gr. 8. — Freimaurerreden. Berl. 1768. 8. — Geistliche Lieder. Berl. 1772. — Handzeichnungen. nach der Natur. Ebend. 1790. — Zimmermann I und Friedrich II von Joh. Heinr. Fried. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London. (Berlin). 1790. 8. — Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen. Berl. 1792. 8. — Ueber weibl. Bildung. Berl. 1801. 8. — Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl. Das. 1804. 8. — Eine Ausgabe sämmtlicher Werke ist: Theod. Gottl. v. Hippel sämmtl. Werke. 12 Bde. (Mit H.'s Bildn. u. 2 Facsim.) 8. Berl. 1827—28. Reimer. Mit 16 Kupf. v. Chodow. Auf weißem Pap. mit und ohne Kupf. u. Velinpap. (Inh.: 1—4. Bd. Lebensl. 5. Bd. Ueber die Ehe. Aufl. 5. 6. Bd. Verbesserung der Weiber. 7. Bd. Kl. Schriften: weibl. Bild. Handzeichn. Geistl. Lieder. Gedichte. 8. u. 9. Bd. Kreuz- u. Queerzüge. 10. u. 11. Bd. Kl. Schriften: Zimmerm. I. Freimaurerreden. Pflichten des Maurers, die beiden Lustsp. u. d. kleinen Staatsschriften. 12. Bd. Leben Hippels, zum Theil von ihm selbst, von Schlichtegroll und Borowski). — Bd. 13. 14. Briefe. Berl. 1838—39. Reimer. — Blumenlesen aus Hippels Schriften: Geistes und Herzensergießungen. Pesth. 1816. 12. und Blumenlese a. H. Schriften von K. L. Kannegießer. Bresl. 1841. 8.

---

1. Beisp. Aus: Ueber die Ehe.

Fünftes Kapitel. Ueber die Herrschaft in der Ehe. (S. 248.) 1)

Das andre Geschlecht ist schwach; wie will es befehlen? es ist zum schmeichelnden Bitten geboren; wie will es schelten? es ist schön; wie will

1) Wir nehmen deutsche Lettern statt der lateinischen.

es seine Gesichtszüge entstellen? — Der Verstand der Weiber, der über den unsrigen so oft triumphirt, der Alles auf Worte setzt und Alles überreden kann, wird sie nie sinken lassen; und wenn wir nach den Sternen sehen und fallen, sind es die Weiber die uns aufhelfen, wenn wir uns in Abstraktionen verloren haben, sind es die Weiber, die uns orientiren! Sie besitzen eine praktische, wir eine theoretische Vernunft. — Rousseau sagt: die Frau hat mehr Verstand und der Mann mehr Genie; die Frau beobachtet und der Mann philosophirt darüber. — Mit dieser Anmerkung könnte man sich vertragen, obgleich in den Oden der Sappho ein so hohes Ideal und eine so erhabene Einfalt liegen, daß kaum ein männlicher Dichter sie übertroffen hat; wenn aber Hans Jakob[1]) in seinen Behauptungen sich so weit versteigt, daß er sagt, die Weiber lieben keine Kunst, und verstehn sich auf keine; ja, wenn er ihnen sogar geradezu alles Genie abspricht: so wird er sich schwerlich von aller Partheilichkeit losmachen; und seitdem wir seine Bekenntnisse haben, läßt sich dieses alles auf ein Haar erklären. Zugegeben, daß Streit und Zank weibliche Trutzwaffen ausmachen, (die einzigen, die wir ihnen gelassen haben und die wir ihnen nicht nehmen konnten) wodurch die Weiber mehr ermüden als in die Flucht schlagen; und daß Neugierde, Leichtgläubigkeit, Neid und Schadenfreude ihre bösen Eigenschaften sind, an denen unser Geschlecht, leider! gewiß auch keinen Mangel hat: gehören dagegen nicht zu den guten weiblichen Eigenschaften sinnreicher Witz, Geduld und eine gewisse kosmopolitische Liebe? Unserem Geschlechte scheint mehr Familien- und Vaterlandsliebe eigen zu seyn. Denn, haben die Weiber ein Vaterland? sind sie nicht verpflichtet, der neuen Famile, in die sie durch ihre Männer treten, alles, sogar ihren Namen, zum Opfer zu bringen? Auch ist ihre Empfindung inniger und schneller; und da wir bei aller Vernunft-Höhe und Tiefe uns doch am Ende mit Glauben behelfen müssen, so verstehen es die Weiber, diese Gelegenheit zu ihrem Vortheile zu benutzen, lassen die Vernunft in optima forma an ihren Ort gestellet seyn, und und wenden sich gerades Weges an das Herz. Die wichtigsten Bekehrungen sind durch Weiber geschehen: zu öffentlichen Reden sind sie nicht aufgelegt; dagegen geboren zum Colloquiren: so können viele Menschen nicht zehn Schritte gehen, welche die ganze Nacht zu tanzen im Stande sind. — Wann, wo und wie haben die Weiber auf Staatsgeschäfte Verzicht gethan? Daß sie sich die Stimmen im Volksgerichte nicht nehmen lassen, wissen wir Alle. — Je länger man sich nicht entblödet, den Weibern Stimme und Sitz in allem dem, was Vaterlands- und Staatswürde betrift, so ungerecht zu nehmen; je ärger wird dies Geschlecht ausschweifen, sobald die Zäume des Zwanges und der Sklaverei zerrissen sind. — Schon ist der Schwächere immer der Grausamere; allein wenn man den Schwächern noch obendrein

1) Rousseau: Jean Jacques.

künstlich schwächer macht, als er es schon von Gottes und von der Natur wegen ist: was und wer kann diesen zu Kraft gekommenen Schwachen halten? — An Gesetze glaubt dies Geschlecht wenig oder gar nicht, weil es keine Stimme dazu zu geben eingeladen ward; an Flittergold der Größe unserer Hohen und Weisen eben so wenig. Es ist kaum glaublich, was für dreiste Grundsätze das Geschlecht in Rücksicht der Verbindlichkeit heget, zu geben dem Kaiser was des Kaisers ist und Zoll, dem der Zoll gebühret! — — Weiber sehen mehr als wir ein, daß Weisheit und Hoheit die Fehler der Menschen zwar verheimlichen und überglänzen, allein nicht heben: sie lauern den Weisen und Hohen gewaltig auf den Dienst, um sie jede in Herrlichkeit verkleidete Schwäche auf der Stelle empfinden zu lassen oder sie ihnen schalkhaft nachzutragen. Will man dreiste Urtheile über regierende Herren, über ihren Leib oder über ihre Seele, über die sieben Weisen des Landes und seine siebenzig mal sieben Vorsteher hören: so gehe man zum Orakel eines aufgeweckten Weibes, und sie wird ihr Urtheil und Recht eben so frei aussprechen, als mit Gründen belegen. — Auf diesem Geschlechte ruht der Geist der Revolution. — Voltaire und Rousseau gingen in ihre Schule. Der Gedanke: „Akademiker wären Mönche der Wissenschaften, der Litteratur und der freien Künste;" ist der Gedanke eines Weibes. Sehr viele Galanterien der Weiber, in die sie sich verwickeln lassen, entstehen nicht aus Neigung und Liebe, sondern aus Hang zur Herrschsucht; — sie zeigen, daß sie durch alle Unterdrückung nicht tief genug herunter zu bringen sind, um willenlos zu werden, und entschädigen sich durch die Ehre, daß sie Könige und Fürsten, Minister und Weise, Geistliche und Dichter an Ketten öffentlich herumleiten, und machen alle Theorien durch ihre Praxis zu Schanden, bis der Zeitpunkt erscheinen wird, wo sie öffentlich zeigen, wer sie von Naturwegen sind! Man sehe die Geschichte und man wird finden, daß, wenn gleich die Weiber nicht regierten, Alles doch durch sie regiert ward, und daß sie sich durch alle Schwierigkeiten durchzubringen verstanden, um so oder anders zu diesem Ziele zu kommen. Themistokles fand keine Bedenklichkeit zu gestehen, daß sein Sohn ganz Athen regiere, indem seine Gemahlinn den Willen ihres Sohnes und Er den Willen seiner Gemahlinn habe. [1]) — Die Herrschaft der männlichen Römerinnen über die weiblichen Römer kann hier zum Beweise dienen; und — wurden nicht die verderbtesten Männer von ihren ähnlichen Geliebten viel unumschränkter, als brave Männer von ihren würdigen Gattinnen, beherrscht? ob man gleich bei den Römern den Weibern nur blutwenige Rechte zugestand, eben darum, dünkt mich, waren die Weiber so mächtig — und eben darum sind sie es nach Zeit, Ort und Gelegenheit auch noch jetzt. — Caesonia und Drusilla hatten viel mehr Gewalt über den Caligula, die Messalina und

1 Es war vielmehr Perikles und der Sohn der Aspasia.

Agrippina über den Claudius als die liebenswürdige Agrippina über den Germanicus. Man lasse das andere Geschlecht zu Worte kommen, und man wird bei seinem Ueberhange zum Guten und bei seinem Weltpatriotismus mehr gewinnen als es selbst. Schon im Kleinen äußert sich zuweilen, was im Großen werden kann. So findet zum Beispiel in England bei den Wahlen der Parlamentsglieder eine Herzogin es unbedenklich, für Fox zu werben und Kohlenträger mit Küssen zu bestechen.

2. Beisp. Aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie.

Erster Theil. (S. 25.)

So geheim mein Vater mit seinem Vaterlande und seiner Familie war; so freigebig war meine Mutter so oft sie von ihrer Familie Etwas zu erzählen Gelegenheit hatte. Sie wußte sich sehr viel damit, daß sie, wie sie sagte, aus dem Stamme Levi wäre und zählte fünf Priester oder (damit die in Kurland herrschende lutherische Kirche, kein Aergernis nehme) Prediger-Ahnen, von Vater und vier von mütterlicher Seite. Einer ihrer Ahnherren war Superintendent, und zwei waren Präpositi gewesen. Sie rechnete sich wiewohl von der Seitenlinie zu den Verwandten des Superintendenten Paul Einhorn, dessen Vater Alexander Einhorn der zweite kurländische Superintendent gewesen war, und wenn sie an den Eifer dachte, mit welchem der Ehrn Paul Einhorn sich der Annehmung des gregorianischen Calenders widersezet; so schien es, daß sie der nemliche einhornsche Eifer beseelte. Es hat dieser würdige Eiferer sich die Calendermärtyrerkrone errungen, indem er im Jahre nach Christi Geburt 1655 Dominica XI post Trin. auf der Kanzel mitten in einer Calenderpredigt blieb und sein ruhmvolles Leben mit den Worten: verflucht sei der Calend- — sanft und selig endete. Mein Vater schien beständig besorgt zu seyn, es würde meine Mutter eine Märtyrerkrone in ihrem Bluträchereifer überraschen, weshalb er sie bei der Hand zu nehmen und zu sagen pflegte: „fasse dich, mein Kind, die Sache ist beigelegt, wir schreiben heute den — VI —" Meine Mutter hielt indessen bis an ihren Tod den gregorianischen Calender für ein kezerisches Buch und ließ sich nie Ader, wenn im Calender das Zeichen zum Gutaderlassen stand. Es mußte kein Haar im Pastorat verschnitten werden, wenn der Calender hiezu anrieth, und alles was sie nur erreichen konnte mahnte sie ab Holz zu fällen, Kinder zu entwöhnen oder sonst eine Medicin zu brauchen wenn der Calender es gut fand. Es war ein Glück für sie, daß diese ungestempelten Tage die meiste Zeit für sie und die lieben Ihrigen gut ausfielen; es war aber ein Unglück für den gregorianischen Calender, denn sie nahm eben hiedurch einen Grund mehr dawider zu reden, und dem Herrn Superintendenten Einhorn zu parentiren.

(S. 30.) Ich kann es nicht schicklicher anbringen, daß meine Mutter bey aller Gelegenheit feierlich war. Es ward im Pastorat mit nichts anders als mit Weyhrauch geräuchert: alles was meine Mutter vornahm ward besungen. Dies ist der eigentliche Ausdruck. Die Natur hatte sie mit einer sehr melodischen Stimme ausgestattet. Das Bewustseyn dieser Mitgabe der Natur war indeßen nicht die Ursache ihres treufleißigen Gesangs. Meine Mutter wird die Ursache hievon gelegentlich selbst angeben. Sie fing sobald ihr Etwas zu Herzen ging, einen Vers eines geistlichen Liedes in bekannter Melodie aus freier Faust (um ihren einhornschen Ausdruck nicht zu verfälschen) zu singen an, den alles, was zu ihrem Departement gehörte mit anzustimmen verbunden war. Sie sang mit Kind und Rind. Es war dahero natürlich, daß jedes so bey ihr in Diensten war Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Hausmädchen vergeben wurde. Vor diesem hatte meine Mutter, nach ihrer selbst eignen Relation die Gewohnheit gehabt, einen jeden herzlichen Vorfall mit einem ganzen Liede zu bezeichnen; mein Vater indeßen, der anfänglich bemüht gewesen, diese Gewohnheit völlig abzuschaffen; hatte sie doch am Ende nachlassen müssen. Sie ward aber von ihm bis auf einen Vers eingeschränkt, den meine Mutter nicht um die Herzogthümer Curland und Semgallen gelassen hätte.

Ich hab es oft erfahren, daß mein Vater zuweilen den zweiten Discant extemporirte und meiner Mutter zum Munde sang, so daß er mithin von seiner vorigen Meinung a posteriori abgegangen war. Meine Mutter rechnete ihm diese Bekehrung im Conto sehr hoch an und je lauter er mitgesungen hatte, je mehr wurde ihm zu gut geschrieben. Sie wußte sogar den Zeitpunct anzugeben wenn mein Vater, der, wie die Folge zeigen wird, keine Anlage zum Geistlichen besaß, aufgehört hatte ein Liederstürmer zu seyn und diesen Zeitpunct werden wir übermorgen (ich rechne nach mir und bitte meine Leser deshalb um Verzeihung) erreichen. Meine Mutter wußte den Rückfall meines Vaters, den sie des zweiten Discants unerachtet, noch immer befürchtete, so sehr zu verhindern, daß sie seine Lieblingslieder den ihrigen vorzog: obgleich sie es auch mit ihren Lieblingen nicht verdarb, unter denen einige waren, bei denen mein Vater unmöglich den andern Discant singen konnte.

Das Lied Ich bin ein Gast auf Erden schien für meinen Vater gemacht zu seyn und fast ward kein Glas gebrochen, ohne daß meine Mutter nicht anstimmte

Die Herberg ist zu böse
der Trübsal ist zu viel.
Ach komm mein Gott und löse
mein Herz, wenn dein Herz will;

komm mach ein seelges Ende
mit meiner Wanderschaft
und was mich kränkt das wende
durch deinen Arm und Kraft.

Ich wette, wenn meine Mutter mit diesem Liede meinen Vater gleich zu Anfang bestochen hätte, sie würde nicht auf einen Vers begränzt worden seyn. Kaum hatte einer der zwoen Streiter [1]) über die Namen von Curland Lettland und Semgallen Abschied genommen, und gleich sang ihm meine Mutter nach

Wo ich bisher gesessen
ist nicht mein rechtes Haus;
wenn mein Ziel ausgemessen
so tret ich frey heraus
und was ich hier gebrauchet
das leg ich alles ab,
und wenn ich ausgehauchet
so scharrt man mich ins Grab.

Gerne, das weiß ich, hätte sie unter der Predigt: vom Vaterlande wie an hohen Festen diesen Vers angestimmt, wenn sie geglaubt hätte meinem Vater hiermit einen Liebesdienst zu erweisen. Seine Singzeit indessen war noch nicht kommen, und außerdem hatt' er den Grundsatz die Andacht gehör' ins Kämmerlein. Der Gesang blieb also blos unter den Hausgenossen.

(S. 41.) Nach dem Luther (sagt die Mutter) muß ich gestehen keinen bessern Liederdichter als Gerharden zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt das auserwählte Rüstzeug Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete wärend dem Kirchengeläute könnte man sagen. Ein gewißer Druck, eine gewiße Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein Gast auf Erden und überall in seinen hundert und zwanzig Liedern ich wünschte wol es wären einhundert und siebenzig wegen der sieben [2]) — ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Gerhard nach der seelgen Ewigkeit. Schwermüthig —

Recht, sagte mein Vater, allein weißt du auch warum?

---

1) Es ist vorher von zweien Freunden des Vaters die Rede, welche mit ihm über Ableitung der Wörter Curland, Semgallen u. s. f. stritten, „zwoer" ist freilich falsch und weiblich, muß also zweier oder zween heißen.

2) Sie hatte vorher gesagt, bei Gerhard habe man vier Sieben zu behalten: „Im Jahr 16 sechs und siebenzig, den siebenzehnten May im siebenzig„sten Jahre und in Hinsicht des Zweifels wegen seines Sterbetages sieben und „zwanzig."

Warum? meine Mutter „weil er nach dem vorgesteckten Kleinod blickte."

Weil er ein böses Weib hatte — sobald ihn Gott von dieser bösen Sieben erlösete, war keine Sonnenwende mehr in seinem poetischen Gärtchen. Er sang; allein, es sang kein Gerhard mehr. Was die Xantippe dem Sokrates war —

Dieser Blitz traf das Wort auf der Zunge meiner Mutter, es bebte noch eine Minute auf der bläulichten Oberlippe, allein es war so matt, daß es in der Geburt seinen Geist aufgab. Meine Mutter, die sich ihres Geschlechtes überhaupt anzunehmen gewohnt war, mußte von meinem unlevitischen unpoetischen Vater, der zum zweiten Discant nur par bricol gekommen war erfahren, daß er die Asche einer Oberpastorinn entheiligte und ein Sacrilegium begieng. Das war mehr als sie tragen konnte! — Sie verstummte vor ihrem Scherer und nach einer guten Viertelstunde allererst, nachdem das Herzgespann nachgelassen, sang sie ohne zu sagen von wem das Lied gedichtet war

Wenn böse Zungen stechen
mir Glimpf und Namen brechen
will ich bezähmen mich,
das Unrecht will ich dulden
dem Nächsten (meine Mutter sang dieses Wort mit einem tiefen Seufzer) seine Schulden
verzeihen gern und williglich.

Dieses war auf heute genug am Gemälde meiner Mutter. Daß sie Gedächtniß und wo nicht eine poetische Puls- so doch Blut-ader wo nicht praßlendes Odenfeuer, so doch eine glühende Kohle vom Altar gehabt, werden meine Leser selbst gefunden haben. Noch einen Zug um die Nase herum, der sich eben bey mir meldet, und es übel nehmen könnte; wenn ich ihn nicht so spät es auch ist, beherbergen solte. Meine Kreutzbare Mutter war eine so große Verehrerin der Reime, daß sie sogar ein Gelübde abgelegt hatte, gewiße Worte nie zu trennen. Kern und Stern, Rath und That, Kind und Rind, Hack und Pack, Dach und Fach, Knall und Fall u. s. w. waren nach ihrer Meinung Zwillinge, Doppelbrüder. Außer diesem behauptete sie, daß gewisse Reime für einander gebohren, im Himmel geschlossen wären, und durchaus ins Eheband treten müßten als da sind Stank und Dank, Mund und Pfund, Glimpf und Schimpf, Noth und Tod, Kleider und Schneider, Student und Recensent, Schelm und Helm — „Was Gott zusammen fügt" pflegt sie zu sagen „soll der Mensch nicht scheiden". Wer solche Reime trennt scheidet eine „Ehe, und wer einen andern Reim in diese Stelle aufnimmt, heyrathet im verbotenen Grade."

3. Beispiel.

Minens Begräbnißtag [1]) (Lebensläufe. Th. II. S. 627.)

Minens Begräbnißtag war so schön, wie ihr Sterbetag, als wenn sich diese Tage beredet hätten gleich schön zu seyn und sich einander nichts nachzugeben. Schon des Morgens ward geläutet. Nachmittag gegen 5 Uhr wieder, und dies war ein Wink, daß sich ein großer Theil aus dem Dorf, Weiber und Männer, versammleten. Die meisten, nicht alle, waren schwarz gekleidet. Unter diesen zu Hauf geläuteten war auch der Organist, und einige wenige Kinder.

Diese letzten stellten sich paarweise vors Hauß, und fingen das Lied an: **Was Gott thut, das ist wohlgethan!** welches die versammelte Gemeine inbrünstig mitsang.

Die Knaben und ihr Lehrer giengen darauf voraus, mit dem Liede: **Ich hab mein Sach Gott heim gestellt.**

In der Kirche fanden sich alle Mädchen um Minchens Sarg zusammen, nicht mit Blumenkränzen. Daran dachte niemand: der Fall war zu rührend, um ihn mit Blumen zu verderben. Sie sangen aus der Tiefe ihres Herzens, so beteten sie auch. Es hatten sich von freien Stücken zwölf Mädchen gemeldet, Minens Leiche zu tragen, und zu versenken; allein der Prediger liebte keine Neuerungen, und der Prediger blieb bei der Sitte in diesem Kirchspiel, daß die Aeltesten im Dorf sie trugen. An andern Orten, bemerkte der Pfarrer, sind die Jüngsten, Träger. Ich will es so lassen wie ich es gefunden habe. Diese verließen den Sarg, nachdem sie ihn vor dem Altar gesetzt hatten, und mehr als zwanzig junge Mädchen traten in ihre Stelle.

Während der letzten Strophe des Liedes:

Amen! mein lieber frommer Gott,
bescheer uns all'n ein'n selgen Tod.
Hilf, daß wir mögen allzugleich,
bald in dein Reich
kommen und bleiben ewiglich!

trat der Prediger auf den Altar. Er hielt nach diesem Gesang eine Red' über die Worte aus der Offenbarung Johannis des dritten Capittels eilften Vers: **Siehe, ich komme bald, halt, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.**

Die herzliche Art, mit welcher der Prediger den Text behandelte, war alles, was ich von dieser Rede hörte, oder eigentlich behielt. Ich war an Minens offenem Grabe! [2])

---

1) Mine war die Braut Alexanders, war ihrem Vater, welcher sie dem Hrn. v. E. in die Arme liefern wollte, entflohen und starb auf ihrer Flucht bei einem Landgeistlichen. — 2) Es fehlen einige eingestreute Betrachtungen.

Der gute Prediger hatte mehr Liederstellen in seiner Sermon angebracht, die er mit einer Stroph' aus einem alten Kirchenliede schloß:

Darum, du milde Erd,
halt dieses Pfand in Werth!
Was Gott zu Ehr'n erbaut,
das wird dir jetzt vertraut.
Gott wird sein schön Bild in Lenzen
des jüngsten Tags ergänzen;
mit Ehren wird es glänzen!

Es war ziemlich dunkel in der Kirche geworden, und dies war ein freiwilliger Beytrag zur Feyerlichkeit. Dieses heilige Dunkel! Noch liegt es vor meinen Augen und vor meiner Seele! — — Nach der Rede ward eine Stille. Dies würkte fast mehr auf mich, als alles — zu selten bedient man sich dieses Rührungsmittels.

Auf einmal fing ein Mädchen, das ganz weis gekleidet war, und das ich noch nicht gesehen hatte, allein zu singen an: Sie stand dicht am Sarge — —

Gehabt euch wohl, ihr meine Freund'
die ihr aus Liebe um mich weint — —

Die ganze Gemeine antwortete mit dem Liede:

Nun laßt uns den Leib begraben!

und so giengs durchs ganze Lied hindurch. Es waren zwey Gehabt euch wohl Sänger, und zwey Gehabt euch wohl Sängerinnen in der L — Gemeine, die bei dieser Ceremonie weiß gekleidet waren, ein Alter, eine Alte, ein Jüngling, ein Mädchen.

Ich will sehr gern zugeben, daß nicht alle, sagte mir der Prediger, nachdem wir Minen in ihre Schlafkammer begleitet hatten, die Art billigen werden, einen Todten redend einzuführen, und ihm Abschiedsworte in den Mund zu legen; wenn wir aber hoffen, daß die Seel' in Gottes Hand sey und lebe, warum nicht?

So viel weiß ich, daß mich dieser Ueberfall anfangs erschüttert, nachhero sanft bewegt hat. Die Strophe:

Mein Elend, wie auch mein Beschwerd,
wird nun verscharrt mit kühler Erd.

Was für Thränen hat sie mir gekostet? — Am meisten rührten mich folgende Stellen:

In dieser Welt war Angst und Noth.
Bekümmerniß, zuletzt der Tod!
Nun aber schwindet alles Leid,
und folget drauf die Ewigkeit!

* * *

So lasset mich in stolzer Ruh
und geht nach eurer Wohnung zu.
Bedenkt, wie bald euch Gottes Hand
versetzen kann in diesen Stand!

und dann die letzten Worte:

Ich scheide, lebet alle wohl!
seyd Hoffnung=Liebe=Glaubensvoll;
ein jeder sterb der Sünden ab:
so kommt er selig in das Grab!

Was mich, versunken in Empfindungen, bey der Hand nahm und herauszog, war das Lied: Nun danket alle Gott! das gleich darauf angestimmt ward.

Es war die Gewohnheit in L —, daß die Kirche nie anders als nach einem Lobgesang, geschlossen wurde. Haben wir nicht, sagte der Prediger, da ich ihn darüber in seinem Hause befragte, haben wir nicht Ursach, Gott für alles zu danken? Können wir aber, würde mein Vater entgegengefragt haben? Die zweite Strophe, die meines Vaters Lieblingsstrophe, und mehr Gebet als Dank enthält, sey uns allen heilig!

Der ewig reiche Gott u. s. f.

Die Leiche ward ohne Gesang von den Alten herausgetragen, und versenkt. — Die erste Schaufel Erde, die auf's Sarg fiel — noch überfällt mich ein Schauer, wenn ich mir diesen dumpfen Ton zurück denke! Wenn ich ihn zurückhöre! Mensch du bist Erde, und wirst zur Erde werden! Das lag drin.

Der Pastor sprach die Kollekte nach der ersten Schaufel Erde, und den Beschluß machte das Lied:

O, wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen,
die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seyd entgangen
aller Noth, die uns noch hält gefangen!

und nach diesem Liede gingen wir unserer Wohnung zu.

---

3. Johann Paul Friedrich Richter. 1763—1825.

Johann Paul Friedrch Richter wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel, einem freundlichen Städtchen am Fuße der Lurburg, der Krone des Fichtelgebirges, im Fürstenthum Baireuth geboren. Sein Vater war damals Tertius (oder nach andern Angaben Rector) der Schule zu Wunsiedel und wurde nachher Pfarrer zu Schwarzebach an der Saale. Schon früh zeigte der Sohn die glücklichsten Anlagen, welche der Vater selbst auszubilden ernstlich bemüht war, wie er ihn auch, da die schönen Talente vom treusten Fleiße unterstützt wurden, so weit brachte, daß er im Jahre 1779 in die erste Klasse des Gymnasiums zu Hof gesetzt werden konnte. Nur ein Jahr besuchte Richter das unter seinem trefflichen Rector Kirsch blühende Gymnasium, worauf er mit dem besten Zeugnisse, nachdem er eine Abschiedsrede (uti novorum recte excogitandorum studio nihil melius sit, ita novitatis adfectatione nihil esse deterius) gehalten, 1780 auf die Universität zu Leipzig entlassen wurde. Er wollte hier zunächst Theologie studiren, aber seine dichterischen Anlagen und sein schwärmerischen Gefühlen sich hingebender Sinn führte ihn bald von dem ersten Studium ab, daß er sich ganz den schönen Wissenschaften ergab und vornehmlich die humoristischen Schriftsteller Englands und Deutschlands namentlich Pope, Swift, Young, Sterne, wie Hamann und Hippel zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen wählte, ja schon früh sich in denselben Fächern versuchte und die „Grönländischen Processe". 2 Bände. (Berlin 1783 — 85) und die „Auswahl aus des Teufels Papieren" (Gera 1788) erscheinen ließ. — Da er 1785 aus Mangel an Geldmitteln Leipzig verlassen mußte, ging er nach Hof, wo er oft in bitterer Armuth, aber doch durch das Bewußtsein seiner geistigen Kraft und durch die Theilnahme wackerer Freunde gehoben, seine wissenschaftliche Ausbildung weiter förderte, bis er 1790, da seine Werke im Anfange wenig Beifall fanden und noch die Sorge für eine geliebte Mutter ihm schwer auf dem Herzen lag, den Entschluſs faſste, den Aufforderungen mehrerer Familien in Schwarzebach folgend, den Unterricht ihrer Kinder zu übernehmen. Bis 1794 blieb er in diesem Verhältniſs, was von dem entschiedensten und bedeutendsten Einfluſs für sein schriftstellerisches Wirken wurde und ihm den Stoff zu den reizendsten Idyllen und zur Darstellung der anziehendsten männlichen und weiblichen Charactere in seinen späteren Schriften an die Hand gab. Erst durch K. Ph. Moritz in Berlin, dem er 1792 die Handschrift seiner „unsichtbaren Loge", mit der Bitte ihm einen Buchhändler für sie zu verschaffen, zugesendet hatte, wurde ihm die Aussicht auf Anerkennung und Gewinn eröffnet, doch blieb er noch zwei Jahre in Schwarzebach und ging dann wieder nach Hof zurück, wo ein reiches schriftstellerisches Leben für ihn be-

gann und der „Hesperus“ in 4 Bdn. Berlin 1794, „Quintus Fixlein“. Bair. 1796. Biographische Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesinn“. Berl. 1796, „Blumen- Frucht- und Dornenstücke“. 4 Bde. Berl. 1796, 97, und der „Jubelsenior“. Berl. 1797 erschienen. Seit 1796 nannte er seinen Namen „Richter“ auf seinen Werken, da er sich früher nur „Jean Paul“, bei der Auswahl aus des Teufels Papieren auch „J. P. F. Hasus“ genannt hatte. Schon galt sein Name als ein gefeierter in Deutschland, als er nach dem Tode der geliebten Mutter 1797 Leipzig zu seinem Wohnsitze wählte. — Herders Freundschaft zog ihn im folgenden Jahre, wo er „das Campanerthal oder die Unsterblichkeit der Seele (Erf. 1798)“ erscheinen ließ, nach Weimar. Von hier besuchte er Gotha, Hildburghausen und Berlin, empfing überall Beweise der Liebe und Verehrung und war der gefeierte Liebling der gebildeten Welt, vornehmlich der Frauen. Im Jahre 1799 gab ihm der Herzog von Sachsen-Hildburghausen den Titel als Legationsrath. Im Jahre 1801 im Mai vermählte er sich in Berlin mit der Tochter des Geh. Tribunalsraths Maier (Spazier und Mahlmann wurden seine Schwäger), nahm dann seinen Wohnsitz in Meiningen und 1803 in Koburg, wo er sich längere Zeit aufhielt, jeden Antrag zu bestimmter Anstellung ablehnte und allein den schönen Wissenschaften lebte. Bald darauf wählte er Baireuth zu seinem festen Wohnsitz. Der damalige Fürst-Primas Karl von Dalberg ertheilte ihm 1809 ein ansehnliches Jahrgehalt, welches ihm nach Dalbergs Tode der König von Baiern auszahlen ließ Von Baireuth machte er nur selten Ausflüge nach Heidelberg, dem Rhein, München, Berlin und Dresden. Die Universität zu Heidelberg ertheilte ihm 1817 das Doctordiplom und 1820 nahm ihn die Akademie zu München als ihr ordentliches Mitglied auf. Seine fortdauernde wissenschaftliche Thätigkeit wurde im Jahre 1824 durch eine bedeutende Augenschwäche gestört, welche im Anfange des Jahres 1825 ein völliges Erblinden zur Folge hatte. Seit dem Tode seines einzigen Sohnes, der als Student in Heidelberg starb, trat auch eine bedeutende Abnahme seiner Körperkräfte ein, welche am 14. November 1825 seinen Tod herbeiführte.

Jean Paul gehört zu den bedeutendsten Talenten und man hat ihn in Beziehung auf Lebensdarstellung neben Göthe gestellt, wie seine Dichterkraft uns überall entgegenspricht. Er ist der größte Humorist der Deutschen und wir erkennen aus seinen Werken erst recht das Wesen des Humors, diese kindliche Rührung, diese leidende Wehmuth, diesen tiefen Schmerz über Elend und Sünde auf der einen, diesen witzigen Spott, diesen bittern Sarkasmus, diese heitre Ironie auf der andern Seite, so daß die rührendsten und gefühlvollsten Schilderungen mit den lächerlichsten und heitersten abwechseln. „Seine Seele, sagt Menzel von ihm, war ein Prisma, das „überall im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige „Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, blühend und

kräftig." — Freilich dürfen wir nicht verkennen, daß auch er seiner Zeit angehörte und daß fünfzig Jahr nach seinem Auftreten seine Werke nicht mit derselben Liebe von einem kritischeren und in ganz andre Bewegungen verstrickten Geschlechte werden aufgenommen werden als von seinen Zeitgenossen.

Die Werke J. P. F. Richters sind in 65 Bänden, worunter 5 Bde. Nachlaſs, welche Richter noch selbst zum Druck vorbereitete, als „Sämmtliche Werke" Berlin. Reimer. 1826—38 erschienen. Eine zweite Auflage: J. P. F. Richters Sämmtliche Werke, herausg. von Ernst Förster erschien in 33 Bden. 8. Berlin 1840—42. Reimer. Inhalt: 1. und 2. Bd. Die unsichtbare Loge. Eine Biographie, auch Mumien genannt, (2 Bde. Berlin 1793.) — 3. Bd. Leben des Quintus Fixlein aus 15 Zettelkasten gezogen, nebst einem Mustheil und einigem jus de tablette. (Bair. 1796 u. 1800.) — 4. Bd. Auswahl aus des Teufels Papieren. (Gera 1788.) — 5—8 Bd. Hesperus oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie. (4 Bde. Berlin 1794.) — 9. Bd. Grönländische Processe. (2 Bde. Berlin 1783—85.) — 10. Bd. Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesinn. (16 Bdchen. Berlin 1796.) — Der Jubelsenior. Ein Appendix. (Lpz. 1797.) — 11. u. 12. Bd. Blumen- Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. (3 Bdch. Berlin 1796. 97. — 4 Th. Berlin 1818.) — 13. Bd. Das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele; nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den 10 Geboten des Katechismi. (Erf. 1797. 2. Aufl. 1801.) — Briefe und bevorstehender Lebenslauf. (Gera und Lpz. 1799. 8.) — 14. Bd. Palingenesien. (2 Bdch. Auch u. d. T. J. P's Fata vor und in Nürnberg. Gera 1798.) — 15—17. Bd. Titan. 4 Bände. Mit einem komischen Anhang in 2 Bdchen. 8. (Berlin 1800—1803. — Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana. Anhang zum ersten komischen Anhang des Titan. (Erf. 800.) — 18. u. 19. Bd. Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Partheien der Zeit. 3. Abtheilung. (Hamb. 1804. Stuttg. 1813.) — Kleine Bücherschau. Gesammelte Vorreden, Recensionen, nebst einer kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule 2 Bdch. 8. (Bresl. 1825.) — 20. u. 21. Bd. Flegeljahre. Eine Biog. 4 Th. 8. (Stuttgart 1804. 1805.) — 22. u. 23. Bd. Levana oder Erziehungslehre. 3 Th. (Braunschweig 1807. 2. Aufl. mit Erg. Blatt. 8. Stuttg. 1815—17.) — 24. Bd. Dr. Katzenbergers Badereise, nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. (Heidelb. 1809. Bresl. 1823. 3 Bdch.) — 25. Bd. Friedenspredigt an Deutschland. (Heidelb. 808.) — Dämmerungen für Deutschland. (Stuttg. 809.) — Mars u. Phöbus Thronwechsel im J. 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. (Stuttg. 814.) — Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche.

(Stuttg. 817.) — 26. Bd. Leben Fibels, des Verf. der Bienrodischen Fibel. (Nürnb. 1812. Reimer. Berl.) — Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz, mit fortgehenden Noten. Nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne. (Stuttg. 809.) — 27. Bd. Museum (Stuttg. 1814.) — Ueber die Zusammensetzung der deutschen Doppelwörter, eine grammat. Untersuchung in 12 alten Briefen und 12 neuen Postscripten. (Stuttg. 820.) — 28. u. 29. Bd. Der Komet oder Nikolaus Marggraf. Eine kom. Gesch. 3 Bde. Berl. 1820—22.) — Briefe an F. H. Jakobi. (Berlin 1828.) — 30. u. 31. Bd. Herbst-Blumine oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bde. (Stuttg. 1810—20.) — 32. Bd. Gesammelte Auffätze und Dichtungen. — 33. Bd. Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele. 2 Bde. (Stuttg. 827.)

Außerdem sind noch zu nennen: Briefwechsel mit seinem Freunde Christ. Otto. 4 Bde. (von 1790—1825.) 8. Berlin 829 u. 33. Reimer. — Briefwechsel zwischen Heinr. Voß und Jean Paul. Bd. I. Herausg. von Abr. Voß. gr. 8. Heidelb. 833. Winter. — Charl. Corday, im Taschenbuch für 1801. Berlin. (Vieweg in Braunschw.) 12. — Ueber das Immergrün unsrer Gefühle. 4. Aufl. Berlin 832. Enslin (zuerst im Sinngrün. Eine Folge romantischer Erzählungen u. s. f. Berl. 819.) — Politische Nachklänge. Wiedergedrucktes und Neues. Herausg. von E. Förster. gr. 16. Heidelb. 832. — Kleine Schriften. 2 Th. Jena. 804. (2. Aufl. 808.) — Die Tageszeiten geschildert. Für Bänkelsänger. Mit einem kom. Anhange. 8. Cöln 803. — Ueber die Wüste und das gelobte Land des Menschengeschlechts. 8. Kreuznach 800.

Aus und über J. Paul sind zu nennen: Wahrheit aus Jean Pauls Leben. 8 Hftl. (mit J. P. Bild und Facsimile.) Breslau 826—33, und ähnliche Auszüge von Döring, Rirner, Reinhold (zur Levana), Günther (Genius), Rumsen. — **Börne Ludw. Denkrede auf J. Paul Fr. Richter. Eine Neujahrsgabe. Erl. 826.** — Spazier R. O. J. Paul Fr. Richter. Ein biographischer Commentar. Auch Band 61—65 in den sämmtlichen Werken. — Deſſ. J. P. Fr. Richter in seinen letzten Tagen und im Tode. 8. Bresl. 826.

I. Beispiel.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. (3. Bdchen.)

„Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blick einer langen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf

jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm, es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Erndten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfshügel des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

„Ach die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge und er wußte nun, wo er war.

„Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

„Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: das bin ich, sagte sein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

„Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

„Mitten in dem Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurm hernieder wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt — er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch wie ihr diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach ich könnte glücklich sein, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Neujahrs-Wünsche und Lehren erfüllt häte.

„Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf — endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Kapitol sich einen Dorn auszieht und seine vorige blühende Gestalt wurd' ihm bitter vorgegaukelt.

„Er konnt' es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzete nur noch leise, trostlos und sinnlos: komme nur wieder Jugend, komme wieder!"....

— Und sie kam wieder, denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reine Land der Erndten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrweg stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest; komme wieder, schöne Jugend — so würde sie **nicht wieder** kommen.

2. Beispiel.

Kindheitsdörfchen — der große Mann.

Aus den „Flegeljahren". Erst. Th. Nr. 7. Violenstein. (6 Lief. Bd. I.)

Vult [1]) van der Harnisch reiste aus der Haslauer Vorstadt nach Elterlein aus, als die halbe Sonne noch frisch und wagrecht über die thauige Flurenwelt hinblitzte. Die Sonne war aus den Zwillingen in den Krebs getreten; er fand Aehnlichkeiten, und dachte er sei unter den vieren der Zwilling, der am stärksten glühe, desgleichen der zweite Krebs. In der That hatte schon in der Bergstadt Elterlein bei Annaberg seine Sehnsucht nach dem gleichnamigen Geburtsdorf angefangen und zugenommen auf allen Gassen; schon ein gleichnamiger Mensch, wie vielmehr ein gleichnamiger Ort drängt sich warm ins Herz. Auf der lebendigen Haslauer Straße — die ein verlängerter Markt schien — nahm er seine Flöte heraus und warf allen Passagiers durch Flötenansätze Konzertansätze entgegen und nach, schnappte aber häufig in guten Koloraturen und in bösen Dissonanzen ab und suchte sein Schnupftuch oder sah sich ruhig um. Die Landschaft stieg bald rüstig auf und ab, bald zerlief sie in ein breites ebnes Grasmeer, worin Kornfluren und Raine die Wellen vorstellten und Baumklumpen die Schiffe. Rechts in Osten lief wie eine hohe Nebelküste die ferne Bergkette

---

1) **Vult** (eig. Quod deus vult) ist der Zwillingsbruder des Helden des Buchs, **Gottwalt** Harnisch. Er war in den frühen Jünglingsjahren dem väterlichen Hause entlaufen und war als Flötenbläser die Welt durchzogen. Jetzt kehrt er unbekannt zurück, als er hört, sein Bruder soll als eine Bedingung, ein großes Vermächtniß zu erlangen, das Notariatsexamen im väterlichen Hause machen und er wohnt diesem ungesehen bei, indem er im Apfelbaum vor dem Fenster der väterlichen Stube sitzt.

von Pestiz mit, links im Abend floß die Welt eben hinab, gleichsam den Abendröthen nach.

Da Vult erst Nachts anzulangen brauchte, so hielt er sich überall auf. Seine Sanduhr der Julius-Tagzeiten waren die gemähten Wiesen, eine Linnäische Blumenuhr aus Gras; stehendes zeigte auf 4 Uhr Morgens — liegendes auf 5 bis 7 — zusammen geharkte Ameishaufen daraus auf 10 Uhr — Hügel aus Heu auf 3 — Berge auf den Abend. Aber er sah auf dieses Zifferblatt der Arbeitidylle an diesem Tage zum erstenmal, so sehr hatten bisher die langen Fußreisen das übersättigte Auge blind gemacht.

Eben da der Hügel in dieser Sanduhr am höchsten anlief: so zogen sich die Kirsch- und Apfelbäume wie die Abendschatten lang dahin — runde grüne Obstfolgen wurden häufiger — in einem Thale lief schon als dunkle Linie das Bächlein, das durch Elterlein hüpft — vor ihm grünte auf einem Hügel von der Abendsonne golden durchschlagen das runde dünne Fichtengehölz, woraus die Bretter seiner Wiege geschnitten waren, und worin man oben gerade in das Dorf hinunter sah.

Er lief ins Gehölz und dessen schwemmendes Sonnengold hinein, für ihn eine Kinder-Aurora. Jetzt schlug die wohlbekannte kleinliche Dorfglocke aus, und der Stundenton fuhr so tief in die Zeit und in seine Seele hinunter, daß ihm war, als sei er ein Knabe, und sei jetzt Feierabend; und noch schöner läuteten ihn [1]) die Viehglocken in Rosenfest.

Die einzelnen rothweißen Häuser schwankten durch die besonnten Baumstämme. Endlich sah er draußen das traute Elterlein dem Hügel zu Füßen liegen — ihm gegenüber standen die Glocken des weißen Schieferthurms, und die Fahne des Maienbaums und das hohe Schloß auf dem runden Wall voll Bäume — unten liefen die Poststraßen und der Bach breit durchs offne Dorf — auf beiden Seiten stand'en die Häuser einzeln, jedes mit seiner Ehrenwache von Fruchtstämmen — um das Dörfchen schlang sich ein Lustlager von Heuhügeln wie von Zelten und von Wagen und Leuten herum, und über dasselbe hinaus brannten fettgelbe Rübsenflächen für Bienen und Oel, heiter dem Auge entgegen.

Als er von diesem Gränzhügel des gelobten Kinderlandes hinunterstieg, hört er hinter den Stauden in einer Wiese eine bekannte Stimme sagen: „Leute, Leute, sponselt doch euer Vieh; hab' ich's nicht schon so Millionenmal anbefohlen? — Bube, sage zu Hause, der Gerichtsmann hat gesagt, morgen wird ungesäumt mit zwei Mann gefrohnt, auf der Klosterwiese.“ Es war sein Vater; der mattäugige, schmächtige, bleichfarbige Mann (in dessen Gesicht der warme Heutag noch einige weiße Farbenkörner mehr gesäet) schritt mit einer leuchtenden Sense auf der Achsel aus den Rainen in

1) ihn, den Feierabend. Rosenfest ein Dorf.

die Straße herein. Vult mußte umblicken, um nicht erblickt zu werden, und ließ den Vater voraus. Dann fiel er ihm mit einigen klingenden Paradiesen der Flöte, und zwar — weil er wußte, wie ihm Chorale schmeckten — mit diesen in den Rücken.

Lukas schritt noch träger fort, um länger zurückzuhören — und die ganze Welt war hübsch. Braune Dirnen mit schwarzen Augen und weißen Zähnen setzten die Grasſicheln an die Augenbraunen, um den vorbeipfeifenden Studenten ungeblendet zu sehen — die Viehhirtinnen zogen mit ihren Wandelglöckchen auf beiden Seiten mit — Lukas schnäuzte sich, weil ihn der Choral bewegte, und sah ein ungesponseltes Weidepferd nur ernsthaft an — aus den Schornsteinen des Schlosses und Pfarrhauses und des väterlichen hoben sich vergolpete Rauchsäulen ins windstille kühle Blau.

Und so kam Vult ins überschattete Elterlein hinab, wo er das närrische, verhüllte, träumende Ding, das bekannte Leben, den langen Traum, angehoben und wo er im Bette zu diesem Traum, weil er noch ein kurzer Knabe war, sich noch nicht hatte zu krümmen gebraucht.

Im Dorfe war das Alte das Alte. Das große Haus der Eltern stand jenseits des Bachs unverändert mit der weißen Jahrszahl 1784 auf dem Dachschiefer da. — Er lehnte sich mit dem Flötenliede: „wer nur den lieben Gott läßt walten“ an den glatten Maienbaum und blies ins Gebetläuten hinein. Der Vater ging, sehr langsam unter dem Scheine des Umsehens, über den Bachsteg in sein Haus und henkte die Sense an den hölzernen Pflock an der Treppe. Die rüstige Mutter trat aus der Thür in einem Mannwamse und schüttete, ohne aufs Flöten zu hören, das abgeblattete Unkraut des Salats aus einem Scheffel, und beide sagten zu einander — wie Landgatten pflegen — nichts.

Vult ging ins nachbarliche Wirthshaus. Von dem Wirthe erfuhr er, daß der Pfalzgraf Knol mit dem jungen Harnisch Felder beschaue, weil die Notariatsmacherei erst Abends angehe. „Trefflich, dachte Vult, so wirds immer dunkler, und ich stelle mich ans Backofenfenster und sehe ihrem Kreiren drinnen zu.“ Der alte Lukas trat jetzt schon gepudert in einer großblumigen Damastweste an die Thüre heraus, und wetzte in Hembärmeln an der Schwelle das Messer für das Souper des Notariusschöpfers ab. „Aber das Pürschlein soll's auch nicht herausreißen, setzte der Wirth hinzu, der ein Linker [1]) war; der Alte hat mir seine schöne Branntweingerechtigkeit verkauft, und der Sohn hat von der Blase studiert. Aber lieber das Haus sollt' er weggeben, und zwar an einen gescheuten Schenkwirth; sapperment! Dem würden Biergäste zufliegen, der Bierhahn wäre Hahn im Korbe, aber ganz natürlich. Denn die Stube hat zweierlei Gränzen, und man könnte darin zuprügeln und kontrebandiren und bliebe doch ein gedeckter Mann.“

---

1) Die Einwohner des Dorfs theilten sich in die rechts u. links des Bachs Wohnenden.

Vult nahm keinen so spaßhaften Antheil am Wirthe, als er sonst gethan hätte; er erstaunte ganz, daß er unter der Hand ordentlich in eine heftige Sehnsucht nach Eltern und Bruder, besonders nach der Mutter hineingerathen war, „was doch, sagt' er, auf der ganzen Reise gar nicht mein Fall gewesen." Es war ihm erwünscht, daß ihn der Wirth beim Aermel ergriff, um ihm den Pfalzgrafen zu zeigen, der eben in des Schulzen Haus, aber ohne Gottwalt ging; Vult eilte aus seinem, um drüben alles zu sehen.

Draußen fand er das Dorf so voll Dämmerung, daß ihm war, als steck' er selber wieder in der helldunkeln Kinderzeit, und die ältesten Gefühle flatterten unter den Nachtschmetterlingen. Hart am Stege watete er durch den alten lieben Bach, worin er sonst breite Steine aufgezogen, um eine Grundel zu greifen. Er machte einen Bogenumweg durch ferne Bauernhöfe, um hinter den Gärten dem Hause in den Rücken zu kommen. Endlich kam er ans Backofenfenster und blickte in die breite zweiherrige Gränzstube — keine Seele war darin, die einer schreienden Grille ausgenommen. Thüren und Fenster standen offen; aber alles war in den Stein der Ewigkeit gehauen; der rothe Tisch, die rothen Wandbänke, die runden Löffel in der hölzernen Wandleiste, um den Ofen das Trockengerüste, der tiefe Stubenbalken mit herunterhangenden Kalendern und Häringköpfen, alles war über das Meer der langen Zeit, gut eingepackt, ganz und wie neu herübergeführt, auch die alte Dürftigkeit.

Er wollte am Fenster länger empfinden, als er über sich Leute hörte, und am Apfelbaum den Lichtschimmer der obern Stube erblickte. Er lief auf den Baum, woran der Vater Treppe und Altan gebaut: und sah nun gerade in die Stube hinein, und hatte das ganze Nest.

Darin sah er seine Mutter Veronika mit einer weißen Küchenschürze stehend, eine starke, etwas breite gesund nachblühende Frau, das stille scharfe, aber höfliche Weiberauge auf den Hoffiskal gelegt — dieser ruhig sitzend und an seinem breiten Kopfe das Nabelgehenke eines Pfeifenkopfes befestigend — der Vater gepudert, und im heiligen Abendmahlsrock unruhig laufend, halb aus achtender Angst vor dem großen eingefleischten corpus juris neben ihm, das gegen Fürsten und alle Welt grade so keck war, als er selber scheu, halb aus sorgender, das corpus nehm' es übel, daß Vult noch fehlte. Am Fenster, das dem Baum und Vulten am nächsten war, saß G o l d i n e, eine bildschöne, aber bucklige Jüdin, auf ihr rothes Knäul niedersehend, woraus sie einen schafwollenen Rothstrumpf strickte; Veronika ernährte die blutarme, aber fein geschickte Waise, weil Gottwalt sie ungemein liebte und lobte, und sie einen kleinen Edelstein hieß, der Fassung brauchte, um nicht verloren zu gehen.

„Der Knecht ist nach dem Spitzbuben ausgeschickt", versetzte Lukas, als der Fiskal noch unwillig erzählte, Vult habe nicht einmal seine eignen

Felder, geschweige des seel. van der Kabels [1]) seine ihm zu zeigen gewußt, sondern ihm einen Frohnbauern Kabels dazu hergeholt und sey wie ein Grobian weggeblieben. Vom erfreulichen Testamente, sah Vult, hatte der Fiskal noch kein Wort gesagt.

Auf einmal fuhr Gottwalt in einem Schanzlooper herein, verbeugte sich eckig und eilig vor dem Fiskal und stand stumm da, und helle Freudenthränen liefen aus den blauen Augen über sein glühendes Gesicht.

„Was ist dir?" fragte die Mutter. O meine liebe Mutter, (sagt' er sanft,) gar nichts. Ich kann mich gleich examiniren lassen.

— „Und dazu heulst du?" fragte Lukas. Jetzt stieg sein Auge und sein Ton: „Vater, ich habe, sagte er, heute einen großen Mann gesehen." — „So? versetzte Lukas kühn. — Und hast dich vom großen Kerl wamsen lassen und zudecken? Gut!"

Ach Gott, rief er, und wandte sich an die aufmerksame Goldine, um es so dem Examinator mit zu erzählen. Er hatte nehmlich oben im Fichtenwäldchen eine haltende Kutsche gefunden, und unweit davon am Waldhügel einen bejahrten Mann mit kranken Augen, der die schöne Gegend im Sonnenuntergang ansah. Gottwalt erkannte leicht zwischen dem Manne und dem Kupferstiche eines großen deutschen Schriftstellers — dessen deutscher Name hier bloß griechisch übersetzt werde in den des Plato — die Aehnlichkeit. „Ich that — fuhr er feurig fort — meinen Hut ab, sah ihn still immerfort an, bis ich vor Entzückung und Liebe weinen mußte. Hätt' er mich angefahren, so hätte ich doch mit seinem Bedienten über ihn viel gesprochen und gefragt. Aber er war ganz sanft, und redete mit der süßesten Stimme mich an, ja er fragte nach mir und meinem Leben, ihr Eltern; ich wollt' ich hätt' ein längeres gehabt, um es ihm aufzuthun. Aber ich macht' es ganz kurz, um ihn mehr zu vernehmen. Worte, wie süße Bienen, flogen dann von seinen Blumenlippen, sie stachen mein Herz mit Amors Pfeilen wund, sie füllten wieder die Wunden mit Honig aus: O der Liebliche! Ich fühlt' es ordentlich, wie er Gott liebt und jedes Kind. Ach ich möcht' ihn wol heimlich sehen, wenn er betete, und auch, wenn er selber weinen müßte in einem großen Glück. — Ich fahre sogleich fort, unterbrach sich Vult, weil er vor Rührung nicht fortfahren konnte; bezwang sich aber etwas leichter, als er umher sah, und gar keine sonderliche Fremde fand.

„Er sagte — fuhr er fort — die besten Sachen. Gott, sagt' er, gibt in der Natur wie die Orakel die beste Antwort, eh' die Frage gethan ist

---

1) van der Kabel hatte in seinem Testament den jungen Gottwalt zu seinem Haupterben eingesetzt, aber den Empfang der Erbschaft an manche Bedingungen geknüpft, wozu auch gehörte, daß er Notar werden müsse, welche Würde von einem Pfalzgrafen (einer vom Kaiser ertheilten juristischen Würde) vergeben wurde.

— desgleichen Goldine: was uns Schwefelregen der Strafe und Hölle däucht, offenbart sich zuletzt als bloßer gelber Blumenstaub eines zukünftigen Flors. Und einen sehr guten Ausspruch hab' ich ganz vergessen, weil ich meine Augen zu sehr auf seine richtete. Ja, da war die Welt rings umher voll Zauberspiegel gestellt, und überall stand eine Sonne, und auf der Erde gab es für mich keine Schmerzen, als die seiner lieben Augen. Liebe Goldine, ich machte auf der Stelle, so begeistert war ich, den Polymeter: doppelte Sterne erscheinen am Himmel als einer, aber o Einziger, du zergehest in einen ganzen Himmel voll Sterne. Dann nahm er meine Hand mit seiner sehr weichen, zarten, und ich mußte ihm unser Dorf zeigen; da sagt' ich kühn den Polymeter: seht wie sich alles schön verkehrt, die Sonne folgt der Sonnenblume. Da sagt' er, das thue nur Gott gegen die Menschen, der sich mehr ihnen zuwende, als sie ihm. Darauf ermunterte er mich zur Poesie, scherzte aber artig über ein gewisses Feuer, was ich mir auch morgen abgewöhne; Gefühle sagt' er, sind Sterne, die blos bei hellem Himmel leiten, aber die Vernunft ist eine Magnetnadel, die das Schiff noch ferner führt, wenn jene auch verborgen sind und nicht mehr leuchten. So mag gewiß der letzte Satz geheißen haben; denn ich hörte nur den ersten, weil es mich erschreckte, daß er an den Wagen ging und scheiden wollte.

Da sah er mich sehr freundlich an, gleichsam zum Troste, daß mir war als klängen aus den Abendröthen Flötentöne.

„Ich bließ in die Röthen hinein" sagte Vult, war aber etwas bewegt.

„Ja, endlich glaubt mirs, Eltern, drückt' er mich an seine Brust und an den lieblichen Mund, und der Wagen rollte mit dem Himmlischen dahin." — —

„Und — fragte der alte Lukas, der bisher, zumal wegen Plato's vornehmen Amtsnamen, jede Minute gewärtig gewesen, daß der Sohn einen beträchtlichen Beutel vorzöge, den ihm der große Mann in die Hand gedrückt — er ist weggefahren und hat dir keinen Pfennig geschenkt? — O wie denn das, Vater? fragte Walt. „Ihr kennt ja sein weiches Gemüth", sagte die Mutter. „Ich kenne diesen Skribenten nicht, sagte der Pfalzgraf; aber ich dächte, statt solcher leeren Historien, die zu nichts führen, fingen wir einmal das Examen an, das ich anstellen muß, eh' ich jemand zum Notarius kreiren will."

„Hier steh ich", sagte Walt, im Schanzlooper hin, und von Goldine weg, fahrend, deren Hand er für ihre Theilnahme an seiner Seligkeit öffentlich genommen hatte.

3. Beispiel.

Lianens[1]) Brief an Elisa (Prinzessinn Julienne).

(Titan. Bd. I. S. 415.)

— Aber heute, Elisa, bin ich so inniglich froh und der Abendnebel liegt als eine Aurora am Himmel. Ich sollte dir wohl das Gestrige gar nicht geben. Ich war zu bekümmert. Konnt' aber nicht meine liebe Mutter, die doch bloß meinetwegen hierher gegangen war, dadurch noch kränker werden, so leidlich sie auch eben deßwegen sich gegen mich anstellte? — Und dann kam ja deine Gestalt, Geliebte, und all dein Schmerz und die harte Nachbarschaft[2]) und unser letzter Abend hier, o alles das zog ja so klagend vor mein banges Herz! — Sieh, als wir vor dem Hause der lieben Chariton[3]) hielten und sie meiner Mutter die Hand mit freudigen Thränen küßte: so war ich so schwach, daß ich auch abgewandte vergoß, aber andre und über die Frohlockende selber, die ja nicht wissen konnte, ob nicht in dieser Stunde ihr theurer Freund in Rom erkranke oder untergehe. — —

Nun aber ist der dunkelgraue Nebel auf dem Blumengarten deiner kleinen Linda[4]) ganz verweht und alle Blüthen des Lebens glänzen in ihren reinen hohen Farben vor ihr. — — Nach Mitternacht wich die Migraine meiner Mutter fast ganz und sie schlummerte so süß noch an diesem Morgen. O wie war mir da! — Nach 5 Uhr schon ging ich in den Garten hinunter und fuhr über den Glanz zusammen, der im Thaue und zwischen den Blättern brannte — die Sonne sah erst unter den Triumphthoren herein — alle Seen sprühten in einem breiten Feuer — ein glänzender Dampf umfloß wie ein Heiligenschein den Erdenrand, den der Himmel berührte — und ein hohes Wehen und Singen strömte durch die Morgenpracht. — — —

Und in diese aufgeschlossene Welt kam ich genesen zurück und so froh; ich wollte immer rufen: ich habe dich wieder, du helle Sonne, und euch, ihr lieblichen Blumen, und ihr stolzen Berge, ihr habt euch nicht verändert, und ihr grünet wieder wie ich, ihr duftenden Bäume! — — In einer unendlichen Seeligkeit schwebt' ich wie verklärt, Elise, schwach aber leicht und

---

1) Liane ist die Tochter des Ministers Froulay, Freundinn der Prinzessinn, hatte lange an Blindheit gelitten.

2) Im Tartarus, einem Theile des schönen Gartens zu Lilar, wo Liane im Elysium wohnte, war das Herz des Vaters der Prinzessinn begraben.

3) Chariton, eine Griechinn, die jugendliche Gattinn des Hofbaumeisters Dian, in deren Hause in Lilar Liane wohnte.

4) So wurde Liane selbst genannt nach der hohen Linda de Romeiro.

frei, ich hatte die drückende Hülle — so war es mir — unter die Erde gelegt und nur das pochende Herz behalten und im entzückten Busen flossen warme Thränenquellen gleichsam über Blumen über und bedeckten sie hell. — —

— „Ach Gott, sagt' ich in der großen Freude schreckhaft, war es denn ein bloßer Schlaf, das unbewegliche Ruhen der Mutter?“ und ich mußte — lächle immer — eh ich weiter gieng, wieder zu ihr hinauf. Ich schlich athemlos vor das Bette, bog mich horchend über sie und die gute Mutter schloß die immer leise schlummernden Augen langsam auf, sah mich müde aber liebreich an und that sie, ohne sich zu regen, wieder zu und gab mir nur die liebe Hand.

Nun durft' ich recht seelig wieder in meinen Garten gehen; ich brachte aber der immer heitern Chariton den Morgengruß und sagt' ihr, daß ich auf dem breiten Wege zum Altare [1]) bliebe, sollt' ich etwan gesucht werden. — Ach Elisa, wie war mir dann! Und warum hatt' ich dich nicht an meiner Hand und warum sah mein bekümmerter Karl nicht, daß seine Schwester so glücklich war? — Wie nach einem warmen Regen das Abendroth und das flüssige Sonnenlicht von allen goldgrünen Hügeln rinnt: so stand ein zitternder Glanz über meinem ganzen Innern und über meiner Vergangenheit und überall lagen helle Freudenzähren. Ein süßes Nagen nahm mein Herz auseinander wie zum Sterben, und alles war mir so nahe und so lieb! Ich hätte der lispelnden Zitterpappel antworten und den Frühlingslüften danken mögen, die so kühlend das heiße Auge umwehten. Die Sonne hatte sich mütterlich warm auf mein Herz gelegt, und pflegte uns alle, die kalte Blume, den jungen nackten Vogel, den starren Schmetterling, und jedes Wesen; ach so soll der Mensch auch seyn, dacht' ich. Und ich ging den Sandweg und schonte das Leben des armen Gräschens und der liebäugelnden Blume, die ja hauchen und erwachen wie wir — ich vertrieb die weißen und durstigen Schmetterlinge und Tauben nicht, die sich nebeneinander von der nassen Erdscholle zum Tranke bückten — o ich hätte die Wellen streicheln mögen — — diese Schöpfung ist ja so kostbar und aus Gottes Hand und das noch so klein gestaltete Herz hat ja doch sein Blut und eine Sehnsucht und in das Augen-Pünktchen unter dem Blatte kehrt ja doch die ganze Sonne und ein kleiner Frühling ein. —

Ich lehnte mich, ein wenig ermattet, unter den ersten Triumphbogen, eh' ich zum Altare aufstieg; und sah hinaus in die glimmende Landschaft voll Dörfer und Baumgärten und Hügel; und der flimmernde Thau und das Läuten der Dörfer und das Glockenspiel der Heerden und das Schweben

1) So hieß ein Berg.

der Vögel über allem füllte mich mit Ruh und Licht. Ja, so ruhig und unbekannt und heiter will ich mein eilnedes Leben führen, dacht' ich: redet mir nicht der Trauermantel zu, der vor mir mit seinen vom Herbste zerrissenen Schwingen doch wieder um seine Blumen flattert; und mahnet mich nicht der Nachtschmetterling ab, der erkältet an der harten Statue klebt und sich nicht zu den Blüthen des Tages aufschwingen kann? — Darum will ich nie von meiner Mutter weichen — bliebe nur die theure Elisa auch so lange bei uns als ihre kleine Linda lebt und rufe sie ihre hohe Freundinn bald [1]), damit ich sie sehe und herzlich liebe! —

Ich stieg den grün-schattigen Berg hinan aber mit Mühe; die Freude entkräftet mich so sehr — denk' an mich, Elisa, ich werde einmal an einer großen sterben, oder an einem großen, allzugroßen Weh. Der Schneckenweg zum Altare war von den Farben des Blüthenstaubes gemalt und droben wanden sich nicht gefärbte feste, sondern rege brennende Regenbogen durch die Zweige des Berges. Warum stand ich heute in einem Glanze wie niemals sonst [2])? Und als die Morgenluft mich wie ein Flügel anflatterte und hob und als ich mich tiefer in den blauen Himmel tauchte: so sagt' ich: nun bist du in Elysium. Da war mir als sage eine Stimme: das ist das irrdische [3]) und du bist noch nicht geheiligt für das andre. O feurig faßt' ich wieder den Entschluß, mich von so manchen Mängeln loszuwickeln und besonders dem zu schnellen Wahne der Kränkung abzusagen, den ich andern zwar verhehle, womit ich sie aber doch verletze. Und da betete ich am Altare und sagte der ewigen Güte Dank und weinte unbewußt vielleicht zu sehr, aber doch ohne Augenschmerzen.

Zuletzt schrieb ich das hier beigelegte Dankgedicht, das ich in Verse bringe, wenn es der fromme Vater [4]) gutheißt.

Dankgedicht.

So schau' ich wieder mit seligen Augen in deine blühende Welt, Allliebender und weine wieder, weil ich glücklich bin? Warum hab' ich denn gezagt? Da ich unter der Erde ging in der Finsterniß wie eine Todte und nur von fern die Geliebten und den Frühling über mir vernahm, warum war das schwache Herz in Furcht, es gebe keine Oeffnung mehr zum Leben und zum Lichte? — Denn du warst in der Finsterniß bei mir und führtest mich aus der Gruft in deinen Frühling herauf, und um mich standen deine frohen Kinder und der helle Himmel und alle meine lächelnden Geliebten!

1) Linda de Romeiro, die Mündel Don Gaspard's, des angeblichen Vaters Albano's. — 2) Die Ursach ist, weil sie nach der Genesung noch kurzsichtig war, und ein Kurzsichtiger sieht den Thau glänzender. — 3) So schreibt R. statt irdisch. — 4) Der alte in Lilar zurückgezogen lebende Hofprediger Spener.

— — O ich will nun fester hoffen; brich immer der siechen Pflanze üppige Blumen ab, damit die andern voller reifen! Du führest ja deine Menschen auf einem langen Berge nur verschattet, nicht getroffen hindurch und nur unser Auge wird naß. — — Aber wenn ich zu dir komme, wenn der Tod wieder seine dunkle Wolke auf mich wirft und mich weg von allen Geliebten in die tiefere Höhle zieht und du mich, Allgütiger noch einmal freimachst und in deinen Frühling trägst, in den noch schönern als diesen herrlichen: wird dann mein schwaches Herz neben deinem Richterstuhle so freudig schlagen wie heute und wird die Menschenbrust in deinem ätherischen Frühlinge athmen dürfen? O mache mich rein in diesem irrdischen und lasse mich hier leben, als wenn ich schon in deinem Himmel gienge! — —

4. Beispiel.

Besteigen der Peterskuppel am Morgen.

(Titan IV. S. 84.)

Früh vor Sonnenaufgang, wo in Rom noch mehrere einschlafen als aufstehen, holte er sie[1]) ab; nur ihre treue Haltermann[2]) begleitete sie. Von der durchwachten Nacht glühte sie noch und schien sehr bewegt. Rom schlief noch; zuweilen begegneten ihnen Wagen und Familien, die eben ihre Nacht beschließen wollten. Der Himmel stand kühl und blau über dem dämmernden Morgen, dem frischen Sohn der schönen Nacht.

Der weite Zirkus vor der Peterskirche war einsam und stumm, wie die Heiligen auf den Säulen; die Fontainen sprachen; noch ein Sternbild erlosch über dem Obeliskus. — Sie gingen die Wendeltreppe von anderthalb hundert Stufen auf das Dach der Kirche und kamen aus einer Gasse von Häusern, Säulen, kleinen Kuppeln und Thürmen durch vier Thüren in die ungeheure Kuppel, — in eine gewölbte Nacht — unten in der Tiefe ruhte der Tempel wie ein weites finsteres einsames Thal mit Häusern und Bäumen, ein heiliger Abgrund, und sie giengen nahe vor den musivischen Riesen, den farbigen breiten Wolken am Himmel des Doms vorbei. Während sie in der hohen Wölbung stiegen, blinkte immer röther Aurorens Goldschaum an den Fenstern und Feuer und Nacht schwammen im Gewölb' in einander.

Sie eilten höher und blickten hinaus, da schon ein einziger Lebensstrahl wie aus einem Auge hinter dem Gebürg in die Welt zuckte — um den alten Albaner rauchten hundert glühende Wolken, als gebähre sein kalter Krater wieder einen Flammentag und die Adler flogen mit goldnen in die die Sonne getauchten Flügeln langsam über die Wolken. — Plötzlich stand der Sonnengott auf dem schönen Gebürg, er richtete sich auf im Himmel

1) Der junge Graf Albano de Cesara die Fürstinn. — 2) Eine Hofdame.

und riß das Netz der Nacht von der bedeckten Erde weg; da brannten die Obelisken und das Coliseum und Rom von Hügel zu Hügel, und auf der einsamen Campagna funkelte in vielfachen Windungen die gelbe Riesenschlange der Welt, die Tiber — alle Wolken zerliefen in die Tiefen des Himmels und, goldnes Licht rann von Tuskulum und von Tivoli, und von Rebenhügeln in die vielfarbige Ebene, an die zerstreueten Villen und Hütten, in die Zitronen= und Eichenwälder — im tiefen Westen wurde wieder das Meer wie am Abend, wenn es der heiße Gott besucht, voll Glanz, immer von ihm entzündet und sein ewiger Thau.

In der Morgenwelt lag unten das große stille Rom ausgebreitet, keine lebendige Stadt, ein einsamer ungeheuerer Zaubergarten der alten verborgenen Heldengeister, auf zwölf Hügel gelegt. — Der menschenlose Lustgarten der Geister sagte sich durch die grünen Wiesen und Zypressen zwischen den Pallästen an und durch die breiten offnen Treppen und Säulen und Brücken, durch die Ruinen und hohen Springbrunnen und den Adonisgarten, und die grünen Berge und Götter=Tempel; die breiten Gänge waren ausgestorben; die Fenster waren vergittert; auf den Dächern blickten sich die steinernen Todten fest an — nur die glänzenden Springwasser waren rege und eine einzige Nachtigall seufzete als sterbe sie zuletzt.

„Das ist groß (sagte endlich Albano), daß unten alles einsam ist und und man keine Gegenwart sieht. Die alten Heldengeister können in der Leere ihr Wesen treiben und durch ihre alten Bogen und Tempel ziehen und oben an den Säulen mit dem Epheu spielen.“

„Nichts (versetzte die Fürstinn) mangelt der Pracht als diese Kuppel, die wir auf dem Kapitolium gar dazu sähen. Aber nie werde ich diese Stelle vergessen.“

5. Beispiel.

Meerfahrt beim Sonnenuntergang.

(Titan IV. S. 165.)

Sie stiegen alle ein, [1]) und fuhren unter die Sonnenblumen, die jeder Sonnenstrahl auf die Wellen=Beete immer dichter pflanzte. Albano vergaß — im jetzigen Feuer, gewohnt an die Sitten des warmen Landes, wo der Liebende vor der Mutter spricht und sie von ihm mit der Tochter, wo die Liebe keinen Schleier trägt, nur der Haß und das Gesicht und wo die Myrthe in jedem Sinne die Einfassung der Felder ist — sich einen Augen=

1) In eine Barke, welche der Baumeister Dian herbeigeschafft hatte. Zur Gesellschaft gehörte die Prinzessinn Julienne, die Gräfinn Linda de Romeiro und ihr Geliebter Graf Albano de Cesara. Sie fuhren von der Insel Ischia aus, wo sie so eben den Berg Epomeo bestiegen hatten.

blick vor Dian und nahm Linda's Hand; schnell entriß sie ihm sie, der Mädchensitte treu, die den Arm verschenkt und den Finger und Fingerhut verweigert. Aber sie sah ihn sanft an, wenn sie abgeschlagen.

Sie kamen auf ihrer Fahrt von Osten nach Norden wieder vor dem Felsen mit den Häusern und vor den Gassen der Ufer=Vorstadt vorüber. Alles war froh und freundlich — alles sang was nicht schwatzte — die Dächer waren mit Webstühlen seidner Bänder besetzt und die Weberinnen sprachen und sangen zusammen von Dach zu Dach, Julienne konnte kaum das Auge von diesem südlichen Vereine ablassen. Sie zogen weiter ins Meer, und die Sonne gieng ihm näher zu. Die Wellen und die Lüfte spielten mit einander, jene wehend, diese wogend — Himmel und Meer wurden zu Einem Blau gewölbt und in ihrer Mitte schwebte, frei wie ein Geist im All, das leichte Schiff der Liebe. — Der Umkreis der Welt wurde ein goldner geschwollener Aehrenkranz voll glühender Küsten und Inseln — Gondeln flogen singend ins Weite und hatten schon Fackeln für die Nacht bereit — zuweilen zog hinter ihnen ein fliegender Fisch seinen Bogen in der Luft, und Dian sang ihnen ihre bekannten vorübergleitenden Lieder nach. Dort segelten stolz und langsam große Schiffe her, mit rothem und blauem Helmbusch gleich dem Himmel flatternd, und als Sieger dem Hafen zu. — Ueberall war Lebens=Most ausgegossen und arbeitete brausend. — So spielte eine göttliche Welt um den Menschen! „O hier an dieser großen Stelle" (sagte Albano), wo Alles Platz hat, die Paradiese und die schwarzen Orkus=Ufer aus Lava — und das weiche Meer — und Vesuv's graues Gorgonen=haupt — und die spielenden Menschen — und die Blüthen und alles — hier wo man glühen muß wie eine Lava — dürfte man da nicht sich gleich der heißen Lava umher in die Wellen begraben in seiner Gluth, wenn man wüßte, es könne etwas vergehen von dieser Stunde, nur etwas von Andenken davon, oder ein Pulsschlag für ein Herz? — Wäre das nicht besser?" — „Vielleicht" sagte Linda. — Julienne wurde durch die weiche Freude vor das ferne Krankenbette ihres Bruders [1]) gezogen und sagte lächelnd: „kann man es nicht wie die schöne Sonne drüben machen, und unter die Wellen gehen und doch wieder kommen? — Schauet doch ihrem Untergange recht zu, nirgends ist er auf der Erde so." —

Die Sonne stand schon zu einem großen Goldschild gewachsen vom Himmel gehalten über den Ponzischen Inseln und vergoldete das Blau derselben — die weiße Krone aus Felsen=Stacheln, Kapri, lag in Gluth und von Sorrento's bis Gaeta's Küsten war den Welt=Mauern dämmerndes Gold angeflogen — die Erde rollte mit ihrer Axe wie mit einer Spiel=

1) Des fernen Fürsten. Der andere noch der Welt unbekannte Bruder war eben der Graf Albano de Cesara.

welle nahe an der Sonne und schlug aus ihr Strahlen' und Töne — seitwärts lagerte sich versteckt der Riesen-Bote der Nacht auf das Meer, der unendliche Schatten des Epomeo. —

Jetzt berührte die Sonne ihr Meer und ein goldner Blitz zitterte durch den nassen Aether umher — und sie wiegte sich auf tausend feurigen Wellen-Flügeln — und sie zuckte und hieng liebesbrünstig, lieblglühend an dem Meere und das Meer sog brennend alle ihre Gluth. — Da warf es, als sie vergehen wollte, die Decke eines unendlichen Glanzes über die erblassende Göttinn. — — Dann wurd' es still auf der Welt — eine bewegliche Abendröthe überfloß mit Rosen-Oel alle Wogen — die heiligen Untergangsinseln standen verklärt — die fernsten Küsten traten heran und zeigten ihr Roth der Entzückung — auf allen Höhen hiengen Rosenkränze — der Epomeo glühte bis zum Aether hinauf und auf dem ewigen Wolkenbaum, der aus dem hohlen Vesuv aufwächset, verglomm im Gipfel der letzte dünne Glanz.

Sprachlos wandten sich die Menschen von dem Westen nach dem Ufer um. Die Schiffer fiengen wieder an zu sprechen. „Mache, (bat Linda ihr Freundinn leise,) daß Dein Bruder sich immer nach Abend wendet.“ Sie erfüllte die Bitte, ohne deren Grund sogleich zu errathen. Immer sah Linda in sein schön beglänztes Angesicht. „Bitt' ihn wieder, (sagte sie zum zweitenmal,) es dämmert zu sehr und meine kranken Augen sehen ohne Licht so übel.“ Es geschah nicht; denn sie stiegen sogleich ans Ufer. Die Erde zitterte ihnen, als ein Sangboden der seligen Stunde nach.

6. Beispiel.

Schmerzlich-tröstende Erinnerungen an den neunzehnten Julius 1810.

(Herbstblumine. Erst. Bdchen. S. 119. Werke XLVI.)

Als Du das weiße Brautkleid für eine höhere, für uns nur bleiche Welt anlegtest, und der Erde deine Krone zurückwarfst, und nur mit dem Erntekranz Deiner ausgesäeten Ernten auf dem Haupte emporgingst; da weinte, wer von Dir gehört; da weinte noch mehr, wer Dich gesehen; aber Die, die Du an Dein Herz gedrückt, konnten damals keine Thräne vergießen; und nachher keine mehr zählen.

Einst wird die ferne Zeit kommen, die uns um die Freude über das Große und Schöne, das wir besaßen, beneidet; denn sie hat die Schmerzen vergessen, unter denen wir es scheiden sahen. Ach, die Wolken sind uns jetzt größer als die Sonne, denn sie sind uns näher.

Ihr Leben war uns ein Blumengarten voll Thau, und wie sich die Blumen bewegten, zeigten sich die reinen Thauperlen, als neue Edelsteine;

da nahm die Sonne die vom Himmel gesandten Tropfen wieder hinauf — und die Blumen standen als Ihre Cypressen da.

Sie starb im Lustschlosse, wo sie geboren wurde. Soll es seinen heitern Namen verlieren: so nennt es einen Tempel; denn sie starb darin so heilig und schön!

Der unruhige Strom des Lebens malt die Glanz-Gestalt nur verwirrend ab; aber das stille Meer des Todes spiegelt reiner die Sonne nach, und die Ferne ruht unter unsern Füßen als sanfter stillender Mond.

Immer einsam steigt die thronende Palme empor von keinem nahem Gewächse verhüllt; nur Lilien versammeln sich um sie und wetteifern mit ihr im Blühen. — Wem gleicht eine erhabne König-Gattin in ihrer Schönheit mitten unter ihren Kindern, welche mit ihr wetteifern im Blühen? — Die Palme sagts.

Ehe Sie geboren wurde, trat Ihr Genius vor das Schicksal und sagte: „Ich habe vielerlei Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrthenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorbeer und Eichenkranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornenkrone: welche von allen darf ich dem Kinde geben?"

„Gieb sie ihm alle, deine Kränze und Kronen, sagte das Schicksal, aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen belohnt."

Am Tage, wo der Todtenkranz auf dem erhabenen Haupte stand, erschien der Genius wieder und nur seine Thränen fragten.

Da antwortete eine Stimme: blick' auf! — Und der Gott der Christen erschien.

7. Beispiel.

Aus der „Nachlese für die Levana."

(Herbstblumine. Erst. Bdchn. S. 43. Werke XLVI.)

Befehlt keinem Kinde in den ersten sechs Jahren, etwas zu verschweigen, und wär' es eine Freude, die ihr einem geliebten Wesen heimlich zubereitet; den offnen Himmel der kindlichen Offenherzigkeit darf nichts verschließen, nicht einmal die Morgenröthe der Scham; an euern Geheimnissen werden sie sonst bald eigne verstecken lernen. Die Heldentugend der Verschwiegenheit fordert zu ihrer Uebungszeit die Kraft der anreifenden Vernunft; nur die Vernunft lehrt schweigen, das Herz lehrt reden.

Daher und aus andern Gründen, find' ich, wenigstens im ersten Jahrfünf, das Verbot zu fodern falsch, besonders wenn es die Mutter mit dem

Bleizucker des Versprechens, alsdann zu geben, versetzt. — Sind denn Wünsche Sünden, oder das Bekennen derselben? Wird nicht, während das Schweigen dem Geben auflauert, eine lange Genuß und Lohnsucht, und eine lange Verstellung unterhalten und genährt? Und ist nicht das ganze Abschlagen viel leichter nach der kurzen Bitte auszusprechen, als nach dem langen Warten? — Aber das Fehlgebot kommt eben aus dem mütterlichen Unvermögen, ein schnelles, leichtes, allmächtiges Nein zu sagen.

§

Je jünger die Kinder, desto eher darf man vor ihnen schnell zwischen Ernst und Scherz hinüber- und herüber fliegen, eben weil sie selber so überflattern. So sind auch ihre andern Uebergänge immer Uebersprünge; wie schnell vergeben und vergessen sie! Macht es denn ebenso mit ihnen, besonders mit euren Strafen und Nachwehen, und gebt nur kurze, damit sie ihnen nicht als unmotivirte und ungerechte erscheinen. Gott sei Dank für dieses Kindergedächtniß, das schwächer für die Leiden als für die Freuden ist. Welche Distelkette würde sonst sich durch ein festes Aneinanderreihen unserer Strafen um die kleinen Wesen hängen und winden. So aber sind Kinder fähig, auch am schlimmsten Tage zwanzigmal entzückt zu werden. Sie sind aus ihrem süßen Götterschlummer durch Haus- und Europa's Kriege so schwer zu wecken, als die Blumen aus ihrem Schlafe durch Lärmen und Bewegung. So möget, ihr Lieben, denn auch wie die Blumen nur erwachen durch eine Sonne und zum Tage!

---

4. Ernst Theodor Wilhelm (Amadeus) Hoffmann. 1776—1822.

Ernst Theodor Wilhelm[1]) Hoffmann war am 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater Hofgerichtsadvocat war. Die Ehe der Aeltern war wegen der Ausschweifungen des Vaters sehr unglücklich und wurde getrennt als Hoffmann noch in den ersten Kinderjahren war, wie auch der Vater 1782 als Kriminalrath und Justizcommissar nach Insterburg versetzt wurde. Hoffmann blieb im großmütterlichen Hause zu Königsberg im stillen Familienkreise und erhielt hier seine erste Bildung. Nicht geregelter Fleiß, aber leichte und lebendige Auffassung zeichneten den Knaben aus und ließen ihn auch in der Kunst bedeutende Fortschritte machen, namentlich in der Musik und im Zeichnen, auch gewann er durch einen

---

1) Später nannte er sich statt Wilhelm: Amadeus, welcher Name ihm aber nicht eigenthümlich, sondern nur aus Liebe zu Mozart angenommen war.

Mitschüler, Matuszewsky, die Malerei lieb, wie sein Jugendfreund Hippel Sinn für das klassische Alterthum in ihm erweckte. — Zu seinem Universitätsstudium erwählte er die Jurisprudenz, um nur bald ein unabhängiges Dasein sich zu gründen. Eine unglückliche Liebe zu einem Mädchen höheren Standes hielt ihn von dem Umgange mit den bedeutenden Geistern seiner Vaterstadt zurück, wogegen seine Bestrebungen sich lebendig den schönen Künsten, namentlich auch der Poesie zuneigten. Er bestand aber auch rühmlichst in seiner juristischen Prüfung 1795, wurde bei der Regierung in Königsberg als Auscultator angestellt und setzte 1796 seine juristische Laufbahn bei der Oberamtsregierung in Großglogau fort. Seine unglückliche Leidenschaft suchte er durch Tonkunst, Malerei und Dichtkunst zu bekämpfen, bestand aber auch in der zweiten Prüfung und wurde 1798 als Referendarius beim Kammergericht in Berlin ernannt. Schon 1800 machte er sein drittes Examen und wurde nun gegen seinen Wunsch zum Assessor bei der Regierung in Posen ernannt. Hier, durch keine Familienrücksichten beschränkt, ergab er sich einem wüsten Leben, wenn auch Dichtkunst und Tonkunst ihn nie ganz sinken ließen. Seine Fertigkeit im Zeichnen von Caricaturen aber, wodurch sich bedeutende Personen verletzt fühlten, bewirkte seine Versetzung nach Plozk 1802, nachdem er sich noch mit Michaeline Rorer vermählt hatte. In Plozk fühlte er sich wie verbannt, was ihn zu schriftstellerischen Versuchen trieb, und seine Tüchtigkeit als Geschäfftsmann erwarb ihm die Ernennung zum Rath mit bedeutender Gehaltszulage. — Schon 1803 wurde er als Regierungsrath nach Warschau versetzt, wo er durch Hitzig mit vielen geistreichen Männern, namentlich auch mit Werner, bekannt wurde und sich vielfach der Tonkunst widmete und Concerte dirigirte. Nach dem Einmarsch der Franzosen musste auch er 1807 Warschau verlassen und suchte nun vergebens in Berlin eine Anstellung. Eine solche fand er endlich im Sept. 1807 als Musikdirektor am Theater des Grafen von Soden in Bamberg. Bei dem Wechsel der Theaterdirection ging es ihm aber sehr traurig und er musste sich vielfacher Arbeit hingeben, um nur sich und den Seinen das Leben zu fristen, was um so schwerer war, als er durchaus keine Wirthlichkeit kannte und oft seinen ganzen Cassenbestand an Einem Abend verschwelgte ohne zu wissen, wovon er am nächsten Morgen leben sollte.

Im Jahr 1813 schien sich sein Geschick glücklicher zu wenden, als er durch Rochlitz's Verwendung bei der in Dresden und Leipzig spielenden Joseph Seconda'schen Schauspielergesellschaft als Musikdirector angestellt wurde. Bis 1815 blieb er in diesem Verhältniß, gründete 1814 durch die Phantasiestücke in Callots Manier seinen schriftstellerischen Ruf und componirte viel, überstand 1814 eine heftige Brustentzündung, womit gichtische Zufälle verbunden waren, konnte aber auch so seine oft schwelgerischen Genüsse nicht decken und wendete sich nun 1815 „von dem stinkenden Pfuhl eines armseligen Brodbettellebens“ ab.

Durch Vermittelung seines Freundes Hippel fand er nehmlich wieder Anstellung im preußischen Staatsdienst, und wurde 1816 Kammergerichtsrath in Berlin mit bedeutendem Gehalt, woneben er noch die Freude hatte, die von ihm in Musik gesetzte Oper „Undine" mit Beifall aufgeführt zu sehen. — Wohl hätte er jetzt in dem Kreise gebildeter Familien und geistreicher Freunde wie Hitzig, Contessa, Fouqué, Chamisso ein heiteres und befriedigendes Leben führen können, aber er ergab sich der launenhaftesten Ungebundenheit hin, schweifte in öffentlichen Häusern und Weinstuben umher, trat durch Spott und Satire der guten Gesellschaft entgegen, und auch in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen trat neben stachelnder Satire immer wildere und dämonische Phantasie hervor. — Seine physische Kraft wurde immer mehr erschöpft. Er litt fürchterlich an der Rückenmarksdarre und starb nach gräßlichen Schmerzen am 24. Juli 1822 im sieben und vierzigsten Lebensjahre.

Unstreitig gehört er zu den reich und vielfach begabten Geistern und nimmt einen bedeutenden Rang als Schriftsteller ein; aber seine subjective Darstellungsweise läßt uns oft in ein dämonisches, phantastisch und sittlich zerstörtes und daneben kalt und herzlos reflectirendes Gemüth schauen. Am anziehendsten sind darum die Schriften, worin das Spukhafte und Grauenvolle am wenigsten hervortritt oder seine Satire einen mehr heiteren Charakter trägt.

Seine Werke sind: Hoffmann Ernst Theodor Amadeus, ausgewählte Schriften. 10 Bde. gr. 12. Berl. 1827—28. Reimer. (Bd. 1 bis 4. Die Serapionsbrüder. Gesammelte Erzählungen und Mährchen. 4 Bde. [Berlin 1819—21. Supplementb. 1825]. — Bd. 5. Nachtstücke herausg. vom Verf. der Phantasiestücke in Callots Manier. 2 Th. [Berl. 1827.] — Bd. 6. Die Elixiere des Teufels; nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners. 2 Th. [Berl. 1816.] — Bd. 7. Phantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten; mit einer Vorrede v. Jean Paul. 2 Th. [4 Bde. Bamb. 1814. 3. Aufl. 2 Bde. Lpz. 1825.] — Bd. 8. Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Kreisler in zufälligen Maculaturblättern. 2 Th. [Berl. 1821—22.] — Bd. 9. Klein-Zaches genannt Zinnober, ein Mährchen [Berl. 1819. 2. Aufl. 1824.] — Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot. [Berl. 1821.] — Bd. 10. Seltsame Leiden eines Theater-Directors. [Berl. 1816.]. — Meister Floh; ein Mährchen in sieben Abentheuern zweier Freunde. [Berl. 1822.] — Diese werden ergänzt durch:

Hoffmann Ernst Theod. Amad. ausgewählte Schriften. 11—15. Bd. A. u. d. T.: Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. In 5 Bänden. Herausg. v. Micheline Hoffmann geb. Rorer. Vollst. rechtm. Ausg. gr. 12. Stuttg. 1839. Inh.: 1. u. 2. Bd.

Erzählungen. 2 Bde. mit 5 Kunstbeil., ein. Facsimile und einer Vorrede von J. Ed. Hitzig. — 3—5. Bd. Leben und Nachlaß. Von J. Ed. Hitzig. 3 Bde. 3. Aufl. verm. u. verb. mit Kupf. —

Hoffmann E. Th. A. erzählende Schriften in e. Auswahl. Herausg. v. s. Wwe. Micheline Hoffmann geb. Rorer. 18 Bdchen (mit H.'s Bildn.) 16. Stuttg. 1827—31. Brodh. — Inh.: Bd. 1. Meister Martin u. s. Gesellen. — Bd. 2. Der unheimliche Gast. — Die Automate. — Bd. 3. 6. 9. 12. 15 u. 18. Hoffm. Leben und Nachlaß. — Bd. 4. 5. Signora Formica. 2 Abth. — Spielerglück. — Bd. 7. Doge und Dogaressa. — Bd. 8. Rath Krespel. — Die Fermate. — Bd. 10. 11. Fräulein Scudery. 2 Abth. — Abenteuer dreier Freunde. — Bd. 13. Der Zusammenhang der Dinge. — Bd. 14. Datura Fastuosa. — Bd. 16. Der Kampf der Sänger. — Der Artushof. — Bd. 17. Meister Johannes Wacht. — Außerdem sind noch zu nennen: Der Doppelgänger. Mit d. Verf. Bildn. Brünn 1824. — Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden. 8. Deutschl. 1814. (Kunz in Bamberg.). — Eine größere Zahl von Erzählungen fassen die Serapionsbrüder zusammen, wie außer den in den erzählenden Schriften genannten: der Dichter und der Componist, die Bergwerke zu Falun, Nußknacker und Mäusekönig, das fremde Kind, die Brautwahl, Erscheinungen, die Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Mährchen. — Außer Hoffmanns Leben von Hitzig hat auch Z. Funck Dankenswerthes über ihn gegeben in seiner Schrift: Aus dem Leben zweier Dichter E. Th. W. Hoffmann und Fr. Gottlob Wetzel. Lpz. 1836.

---

1. Beispiel.

Aus: Meister Martin [1]) und seine Gesellen.

Die Weissagung der alten Großmutter. (S. 27.)

Als nun Paumgartner sich gesetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meister Martin auf folgende Weise an: ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau bald nachdem Rosa geboren, an den Folgen

1) Meister Martin, Küpermeister (d. h. Böttcher und Weinhändler) in Nürnberg, hat den Vorsatz gefasst seine einzige schöne Tochter Rosa durchaus nur einem Küper geben zu wollen und schlägt sie selbst dem Sohn seines alten Freundes des Ritters Spangenberg ab, welcher sich darum unmuthig von ihm trennt. Da will er dem Rathsherrn Paumgartner, welcher noch bei ihm blieb, den Grund seines Handelns darlegen.

des schweren Kindbettes starb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn stocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht, anders leben genannt zu werden verdient. Meine Rosa war getauft worden und die Amme saß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es so traurig, und wenn ich das schöne Kind anblickte, so wunderbar, freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war so tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit mich untauglich fühlte und still in mich gekehrt, neben dem Bette der alten Großmutter stand, die ich glücklich pries, da ihr schon jetzt aller irdischer Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun so ins bleiche Antlitz schaue, da fängt sie mit einem Mal an seltsam zu lächeln, es ist, als glätteten sich die verschrumpften Züge aus, als färbten sich die blassen Wangen. — Sie richtet sich empor, sie streckt, wie plötzlich beseelt von wunderbarer Kraft, die gelähmten Arme aus, wie sie es sonst nicht vermochte, sie ruft vernehmlich mit leiser lieblicher Stimme: Rosa — meine liebe Rosa! — Die Amme steht auf und bringt ihr das Kind, das sie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erstaunen, ja meinen Schreck, als die Alte mit heller kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweise Herrn Hans Berchlers, Gastgebers zum Geist in Straßburg, zu singen beginnt, das also lautet;

Mägdelein zart mit rothen Wangen,
Rosa, hör das Gebot,
Magst dich wahren vor Noth und Bangen.
Halt im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluten treiben drinn,
Blanke Englein gar lustig singen,
Mit frommem Sinn
Horch treuster Minn
Ha, lieblichem Liebesklingen.
Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's in Haus getrag'n
Den wirst du süß umfangen,
Darf'st nicht den Vater frag'n
Ist dein Bräut'gam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! — Augen klar!
Ohrlein auf vor treuem Wort,

Magst wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!

Und als sie dies Lied ausgesungen hat, legte sie das Kind leise und behutsam auf das Deckbett nieder, und die welke zitternde Hand auf seine Stirn gelegt, lispelte sie unverständliche Worte, aber das ganze verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß sie Gebete spricht. Nun sinkt sie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkissen, und in dem Augenblick, als die Amme das Kind fortträgt, seufzte sie tief auf. Sie ist gestorben! — Das ist, sprach Paumgartner, als Meister Martin schwieg, das ist eine wunderbare Geschichte aber doch sehe ich gar nicht ein, wie das weissagende Lied der alten Großmutter mit eurem starrsinnigen Vorsatz, Rosa nur einem Küpermeister geben zu wollen, zusammenhängen kann. Ach, erwiederte Meister Martin, was kann denn klarer seyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz besonders erleuchtet, mit weissagender Stimme verkündete, wie es mit Rosa, sollte sie glücklich seyn, sich fügen müsse. Der Bräutigam, der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders seyn als der tüchtige Küper, der bei mir sein Meisterstück, sein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten, als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauscht und summt es wohl auch und plätschert, das sind die lieben Englein, die in den Fluten auf- und abfahren und lustige Liedlein singen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint, als den Küpermeister, und dabei soll es denn auch bleiben. Ihr erklärt, sprach Paumgartner, ihr erklärt, lieber Meister Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weise. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu Sinn, und ich bleibe dabei, daß ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausspruch verborgen liegt, lediglich überlassen sollt. Und ich fiel Martin ungeduldig ein, ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer seyn soll, als ein tüchtiger Küper. Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigensinn, doch hielt er an sich, und stand auf vom Sitze, indem er sprach: es ist spät geworden Meister Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides scheint uns nicht mehr dienlich zu seyn.

(Da nun also Meister Martin bei seinem Sinne blieb und die schöne Rosa nur von einem Küper zu gewinnen war; so ergriffen die, welche sie liebten, das Küperhandwerk und suchten so ihre Wünsche zu krönen. Friedrich ein Silberarbeiter und Bildgießer, Reinhold ein Maler und der Junker Spangenberg unter dem Namen Konrad ergriffen Martins Handwerk und arbeiteten tüchtig bei ihm. Einst aber gerieth Konrad in heftigen Streit mit Martin und hätte ihn beinahe erschlagen, weil Martin ihn zuerst geschlagen hatte. Da musste er das Haus verlassen.

Nun fürchtete auch Friedrich, der Rosa am innigsten liebte, Rosa's Herz sei Reinhold mehr zugewendet, wie es wirklich bei Meister Martin war. Da gestand ihm Reinhold, in dessen Kammer er getreten war und Rosas herrliches lebensgroßes Bild dort fand, er sei ein Maler, er könne aber nicht länger in der Küperwerkstatt bleiben, auch zeigte sich bald, daß Rosa nur aus lauter Frömmigkeit und Gehorsam um des Vaters willen sich ihm zugewendet habe, aber kein Funke von Liebe für ihn in ihrem Herzen sei. So verließ auch er das Haus. Da sollte nun Friedrich sein Meisterstück machen, aber es befiel ihn eine große Angst, unaufhörlich wallte er zu Peter Fischers wundervollem Monumente nach St. Sebald und arbeitete so lässig und schlecht, daß Meister Martin in Zorn gerieth. Da gestand er ihm, nur die unaussprechliche Liebe zu Rosa habe ihn zum Handwerk geführt, er könne aber dabei nicht länger ausdauern und müsse zu seiner herrlichen Kunst und seinem würdigen alten Meister Johannes Holzschuer zurückkehren. Meister Martin gerieth aber hierüber in solche Wuth, daß er Friedrich zur Werkstatt hinaus warf. Aber alle Freude und Lust war nun aus Martins Werkstatt und Hause gewichen und Rosa, welche nur Friedrich innig geliebt hatte, verging vor Schmerz. — Da kam eines Abends Herr Jacobus Paumgartner und mit ihm Meister Johannes Holzschuer zu Meister Martin, welche für Friedrich das Wort nahmen, aber Martin wollte ihm zwar seinen Betrug verzeihen aber „mit Rosa ist es nun einmal ganz und gar nichts.")

2. Beispiel.

Beschluß. (S. 83.)

In diesem Augenblick trat Rosa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und setzte schweigend Trinkgläser und Wein auf den Tisch. Nun, begann Herr Holzschuer, nun so muß ich denn wohl dem armen Friedrich nachgeben, der seine Heimath verlassen will auf immer. Er hat ein schönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es, lieber Meister, erlaubt, eurer Rosa verehren zum Gedächtniß, schaut es nur an. Damit holte Meister Holzschuer einen kleinen überaus künstlich gearbeiteten silbernen Pokal hervor und reichte ihm dem Meister Martin hin, der großer Freund von köstlicher Geräthschaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit sehen, als eben dieß kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Rosen schlangen sich ringsherum und aus den Rosen, aus den brechenden Knospen schauten liebliche Engel, sowie inwendig auf dem vergoldeten Boden sich anmuthig liebkosende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal,

so war es, als tauchten die Engel auf und nieder in lieblichem Spiel. Das Geräth, sprach Meister Martin, ist in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldstücken den zwiefachen Werth von mir annimmt. Dieß sprechend füllte Meister Martin den Pokal und setzte ihn an den Mund. In demselben Augenblick öffnete sich leise die Thür, und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebsten auf Erden im leichenblassen Antlitz, trat in dieselbe. So wie Rosa ihn gewahrte, schrie sie laut auf mit schneidendem Ton: o mein liebster Friedrich! und stürzte ihm halbentseelt an die Brust. Meister Martin setzte den Pokal ab, und als er Rosa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als sähe er Gespenster. Dann nahm er sprachlos den Pokal wieder und schaute hinein. Dann raffte er sich vom Stuhle in die Höhe und rief mit starker Stimme: Rosa — Rosa, liebst du den Friedrich? ach, lispelte Rosa, ach ich kann es ja nicht länger verhehlen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verstießet. So umarme deine Braut Friedrich — ja, ja deine Braut, rief Meister Martin. Paumgartner und Holzschuer schauten sich ganz verwirrt vor Erstaunen an, aber Meister Martin sprach weiter, den Pokal in den Händen: o du Herr des Himmels, ist denn nicht alles so gekommen, wie die Alte es geweissagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würz'ge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar lustig singen — das Häuslein mit güldenem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirst du süß umfangen, darfst nicht den Vater frag'n, ist dein Bräutigam minniglich, o ich blöder Thor. — Da ist das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräut'gam — hei, hei ihr Herren, nun ist alles gut, alles gut, der Eidam ist gefunden! —

Wessen Sinn jemals ein böser Traum verwirrt, daß er glaubte in tiefer schwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Gesang und die, die ihm die Liebste auf Erden, ist gekommen und hat ihn umschlungen und er schaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geschah, der begreift es wie Friedrich zu Muthe war, der faßt seine überschwengliche Seligkeit. Keines Wortes mächtig hielt er Rosa fest in seinen Armen, als wolle er sie nimmer verlassen, bis sie sich sanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: o mein lieber Meister, ist es denn auch wirklich so? — Rosa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunst? — Ja, ja, sprach Meister Martin, glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weissagung der alten Großmutter erfüllt hast? — Dein Meisterstück bleibt nun liegen. Da lächelte Friedrich ganz verklärt vor Wonne und sprach: nein, lieber Meister, ist es euch recht, so vollende ich nun mit Lust und Muth mein tüchtiges Faß, als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen. O du mein guter

braver Sohn, rief Meister Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, ja dein Meisterstück fertige und dann giebts Hochzeit.

(Also geschah's. Zur Hochzeit aber kam Vater und Sohn von Spangenberg, Konrad von Spangenberg mit seiner Rosa sehr ähnlichen Gemahlinn, auch Rosa genannt. Eben so erschien der Maler Reinhold und brachte ein großes Bild in prächtigem goldnen Rahmen, das den Meister Martin in seiner Werkstatt mit seinen Gesellen Reinhold, Friedrich und Conrad darstellte, wie sie an dem großen Faß arbeiten und die holde Rosa eben hineinschreitet.)

3. Beispiel.

Die Naturstimme. [1])

Aus: Der unheimliche Gast. (S. 9.)

Sie wissen, begann Moritz, daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzosen focht. Mit einer Abtheilung spanischer und englischer Kavallerie bivouacquirte ich vor der Schlacht bei Vikteria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war von dem Marsch am gestrigen Tage, bis zum Tode ermüdet, fest eingeschlafen, da weckte mich ein schneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anders, als daß sich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, dessen Todesseufzer ich vernommen, doch schnarchten die Cameraden um mich her, und nichts ließ sich weiter hören. Die ersten Strahlen des Frühroths brachen durch die dicke Finsterniß, ich stand auf und schritt über die Schläfer wegsteigend weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es war eine stille Nacht, nur leise, leise fing sich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu schütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als schwängen sich die Geister der Erschlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entsetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Brust erbebte, mich erfaßte ein

---

1) Vorher heißt es: „Wie kommt es denn, daß alle Naturlaute, deren Ursprung wir genau anzugeben wissen, uns wie der schneidendste Jammer tönen und unsere Brust mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen? — Der merkwürdigste jener Naturtöne ist die Luftmusik oder sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in seinen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" gedenkt. Diese Naturstimme läßt sich in stillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menschenstimme ähnlich, bald wie aus weiter, — weiter Ferne daherschwebend, bald ganz in der Nähe schallend, vernehmen. Sie äußert eine solche tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüth, daß die ruhigsten, verständigsten Beobachter sich eben des tiefsten Entsetzens nicht erwehren können." Darauf erzählt Moritz das Obige.

tiefes namenloses Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menschlicher Kehle ertönen gehört, gegen diesen herzzerschneidenden Laut! Die Cameraden rappelten sich nun auf aus dem Schlafe. Zum dritten Mal erfüllte stärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erstarrten im tiefsten Entsetzen, selbst die Pferde wurden unruhig und schnaubten und stampften. Mehrere von den Spaniern sanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein englischer Officier versicherte, daß er dieß Phänomen, das sich in der Atmosphäre erzeuge und elektrischen Ursprungs sey, schon öfters in südlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrscheinlich die Witterung sich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltige Geisterstimme überirdischer Wesen, die das Ungeheure verkündeten, das sich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben bestätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all ihren Schrecken daher donnerte.

---

5. Adelbert v. Chamisso. s. oben Bd. V, S. 553 flgg.

---

6. Ernst Wagner. 1769—1812.

Johann Ernst Wagner wurde am 2. Februar 1769 in dem Sachsen-Meiningischen Marktflecken Roßdorf geboren, wo sein verehrter Vater Friedrich Timotheus Wagner Prediger war. Im stillen Familienkreise, von liebenden Eltern und Geschwistern umgeben, wuchs der sinnige Knabe in schöner romantischer Natur und ihr schwärmerisch hingegeben zur Freude der Seinen heran, und wurde statt jeder Vorbildung zur Universität auf Schulen allein durch den Vater unterrichtet und gebildet, was bei allem treuen und gelehrten Unterricht des Vaters, ihm doch in mancher Rücksicht namentlich für Bildung des Characters nachtheilig sein musste. — Er bezog die Universität Jena und erwählte ohne besondre vorherrschende Neigung das juristische Studium, dem er auch emsig oblag, ohne, so weit es seine eingeschränkte ökonomische Lage erlaubte, fröhliche Gesellschaften im Kreise gebildeter Freunde zu verschmähen.

Bald nach seiner Rückkehr von der Universität ernannte ihn der damalige Gutsbesitzer von Roßdorf, ein Freund des Vaters, zu seinem Privatsecretair, wozu er bald noch die Oberaufsicht über den ökonomischen Betrieb der viel verzweigten Wirthschaft hinzufügte, wie er auch Actuar der Patronats-

gerichte wurde. Dies vielfach ermüdende und beschwerliche, auch verstimmende Geschäftsleben hatte so viel Lastendes und Unerfreuliches, daß Wagner, als auch das väterliche Haus allmählig ausstarb, sich nach einem andern Wirkungskreis sehnte. Dazu kam noch, daß seine äußern Verhältnisse ihn nicht vor häuslichen Sorgen schützten. Seit 1793 mit einer Dem. Bergeon aus Neufchatel verheirathet, welche ihm eine treue Mutter seiner drei Söhne und einer Tochter war, lebte er auch in Nahrungssorgen, welche ihm, als noch des erstgebornen Sohnes Tod sein Familienglück trübte, das geliebte Roßdorf verleideten.

Er hoffte seine Lage durch Schriftstellerei zu verbessern, aber sein erster Versuch mit zweien völlig ausgearbeiteten Lustspielen: „die reisenden Maler" und „der Triumph der Liebe" misglückte ihm ganz. — Da schrieb er 1804 seine: „Wilibalds Ansichten des Lebens", ein schönes Dichterwerk, wodurch er sich eine ehrenvolle Stelle unter den klassischen Romandichtern sicherte. —

Jean Paul, welcher sein Gönner und Fürsprecher wurde, und welchem er obwohl ganz selbständig am meisten ähnlich ist, bewirkte nun, daß Wagner zu seiner großen Freude vom Herzog Georg von Meiningen zu seinem Kabinetssecretair berufen wurde. — Leider starb, noch ehe er sein Amt antreten konnte, der edle Fürst zum Schmerze seines Landes; aber Luise Eleonore, welche für ihren Sohn Bernhard die vormundschaftliche Regentschaft übernahm, erfüllte dem Dichter das Versprechen und so zog Wagner 1804 nach Meiningen, wo er ein einfaches Familienleben im ungetrübten Genuß stiller Häuslichkeit führte, im Umgange mit vielseitig gebildeten Männern Gelegenheit zu wissenschaftlicher Fortbildung fand und zugleich mit Liebe seinen dichterischen Werken sich weihte.

Zuerst arbeitete er sein früheres Lustspiel: „die reisenden Maler" zu einem Roman um, worin er schon seinen später entwickelten Kunstschulplan entwarf und erndtete reichlichen Beifall für dies Werk, das sowohl in den Schilderungen der Charactere, wie des reizenden Zigeunermädchens Kordelia, als in den lebenswarmen Naturschilderungen ausgezeichnet ist. — Diesem Werke folgte Ferdinand Miller, mehr Novelle als Roman, dann Isidora, ein wohlgelungener kleiner Roman, aus dem sich die Legende vom St. Hubertusbrunnen reizend hervorhebt und worin eine eigenthümliche religiöse Ansicht vom thierischen Magnetismus dargelegt wird. — In den „Reisen aus der Fremde in die Heimath", welche Jean Paul für Wagners bestes Werk hält, hat er großentheils sich und sein Leben dargestellt, und die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, die reizenden Schilderungen der Charaktere und der Gegenden, wie die Einfachheit und Natürlichkeit der einzelnen Kindheitsgeschichten werden dem Werke immer seinen Werth sichern. — Für das Beste was er geschrieben hielt er selbst: sein historisches A B C eines vierzigjährigen Fibelschützen" was, wenn auch ungefeilt uns das

Leben seiner Kindheit in vielen einzelnen Erzählungen höchst gemüthlich darstellt.

Im Jahre 1805 wurde er mit seinem Jugendfreund Fr. Mosengeil, welcher Erzieher des jungen Prinzen Bernhard wurde, zu seiner großen Freude wieder vereint, wie andre edle Freunde, namentlich der Geh. Reg.-Rath A. v. Studnitz und der Freiherr von Truchsess auf Bettenburg am Main, seine letzten Lebensjahre erheiterten. Solcher Erheiterung bedurfte aber auch der durch schwere Leiden geprüfte Dichter aufs dringendste. Schon seit 1806 zeigten sich bei ihm die leisen Spuren der schrecklichen Krankheit der Rückenmarksdarre, welche dem kräftigen, nie von Krankheit angefochtenen Manne bald den Genuss raubte, den ihm bisher das Durchwandern der Berge und Thäler so reichlich gewährt hatte. Nur sein Pferdchen trug ihn noch auf einige Jahre in die Natur hinaus. Bald konnte er auch keine Treppe mehr steigen und hörte so einmal zum letztenmal, ein leidenschaftlicher Freund der Kunst, die Aufführung der Beethovenschen Pastoralsymphonie auf seinem Schimmel unter den Fenstern des Musiksaales im Schloßgarten an. — Noch als Kranker suchte er, doch ohne Erfolg, für seinen Plan zur Gründung einer allgemeinen deutschen Kunstschule zu wirken. — Nach unsäglichen Leiden, welche er fromm und still getragen, gesellte sich noch am Schlusse des Jahres 1811 ein Nervenfieber zu seiner Krankheit, an dessen Folgen er in der Nacht des 28. Febr. 1812 entschlummerte.

Ernst Wagners sämmtliche Schriften erschienen als Ausgabe letzter Hand besorgt von Friedrich Mosengeil. 12 Bde. Leipzig Fleischer. 1827. 1828. 16. Inhalt: 1. u. 2. Bd. Wilibald's Ansichten des Lebens. Ein Roman in 4 Abth. — 3. u. 4. Bd. Die reisenden Mahler. — 5. Bd. Isidora. — 6. Bd. Ferdinand Miller. — 7. und 8. Bd. Reisen aus der Fremde in die Heimath. Erster und zweiter Theil. — 9. Bd. Reisen aus der Fremde in die Heimath. Dritter Th. — Der Wald von Myra. Eine dramatische Dichtung. — 10. Bd. Historisches A. B C. eines vierzigjährigen Hennebergischen Fibelschützen. — 11. Bd. Lebensgeschichtliche Nachrichten und Mittheilungen aus des Dichters Nachlass. I. Frühere dichterische Versuche. Scenen aus dem Lustspiel: die reisenden Mahler. II. Thalheim oder die Liebe auf der wüsten Insel. Erstes Buch. — 12. Bd. Thalheim. Zweites Buch. — III. Briefe des Hrz. August von Gotha an Wagner. — IV. Briefe von J. P. Richter an E. W. — V. Briefe verschiedner Verfasser. Beil. Zwei Bruchstücke aus W's Jesus von Nazareth, eine Harmonie der vier Evangelien für Freunde der Religion. — VI. W's Briefe an den Freiherrn von Truchseß zu Bettenburg.

1. Beispiel.

Aus Wilibald's Ansichten des Lebens. (Th. I. S. 73.)

a. Die Weihnachtsbescherung.

(August, Kabinetsrath und mit Mariane v. Senden verlobt und sein Bruder Wilibald von Kronach sind im Vorzimmer.)

Die Mutter kam jetzt aus dem Nebenzimmer, als eine Vertraute des heiligen Christ, und sagte leise drohend: „Dahinein dürft Ihr nicht. Hier wartet bis Euch der Vater ruft." Der Kabinetsrath fiel entzückt vor ihr auf die Knie, und Wilibald und die Mutter konnten vor Lachen über ihn nicht zu Athem kommen.

„Aber, fing Wilibald wieder an, als die Mutter fort war, es ist doch gewiß wahr, daß all die Aepfel, Pfefferkuchen und Nüsse, welche der heilige Christ bescheert, wirklich ganz anders schmecken, als die ungeweihten."

„Und hauptsächlich, sagte August, der große Christweck, mit Mandeln und Rosinen! o, den erreicht an Köstlichkeit kein Weck unterm Himmel!"

„Selbst der gemischte Geruch, fuhr Wilibald fort, der uns, bei Eröffnung der Christstube, von den Wachskerzchen, dem Obst und frischgebacknem Mehlwerk immer entgegen kam, verdiente den Namen eines festlichen Geruchs."

Die Thür knarrte und Mariane trat im Dunkeln herein. Die Mutter hatte sie auch dazu bitten lassen, um August recht froh zu sehen. Er drückte sie ans Herz, die Brüder ermahnten sie, stille zu seyn und weihten sie lispelnd zu ihrer Feier. Sie war sehr glücklich, und half auch erzählen).[1]

Jetzt endlich ging die Thür auf, und eine Masse von abenteuerlichem Glanz strömte heraus. „Kommt, Ihr Kinder, sagte der Vater trocken, der heilige Christ hat bescheert." Auf der Schwelle blieb August, als der Aelteste stehen; die andern beiden guckten, Hand in Hand, neben ihm hinein. Drei kleine Bäume mit Wachskerzchen und versilberten Früchten, standen auf einem langen Tische. Bei jedem Baum lag der gebackne Name des Kindes und die dazu gehörige Bescheerung, die diesmal, Marianens wegen, übermäßig reich ausgefallen war. Die Pfefferkuchen, das Obst, und der treffliche Weck waren nicht vergessen.

Nun untersuchte Jeder, und jeder wollte sich im Danke gegen die Eltern gern auszeichnen. „Der Himmel laß' uns noch einige Zeit so zusammen spielen! sagte der Vater. Ihr guten Kinder, Euer Spaß macht mir große Freude." Die Mutter konnte sich an ihren drei Kindern nicht satt küssen.

---

1) Es fehlt jetzt einiges, was tiefer in die Geschichte des Romans eingreift und nicht zur Christbescheerung als solcher gehört.

„Vor allen Dingen will ich meinen guten Namen essen", sagte August, und biß drein. Als der verzehrt war, schnitt er auch seinen Weck an. „Denn, sagte er, die dritten Feiertage sind abgeschafft, und da hoff' ich doch auszureichen, wenn ich schon den Heiligenabend anfange zu schlemmen." Er aß ihn in kurzem bis zur Hälfte auf.

„Du warst doch immer der Vielfraß! sagte unser Held lachend. Komm, wir wollen auch jeder einen Pfefferkuchen schlachten."

„Ja, schlachten, da hast du recht, das war unser altes, ächtes Wort: schlachten!" Jeder brach, und mußte mit dem andern um seine zwei Hälften, zwischen Messerrücken oder Schneide, loosen. Der Kabinetsrath wußte sich im Besitz seiner Reichthümer so wenig zu mäßigen, daß endlich die Mutter sagte: „Ihr werdet Euch krank essen. Du kannst das nicht mehr vertragen, lieber August."

„O doch, Mutterchen! rief er, und stopfte noch einmal beide Backen voll. So, nun heben Sie alles auf, damit Wilibald nicht darüber gerathen kann!"

„Nun, Gott gesegne dirs! — Morgen liegt er auf der Nase", sagte der Finanzrath drohend, und ging, um den Schlüssel seines Komptoirs zu sich zu nehmen.

b. Der Weber. (S. 149.)

Als die Stille zunahm, unser Freund sich selbst vergaß, und die Saiten endlich mit dem Herzen ruhten, da weckte ihn ein seltsamer Ton. Sein Nachbar hatte lange Zeit geschwiegen; jetzt fing die Flöte weich und kraftlos an zu spielen. Es war eine höchst traurige Melodie; Wilibald beantwortete sie mit Rührung, ging aber bald, emporgehoben durch den größern Umfang des Saitenspiels, in eine Idealisirung über, in einen volltönigen Aufschwung von den Tiefen der irdischen Wallfahrt in die Regionen der Form. Er hörte sogleich seinen Satz, zwar abermals schwach, aber in einer Höhe und Reinheit erwiedern, vor welcher sein gerührtes Herz erbebte. Er war der stillblühende Schall des heiligsten Friedens in der Seele; die siegreiche Anzeige von einer herrlichen Resignation. Mitten in einem Satze, dessen ganz ungewöhnliche Höhe Wilibald mit Staunen hörte, stand auf einmal der Ton verlöschend still, und er glaubte drei sanfte Schläge an der Scheidewand zu hören, die zwischen ihm und seinem Freunde war.

Ein Schauder ergriff ihn. „Bist du unglücklich, armer Freund? rief er empfindlich aus. Bedarfst du meiner Hülfe? Bist du krank?" Erst in diesem Augenblicke reute es ihn, daß er nicht längst den Mann besucht hatte; er wollte sogleich hinüber; aber alles im Hause schlief schon; auch hörte er beim Nachbar mehrere Stimmen, die seinen nächtlichen Besuch theils unnöthig, theils aber zwecklos zu machen schienen, da es ihm eigent-

lich um das Zutrauen des Menschen zu thun war, mit dem er, statt ihm Gutes zu erweisen, bisher nur sein sanftes Spiel getrieben hatte.

Des andern Morgens kleidete er sich früh an, und wollte eben hinübereilen, um seinen neuen Freund zu sehen, als ihm der Bediente meldete, gestern Abend sey der Nachbar Weber — gestorben! Wilibald sah den Menschen starr an. — „Er hat mir, sagte dieser, einmal vor dem Concertsaal ein Glas Wein eingenöthigt, damit ich ihm Ihre Violine beschreiben sollte.“ Der Bediente, welcher in der Stille manches vom Verhältnisse seines Herrn zu diesem Weber errathen hatte, konnte, da er Wilibald's Erschrecken sah, kaum die Thränen zurückhalten, und ging hinaus.

Wilibald überließ sich ganz seinem Grame. „So war es dein Schwanenlied, du edler Freund, was du gestern noch so leise in himmlischen Tönen aushauchtest? So nahmst du mit jenen sanften Schlägen Abschied von dem Bruder, der dich so sehr liebte? Gewiß wolltest du diesen drei Abschiedsworten irgend einen Sinn geben. O, so laß mir deinen Geist ihren geheimnißvollen Sinn noch zuwinken! ich will ihn bewahren! Ach wie war es denn möglich, daß der Tod dich so heimlich und bübisch, vielleicht nur drei Spannen weit von meinem Nachtlager mordete!“

Mit nassen Augen kam der Bediente zurück, und ließ die Thür offen. „Die Frau des Nachbars ist draußig“, sagte er, und ging wieder.

Eine junge, reinlich gekleidete Frau trat, mit trübem Blick, langsam und zitternd ein. Sie trug ein kleines Mädchen im Arm, und, indem sie mit erzwungener Freundlichkeit sagte: „Wir bringen Ihnen ein Geschenk!“ reichte das Kind ihm lächelnd — eine Flöte entgegen; dann legte die Mutter ihre Hand auf das brechende Herz, zum Zeichen, daß sie nicht weiter zu reden vermöge, und um die Gunst flehe, in eine erbärmliche Klage ausbrechen zu dürfen. Er theilte redlich ihre Thränen, und bat sie dann, ihm die vornehmsten Lebensumstände des Verstorbenen zu erzählen, wozu sie nach und nach Kräfte sammelte.

Ihr Mann hatte sie wider den Willen seiner und ihrer Eltern geheirathet. Von allen Seiten hatte man ihnen Liebe und Unterstützung gänzlich versagt; der Verstorbene hatte daher ein sehr müheseliges Leben geführt, und fast übermenschliche Kräfte zu Erhaltung seiner Frau und ihres Kindes anwenden müssen. Seit einem Jahre waren zwar die Eltern wieder gut, sie selbst aber sahen sich dadurch vor Nahrungssorgen nicht viel mehr gesichert, weil die älterliche Unterstützung nur dürftig ausfallen konnte, und weil des Mannes nie stark gewesene Gesundheit sich jetzt sehr zu verschlimmern anfing. Das arme Weib bekannte unter bittern Reuezähren, sie selbst habe ihn oft durch Widerspruch und andere Unarten gekränkt, und sein sanftes Herz mit ihrem Starrsinn verwundet. „Ach, sagte sie, er war so gut! Er hat mir alles verziehen. Nie habe ich einen Vorwurf über meine hitzigen Reden von ihm gehört! Er ging dann nur in seine kleine Stube,

hier neben an; und da hat er immer des Abends Flöte geblasen; und stets kam er heiter zurück. Vor etlichen Wochen sagte der Arzt endlich, es sey ein schleichendes Fieber, er werde wohl sterben. Und so wars auch. Ach, von Ihnen, lieber Herr, sprach er immer mit Lächeln, und bedauerte dann gewöhnlich, daß er nicht bei der Musik geblieben sey, die er in der Jugend gelernt hatte. Er sagte mir oft, in seiner Flöte und in Ihnen liege der größte Trost seines Lebens; und Gott verzeih' mirs, ich lachte darüber, und stellte ihm vor, er solle Sie lieber einmal um Vorschuß von zwanzig Thalern bitten. Aber dazu hatte er nicht Muth. Gestern Abend litt er noch einen harten Kampf, als er merkte, daß ihn Gott von der Welt abrufen wolle. Ich stürbe gern, sagte er, und du könntest arbeiten, und dich ernähren; aber unser Mädchen macht mir meinen Tod sauer. Für euch beide wirst du nicht genug verdienen können; ihr werdet Noth leiden; sie wird so wild aufwachsen; du hast weder Verstand noch Zeit, um ein Kind zu erziehen; und das macht mir das Herz so schwer, daß es nicht brechen will! O, Herr, ich weinte über diese Worte ohne Maas; und er lag bei der Abendsonnenhitze in einer schrecklichen Angst da, die sich gegen die Nacht immer vermehrte. Ach, da fingen Sie hier an Musik zu machen, und er wurde bald stiller, und verlangte seine Flöte. Ich weigerte mich; aber er bat so sehr, daß ich sie ihm gab. Ich will ihn noch etwas lehren, sagte er freundlich; denn er hat mich auch genug gelehrt. Dann blies er, und sah dabei auf einmal so heiter aus — ach, so schön, bester Herr, daß mich ein Grauen ankam. Aber er mußte bald aufhören. Es ist vorbei! sagte er, und pochte lächelnd an die Wand, daß sein guter Freund, wie er meinte, ihn nicht unrecht verstehen solle. Er ruhte sanft aus, that aber, als wenn er aufmerksam auf andere Töne horchte, von denen ich doch nichts hörte. Diese Klänge, sagte er, glichen dem Rufe des Posthorns, wenn im Frühjahr die ersten Reisenden wieder vorüberzögen, nach den warmen Ländern, wo es schon Sommer sey. Nun drückte er erst mich, dann das Kind und zuletzt auch die Flöte ans Herz und gab sie dem Kinde. Morgen früh, sagte er schon sehr matt, wann ich nun todt bin, nimm die Kleine, und laß sie dem Herrn die Flöte bringen. Sag ihm — aber weine nicht dazu — (die Frau stämmte die Hände gegen die Brust und schluchzte heftig) sag ihm dann, er möge zu meinem Andenken die Flöte von meiner Kleinen annehmen, und mich und sie dabei nimmer vergessen. Sag ihm — o, wie wunderbar drückte er sich doch aus! — sag ihm, ich wünschte, er hätte die Töne hören können, die ich jetzt belauscht habe. Mein Herz sey unter ihrem süßen Frühlingsschalle gebrochen. O, es wird nicht ewig Winter seyn, meine Liebe! — Da reichte er mir ruhig die Hand, und im Nu war es aus mit ihm. Ach, mein Herr, ich habe kein Wort von seinen letzten Reden vergessen!"

Sie besann sich. „Hat er nicht noch etwas gesagt? — Heiliger Gott,

nein! Er hat nun nichts mehr gesagt!" Ihr Thränenquell floß unaufhaltsam von neuem hervor.

„Gute Nacht, mein Freund! Deiner will ich nimmermehr vergessen!" sagte Wilibald sanft, und nahm das Kind, welches die Flöte noch hielt, in seine Arme, und drückte es, wie auf ewig, an sich. Die Kleine fing an bitterlich zu weinen, und schlug die Aermchen um seinen Hals.

2. Beispiel.

Aus den „Reisen aus der Fremde in die Heimath." (Bd. 8. S. 20.)

In unsrer Schule, die mein Vater mit mir und dem Geschwisterkinde Wilhelm gemeinschaftlich hielt, betrugen wir uns immer höchst ehrbar und fleißig. Nur ein einziger unbescheidener Scherz ward einmal ziemlich lange gewagt. Wenn nämlich mein Vater, welcher beim Unterricht immer herumspazierte, uns den Rücken zukehrte, dann reckte ich die Zunge aus dem Munde, Wilhelm fing sie schnell mit zwei Fingern, ich zog mit angestrengten Muskeln zurück, und nun gab die Operation einen kleinen, fast unhörbaren Knall zum Resultat, der uns belustigte. Uebung macht den Meister; und einigemal mochte wohl dem Vater dieser seltsame Ton schon zu Ohren gedrungen seyn. Einst wollte ihn Wilhelm allzusehr verstärken, und ließ mich nicht eher los, bis der ernste Lehrer schon sich umwandte, und — zwar einen vortrefflichen Kunstknall hörte, aber freilich zugleich eine höchst possierliche Gruppe vor sich sah, die noch obendrein sich vor seinem Angesicht der Gewalt eines schallenden Gelächters hingab. Ein spanisches Rohr sauste jetzt fürchterlich über meinen Rücken herein, und selbst Wilhelm, den man vornehmer als mich behandeln mußte, bekam das ernstliche Versprechen einer baldigen Nachfolge bei erster Gelegenheit, die wir aber — nie wieder erscheinen ließen.

Aber ach, wie reichlich ward ich an diesem Tage noch entschädigt! Bald nach der Schule eröffnete mir mein Freund von der Kanzel [1]) herab, daß er mit des Kantors großem Hühnerhunde die herrlichste militärische Belustigung vorbereitet habe. Der Kantor war nämlich verreiset und Wilhelm hatte die uns so treue braune Lady mit nicht weniger als dreizehn von ihren großen und kleinen Anbetern in den Kirchhof gelockt und glücklich im Todtenbahrhäuschen eingesperrt, wo nun jetzt schon ein satanisches Gezänke zu hören seyn sollte. Ich flog über die Planken, und mit dem Freunde zum Kirchhof empor, dessen Thore wir vor allen Dingen sperrten, um

---

1) Die Kanzel nannte die Mutter einen mit Planken verschlagenen hohen Winkel zwischen Wilhelms Stallgebäuden, von wo Wilhelm durch den Ruf eines langen durchbringenden Pfiffs Ernst herbeirief und zu losen Streichen aller Art verführte.

unsers Fanges gewiß zu seyn. Nun stiegen wir zu Pferde (auf zwei Bohnenstangen) bewaffneten die Hände mit Spiesen, die Taschen mit Steinen, die Knopflöcher mit Knitteln, — und indem wir vorsichtig auf das Bahrhäuschen anrückten, schlugen die Herzen der nahen Schlacht muthig entgegen. Drinnen grinste und brummte alles dumpf gegeneinander; und als ich endlich die Thür öffnete, hatten sich die Feinde zwischen den Todtenbahren in drohender Position aufgestellt, und aus dem Dunkel blitzten uns sechs und zwanzig grüne Augen den bittersten Zorn entgegen. Eine große, dem Baron des Orts zugehörige gelbe Dogge fletschte besonders sehr verächtlich die Zähne seitwärts auf uns. Sie schien, nebst uns, auch den ganzen übrigen Haufen, der auf sie zielte, anzufeinden, und hatte sich breit vor die Braut hingestellt, welche im Winkel lag. Wir wollten anfänglich die schöne Lady (den einzigen Hund von unsrer Bekanntschaft unter dem Haufen) herauslocken, um etwa den allerdings sehr starken Feind zu theilen. Allein, auf einmal übernahm mich die Tapferkeit; — ich schrie mit Gewalt „He, da drinnen!" und indem auch Wilhelm sein Feldgeschrei erhob, traf ich mit einem Steine die hochmüthige Dogge gerade an's Ohr. Auf ihr Geheul warfen sich alle übrigen Hunde auf sie und auf einander selbst; in diesem Augenblicke floh die Hündin, und so gab es endlich Luft. Der ganze Strom stürzte heraus, unser Muth wuchs und mancher gute Hund ward nun tüchtig gepfeffert! Wir hatten jetzt kaum Hände genug zum Werfen und Schlagen. Ein großer Prügel, dem ich einem ganzen Knoten von beißenden Hunden in die Beine warf, that eine fürchterliche Kettenkugelwirkung; denn alles, was uns etwa noch angefletscht hatte, jammerte nun und zerstob und flüchtete mit gellendem Geschrei über die Kirchhofsmauern, bis wohin wir, als Cavallerie, ihnen nachsetzten, und wo wir noch die lustigsten Auftritte erlebten, da mancher Flüchtling nicht auf den ersten Sprung die Höhe der Mauer erreichen konnte und uns daher zum zweitenmal in die Hände fiel. Siegreich standen wir nun mit unsrer Lady da, und sprachen heute einmal recht ernstlich über die Annehmlichkeiten des Militärstandes, während über die Mauer schon hier und da ein Feind listig wieder herüberguckte, den wir mit höhnischen Mienen zu einer neuen Prügelsuppe invitirten. Viel zu früh machte aber die Zurückkunft des Kantors der ganzen Sache ein Ende! Eigentlicher Grausamkeiten haben wir uns, selbst gegen verhaßte Thiere nie schuldig gemacht.

---

3. Beispiel.

Aus den Reisen aus der Fremde in die Heimath.

Der Sonntagmorgen. (Bd. 7. S. 10.)

Hat nicht der sonnenlichte Ruhemorgen ein gewisses himmlisches Gepräge vor jedem seiner sechs andern Brüder? Kannst du, — du, der das Glück, ein Landpredigersohn zu seyn nicht kennt, — es mir nachfühlen, wie seligstill, und doch wie lebendig heute alles ist? Der Mensch ist vom Schlaf aufgestanden, um zu ruhen. In mehrern Dörfern vor meinen Augen läuten die Glocken zum Frühgottesdienste, zu welchem jetzt vermuthlich Männer und Frauen sittsam in freundlichem Gespräche hinschleichen, wohl wissend, daß zu Hause die Mütterchen emsiger als sonst kochen oder gar braten, wie ich selbst aus den sich mehrenden weißen Rauchstreifen sehe, die über allen Ortschaften und ihren tausend köstlichen Sonntagsgerichten ziehen und schweben, hinter mir vernehme ich das melodische Schellengemurmel einer Kuhheerde; aber mich dünkt, das Vieh steht satt und ruhig im blühenden Waldgras; nur eine alte Blechglocke, die ich in meiner Phantasie an den Hals einer sehr großen unruhigen bunten Leitkuh hänge, spricht in Baßtönen zuweilen dumpf und stärker an, als die übrigen. Rechts am Hange strebt ein junges saftiges Eichenholz empor, und links neben der Waldspitze sehe ich die Saat am Rain über meinem Haupte so sanft in den blauen Himmel aufwallen, in dessen Tiefen das liebliche Lerchenchor seine Frühkirchenlieder anstimmt! — Glänzendes kleines Insektengeflügel von allen Farben, große Schmetterlinge und leichte Libellen schwimmen langsam in den Lüften auf und nieder, bleiben mit sanftem Flügelschlage, wie betrachtend, vor mir stehen, und scheinen nur diese süße feine Kost einzuathmen, welche die Sonne aus dem Duft des wohlriechenden Heues im Wiesengrund und aus dem Balsam der Waldblumen bereitet, und die mich hier in würzeschweren Wogen umfluthet. Ruhig schaut die Ameise zwischen Moosblüthen hinaus ins weite helle Land, und der kleine rothe Siebenpunct neben mir sitzt gesättigt da, und wiegt sich still auf dem gebogenen Halm, als horchte er, verwundert wie sein Nachbar, auf all das liebe Getön um uns her. Die Welt in ihrer größten Kleinheit ist mir verbrüdert und nimmt Theil an meiner Feier. Aber, welch ein silberner Klang weht so schauerlich von Zeit zu Zeit dort aus den schwarzen Felsen hervor und über mich hin? Wäre es möglich? Dränge es bis zu mir herüber? Stammte er aus jener zweifachen Aeolsharfe, deren seltsame Wunder einst der edle Georg [1]) in

1) Herzog Georg zu Sachsen-Meiningen kaufte im Jahr 1800 das Rittergut Liebenstein, zu welchem die hiesige Heilquelle gehört. Er legte diesen Badeort in seiner jetzigen reizenden Gestalt an und erschuf aus ihm und dem nahgelegenen

der Felsengrotte des hohlen Steins erschuf, und deren Tonströme er so gern, die Harfenthüre selbst öffnend, in die romantischen Thäler hinabrauschen ließ? Heilig hallt es in meiner Seele wieder; dieser Ton ist eine prophetische Stimme der Auferstehung aus stillen Gräbern. Georg, du Fürst dieser Flur! — Wie schnell bist du gefallen!

Doch blühe fort hier, meine süße Natur! Grünet frischer hervor, ihr Momente meines Lebens, mit den Blumen dieser holden Erde, welche ja nur unter uns ein großes Grab bildet, aber oben ihre duftenden Blüthen himmelwärts treibt!

4. Beispiel.

Aus dem historischen A. B. C. eines vierzigjährigen Hennebergischen Fibelschützen. (Bd. 10.)

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe einmal gestohlen — und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen, — ein Pfund wog er wenigstens, — citronengelb war er und hatte die schönsten Karminflecken. Essen wollte ich ihn nicht, aber haben! Des Mittags betrachtete ich ihn wieder; des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel, sprach ich bei mir selbst, ist doch ein liederlicher Mann! Hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!" Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. Ich aß noch im Garten mein Morgenbrot, aber mit so zweideutigem Appetit, wie ein Teig fressender Esel, — und trat dann angstvoll ins Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann; — ich mußte sogleich, statt aller Strafe, das siebente Gebot verlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. O, des furchtbaren, ungeheuern Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwei Worte die ich sprach, (nämlich „Herr Rommel") sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter

---

herzoglichen Sommerschlosse Altenstein eine neue paradiesische Gegend, die auch schon an eigenem Naturreichthum alle deutschen Bäder übertrifft. Bald darauf, im Jahr 1803, starb er, — zu früh für das Land und seine Freunde!

allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut. Es kam eine Freudigkeit über mich; ich sagte alles treulich, was mir befohlen war; blickte dann weinend nieder, der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter; die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken, und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück. — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen, zu stehlen.

Empfindsamer Roman.

Johann Martin Miller. 1750—1814.

Johann Martin Miller wurde am 2. Decbr. 1750 zu Ulm geboren und erhielt durch seinen Vater, welcher Prediger am Münster und Professor der orientalischen Sprachen am dortigen Gymnasium war, eine gründliche Erziehung und Vorbildung für die Universität, vorzüglich auch Anweisung zur Erlernung der griechischen und hebräischen Sprache. So ausgerüstet kam er 1770 nach Göttingen, wo sein Vetter Dr. Miller Professor der Theologie war. Hier schloss er sich weich und sanft und aufs Innere gekehrt, zunächst Hölty an und durch diesen auch Bürger. Durch die Lebendigkeit und Heiterkeit seiner süddeutschen Natur war er Hölty bei weitem überlegen, und wirkte bedeutend auf Bürger und den ganzen göttingischen Dichterkreis, indem er in seiner vaterländischen schwäbischen Mundart ein Hülfsmittel besaß, die Lieder der Minnesänger seinen Freunden zugänglich zu machen. Nun dichtete er selbst mit Bürger Minnelieder um die Wette, wie er auch aus den Umgebungen seiner Jugend auf die Behandlung solcher Stoffe geleitet wurde, welche sich dem einfachen Leben der Landleute anschlossen und durch sein „Bauernlied“ (im Almanach 1772) großen Ruhm erndtete. Durch Bürger wurde Miller auch Boie zugeführt, welcher ihn wieder mit Cramer, Friedrich Hahn und den andern Dichtern jenes Kreises verband und als 1772 Voss auch nach Göttingen kam, wurde durch diesen am 12. Sept. 1772 mit Miller, einem zweiten Miller, Hölty, Hahn und Wehrs der berühmte Hainbund geschlossen, dem sich Ewald und Boie und bald auch die beiden Stolberg anschlossen. Als Klopstock, der vom Bunde Hochverehrte, im Herbste 1774 nach Göttingen kam, begleitete ihn Miller nach Hamburg, wo er auch Claudius Bekanntschaft machte. Auch brachte er noch ein halbes Jahr in Leipzig zu und lebte hier in vertrauter Freundschaft mit Carl Friedrich Cramer. Im Jahre 1775 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und wurde Vicar am Gymnasium und Candidat, 1780 erhielt

er die Pfarrstelle zu Jungingen bei Ulm und schon im folgenden Jahre wurde er als Professer des Naturrechts ans Ulmer Gymnasium berufen, vertauschte aber bald diese Stellung mit dem Lehrstuhl der griechischen Sprache. Im Jahr 1783 wurde er Prediger am Münster und 1797 zugleich Professor der katechetischen Theologie am Gymnasium, lebte noch in verschiedenen geistlichen Aemtern und starb als Dekan und geistlicher Rath am 21. Juni 1814.

Sein erster Roman: Siegwart, eine Klostergeschichte. 1776 in 2 Th. machte gewaltiges Aufsehen und wurde der Begründer der sentimentalen Periode des achtzehnten Jahrhunderts, obschon er selbst zunächst aus Göthe's Werther abgeleitet ist. Doch nur für die empfindsame Seite Werthers war Millers zarte, fast mädchenhafte Natur empfänglich. Sehr richtig sagt Prutz [1]) in dieser Beziehung: „Miller stellt in der Gesellschaft der Stürmer und „Dränger gleichsam das Weib dar, das wort- und thränenreiche; und da „nun zu aller Zeit, namentlich in Deutschland, die Zahl derer, die lieber „reden und weinen, größer gewesen ist, als die der energischen und thatkräftigen Naturen, so darf uns nicht Wunder nehmen, daß der Effect des „Siegwart den des Werther für den Augenblick noch übertraf. Alles, was „von Klopstock, von Kleist und Geßner, ja was von Brockes Zeiten her von „Empfindsamkeit, Rührung, Weichherzigkeit in der deutschen Nation angesammelt war, machte sich im Siegwart und der enthusiastischen Aufnahme „die ihm zu Theil ward, Luft. Es war als wären mit einem mal die „Schleusen aufgezogen für die Thränenfluth eines Jahrhunderts, man wurde „nicht satt zu weinen und zu seufzen, der blasse Mond wurde das eigentliche „Gestirn des Tages und hatte bisher Werther vielleicht hie und da einem „warmblütigen Jüngling den Gedanken an ein gewaltsames Ende erbaulich „und wünschenswerth gemacht, so sehnte sich nun die gesammte deutsche „Jugend, langsam hinzuschmachten, in Thränen auszulöschen wie Siegwart „und Marianne." Dabei hat Miller immer den Zweck auch sittlich zu nützen und darum hat alles in seinen Romanen, namentlich im Siegwart, einen religiösen Anstrich. Alles ist Liebe, reine schwärmerische Liebe mit Scenen der Andacht und Gottesverehrung unterbrochen. — Miller sagt selbst zur Vertheidigung seiner Romane in der Vorrede zur Geschichte Karls von Burgheim: „Ihr Väter und ihr Mütter, die Ihr schon zu zittern anfangt, „wenn eure Kinder nach einem Roman greifen, zittert nicht, wenn sie mein „Buch in die Hände nehmen! Sie werden kein Gift daraus saugen, das „die Unschuld ihrer reinen jugendlichen Seelen tödtet. Die Liebe, welche „sie aus meinem Buche kennen lernen, ist keine Mutter der Wollust; Es „ist keusche reine Liebe, die mehr auf Vereinigung der Herzen als der Leiber „zielt, die die Ausübung höherer Pflichten nicht verhindern soll; Es ist

1) S. Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutsch. Literatur, von R. E. Prutz. Lpz. 1841. S. 366.

„keine schwärmerische Liebe, die den Menschen über alle andre Verbindungen „wegsetzt und ihn zum träumenden oder wimmernden Geschöpfe macht; (?) „Eure Kinder werdens mehr als Einmal dringend eingeschärft finden, daß „Liebe zu Gott und zur Tugend in dem Herzen eines Liebenden wohnen „muß, wenn man glücklich lieben will." — Ein Hauptfehler ist aber in M's Romanen die große unnütze Weitschweifigkeit und Redseligkeit ohne rechten Gehalt und der Mangel an scharfer Charakterzeichnung und überhaupt an Weltkenntniss, was Alles uns diese Werke höchst langweilig macht.

Millers Schriften sind nun folgende: 1. Siegwart. Eine Klostergesch. Lpz. 1776. 8. Zw. Th. — Verbesserte u. verm. Aufl. mit Kupf. (v. Chodowiecki.) Lpz. 1777. 8. 3 Th. — (Travestirt wurde der Siegwart von Frd. Bernritter: Siegwart oder der auf dem Grabe seiner Geliebten jämmerlich erfrorne Kapuziner. Eine abentheuerliche aber wahrhaftige Mord= und Klostergesch., die sich vor etlichen Jahren im Fürstenthume Oettingen mit einem Amtmanns Sohn und einer Hofrathstochter in Ingolstadt zugetragen. Mannh. 1777.) Er wurde ins Polnische, Französische, Ungarische, Dänische, Holländische u. s. f. übersetzt. — 2. Beitrag zur Gesch. der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweier Liebenden. Lpz. 1776. 8. Zw. mit ein. Anhang versehene Aufl. Lpz. 1780. 8. mit einem Titelkupf. — 3. Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Erst. u. zw. Samml. Ulm. 1776—77. 8. Zw. verm. Aufl. Ulm. 1778—79. — 4. Predigten für das Landvolk. 3 Bdchn. Lpz. 1774—1784. kl. 8. — 5. Gesch. Karls v. Burgheim und Emiliens v. Rosenau. Ein Original in Briefen. 4 Bde. Mit Kupf. Lpz. 1778—79. Oefter nachgedruckt. — 6. Karl und Karoline, eine Gesch. Mit Kupf. Wien. 1783. (Nachdruck aus dem ersten Bde. der Beobachtungen zur Aufklärung des Verstandes). — 7. J. M. Millers Gedichte. Ulm. 1783. kl. 8. (158 Idyllen, Elegien, Lieder.) — 8. Gesch. Gottfried Walthers eines Tischlers und des Städtleins Erlenburg. Ein Buch f. Handwerker u. s. f. 2 Th. Ulm. 1790. 8. — Auch noch Briefwechsel zw. ein. Vater u. s. Sohne auf der Akademie, Predigten u. a.

---

1. Beispiel.

Aus „Siegwart." Eine Klostergeschichte.

(Th. I. S. 7. Zweite Aufl. 1777.)

Siegwart, ein edelgesinnter Jüngling, war auf einem Dorf in Schwaben, an der Donau, gebohren. Sein Vater, ein Mann von ächt deutsch schwäbischem Karakter, war seit vier und zwanzig Jahren Amtmann

auf dem Dorfe. Von seiner ihm zu früh verstorbenen Frau hatte er zwo Töchter und drey Söhne, wovon unser Siegwart der jüngste war; Ein geselliger Knabe, der sich nie mehr fühlte, als wenn er andere Kinder lustig sah, ihnen Freude machen und tausend kleine Gefälligkeiten erweisen konnte. Wenn der Winter ihn ins Zimmer einschloß, so war ihm nirgends wohl; Die Gesellschaft seiner ältern Brüder, und zwoer muntrer Schwestern war ihm nicht groß genug; Er rief alle Baurenkinder, die sein Haus vorbeygingen, zu sich und tummelte sich mit ihnen auf dem Saal herum. Dann schlich er wieder in den Stall, besah die Pferde, ritt sie an die Tränke, schneeballte mit den Bauernjungen, oder fuhr auf seinem kleinen Schlitten den steilsten Berg herab und thats an Kühnheit oft auch an Verwegenheit, den kühnsten Knaben zuvor.

Sobald die Frühlingssonne schien, konnt' ihn gar nichts mehr zu Hause halten. Er trieb den Kreisel, warf den Ball, stellte mit den Bauerjungen Jagden an, theilte immer selbst die Rollen aus, machte den einen zum Jäger und den andern zum Hirsch, und umzingelte den ganzen Wald mit jungen Jägern, wie ers bey der fürstlichen Jagd gesehen hatte. Dann spielte er wieder den Soldaten, warb alle Jungen des Dorfes an und bestellte sie am Sonntag auf das Feld hinaus. Da gab er ihnen hölzerne, selbst geschnitzte Flinten, hölzerne Säbel, drey Kindertrommeln, die ihm und seinen Brüdern gehörten, papierne Fahnen und ein altes Jagdhorn. Jeder Knabe mußte zugleich eine Schlehenbüchse und zwanzig Kugeln dazu haben. Damals wüthete der Krieg der Oesterreicher mit den Preussen. Obgleich sein Fürst auf der österreichischen Seite war, so hielt er es dennoch mit den Preussen, weil er in den Zeitungen gelesen hatte, daß diese immer mehr den Sieg davon trügen. Er theilte sein Heer in zwey Theile und wählte stets die stärksten Knaben für die Preussen aus, deren Anführer er beständig war, und an deren Spitze er die Oesterreicher mehrentheils zurückschlug. Er machte selbst ein Kriegslied, das seine Krieger, nach ihrer Weise, absangen. Beym Nachsetzen mußten die Knaben mit den Schlehenbüchsen schiessen; Wer getroffen war musste fallen und am Ende der Schlacht wurden die Todten gezählt, da denn immer die Preußen die wenigsten hatten.

Wenns wärmer wurde badete er sich in der Donau und schwamm von allen Jungen am besten. Ein paarmal war er in Lebensgefahr und wurde von den Fischern gerettet; Dieß hielt ihn aber nicht ab, gleich den andern Tag wieder zu baden. — Halbe Tage brachte er im Walde zu, wo er Vogelnester aufsuchte. Kein Baum, auf dem er ein Nest sah, war für ihn zu hoch; Er klomm wie ein Eichhörnchen hinauf und wagte sich auf die dünnsten Aeste. Dem ohngeachtet war er niemals grausam gegen die Vögel. Er nahm nie ein ganzes Nest, sondern nur den schönsten Vogel, den er zu Hause ätzte und groß zog; Die andern ließ er ihren Eltern. Besonders holte er die jungen Staaren und Wiedehopfen aus den hohlen

Bäumen, weil er gehört hatte, daß man diese sprechen lehren könne, und gab sich mit deren Unterricht viel Mühe.

Aus dieser Anlage des jungen Siegwart schloß sein Vater, der ein vernünftiger Mann war, daß sein Sohn wohl am besten zum Jäger oder Soldaten taugen möchte. Er hatte auch schon bey sich selbst den Plan gemacht, ihn in seinem 15ten Jahr (Siegwart war jetzt dreyzehn alt) zu seinem Bruder, einem Forstmeister in der Gegend, zu thun und ihn die Jägerey erlernen zu lassen; Daher drang er auch nicht sehr in ihn, die eigentlichen Wissenschaften zu lernen. Er suchte nur seine Anlage zum rechtschaffenen Mann zu entwickeln und durch gute moralische, aus der Religion hergeleitete Grundsätze noch mehr zu befestigen; Denn er las nicht nur selber fleißig in der Bibel, wozu er von seinem Beichtvater die Erlaubniß erhalten hatte, sondern suchte auch ihre Geschichten und Lehrsätze seinen Kindern frühzeitig einzuprägen. Und dieß legte hauptsächlich den Grund zu der frühen Rechtschaffenheit des jungen Siegwart, die sich nachher so oft in seinem Leben äusserte, ihn bey allen seinen Widerwärtigkeiten unterstützte, und zuletzt so ruhig ans Grab wandeln lehrte.

Siegwart wuste den Plan seines Vaters wohl und freute sich darüber; Er war in seinem Sinne schon ein Jäger, und legte oft, wenn der Vater ausgeritten war, seinen Hirschfänger an, hieng die Flinte um und spazierte so, mit schwerem Tritt, das Zimmer auf und ab; Oder schlich sich wohl, wenn der Vater nicht so bald zurückkommen konnte, in den Wald und schoß einmal zu seinem innigen Vergnügen einen Hasen, den er aber, weil er ihn nicht mit nach Haus bringen durfte, einem armen Mann schenkte.

Allein ein Zufall vernichtete auf einmal seine Hofnungen und änderte den ganzen Plan seines Vaters um.

Obwohl Siegwart alle Anlage zum Männlichen, und Festen, das den Deutschen so sehr von andern Nationen auszeichnet, hatte, so liebte er doch auch das Sanfte und die schöne stille Natur. Beydes ist sehr oft beysammen, und bildet einen liebenswürdigen, für die Welt sehr brauchbaren Karakter! Er ist mehrentheils ein Eigenthum des Dichters; Und zu diesem hatte Siegwart alle Anlage, die, bey glücklicheren äusserlichen Vortheilen, des Geburtsortes, der Erziehung, des Umgangs und seines ganzen Schicksals, noch mehr emporgestrebt seyn und die Herzen seiner Mitbürger nach sich gezogen haben würde.

Oft schlich er sich im Frühling, mitten im Spiel, von seinen Kameraden weg, sammelte Blumen und band sie in einen Strauß zusammen; Er beobachtete alle Auftritte und Veränderungen der Natur, gab auf jedes Würmchen Acht, sah der Biene zu, wie sie in die Blumenkelche schlüpfte und Honig oder Wachs an ihren Beinchen heraustrug; Er horchte jedem Vogel, am meisten aber der Lerche, der Grasemücke und der Nachtigall: Die letzte

gefiel ihm am besten, ob er wol ihren Namen noch nicht gehörte hatte. Oft lag er an der Quelle, die durch Tropfstein und Moos und niederhängendes Gras am Berg herabmurmelte; Da fühlte er ein ungewohntes Sehnen, und eine nie empfundene Wehmuth in der Seele; Mit glänzendem Auge gieng er weg, drückte jedem Baurenjungen, der ihm begegnete, die Hand stärker und gab ihm von seinem Abendbrod. Oft gieng er an das Grab seiner Mutter, wo er Rosen und Jesmin und Todtennelken gepflanzt hatte, und weinte da. Kein Geräusch weckte ihn so leicht aus dem Schlaf; Aber wenn vor Sonnen-Aufgang an seinem Kammerfenster, das in den Garten gieng, die Nachtigall auf einem Apfelbaume sang, da wachte er schnell auf, ward munter, sprang aus dem Bette, hörte ihr unbeweglich zu, und sah mit Entzücken die Sonne hinter den Bäumen heraufgehn. Noch lieber hörte er die Nachtigall des Abends, wenn die Blumen und die Aepfelblüthen süsser dufteten, und alles stille war, und der Mond herabsah. Da hatte er Gefühle, die beym Jüngling, der ihm gleich ist, zu Liedern werden. Da dachte er oft an seinen Bruder, der vor 4 Jahren in seinem 6ten Jahr gestorben war, und machte ein Lied auf ihn; Da vergaß er oft sich und die ganze Welt; Da rief man ihm oft zum Abendessen, und er hörte nichts, bis ihn sein Bruder oder Vater fand, und zum Essen holte, wo er wehmüthig saß und nichts sprach. Nach dem Abendessen lag er wieder unter seinem Kammerfenster, hörte bis um Mitternacht der Nachtigall zu, wünschte nichts, als wie sie singen zu können, und träumte sich im Schlaf in paradiesische Gegenden zu seinem Bruder. —

2. Beispiel.

Aus Siegwart. (Th. I. S. 82.)

Therese[1]) war ein rasches naives Landmädchen mit einem runden vollen Gesicht, das von der Farbe der Gesundheit glühte, und mit großen dunkelblauen Augen. Wenn sie lachte, bildeten sich ein paar Grübchen in den Wangen, und man sah die Göttin der Anmuth vor sich. Ihre Haare waren dunkelbraun und lang; Ihr Wuchs mittelmäßig groß. In ihren Reden war sie schnell und hastig; Ihr Witz war immer neu und lebhaft. Munterkeit erwachte, wo sie hinkam, und sie lachte gern aus vollem Herzen. Doch verbannte sie zu rechter Zeit den Ernst nicht; Und in den Stunden der Dämmerung oder am Clavier zerfloß ihre Seele oft in Wehmuth. Nichts liebte sie mehr als Geschäftigkeit, und besonders ländliche Beschäftigungen. Sie wuste jede Arbeit, die die verschiedenen Jahreszeiten auf dem Lande mit sich bringen. Im Frühling säte sie im kleinen Würzgärtchen am Hause, steckte Bohnen und Erbsen, pflanzte Salat und Kohl, und ordnete die Aus-

1) Siegwarts Schwester.

saat des Flachses an. Im Sommer war sie, in ihrem strohernen Sommerhütchen bey der Heuerndte mit, kochte für die Arbeitsleute, half den Flachs einthun, ging mit aufs Kornfeld hinaus, führte die Aufsicht über die Schnitter, sprach mit ihnen freundlich und der Arbeit kundig, aß des Abends Milch mit ihnen, und ward von jedermann geliebt, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. — Im Herbst sorgte sie für die Bearbeitung des Flachses und für Ausdreschen des Getreides, ging mit in den Baumgarten, und half die Aepfel und Birnen einsammlen. Im Winter besorgte sie die Kleidung ihrer Brüder, spann, oder machte Linnen, und versah dabey das ganze Jahr durch die Küche und die Haushaltung. Bey aller ihrer Arbeit war sie immer munter, trillerte ein Liedchen, oder scherzte mit ihren Brüdern. Karl, der ältere, war stolz und geizig; Der zweyte, Wilhelm war phlegmatisch und träge. Mit beyden machte sie sich also nicht viel zu schaffen, begegnete ihnen aber freundlich, und gab ihren Schwachheiten nach, so oft sie konnte.

Aber unser Xaver war ein Mann für sie. Als Kind hüpfte sie den ganzen lieben Tag mit ihm herum und half ihm bey seinen kriegerischen Zurüstungen; Sie spielte die Soldatenfrau oder die Marquetenderin, und hielts so wie er, mit dem König von Preussen. Oft gingen auch die Beyden allein, die Hände freundschaftlich in einander geschlossen, nach dem Garten oder in den anliegenden Hain. Da setzte sie sich ins hohe Gras, sah mit frohem Staunen alle Schönheiten der Natur, deren Betrachtung ihr immer das liebste war; Mit lautem Aufjauchzen hörte sie dem Gesang der Nachtigallen und Grasmücken zu, indeß der Bruder Schmetterlinge haschte oder Blumen pflückte und sie ihr mit Lachen in den Schoos warf. Sie wuste die Blumen künstlich zu binden, oder machte einen Kranz daraus, setzte ihn auf und ging so, vergnügt, nach Haus. Als sie älter wurde, und sich schon ums Hauswesen bekümmerte, spielte sie doch noch oft mit ihm des Abends, warnte ihn, wenn er zu muthwillig gewesen, und der Papa über ihn erzürnt war; Und er folgte ihrer Warnung. Da sie ein paar Jahr' als Kostgängerin in einem Nonnenkloster lebte, vermißte er sie sehr und schickte ihr, sobald er schreiben konnte, einen Brief zu. Nach ihrer Zurückkunft aus dem Kloster wollte sie ihn das Klavierspielen lehren; Anfangs hatte er grosse Lust und war eifrig drauf! Aber bald ließ er wieder nach, denn das Notenlernen war ihm viel zu langweilig. Er hingegen mußte ihr Phädri Fabeln übersetzen, weil sie in den langen Winterabenden gar zu gern ein gutes Buch las, und doch keines oder wenige hatte. Nachher kriegte sie von einem preussischen Offizier, der im Burgauischen als Kriegsgefangner lag, mehrere gute deutsche Bücher zu lesen. Je mehr sich die Seele ihres Bruders entwickelte, desto mehr gewann sie ihn lieb, und ward ganz seine Vertraute. Vielleicht kams auch daher, weil ihre Gesichtszüge sehr viel Aehnlichkeit mit einander und mit den Gesichtszügen ihrer Mutter hatten.

3. Beispiel.

Aus dem Siegwart. (Th. II. S. 374.)

An den lieben frommen Siegwart. [1])

Wenn das Grab mich deckt; Wenn meine Seel' in Gottes Hand ist; Wenn ich unter Engeln wandle und der Leiden dieser Zeit vergesse: Dann, mein Auserwählter, wirst du diese Blätter lesen und weinen. Laß sie Dir erzählen, was mein Herz gelitten hat um deinetwillen, weils mein Mund nie durfte! Wein' in meine Leiden. — Das Bild der Thränen, die Du mir vergiessen wirst, tröstet mich in trüben Stunden. — Betrüb Dich nicht zu sehr, Jüngling, und mach Dir keine Vorwürfe! Nicht Du bist die Ursach meines Jammers; Mein zu fühlendes, zu weiches Herz ists. Ich will Deinem Auge keine Thräne erpressen als Thränen des Mitleids, und auch die sollen süß seyn. Denk, daß meine Leiden, wenn Du sie erfährst, vorüber, daß alle Thränen, die die Liebe weinte, abgetrocknet sind; Daß ich ausgerungen habe jeden Kampf, und gekleidet bin ins glänzende Gewand des Glaubens, und geschmückt mit Siegerpalmen. O Du Theurer! Weine nicht! Blick auf! Ich bin bey Gott und bey der hochgelobten Jungfrau. Sie, sie nennt mich Schwester und Tochter, weil ich ausgeduldet habe meinen schweren Kampf; weil mein Mund nicht murrte, da die Last mir schwer ward. — Tröste Dich, mein Auserwählter. Ich will um Dich seyn bey Deinen Thränen, will Dir Ruhe herablispeln aus den Lüften, wenn Dirs trübe wird im Herzen; Will im Traume Dir erscheinen und Dir sagen, daß ich nicht mehr leide.

Vergieb mir, daß ich Dich geliebt habe! Gott vergiebt mirs auch. Ich kämpfte lange, aber Du bist gar zu fromm und lieb. Wärst Du wild und leichtsinnig, wie die Jugend, ich hätte Dich nicht geliebt; Aber Du bist gut und fromm und sanft. Mein Herz ist keusch und rein, und kennt keine wilde Flamme. Vergib, daß ich Dich geliebt habe!

Vergib, daß ich an Dich schreibe! Ich habe lange gelitten und gekämpft, und meinen Mund nicht aufgethan. Laß mich nach dem Tode zu Dir reden! — Gott weiß, daß ich Dich nicht kränken wollte; Wie könnt ich Dich kränken, Du Geliebter? Lis und lerne Trost aus meinem Schreiben; lerne dulden, wie einst ich that, wenn das Unglück einbricht! Lerne Gott Dich widmen, wie ich ihm mich widme! Blick auf zu den Sternen und zu mir, wenn die Welt Dir öd und ekel wird! Lerne aus meinem Schicksal und Du wirst mich segnen.

---

1) Aus dem Tagebuch eines Mädchens, welches unerwidert Siegwarten liebte aus Gram ins Kloster gegangen und als Nonne gestorben war.

4. Beispiel.

Siegwart. (Th. II. S. 410.)

Mariane.

Die Kirchen und besonders die Frauenklosterkirche besuchte er, welches auch die Schulgesetze fodern, täglich, und nährte da seine Phantasie noch mehr durch das heilige Gepränge und die feyerliche Musik. Einmal sah er ein Mädchen neben sich knien, über dessen Anblick er erschrak. Es hatte die Augen andachtsvoll gen Himmel gerichtet, und warf, als er es anblickte, einen Blick auf ihn, der sein Innerstes umkehrte. Er war auf Einmal aus aller Fassung, und konnte ohngeachtet aller Bemühung seine Andacht nicht mehr sammlen. Es überfiel ihm ein solches Zittern und Beben, daß er sich kaum mehr auf den Knien halten konnte. Noch Einmal blickte er hinüber; Sie ließ eben ein Kügelchen an ihrem Rosenkranz fallen, sah ihn wieder an, und sein Blick fuhr wie der Blitz zurück. Nach etlichen Minuten stand sie auf: Er hörte ihr Gewand rauschen, wagte es aber nicht nach ihr hinum zu blicken. Er wollte wieder beten, konnte aber nicht vier Worte zusammen bringen. Drauf machte er ein Kreuz, schlug sich auf die Brust, stand auf, und indem er sich umwendete, sah er das schlanke Geschöpf mit langsamen majestätischem Gang der Kirchthür zu gehn, sich mit Weihwasser besprengen, und aus seinen Augen verschwinden. Er kam aus der Kirche ohne selbst zu wissen, wie. Gutfried [1]) stand in einem Seitenstuhl und grüste ihn; Aber er nahm ihn nicht wahr. Als er vor die Kirche kam, sah er das Mädchen nicht mehr, und wuste nicht, wo er sich hinwenden sollte? — Gott! Was ist das? dachte er. War das ein Engel, oder wars Maria? Seine ganze Empfindung war ihm unerklärlich. Es war ihm nicht wohl und auch nicht weh! Seine Seele war immer außer ihm, und er wuste doch nicht, wo? Er sah nur das gen Himmel gehobene Auge und die schlanke Gestalt, wie sie majestätisch vor ihm hin schwebte. Ein paar Stunden lang gieng er, ohne sich seiner bewust zu seyn auf und ab. Er wollte beten, wollte lesen; Aber seine Gedanken waren anderswo. Zuweilen seufzte er und hustete, um vor sich selbst den Seufzer zu verbergen.

(Bald kommt nun aber Siegwart durch seinen Freund von Kronhelm in nähere Bekanntschaft mit Mariane, sieht sie auf einer Schlittenfahrt, auf Bällen und in den Concerten in ihrer Eltern Hause und gewinnt ihre Gegenliebe. Versicherungen inniger Liebe und Treue fehlen nicht. Als aber Siegwart die Universität Ingolstadt verlassen hat, soll Mariane zu einer Heirath gezwungen werden, zieht, als sie

1) Gutfried, Siegwarts Universitätsfreund, liebte Mariane auch, doch unglücklich und starb bald darauf an einem hitzigen Fieber.

Siegwart nicht untreu werden will, ihres Vaters ganzen Haß auf sich und wird ins Kloster geschickt. Zwar gelingt es Siegwart endlich das Kloster auszukundschaften und durch seinen Freund und Schwager von Kronhelm Gärtner bei diesem Kloster zu werden; aber die beabsichtigte Entführung Marianens mißlingt und die Nachricht von ihrem Tode bewegt Siegwart auch ins Kloster zu gehen, dem er schon von Kindheit her geweiht war. Als er hier in tiefer Schwermuth lebend, die Priesterweihe empfangen hat, wird er einst in ein benachbartes Nonnenkloster gesendet, einer Sterbenden die Sterbesacramente zu ertheilen und findet — Mariane. Er fiel ohnmächtig hin, sie starb. Er blieb in schwerer Krankheit. In erhitzter Phantasie aber trieb es ihn zu Marianens Grabe, dort fand man den edlen Jüngling „erstarrt und todt im blassen Mondschein auf dem Grabe seines Mädchens, dem er treu geblieben war bis auf den letzten Hauch.")

Komischer Roman.

Johann Gottwerth Müller. 1744—1828.

Johann Gottwerth Müller wurde am 17. Mai 1744 in Hamburg geboren. Er wurde Buchhändler zu Itzehoe, wonach er auch gewöhnlich genannt wird. Im Jahre 1772 gab er sein Geschäfft auf und lebte von da an zu Itzehoe als Privatgelehrter von einer Pension, welche ihm der König von Dänemark auszahlen ließ, bis zu seinem Tode am 23. Juni 1828. — Er war in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durch seine in Smollet und Fieldings Manier geschriebnen komischen Romane Liebling der gesammten Lesewelt. Den größten Beifall erhielten Siegfried von Lindenberg, die komischen Romane aus den Papieren eines braunen Mannes und Sara Reinert. Alltägliche Lebensverhältnisse schildert er mit Wahrheit, Witz und Derbheit wie mit gutmüthigem humoristischen Spott. Viele seiner Charaktere sind aus der Wirklichkeit genommen. Er ist frei von aller Künstelei; aber es fehlt ihm Mannigfaltigkeit und phantasiereiche Erfindung, weshalb schon die letzten seiner Romane durch Langweiligkeit und moralisirende Abschweifungen seinem Rufe schadeten und ihn in Vergessenheit sinken ließen.

Seine Werke sind: Siegfried von Lindenberg. 4 Th. Hamb. 1779. — (5. Ausg. Lpz. 1790. mit 28 Kupf. v. Chodowiecki u. a. Neue Ausg.

4 Th. Jena. 1830. — Neu herausg. u. glossirt von Müllners Schatten. Aus Tenare gesandt an den Leipziger Eremit. 3 Th. gr. 12. Lpz. 1830.) — Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes. 8 Bde. 8. Göttingen. 1783—1791. (1. u. 2. Bd. die Herren von Waldheim. 4 Th. — 3—6 Bd. Emmerich. 8 Th. 1786—89. — 7. u. 8. Bd. Gesch. des Herrn Thomas. 4 Th. 1790—91.) — Der Ring; eine komische Gesch. nach d. Span. Götting. 1778. 2. Aufl. 1788. — Geschichte der Sevaramben. A. d. Franz. übers. vom Verf. des Siegfr. v. L. 2 Th. 8. Itzehoe. 1783. — Strausfedern. 8 Bde. Berl. 1790—97. (Bd. 1 v. Musäus. Nur Bd. 2 u. 3 und eine Erzählung in Bd. 4. v. Müller. Bd. 4—8. v. Tieck u. a.) — Selim, der Glückliche oder der Substitut des Orimudz. Eine morgenländische Geschichte, nach der Guzuradischen Urschrift. 3 Bde. 8. Berl. 1793. (Nikolai). — Friedrich Brack od. Gesch. eines Unglücklichen. Aus dessen eigenhändigen Papieren gezogen. Vom Verf. des Siegfr. v. L. 4 Bde. 8. Berl. 1793—95. Nikolai. — Sara Reinert, eine Gesch. in Briefen. A. d. Holländischen der Frauen Becker und Decken. 4 Bde. Berl. 1796. N. Aufl. mit Kupf. Berl. 1806. Nikolai. — Novantiken. Eine Sammlung Romane, Erzählungen u. Anekdoten. 1. Samml. 8. Braunschw. Vieweg. 1799. (Vetter Niklas od. das glückliche Versehen. Die Beinkleider des Bisch. v. Tarbes. Albertine v. Walding.) — Wilhelm Leewend, a. d. Holländ. der Frau Elise v. Becker verw. Wolff u. d. Frl. A. Decken. Angefangen v. d. Verf. des Siegfr. v. L. 6 Bde. 8. Hamb. (1798—1800.) 1821. — Antoinette, od. die uneigennützige Liebe. Eine wahre Familiengesch. mit Digressionen geziert. Frankf. 1802. — Ferdinand, ein Originalroman. 2 Bde. mit einem Kupf. Altona. 1809. — Die Familie Benning. Eine Gesch. 1. Bd. 8. Altona. 1809. — Klärchen Wildschütt oder die Folgen der Erziehung, nach einem niederl. Originale der Frauen E. Becker u. A. Decken frei verdeutscht vom Verfasser des Siegfr. v. L. 2 Th. 8. Berl. 1800—01. — Müllers Leben beschrieb: Schröder. H. Joh. Gottw. Müller. Verf. d. Siegfr. v. L. nach s. Leben u. s. Werken dargestellt. Nebst 2 Zugaben. 1. Auswahl aus Briefen berühmter Männer an M. 2. J. G. M. als Knittelversdichter. 8. Itzehoe. 1843. (Hamb. Niemeyer.)

Aus: Siegfried von Lindenberg. (Th. I.)

Erstes Kapitel.

Ohne welches der Leser alle übrigen nicht wohl verstehen wird.

Es war einmal ein Edelmann im Pommerlande, der so viel Ahnen hatte als Tage im Monate, und ein Schloß, und einige Hufen Landes um-

her, und ein großes Dorf, wo Bauern drinn wohnten, und etliche hundert Bäume, die er seinen Forst nannte, und sechs oder sieben räudige Köter, die hieß er seine Kuppel, und wer ihm die schief ansah, der griff ihm an die Seele. Sie hatten auch jedweder ein hübsches ledernes Halsband um, mit blanken messingenen Buchstaben drauf, und messingenen Schlössern dran; und des Sonntags, oder wenn des gnädigen Herrn Namenstag einfiel, blaue sammtne Halsbänder mit Silber gestickt. Es giebt zwar häßliche Lästermäuler, die sich nicht scheuen auszubreiten, es sey nur blauer Manchester und unechtes Silber gewesen: ich aber, der ich beydes gesehen habe, und ohne Ruhm zu melden wohl weiß, was Manchester sey, versichre jeden, dem daran gelegen ist, daß es echter Sammt und echtes Silber war.

Es war auch ein Nachtwächter auf dem Hofe, der ein Horn hatte; und ein Secretair, der aber nicht zu schreiben hatte, obgleich er schreiben konnte; und ein viereckigter Tölpel mit einem Stelzfuße, das war der Jäger; auch stand ein Pfal mit einem Halseisen mitten auf dem Schloßplatze, und draußen vor dem Dorfe ein Galgen, denn der Edelmann hatte die hohe und niedere Gerichtsbarkeit. Daher war auch ein Justitiarius im Schlosse, welcher dermalen Herr Martin Christoph Süß hieß, und ein witziger Kopf war, auch, nach seiner Meynung — ein großer Satyrikus; zwo Eigenschaften, die eben nicht zu seinem Amte erfodert wurden, und wovon man die letzte billig als ein Symptoma seines Advokatengewerbes, welches er nebenbey trieb, anzusehen hat. Aber, das muß man ihm lassen, daß er ein gewaltiger Musikus war, vokaliter und instrumentaliter, auch kein unrechter Poet gewesen seyn würde, wenn er nur halb so viel Sachen als Wörter im Kopfe, und übrigens zum Ausstreichen, Muth, und zum Feilen, Geduld gehabt hätte. Uebrigens war er würklich, was bey manchen Poeten sonst nur poetisches Air zu seyn pflegt, ein großer Liebhaber starker Getränke. Nebenher ist noch zu merken, daß Herr Martin Christoph Süß auch auf Reisen gewesen war; freilich nicht wie ein junger Gelehrter reisen sollte, sondern wie die mehrsten unsrer jungen Herren zu reisen pflegen.[1])

Der Edelmann hatte auch eine Kirche in seinem Bezirke, und das Jus Patronatus. Auch war ein Ludimagister auf dem Gute, der den Bauerjungen das A, B, ab einpeitschte, und Seiner Gnaden die Avisen vorlas. Dieser Mann wußte auf jegliche Frage eine Antwort, denn er war nichts geringeres als ein Polyhistor und Originalgenie. Daher war er denn auch des Junkers Factotum und Orakel, wie Herr Georg Petri, der Verwalter, zu sagen pflegte; Herr Süß aber, der seinen Ausdruck besser wählete, und nicht so alltäglich zu reden pflegte, behauptete immer, der Schulmeister sey dem Edelmann das, was das Gewicht dem Bratenwender ist. Beyde haben im Grunde Recht; denn so oft unsere Leser bey diesen Blättern eine Lust

1) Es fehlt die weitere Ausführung.

zu lächeln oder zu lachen anwandeln wird, — und wir möchten schier prophezeien, daß das nicht selten geschehen dürfte, wenn sie sich nur durch die paar ersten Kapitel hindurch gearbeitet haben, — so könnte wohl der ehrsame Ludimagister, wo nicht ganz, doch zum Theil, den Dank dafür verdienen. [1])

Die andern Personen, die in diesem goldnen Büchlein vorkommen, wird der geneigte Leser, so wie Zeit und Ort es mit sich bringen, kennen lernen.

Wir hatten uns vorgenommen zu sagen, was unser Edelmann hatte; und das wäre denn, so viel für jetzt Noth thut, so ziemlich ins Reine gebracht. Wir gehen nun weiter und melden was unser Edelmann war.

Grillen hatte er also und Launen, das ist uns entwischt. Sonst war er eine so gute Seele von Junker, als jemals eine auf diesem Planeten gelebt haben mag; schlecht und recht; ohne Komplimente, mithin ohne falsch; nicht sehr vertraulich, aber offen und bieder; völlig unbekannt mit allem, was Heucheley und Verstellung heißt, folglich gerades Herzens und leicht hinters Licht zu führen, und so weiter, wie man in der Folge finden wird. Aber bey alle dem wollt ers wissen, daß er ein Edelmann sey, — und zwar wie Seine Gnaden sich ausdrückten: so gut ein Edelmann als der Kaiser.

Er trug eine häßliche Stutzperücke, und Wintertags einen zottigten grünen Friesrock über seinem Pelze; in Sommertagen aber auch wohl eine hübsche Schwanzperücke und seinen Doliman ohne Pelz und Friesrock, weils ihm so luftig war und leichter, und er sich noch immer mit Entzücken daran erinnerte, daß er, von seinem Tauftage an bis in sein vierzehntes Jahr, als Kornet bei einem Husarenregimente in Nummer gestanden hatte. Auch pflegte er sich immer herzlich über die Heldenthaten zu freuen, die er — hätte verrichten können, wenn er im Dienst geblieben wäre. Sein langer Schnurrbart hieng in zweenen Knoten herab, und stand gar herrlich zur runden geschornen Perücke. Seinen großen Hut umstralte eine breite goldne Tresse. Seine hirschledernen mit reicher Stickerey und Franzen gezierten Scharivari giengen, wie sichs von selbst versteht, bis unter die Knöchel herab. Die gelben Halbstiefel waren, wie sichs gehört, mit Eisen unterlegt, und dienten einer dick mit Silber beschlagnen meerschaumnen Pfeife für die wenigen Augenblicke, die ihr Besitzer ohne Rauchen zubrachte, zum Quartiere. Den Anzug vollendete ein prächtiger silberner Säbel, der nie von seiner Seite kam, und unter dem grünen Friesrocke heraus hinter Seiner Gnaden herschleppte. Uebrigens war er ein schöner großer Mann von königlichem Anstande, dem das vortrefflichste Herz aus jedem Zuge sprach.

---

1) Es fehlt die Ausführung, wie der Ludimagister seine Kenntnisse sammelt.

So von innen und außen fiel unser Edelmann jedem, der ihn sah, gleich in der ersten Minute ins Auge.

Seine Gnaden wohnten fast immer zu Pferde, und ritten am liebsten junge, schnellfüßige, unbändige Hengste, mit denen Sie meisterhaft umzugehen wußten, und deren Zeug mit Schnakenköpfen prunkte.

Philosophischer Roman.

1. Friedrich Heinrich Jacobi. s. unten zu §. 154.

---

2. Friedrich Maximilian von Klinger. 1753—1831.

Friedrich Maximilian von Klinger, bürgerlicher Herkunft, war am 19. Februar 1753 zu Frankfurt am Main geboren und erhielt auf dem dortigen Gymnasium und auf der Universität zu Gießen seine Bildung. Schon früh wendete er sich der dramatischen Dichtkunst zu, und verweilte acht Monate lang als Secretair bei der Seilerschen Schauspielergesellschaft um das Theaterleben kennen zu lernen. Beim Ausbruche des bairischen Erbfolgekrieges aber wurde er im Walterschen Freicorps als österreichischer Unterlieutenant angestellt, erhielt aber nach dem Frieden seinen Abschied und lebte dann bei Freunden, namentlich bei Göthe in Weimar und bei Georg Schlosser in Emmendingen im Badenschen. Er lebte auch als Theaterdichter in Weimar und gehört in seinen früheren Stücken der sprudelnden Genialität und Originalität an, welche dieser Dichtungsperiode nach seinem eignen Stück „Sturm und Drang" den Namen der Sturm- und Drangperiode gegeben hat; bald aber erkannte er, daß seine wahre Laufbahn als Schriftsteller nicht die dramatische Poesie, sondern die lehrende und satyrische Darstellung sei in der Form des Romans. Noch größre Lebenskenntniß zu erwerben führte ihn sein Geschick nach Rußland, wo er 1780, dem Großfürsten Paul empfohlen als Officier in den Flottenbataillons und Vorleser bei seiner Person angestellt wird. Im Jahre 1781 macht er im Gefolge des Großfürsten eine Reise durch Polen, Oestreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland. Nachher wird er als Officier beim adlichen Cadettencorps in Petersburg angestellt und avancirt hier bis zum Obersten, wird bald nach Paul's Regierungsantritt Generalmajor und 1799 Director des Cadettencorps. — Auch unter sehr mißlichen Umständen, wo es nur männlicher Kraft und kühnem Muthe gelingen konnte sich zu behaupten, erhielt er sich in unwandelbarem Vertrauen und

wurde seines Gradsinns wegen geachtet. Kaiser Alexander übergab ihm die Curatel der Universität Dorpat, die Oberaufsicht über das Pagenstift und die Verwaltung des Fräuleinsstifts und des Katharinen-Ordensstifts. Auch erhielt er mehrere Orden, den Besitz eines Kronguts auf Lebenszeit und 1811 die Stelle eines Generallieutenants. Jetzt nahm er seinen Abschied und behielt nur bei lebenslänglicher Pension die Verwaltung der beiden letzten Stellen. Noch traf ihn das Unglück, in der Schlacht bei Borodino seinen einzigen Sohn zu verlieren. Die Mutter weinte sich blind, der Vater lebte seitdem in ernster tiefer Einsamkeit und starb am 25. Februar 1831.

Als dramatischer Schriftsteller ist Klinger weniger bedeutend geworden und hat aus den spätern Ausgaben seiner Schriften selbst mehrere wie Otho und die neue Arria als Producte jugendlicher verfehlter Nachahmung Shakespeares und Götz's von Berlichingen erkannt und weggelassen, auch selbst sein Stück Sturm und Drang als Gegenstück zu Romeo und Julie, schottischen Familienhaß in grellen Zügen schildernd, hernach ausgeschlossen und „den Schwur" als „Schwur gegen die Ehe" umgewandelt. — Bedeutender ist er in seinen Romanen geworden, unter denen schon sein erster zuerst goldner Hahn, dann Sahir genannt, mächtig auf seine Zeit eingriff. Er schilderte darin das Leben der vornehmen unbeschäfftigten Welt scharf und ironisch wie Rousseau, machte auch das unverständig missbrauchte System Kants zum Gegenstand des Spotts, namentlich den kategorischen Imperativ, den er als Person auftreten lässt. — Am abschreckendsten und am wenigsten keusch erscheint sein Fausts Leben Thaten und Höllenfahrt, worin streng die Geißel über Deutschland auch die Reichsstädte geschwungen und Gräuel und Sünde der Zeit, namentlich am Hofe Alexanders VI, mit grellen Farben geschildert wird. Ebenso geht hier wie in den Geschichten Raphaels de Aquilla's und Giafars des Barmeciden der Glaube an ein unerbittlich waltendes Schicksal und eine finstre Ansicht vom civilisirten Leben hindurch, woran man Rousseaus Antheil nicht verkennen kann.

Klingers Werke, welche zum Theil schon in den 70ger und 90ger Jahren erschienen, sind dann mehrfach gesammelt worden. — So: Klinger, Ritter Fr. Max. v., Werke. 12 Bde. mit Bildn. gr. 8. Lpz. 1832—33. (Königsb. 1809—16.) — 1r Bd. Theater. 1r Th. Die Zwillinge. (1774.) Trauersp. — Die Falschen Spieler. Lustsp. — Elfride. Trauerspiel. — Konradin. Trauersp. — Der Schwur geg. d. Ehe. Lustsp. — 2r Bd. Der Günstling. — Aristodemus. Trauersp. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasus. — Demokles. Lustsp. — 3r Bd. Faust's Leben Thaten und Höllenfahrt in 5 B. (Petersb. 1791.) — 4r Bd. Gesch. Raphaels de Aquillas, in 5 B. — 5r Bd. Gesch. Giafars des Barmeciden; in 5 B. — 6r Bd. Reisen vor der Sündfluth. — 7r Bd. Der Faust der Morgenländer. — 8r Bd. Gesch. eines Teutschen der neusten Zeit. — 9r Bd. Der Weltmann u. d.

Dichter. — 10r Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. In 5 B. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschh. Bruchst. — 11r u. 12r Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände.) 2 Th. — Sämmtliche Werke in 12 Bdn. 16. Stuttg. und Tübingen. 1841—42. Cotta. — (1r—10r Bd. ganz desselben Inhalts. 11r Bd. Betrachtungen und Gedanken über versch. Gegenstände der Welt und der Literatur. 1r Th. — 12r Bd. 2r Th.) — Lebensskizze F. M. Klingers. — Vergl. noch über Klinger Gervinus Nationallit. Th. 4 u. 5 u. Schlosser Gesch. des 18. Jahrh. Bd. 7. 1. Abth. (Der Letztere sagt von ihm l. c. S. 114: „Wir sind so ausführlich über Klinger gewesen, weil er „der Einzige unter den deutschen Schriftstellern war, der Welt, Menschen „und Wissenschaft vollständig kannte und ganz allein aus Bedürfniß, seine „Gedanken mitzutheilen, nicht um Ruhm oder Vortheil Romane schrieb."

---

1. Beispiel.

Aus: Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt.
(St. Petersb. 1791. S. 29.)

Des Satans Rede über Fausts Erfindung.

Der machtige Satan trat heraus und ihm folgten die übrigen Großen seines Hofs nach Gunst und Rang. Die Teufel beugten sich ehrfurchtsvoll nieder, die Pagen stellten die Fackeln auf den Tisch des Großherrn und nun stieg er mit stolzer und siegreicher Miene auf seinen erhabenen Thron, und hielt folgende Rede:

„Fürsten, Mächtige, unsterbliche Geister, seyd mir alle willkommen! „Wollust durchglüht mich, wenn ich über Euch zahllose Helden hinblicke! „Noch sind wir, was wir damals waren, da wir zum erstenmal in diesem „Pfuhl aufwachten, zum erstenmal uns sammelten! Nur hier herrscht Ein „Gefühl, nur in der Hölle herrscht Einigkeit, nur hier arbeitet jeder auf „einen Zweck. Wer über euch gebietet, kann leicht den einförmigen Glanz „des Himmels vergessen. Ich gestehe, wir haben viel gelitten und leiden „noch, da die Ausübung unsrer Kräfte von dem beschränkt ist, der uns mehr „zu fürchten scheint als wir ihn; aber in dem Gefühl der Rache, die wir „an den Söhnen des Staubs, seinen schwachen Günstlingen nehmen, in der „Betrachtung ihres Wahnsinns und ihrer Laster, wodurch sie unaufhörlich „seine Zwecke zerrütten, liegt Ersatz für dieses Leiden. Heil euch allen, die „dieser Gedanke hoch entflammt!

„Vernehmt nun die Veranlassung zu dem Feste, das ich heute mit euch „feyren will. Faust, ein kühner Sterblicher, der gleich uns mit dem Ewigen

„hadert, und durch die Kraft seines Geistes würdig werden kann, die Hölle „einst mit uns zu bewohnen, hat die Kunst erfunden, die Bücher, das ge-„fährliche Spielzeug der Menschen, die Fortpflanzer des Wahnsinns, der „Irrthümer, der Lügen und Greuel, die Quelle des Stolzes, und die Mutter „peinlicher Zweifel, auf eine leichte Art, tausend und tausendmal zu verviel-„fältigen. Bisher waren sie zu kostbar, und nur in den Händen der Reichen, „blähten nur diese mit Wahn auf, und zogen sie von der Einfalt und „Demuth ab, die der Ewige zu ihrem Glück in ihr Herz gelegt hat, und „und die er von ihnen fordert. Triumph! bald wird sich das gefährliche „Gift des Wissens und Forschens allen Ständen mittheilen! Wahnwitz, „Zweifel, Unruhe und neue Bedürfnisse werden sich ausbreiten und ich „zweifle, ob mein ungeheures Reich sie alle fassen möge, die sich durch dieses „reizende Gift hinrichten werden. Doch dieses wäre nur ein kleiner Sieg, „mein Blick dringt tiefer in die ferne Zeit, die für uns der Umlauf des „Zeigers [1]) ist. Die Zeit ist nah, wo die Gedanken und Meinungen kühner „Erneuerer und Beeckler des Alten, durch Faust's Erfindung, um sich greifen „werden, wie die Pest. Sogenannte Reformatoren des Himmels und der „Erde werden aufstehen, und ihre Lehren werden, durch die Leichtigkeit der „Mittheilung, bis in die Hütte des Bettlers dringen. Sie werden wähnen „Gutes zu stiften, und den Gegenstand ihres Heils und ihrer Hoffnung vom „falschen Zusatze zu reinigen; aber wenn gelingt dem Menschen das Gute, „und wie lange ist er dessen mächtig? die Sünde ist ihnen nicht näher, als „böse Folgen und Mißbrauch ihren edelsten Bemühungen. Das vielgeliebte „Volk des Mächtigen, das er durch ein uns furchtbares Wunder, der Hölle „auf immer entreißen wollte, wird über Meinungen, die keiner begreift, in „blutigen Krieg zerfallen, und sich zerreißen wie die wilden Thiere des „Waldes. Greuel werden Europa verwüsten, die allen Wahnsinn übertreffen, „den die Menschen von ihrem Beginnen gerast haben. Meine Hoffnungen „scheinen euch zu kühn, ich sehe es an euern zweifelnden Blicken, so hört „denn: Religionskrieg heißt diese neue Wuth, wovon die Geschichte der „Frevel und Rasereyen der Menschen bisher noch kein Beyspiel hat. [2]) Nun „erst wird der Fanatismus, der wilde Sohn des Hasses und des Aber-„glaubens, alle Bande der Natur und der Menschheit gänzlich auflösen. „Dem Furchtbaren zu gefallen, wird der Vater den Sohn, der Sohn den „Vater ermorden. Könige werden frohlockend ihre Hände in das Blut ihrer „Unterthanen tauchen, den Schwärmern das Schwert überliefern, ihre Brüder „zu tausenden zu ermorden, weil sie andrer Meinung wie sie sind. Dann

---

1) Seigers. Ausg. 1815. —

2) Die Ausg. 1815 setzt hinzu: Aus der uns furchtbaren Religion fegen ihn die Unsinnigen. Einmal hat er schon gewüthet, und dort heulen die in dem glühenden Pfuhl, die ihn erweckten; aber

„wird sich das Wasser der Ströme in Blut verwandeln, und das Geschrey „der Ermordeten wird selbst die Hölle erschüttern. Wir werden Verbrecher „mit Lastern besudelt, herunterfahren sehen, wofür wir bis jezo weder „Nahmen noch Strafe haben. Schon seh ich sie den päbstlichen Stuhl an„fallen, der das lockre Gebäude durch List und Betrug zusammenhält, „während er sich durch Laster und Ueppigkeit selbst untergräbt. Die Stützen „der uns fürchterlichen Religon stürzen zusammen, und wenn der Ewige „dem sinkenden Gebäude nicht durch neue Wunder zu Hülfe eilt, so wird „sie von der Erde verschwinden, und wir werden nochmals in den Tempeln „als angebetete Götter glänzen. Wo bleibt der Geist des Menschen stehen, „wenn er angefangen hat das zu beleuchten, was er als Heiligthum verehrt „hat? Er tanzt auf dem Grabe des Tyrannen, vor dem er noch gezittert, „zerschlägt gänzlich den Altar, auf dem er geopfert hat, wenn er einmal „unternimmt, dem Weg zum Himmel auf seine Weise nachzuspähen. Wer „mag ihren [1]) rastlosen Geist auf Jahrtausende fesseln? Vermag der, der „sie geschaffen, nur einen sich so zuzueignen, daß er nicht millionenmal „unserm Reiche näher als dem seinen sey? Alles mißbraucht der Mensch, „die Kraft seiner Seele und seines Leibes; Alles was er sieht, hört, betastet, „fühlt und denkt, womit er spielt und womit er sich ernsthaft beschäftigt. „Nicht zufrieden, das zu zertrümmern und zu verunstalten, was er mit den „Händen fassen kann, schwingt er sich auf den Flügeln der Einbildungskraft „in ihm unbekannte Welten, und verunstaltet sie wenigstens in der Vor„stellung. Selbst die Freyheit, ihr höchstes Gut, wenn sie auch Ströme „Bluts dafür vergossen, verkaufen sie für Gold, Lust und Wahn, wenn sie „dieselbe kaum gekostet haben. Des Guten unfähig, zittern sie vor dem „Bösen, häufen Greuel auf Greuel ihm zu entfliehen, und zerschlagen dann „ihrer Hände Werk.

„Nach den blutigen Kriegen werden sie vom Morden ermüdet, einen „Augenblick rasten, und der giftige Haß wird sich nur in heimlichen Tücken „zeigen. Einige werden diesen Haß unter dem Schatten der Gerechtigkeit „zum Rächer des Glaubens machen, Scheiterhaufen errichten, und die lebendig „verbrennen, die nicht ihrer Meinung sind. Andere werden anfangen, die „unerklärbaren Verhältnisse und dunklen Räthsel zu benagen, und die zur „Finsterniß Gebohrnen werden verwegen um Licht kämpfen. Ihre Ein„bildungskraft wird sich entflammen, und tausend neue Bedürfnisse erschaffen. „Wahrheit, Einfalt und Religion werden sie mit Füßen treten, um ein Buch „zu schreiben, das einen Nahmen mache und Gold einbringe. [2]) Das Bücher=

1) seinen, des Menschen. Er geht aber in die Mehrheit über.

2) Die Ausg. v. 1815 schiebt noch ein: „Ja so weit wird dieses aufgeblasene „Geschlecht hierin den Wahnsinn treiben, daß sogar ihre Weiber — hört es, alle „ihr Kräfte und Geister der Hölle! — daß sogar ihre Weiber Bücher schreiben

„schreiben wird ein allgemeines Handwerk werden, wodurch Genies und „Stümper Ruhm und Fortkommen suchen, unbekümmert, ob sie die Köpfe „ihrer Mitbürger verwirren, und die Flammen an das Herz der Unschuldigen „legen. Den Himmel, die Erde, den Furchtbaren selbst, die verborgene „Kräfte der Natur, die dunkeln Ursachen ihrer Erscheinungen, die Macht, „die die Gestirne wälzt, und die Kometen durch den Raum schleudert, die „unfaßliche Zeit, alles Sichtbare und Unsichtbare werden sie betasten, messen „und begreifen wollen, für alles unfaßliche, Worte und Zahlen erfinden, „Systeme auf Systeme häufen, bis sie die Finsterniß auf Erden gezogen „haben, wodurch nur die Zweifel wie Irrwische, die den Wandrer in Sumpf „locken, blitzen. Nur dann werden sie helle zu sehen glauben, und da er= „warte ich sie! Wenn sie die Religion weggeräumt haben, wie alten Schutt, „und gezwungen sind, aus dem stinkenden Ueberbleibsel ein neues ungeheures „Gemische von Menschenweisheit und Aberglauben [1]) zusammen zu gießen, „dann erwarte ich sie! Und dann machet weit die Thore der Hölle, daß „das Menschengeschlecht einziehe! Der erste Schritt ist geschehen, der zweite „ist nah. Noch eine schreckliche Revolution auf dem Erdboden steht bevor. „Ich berühre sie nur mit flüchtiger Eile. Bald werden die Bewohner der „alten Welt ausziehen, um neue, ihnen bisher unbekannte Erdstriche zu ent= „decken. Dort werden sie Millionen in religiöser Wuth erwürgen, um sich „des Goldes zu bemächtigen, das diese Unschuldigen nicht achten. Diese „neuen Welten werden sie mit allen ihren Lastern erfüllen, und Stoff zu „scheußlichern der Alten zurückführen. So werden Völker unsre Beute „werden, die bisher Unschuld und Unwissenheit vor unsrer Rache gesichert „hat. Jahrhunderte werden sie im Namen des Furchtbaren, den Erdboden „mit Blute netzen, und so sieget die Hölle, durch die Günstlinge des Himmels „über den, der uns hierher geschleudert hat!

„Dies ist es, Ihr Mächtigen, was ich Euch verkünden wollte, und nun „freut euch mit mir des festlichen herrlichen Tags, genießet im Voraus der „Siege, die ich euch verspreche, weil ich die Menschen kenne. [2]) Es lebe Faust!"

Erschreckliches Getöse, daß die Axe der Erde zitterte, die Gebeine der Todten in den Gräbern zusammen rasselten, erscholl: „Es lebe Faust! Es „lebe der Vergifter der Söhne des Staubs!"

„werden. Ihr kennt die eitlen Töchter Evas, und ich brauche euch nicht zu sagen, „was dieses für verzerrte Ungeheuer aus ihnen machen muß. So wird nun das „Bücherschreiben ein allgemeines u. s. f." — 1) Ausg. 1815: „von Mystik und „Poeterey." — 2) Ausg. 1815 fügt noch zu: „Höhnt des Ewigen, der so lächerlich „und widersinnig in dem Sohne des Staubs das rohe Thier mit dem Halbgott „zusammenspannte, daß nun ein Theil den andern zerreibt! Höhnt seiner und ruft „mit mir im Sieges=Gebrülle:

2. Beispiel.

Aus: Faust.[1] (S. 377.)

Fausts Ende.

Thor, du sagst, du hättest den Menschen kennen gelernt? Wo? Wie und wenn? Hast du auch einmal seine Natur erwogen? durchforscht, und abgesondert, was er zu seinem Wesen Fremdes hinzugesetzt, daran verpfuscht und verstimmt hat? Hast du genau unterschieden, was aus seinem Herzen und was aus seiner durch Kunst verdorbenen Einbildungskraft fließt? Hast du die Bedürfnisse und Laster, die aus seiner Natur entspringen, mit denen verglichen, die er der Kunst und seinem verdorbenen Willen allein verdankt? Hast du ihn in seinem natürlichen Zustand beobachtet, wo jede seiner unverstellten Aeußerungen das Gepräge seiner innern Stimmung an sich trägt? Du hast die Maske der Gesellschaft für seine natürliche Bildung genommen, und nur den Menschen kennen gelernt, den seine Lage, sein Stand, Reichthum, seine Macht und seine Wissenschaften, der Verderbniß geweiht haben, der seine Natur an eurem Götzen, dem Wahn, zerschlagen hat. An die Höfe, in die Palläste hast du dich gedrängt, wo man der Menschen lacht, indem man sie mißbraucht, wo man sie mit Füßen tritt, während man das verpraßt, was man ihnen geraubt hat. Die Herrscher der Welt, die Tyrannen mit ihren Henkersknechten, wollüstige Weiber, Pfaffen, die eure Religion als Werkzeug der Unterdrückung nutzen, die hast du gesehen, und nicht den der unter dem schweren Joche seufzt, des Lebens Last geduldig trägt, und sich mit Hoffnung der Zukunft tröstet. Stolz bist du die Hütte des Armen und Bescheidnen vorüber gegangen, der die Namen eurer erkünstelten Laster nicht kennt, im Schweiß seines Angesichts sein Brod erwirbt, es mit Weib und Kindern treulich theilt, und sich in der letzten Stunde des Lebens freut, sein mühsames Tagwerk geendet zu haben. Hättest du da angeklopft, so würdest du freilich euer schaales Ideal von heroischer überfeiner Tugend, die eine Tochter eurer Laster und eures Stolzes ist, nicht gefunden haben; aber den Menschen in stiller Bescheidenheit, großmüthiger Entsagung, der unbemerkt mehr Kraft der Seele und Tugend ausübt, als eure im blutigen Felde, und im trugvollen Kabinete, berühmte Helden. Ohne letztere, Faust, ohne eure Pfaffen und Philosophen, würden sich bald die Thore der Hölle zuschließen. Kannst du sagen, daß du den Menschen kennest, da du ihn nur auf dem Tummelplatz der Laster und deiner Lüste gesucht hast? Kennst du dich selbst? Laß mich tiefer reißen, ich will mit Sturm in die Gluth blasen,

1) Der Teufel Leviathan, welcher Faust (wie Mephistopheles bei Goethe) auf Erden begleitet hat, spricht am Ende seines Lebens so zu ihm.

die du in deinem Busen gesammelt hast. Wenn ich tausend menschliche Zungen hätte, und dich Jahre in diesem Kreise gefesselt hielte, so könnte ich dir doch nicht alle die Folgen deiner Thaten und Verwegenheiten entwickeln. Durch Jahrhunderte läuft das Gewebe des Unglücks deiner Hand, und künftige Geschlechter verfluchen einst ihr Daseyn, weil du in wahnsinnigen Stunden, deinen Kitzel befriedigt; oder dich zum Richter oder Rächer menschlicher Handlungen aufgeworfen hast. Sieh, Kühner, so bedeutend wird euer Würken, das euch Blinden so beschränkt scheint! Wer von euch kann sagen, die Zeit vertilgt die Spur meines Daseyns? Weißt du, was Zeit und Daseyn sind und sagen wollen? Schwellt der Tropfen, der in das Weltmeer fällt, nicht die Woge, um einen Tropfen? Und du, der nicht weiß, was Anfang, Mittel und Ende sind, hast mit verwegner Hand die Kette des Geschicks gefaßt und an den Gliedern derselben genagt, ob sie gleich die Ewigkeit geschmiedet hat! Nun ziehe ich den Vorhang hinweg, und schleudre das Gespenst Verzweiflung in dein Gehirn.

(Er zeigt ihm nun, welch unendlicher Jammer aus den einzelnen Thaten seines Lebens hervorgegangen sei, lässt ihn dann noch seinen am Galgen hangenden Sohn begraben, zerreißt ihn und schleudert Fausts Seele in die Hölle, wo er Papst Alexander findet.)

---

3. Karl Christian (Ernst?) Graf von Benzel-Sternau. 1767—1849.

Karl Christian (Ernst?) Graf von Benzel-Sternau (aus dem berühmten Geschlecht, welches dem trefflichen Churfürsten Emmerich Joseph von Mainz seinen Staatskanzler Anselm Franz Freiherrn von Benzel-Sternau gab) wurde am 9. April 1767 zu Mainz geboren. Nach vollendeten Studien wurde er 1791 kurfürstlich-mainzischer Regierungsrath in Erfurt und 1803 Geh. Staatsrath. Im Jahr 1806 trat er als Director des Ministeriums des Innern in badische Dienste, wurde dann churerzkanzlerischer Staatsrath in Regensburg und 1812 Staats- und Finanzminister im Großherzogthum Frankfurth. Nach Auflösung dieses Staats lebte er theils in der Schweiz, theils auf seinem Gute Emrichshofen bei Aschaffenburg. Seinen Grundsätzen nach sich immer dem Protestantismus zuneigend, trat er mit seinem 1832 verstorbenen Bruder Christian am 19. August 1827 zu Frankfurth am Main zur evangelischen Kirche über und legte seine Ansichten über diesen Uebertritt in einem Schreiben vom 24. Juni 1827 an den Consistorialrath und Stadtpfarrer Dr. Kirchner und Stadtpfarrer Dr. Friedrich zu Frankfurth am Main (Sophronizon 1829. —

Bd. 11. Hft. 3.) nieder, mit welchem Letzteren er auch eine viel gelesene Zeitschrift „der Protestant" herausgab. In neuerer Zeit zeichnete er sich noch als Abgeordneter zur bairischen Deputirtenkammer 1825 und 1828 aus durch seine auf reiche Erfahrungen gegründete Vaterlandsliebe und Freimüthigkeit, bekundete seine Theilnahme an landständischen Verhandlungen durch seine Zeitschrift „der Verfassungsfreund" und vornehmlich durch sein ausgezeichnetes Werk über die wichtigsten baierischen Nationalverhandlungen „Baiernbriefe. 4 Bde. Stuttg. 1831." wie er sich noch bis zur letzten Lebenszeit als Theilnehmer an patriotischen Vereinen Achtung erwarb. — Er starb auf seinem Gute Marlahalden am Züricher See nach vollendetem 82sten Jahre am 15. August 1849.

Er hat sich vielfach als reichbegabter humoristischer und satirischer Schriftsteller, als tiefer, witziger und origineller Denker, reich an Bildung, Welt- und Menschenkenntniss ausgezeichnet. Seine Bilder sind oft zu üppig, seine Sprache, worin er wohl Jean Paul ähnlich wird, oft gesucht. — Am meisten, nachdem er schon früher durch seine „Novellen für das Herz" Aufsehen erregt, machte er sich durch sein originelles, oft an Menschenfeindlichkeit gränzendes Werk: „das goldne Kalb. Eine Biographie" als ausgezeichneten Schriftsteller bekannt. Auch lieferte er eine Anzahl dramatischer Erzeugnisse, worin freilich auch die Satire ein großes Uebergewicht zeigt. — Am eigenthümlichsten erscheinen seine geistreichen Sprüchwortspiele: „das Hoftheater von Barataria."

Seine Werke sind: Novellen für das Herz. 2 Bde. Hamburg. 1795—96. — Das goldne Kalb, eine Biographie. 4 Bde. Gotha. 1802—4. 2. Aufl. 1804. — Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv. 4 Bde. Gotha. 1804. — Gespräche im Labyrinth. 3 Bde. Gotha. 1805. — Proteus. Regensb. 1806. — Titania, oder das Reich der Mährchen aus dem Klarenbachischen Archive. Regensb. 1807. — Morpheus oder das Reich der Träume. Regensb. 1808. — Pygmäenbriefe, ein satirischer Roman. 2 Bde. Gotha. 1808. — Der steinerne Gast. 4 Bde. Gotha. 1808. — Das Hoftheater von Barataria oder Sprichwortspiele. 4 Bde. 8. (worin 25 Stücke sich finden.) Lpz. 1828. — Der alte Adam, eine neue Familiengeschichte. 4 Bde. Gotha. 1819. — Jason, eine Zeitschrift. Jahrg. 1808—11. Gotha. — Märchen am Kamine. 2 Th. N. A. Hamb. 1806. — Publicola oder gesammelte Blätter guter Absicht. — Der Cid. Trauersp. in 5 Acten nach Peter Corneille. Gotha. 1811. — Gemmen. Taschenbuch für Schillers Freunde. Karlsr. 1800. — Kamillo Altiera oder das Verhängniß, Eine Gesch. Erfurt. 1795. — Mein ist die Welt. Lustsp. in 5 Aufz. Hanau. 1831. — Weiß und Schwarz. Lustsp. in 5 Acten. Zürich. 1826. — Die jüngsten Feigenblätter. Schausp. in 5 Act. Zürich. 1840. — Der Geist von Canossa. Schausp. in 5 Act. Zürich, 1839. — Grillenfang auf 1840. Zürich. 1840. — Auch über-

setzte er: Pericles. Ueber den Einfluß der schönen Künste auf das öffentl. Wohl aus der franz. Urschrift des Großherz. v. Frankf. Rom. 1806. — Die Zeitschrift: der Protestant gab er mit Dr. Friedrich heraus.

---

1. Beispiel.

Das goldne Kalb.

(Aus: das goldne Kalb. Eine Biographie. 1 Bd. S. 56.)

Das goldne Kalb der Menschen? was es ist, willst du wissen? Höre Alfred und vergiß nie — der Eigennutz ist's.

Der Eigennutz! (sagte der Oheim noch einmal mit furchtbarem Nachdruck und preßte beynah krampfhaft Alfreds Hand in der seinigen) — diese Hyder des Lebens, dieser Teufel, den die Menschen in ihrer Herzkammer beherbergen. Sie fürchten den Teufel, und nehmen ihn bey sich auf, wie sie den Straßenräuber fürchten, und mit dem zierlich verkappten Beutelschneider Wohnung und Bett theilen. Ach, Alfred! ein Mensch wird der Satan des andern: der klügste scheint ein Engel des Lichts. Da sitzen sie, die Egoisten, in allen Winkeln der menschlichen Gesellschaft, und lauern gleich Spinnen auf Fliegen; da nisten sie, selbstsüchtig und feindselig, lauschend und aussaugend in der Mitte des berechneten Gewebes, und schweben in dem Genusse der ertappten Beute.

Der Himmel schuf sie dahin auf diese Erde zur Veredelung, zum Glücke. Der Hang zur Glückseligkeit zieht sie fort nach dem gelobten Lande, wie die Feuersäule einst die Hebräer: Ihre Kultur suchen sie, wie diese in der Wüste nach dem verheißnen Eden suchten; aber der Weg ist weit, ist mühsam, sie gießen sich ihr goldnes Kalb, tanzen lustig darum her, und vergessen der Verheißung. Lasse du Moses mit seinen Gesetztafeln kommen: laß' ihn sie auf ihren Köpfen zerschlagen, — sie tanzen doch fort.

2. Beispiel.

Hofrath Malchus. (das. S. 165.)

Hofrath Malchus, beyder Rechten Doktor, und kaiserlicher Hofpfalzgraf, eines privilegirten Kesselflickers Sohn, adoptirter Goldsohn der Themis, erst Notariatshandlanger, dann selbst Werkmeister, dann Schreiber des Sekretairs, endlich selbst Sekretair des Ministers, zulezt Hofrath und Vertrauter des Ministerial=Nachfolgers, dem er seinen Wohlthäter stürzen half, war ein kleiner, untersezter, blinzelnder Mann, mit grauen Katzenaugen, gebogener Schelmennase und freundlichen Mienen. Er hielt dafür, man müsse recht

viel Artiges ins Gesicht legen: weil denn doch dieses nichts ausdrücklich verspreche, aber anziehe ohne zu kompromittiren, und dem klugen Geschäftsmanne ohngefähr dieselben Dienste leiste, wie der Sirene die Stimme. Er wußte so gut, wie manche hübsche Weiber es wissen, daß viele Menschen die Dupe ihrer Augen sind, bis ihnen die blaue Nase den Verstand wieder zurecht sezt. Er hatte eben so viel Geschmeidigkeit im Rücken als im Gesichte: Bücken konnte er sich, als wäre er im Orient gebohren, wo die Sklaven die Stirn auf den Boden schlagen, um sich zu erinnern, daß sie noch Köpfe haben, und den Sultan, daß er sie ihnen abschlagen lassen kann. Er kroch wie ein Schooshund, und man wollte sogar wissen, er habe sich von der Maitresse des vorigen Fürsten mit Füßen treten lassen, um ihr einen kleinen Spaß und sich zum Hofrath zu machen. Was man aber mit Gewißheit behaupten konnte, war der glorreiche Umstand, daß er mehr als hundertmal dem Minister in das Schlafzimmer der verstorbnen Frau Hofräthinn vorgeleuchtet hatte.

Seine erste Leidenschaft war Geld, dieser Talismann des Guten und Bösen, — die zweyte — Gewalt, die dritte Mißbrauch. Eine wahre Freude wurde es ihm, redliche Menschen zu verfolgen, zu quälen, zu vernichten. Schon der bloße Beynahme: gut, brav, rechtschaffen, brachte ihn auf, wie die rothe Farbe den Truthahn, oder das Feuer den Löwen. Das verdammte ehrliche Gesindel, murmelte er zwischen den Zähnen, die knirschend durch die blauen Lippen hervorfletschten: könnt ich es nur mit einmal in Pech sieden! Diese Anspielung auf das Pech beweist, wie nah er dem Teufel angehörte, der sich bekanntlich mit dem Zweige der Industrie stark abgiebt. Diese ihm, wie seinem Herrn Vetter Satan, so verhaßte Klasse von Menschen sah er als ein gefährliches Unkraut an, welches man mit Stumpf und Stiel vertilgen müsse. Wenn er auf keine Pflicht hielt, so galt ihm doch die über alles; doch nur als Art von Pflicht. Denn Menschen seines Zeichens erkennen diese nur so, nie eigentlich an: weil ihr Hauptgrundsatz fordert, sich alles zu erlauben. Die Auswahl der Mittel ist die Pantomime von Herz und Kopf.

Anfangs selbst zu unbedeutend, um allein zu wirken, schloß er sich immer eifrig an mächtigere Schurken an. Die Sympathie der Nichtswürdigkeit hat ihren eignen Zauber und Kitt. Er diente ihnen, verkaufte sich, spionirte, lauschte, schlich sich vergiftend ins Vertrauen ein, und verrieth die Früchte des gewonnenen Vertrauens. Sein Lieblingsgeschäft war und blieb, mit Gesellen und Helfershelfern auszuziehn, um gleich seinem biblischen Namensvetter, erhabene Menschen zu fangen, und sie verderbend ihren Feinden zu überliefern. Trostlose Eltern, jammernde Gattinnen, weinende Kinder, zertrümmerter Friede, gemordete Ruhe, erwürgtes Glück, waren seine liebste Vokalmusik, und köstlichste Leckerbissen. Wie Adramelech stand er dann auf dem rauchenden Schauplatz, sog den Dampf der Vernichtung ein, schlug an

die eherne Brust und grinzte: das ist mein Werk. Nur einen, einen einzigen redlichen Mann hätte er auf's Schaffot bringen mögen. In den Kerker, um ihr Brod brachte er viele: und wenn er die Reihe überzählte, so glühte die Schadenfreude der Hölle auf seiner gefurchten Sirne.

Einst leuchtete ihm ein satanischer Strahl der Erfüllung seines liebsten Wunsches. Der Minister — ach die Minister sollten die Geburtshelfer des allgemeinen Wohls sein: aber leider drücken sie, gleich manchen Hebammen, dem armen Neugebohrnen zuweilen den Kopf ein, oder wenigstens platt. — Der Minister konnte einen vortrefflichen, allgemein geschätzten Staatsdiener durchaus nicht mehr leiden. Hofrath Malchus erhielt den Auftrag, ihn zu liefern. Er brachte ihn durch seine Ränke an den Rand des Abgrundes, schon war ihm der Prozeß gemacht, ehestens sollte dem unschuldigen Verbrecher das Urtheil gesprochen werden: da entzogen ihn seine Freunde dem Kerker und der nahen Gefahr. Wüthend sezte Malchus mit seinen Häschern dem Flüchtigen nach, erreichte, ergriff ihn. Ein feuriger junger Mann zog, und stuzte dem Böswicht zur vollkommnen Gleichheit mit dem hebräischen Vetter das Ohr. — Steck' dein Schwerd in die Scheide, sagte der geächtete Tugendhafte dem Jüngling und gab sich gefangen. Der Höllenrath lechzte nach Rache: sie war der Vollendung nah. Aber die Sache machte Aufsehen, die Feinde des Ministers benuzten sie; der Fürst hielt Nachfrage; das Haupt des Bundes gegen den bisherigen Beschützer des Hofraths Malchus gab ihm zu verstehn, er sei verloren, wenn er nicht ihm Treue gelobe. Er gelobte, der Minister fiel durch den Verräther, der sich rettete. Der Fürst war unerbittlich; Vipern muß man zertreten, sagte er. Aber er nahm sie in seinen Busen auf: denn, indeß der gestürzte auf die Festung gebracht wurde, wanderte Malchus mit dessen Nachfolger ins fürstliche Kabinet ein, umgeben von der Glorie der Redlichkeit, und mit neuer Macht, Böses zu thun bekleidet. Ach! warum fallen nicht jedem Schurken, der einen Biedermann zu Grunde richtet, die Augen aus dem Kopfe, wie dem Nachrichter des heiligen Albano!

Das war mein Vormund.

3. Beispiel.

Prinz Magnus. (das. I. S. 306.)

Prinz Magnus kam nach langer Abwesenheit an den Hof zurück, den er immer gern verließ, nie gern betrat; denn auch ihm waren zu viel unreine Thiere in der Sozietätsarche. Magnus war einer der edelsten Menschen, aus der kleinen Zahl einer, die keinen Beynahmen brauchen, weil sie sind; nicht der Klient seines Standes, nicht der Kostgänger seiner äußern Herrlichkeit. Würden verhalten sich zur Würde, wie Goldblech zu Goldbarren. Er war keine Fabrikarbeit der Natur, er war eins ihrer Meisterstücke. Man

freute sich des königlichen Geistes, und nannte ihn mit froher Ahnung Prinz: weil das kleine Wort, die Möglichkeit alles Guten ausdrückte, das er einst wirken würde. Eines rauhen Vaters sanfter Sohn, trug er am fühlbarsten die Last, welche von dem strengen Herrschergeist ausgieng; aber er ehrte den Naturnahmen nicht nur, sondern die Empfindung der Natur, und verschloß sein gekränktes Gefühl in den verschwiegenen Busen, um es künftigen Freunden aufzubewahren. Es war der treueste Unterthan, wenn gleich der Blitzstrahl der Gewalt mehr als einmal hart neben ihm einschlug, und einmal wirklich seine liebsten Stützen zerschmetterte. Warm und innig hing er am Vaterlande, tief fühlend, daß seine Hauptschmach darin bestehe, ein Reich zu heißen und kein Land zu seyn. Und wenn es einst zum poetischen, dann zum politischen und modischen Ton gehörte, von teutschen Männern zu singen, zu schreiben, zu sprechen — aber der Ton, auch der sogenannte gute, ist oft nur leerer Schall, — so war er wirklich teutscher Mann. Er liebte die Menschheit, und er ertrug die Menschen — die Weisheit, und hielt die Schulen für ihre Mittel, nicht für ihre Pächterinnen — die Aufklärung, aber den Brand in ihr so wenig, wie im Weizen. Er war Schriftsteller, ohne die Schwächen der Gelehrten, und Fürst mit allen liebenswürdigen Tugenden des Privatmanns. Er war mein Freund, aber ich nie sein Schmeichler: dies Bild kömmt aus meinem Herzen.

Johann Jakob Wilhelm Heinse. 1749—1803.

Johann Jakob Wilhelm Heinse war am 15. Febr. 1749 (oder 1746 [1])) zu Langewiesen am Thüringer Walde unweit Ilmenau geboren, wo sein Vater Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter in einer Person war. Von früh an scheint er musikalische Anleitung gehabt, auch scheint auf seine musikalischen Kenntnisse seine mütterlicher Oheim Jahn, früher Staabstrompeter in Holland, gewürkt zu haben. Vom Gymnasium in Schleusingen („wo weder Wissenschaft, Künste, Weisheit noch Religion, sondern weiter nichts als — Theologie gelehrt wurde") sei er „sagt er" im vierzehnten Jahre entlaufen und habe dadurch erlangt, daß ihn ein Candidat Schreyer im nahen Stadtflecken Gehren die Anfangs-

1) Der Allgemeine Anzeiger nimmt 1746 an. Heinse selbst sagt 1774, er habe 24 Jahre gelebt, was auf 1749 führt; er sagt aber auch 1770: er lebe seit 8 Jahren, denn im 17. Jahre sei er in der Liebe unterrichtet worden: dann führten 17 und 8 im Widerspruch gegen jene Aussage auf 1746 zurück.

gründe der lateinischen Sprache gelehrt habe. Vieles muss also wohl durch Selbstunterricht von ihm ergänzt worden sein. Nachher finden wir ihn in Jena, welche Zeit er die bitterste Periode seines Lebens nennt. Von Jena kam er nach Erfurt, wo er Wieland kennen lernte und sich mit einem Hefte „Sinngedichte und Dialoge" bei ihm einführte. Wieland empfahl den armen Studenten Gleims Unterstützung, welcher sich seiner hülfreich annahm. Er trat hierauf in eine wunderliche Verbindung mit einem preußischen Hauptmann ein, der General-Reise-Inspector bei der dänischen Zahlenlotterie geworden war, nachdem er vergeblich mit seinem Freunde, einem Grafen Schmettau in die Dienste der Republik Venedig hatte treten wollen. Heinse blieb bis Juli 1772 in diesem Verhältniss, bereiste dabei die Rheingegenden und lernte Sophie de la Roche kennen. Wieland und Jacobi wollten ihn nun, um seinen Wunsch zu erfüllen Italien zu sehen, zum Abbé des päpstlichen Nuntius in Cöln machen, wozu er katholisch werden sollte, Heinse aber wollte, so arm er war, doch seine Freiheit sich nicht rauben lassen. Er wanderte zu seiner Heimath zurück, fand aber das Vaterhaus in Asche und theilte Mangel und Kummer der Seinigen einen Monat lang, verlor aber so wenig den frohen Muth, daß er Gleims letztes Geschenk unter die Abgebrannten theilte, des Abends ihnen im Moose sitzend Geschichten erzählte und sie ihre Geigen und Flöten holen ließ, sich die Grillen und den Hunger zu verspielen.

Nun rief ihn Gleim im September 1772 nach Halberstadt, wo ein sanfteres Leben für ihn begann. Georg Jacobi und Klamer Schmidt, welchen Heinse sich am meisten anschloss, lebten hier, und da Heinse, welcher nach Gleims Grille den Namen Rost führen sollte, einige Monate in Quedlinburg zubrachte, entspann sich auch ein Briefwechsel. Hier las er mit Entzücken den Metastasio, ließ 1773 die „Begebenheiten des Enkolp aus dem Satyrikon des Petronius übersetzt und das leichtfertige Gedicht „die Kirschen" nach Dorat's „cérises" so wie „Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse" erscheinen. — Wegen der Kirschen und des Petron griff ihn Wieland an, welcher doch sein Meister in sinnlichen Schilderungen gewesen war, wogegen er sich mehrreuig und beichtend als empfindlich vertheidigt, und Wieland, dem er seine Romane, seine komische Erzählungen und seinen Amadis entgegen halten konnte, musste wohl Vieles verzeihen.

Im Anfange des Jahres 1774 führte Jacobi Heinsen nach Düsseldorf, wo er für Jacobi's Zeitschrift Iris arbeiten sollte. Gleim war über diese Entführung „seines Feuergenius" sehr betrübt und fühlte auch, daß dieser zu Jacobi nicht passe, was Heinse selbst bald fühlen musste. In Braunschweig sah er Lessing vorübergehend, in Düsseldorf, wo sich ihm ein neues Leben anfing und vor allen die Gemähldegallerie auf ihn großen Einfluss übte, traf er mit Göthe zusammen, welcher in ihm seinen Mann fand und die Laidion „als schönes Ungeheuer" bewunderte. — Sechs

Jahre lang blieb er in Düsseldorf und wuchs an Kraft und Selbständigkeit. Sein schönstes Werk dieser Zeit sind: „die Gemähldebriefe aus der dortigen Gallerie.“ — Noch immer fand sich für ihn keine Anstellung und keine Aussicht, seine Sehnsucht nach Italien zu befriedigen. — Im Frühsommer 1780 machte er sich wirklich zu Fuß nach Italien auf, wozu ihn vornehmlich Fritz Jacobi die Hülfsmittel gab, wie verschieden auch seine Neigung und Richtung von der Heinse'ns war.

Heinse geht nun über Genf nach der Provence, von Marseille zur See nach Genua und von hier über Parma nach Venedig, wo er längere Zeit bleibt und Tasso und Ariosto in Prosa übersetzt. Von Venedig geht er über Florenz nach Rom und bleibt hier, einen Ausflug nach Neapel eingerechnet, vom Spätsommer 1781 zwei volle Jahre. Hier sind Maler Müller und Klinger seine Freunde. Sein glühender Wunsch Sicilien, Griechenland und Kleinasien zu sehen wird dem Unvermögenden nicht erfüllt. Schweren Herzens trennt er sich von Italien und erscheint Anfangs 1784 wieder in Düsseldorf. Aber auch jetzt scheitern alle Pläne zur Versorgung bis mit dem Erscheinen Ardinghello's, Ende 1787, sich auch ein passendes Amt als Lector des Kurfürsten von Mainz findet; später wird er Hofrath und Bibliothekar. Ruhig lebt er nun in Mainz, mehr unter Büchern als Menschen. Im Juni 1794 beginnt er mitten im Kriegsgetümmel seine „Hildgard“ worin er die Musik verherrlicht und große Kenntnisse in derselben kund giebt und flüchtet die Bibliothek nach Aschaffenburg. Später wissen wir nichts von ihm als das Erscheinen seines Buchs: „Anastasia und das Schachspiel“ 1803. In demselben Jahre stirbt er selbst am 22. Juni wenige Monden nach dem Tode seines treuen Gleims und Klopstocks.

Heinse ist ein künstlerischer Genius, selbständig auch den Höchsten wie Winkelmann gegenüber, eine kühne, kräftige, sinnliche Natur wie sein Ardinghello, voll Sturm und Drang. Ueberall wendet er sich an die Sinnenwelt, nicht an das plump Materielle, aber seine zarten und glühenden Schilderungen können um so verderblicher wirken, wie die Ansichten seiner Fiordimona im Ardinghello denen des neuen Deutschlands auf ein Haar ähnlich sind.

Seine Werke sind herausgegeben von Heinrich Laube: Wilh. Heinse sämmtliche Schriften. 10 Bde. 8. Leipz. 1838. Inhalt: 1—2. Bd. Ardinghello und die glückseligen Inseln. 2 Bde. (Bd. 1. enthält Leben und Charakteristik Heinse's von Laube). — 3—4. Bd. Hildegard von Hohenthal. 2 Th. — 5 Bd. Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. — 6—7. Bd. Anastasia und das Schachspiel. 2 Th. — 8—9. Bd. Briefe. 2 Th. — 10 Bd. Gedichte und vermischte Schriften. (Enthält Sinngedichte, die Kirschen, die Schäferstunde. — Leben des Torquato Tasso. Armida oder (prosaischer) Auszug aus dem befreiten Jerusalem.

— Sappho. — Briefe der Theano an junge Frauen. Aus dem Griech. — Erziehung der Töchter. — Frauenzimmerbibliothek. — Geschichte des Kalenders. — Schlußwort des Herausgebers.)

I. Beispiel.

Johannes in der Wüste. (Brief. Bd. 8. S. 189.)

Von Raphael.

Noch das erste Meisterstück der Kunst auf der hiesigen Gallerie.

Die Stellung ist schwer zu beschreiben, da es sogar Maler giebt, die sie im wirklichen Gemälde nicht fassen, ob sie gleich deutlich in die Augen fällt, und beim ersten Blick schon den größten Meister in der Kunst verräth.

Eine Anhöhe von einem in die Höhe steigenden Felsen, unter Moos und Kraut, und daran herum verzogenem Epheu, linker Seite des Gemäldes, woraus eine Quelle kömmt, die aus einem kleinen Damm in einigen Sprüngen in dämmerndem Licht herunter fällt, sich da ein wenig wirbelt, und vereinigt im grünen Ufer weiter hinabrinnt, und, unten, wo das Gemälde aufhört, fortrieselt.

Daran hat sich Johannes, in Lebensgröße, gänzlich ohne Gewand (außer, daß er eine Tigerhaut, die ihm eigen sein muß bei den Malern, unter sich gebreitet; wovon ihm ein schmaler Streif über das Gelenk an der rechten Hüfte fällt, und die Schaam so eben bedeckt) mit dem Fuß des gestreckten rechten Beins auf eine feste sichre Stelle tretend, an und hinter hohen Bäumen von der Rückenseite rechter Hand, über sie mit dem Oberleib etwas schräg, hinaufgehoben; und seine Schwere ruht auf der ersten Hälfte des linken hineinsitzenden Schenkels — und ein wenig auf dem Ballen der linken, aufgestützten Hand, (worin er ein rundes Holz, mit einem Spalt vorn, hält, indem ein anderes kleines quer durch im Kreuze liegt,) wodurch die Schulter oben etwas erhöhet wird, und noch ein wenig auf dem Fuße des gestreckten rechten Beins, die dieselbe im Gleichgewichte halten. Der rechte Arm, (in dessen Hand er eine runde hölzerne Schaale zum Wasserschöpfen an den Felsen hält, und die am Knöchel über dem Knöchel der wie aufgestemmten Linken gehalten ist,) hängt mit seiner Schulter, und der Brust von daher, sanft nach dem linken Vorderschenkel hinüber, wo der Mittelpunct der Schwere ist, (dessen Bein nach dem rechten sich wendet, und unter dieses Knie felsenab den Fuß stemmet, an dessen Zehen Wiederschein vom Abendlicht leuchtet.)

Sein Kopf, mit krausen lichtbraunen Locken bedeckt, wovon einige in den rechten Theil der Stirn, und über das linke Ohr herüber gehn, steht aufrecht, gegen den linker Hand hin etwas schrägen Oberleib, vorwärts nach der rechten hinunter dem rinnenden Wasser nachsehend.

Vergeben Sie mir die Einschiebsel, viele Unterscheidungszeichen, Verbindungswörter und Beziehungssylben; es ist mir nicht möglich, mit andern Worten Anschaun und Sinnlichkeit in Beschreibung dieser herrlichen Stellung hervorzubringen.

Da sagen nun einige, die das Zeichnen besser verstehen wollen, als Raphael in seiner besten Zeit und in einem seiner besten Stücke, wo er sich das richtigste Maaß von schöner Natur und den Antiken schon zu augenblicklichfertigem Fingergefühl gemacht hatte, „man müsse sich wahrhaftig in Verzückung befinden, wenn man diesen St. Johannes wie eine superbe akademische Figur betrachtete; aber doch wäre zu wünschen, daß er eine andre rechte Schulter, und einen andern linken Schenkel hätte." Als ob man über die bloße Figur eines Hinkenden oder Verwachsenen sich in Verzückung befinden, und das eine prächtige akademische Figur nennen könne! die Leute wollen reden und gern als Meister und Kenner kritisiren, und wissen nicht was, und glauben, verständiger als Gott gewesen sein zu wollen, wenn sie den Mond nicht voll sehen, ohne die Schönheit seiner Hörner zu empfinden. Wenn sie sich selbst nur in die Stellung an irgend einen Berg versetzen wollten, wie Johannes da ist, so würden sie finden, daß der Schein ihres linken Schenkels eben nicht länger, und ihre rechte Schulter eben so gesunken sein würde; die im Original so reizend zur Ruhe der ganzen Stellung harmonirt. Man muß nichts von der Perspective wissen, wenn man hier tadeln will, wo schon ein Billardsauge das rechte Maaß erblickt; dessen völlige Richtigkeit aus dem Sehpunct, der hier leicht zu finden ist, erwiesen werden könnte, wenn die Anklage wegen eines Schülerschnitzers gegen den größten Zeichner zu seiner besten Zeit nicht schon im Vortrage zu ungereimt wäre; und nicht zu augenscheinlich wäre für jeden, der nur so viel Herz hat, um getäuscht zu werden, und weiß was es ist; daß es ein hohes Meisterstück perspectivischer Zeichnung sei. Doch genug davon!

Die ganze Scene ist in einem Lichte, wie es einige Stunden vor Sonnenuntergang ist; in dem seligsten, das auf die Erde kömmt — in einem Tone von Luft und Himmel, gleichsam wie der des schönsten Jomellischen Liedes:

Se mai senti spirarti su'l volto
Lieve fiato, che lento s'aggiri.

Stille, innrer Friede, Ruhe, vor welcher nachher der Tiefsinn des ersten der Menschen, auf welchen gleich der Sohn des Herrn folgte, von der Stirn über die scharfe Nase und Oberlippe herabflammt; der sich nun von der aus dem Felsen quellenden und unten hinfließenden Flut willig kühlen, und sich die Gegenwart von ihrem Lauf ergreifen läßt.

1) Wenn je du fühlest dir auf's Antlitz wehn
Ein leichtes Lüftchen, welches matt vergeht.

Erscheinung eines himmlischen Geistes, dessen Heimath nicht auf dieser Erde ist, so eben nur sichtbar in höchster Schönheit. Ein reizender Jüngling, den, bei aller Huld, ein Schein edler Wildheit vor dem Getümmel der Menschen umschwebt, und der nun ablassen will von Betrachtung, wie die sich neigende Sonne, und noch ganz lebendig in heißen Gefühlen, die in den leichten Lüften wieder in sich gehn. Wahrhaftiger Johannes, und kein anderer Sterblicher.

Wie alle die bedeutenden Theile im Lichte stehen, und die andern im Schatten, der an der rechten Seite, von den Bäumen her, beinahe ins Dunkle sich verliert; und nun von dem Ganzen so nach und nach unaufhörlich, wie vom Quell, erquickendes Wohlthun einem ins Herz überfließt, ist unaussäglich. O wie oft, heiliges Bild, hast Du mich, am stillen Abend, einsam unter Deinem Einfluß sitzend, alles in der Welt vergessen gemacht! In Dir, und durch Dich bin ich in Tiefen versunken; und bin von ihnen verschlungen worden, wie ein Nichts; und bin mit Schrecken und Furcht in Thränen wieder daraus erwacht; und ich habe in Dir, und durch dich wieder Ruhe der Seele gefunden.

Stündest Du in einer alten Kapelle, im Gesträuch vom grünen Thal hinauf, am Fuß eines waldichten einsamen Gebirgs; dann würdest Du recht die Wallfahrt der Weisen sein.

Hinter den Bäumen rechter Hand hin steht eine Einsiedelei in alter Säulenordnung nach den Felsen zu, zwischen einzelnen Bäumen, im ersten schönen Gefühl der Natur erbaut; und jenseits dieser in der Mitte, kaum sichtbare Gebäude, und hinter diesen ein hoher Berg.

2. Beispiel.

Rubens. (Briefe. Th. 8. S. 216.)

Es war einmal ein Mann, welcher unter den glücklichsten Einflüssen von Sonne und Mond und Wind und Wetter, aus dem Chaos ins Dasein des Wundervollen und Unbegreiflichen den Sprung gethan; und als er in reiner und frischer Kraft da war, hegte und pflegte ihn Mutter Nacht als ein liebes gutes Weib.

Und er war geboren und wuchs auf.

Ueberall herum wurd' es nun nach und nach seinen Sinnen Tag, und er hing sich an jedes gute Ding, einem nach dem andern, mit so viel Lieb' und Wärme, als ob sie Braut und Bräutigam wären. So gewann er denn alles, was ihn rings umgab, und machte es sich sein eigen, und wurde Knab und Jüngling und an Natur immer reicher.

Er hatte zu viel, um alles zu behalten, und mußte mittheilen; mittheilen seinen Mädchen und Freunden, und deren Mädchen und Freunden, und den unschuldig Verunglückten, welche wenig von Gottes Gütern erhalten.

Auf was Art und Weise?

Nicht mit Worten. Ach! diese schienen ihm so lediglich von der Oberfläche abgegriffen und abgehört, so blos zum Handel und Wandel erdichtet und eingerichtet, so allgemein, so verbraucht, so verstümpert, und schon so von alten Zeiten her, daß die meisten sie auswendig gelernt, als ein todtes Kapital, und selten einer mehr weiß, woher er sie hat. Er fühlte dabei seine herrlichsten Früchte, so oft als leere Hülsen in den Mund genommen, und so das hundertste für das tausendste, daß ihm alle Lust zu diesem Mittel verging, und er ein anderes wählte, welchem mehr Freude beschieden, und zwar das natürlichste, nach der zu beschränkten Bildhauerei, der ersten und edelsten unter allen Künsten; jedes Ding durch eine zauberische Täuschung so eigen wie möglich wiederzugeben, als es ihm geworden. Er lernte die Sprache von Tag und Nacht, Kolorit und Licht und Schatten; die Linien des Lebens kannt' er schon und dann Ferne und Ideal. Und brauchte dazu Schulmeister, die in deren Grammatik ziemlich bewandert waren, und versuchte sich an Hunden und Katzen und Mädchen und Buben und Vögeln und Bäumen zu allerlei Stunden.

Nachdem ihm dies gelungen, so ging er auf die hohe Schule Italien, und las und studirte da die Meisterstücke der Griechen vor zweitausend Jahren, zu Venedig, Florenz und Rom, dem Königinmütterchen der Welt, und schrieb sich die schönsten davon ab, und sang die Oden von Buonarotti, und die Volkslieder von Caravaggio, und studirte wieder die Werke des Tizian und seiner Vorfahren ihre, und hörte dann die andern trefflichen Komödien und Tragödien und Schäferspiele und Opern der großen welschen Meister aufführen und ergötzte sich an ihren Heldengedichten.

So trieb er da Wirthschaft sieben Jahre lang, machte während der Zeit Bekannt- und Freundschaft mit verschiedenen Vornehmen, gab selbst Stunden und las Collegia, und dichtete unterweilen für sich ein Lied voll Saft und Kraft, und reiste dann mit einem ganzen Beutel voll Geld und vielen Kostbarkeiten oben drein nach Hause.

Als er da wieder warm geworden, und ausgeruht und ausgeschlafen und wieder herumspaziert, und wieder unter seinen trauten Angehörigen war, in ihren Kammern und Klöstern, und auf ihren Angern und Wiesen und Weiden, und in ihren Marställen, und zwischen seinen Hügeln, in Wald und Thal und Hain und Flur, an Bach und See, so lieb und gut und allem so treu, und mit so vielen Gaben des Glücks und Geistes ausgerüstet, so konnt es nicht fehlen, daß er bald gänzlich der Liebling seines Volks wurde. Er redete nur die unmittelbare Sprache seiner Natur so meisterlich und mit dem Verständniß, womit Homer und Aristophan die ihrige sprachen, und sein Ruhm ging aus in alle Lande.

Und dieser Mann hieß **Rubens**.

3. Beispiel.

Rubens mit seiner ersten Frau in Lebensgröße, in einem Garten. (das. S. 248.)

Er ist einer der wahrhaftig schönsten Männer, die man sehen kann. Sitzt, wie gelehnt, im Jugendstolze der ersten Mannheit, an einem schattenreichen Geländer von blühendem Geisblatt auf einer Bank, hat die linke Hand mit dem Daumen am Bügel seines gestützten mit Brillanten besetzten Degens, und die Rechte auf dem linken übergeschlagenen dicken Beine liegen, auf welche sein durch ihn durch und durch frohes freundliches und sittsames, neben und unter ihm sitzendes schönes Weibchen, die ihrige zarte mit der Fläche sanft auflegt.

Seine übervermögende Seele blickt unter dem freien Hut und unter der muthvollen sich an den kühnen Braunen wölbenden Stirn, aus den lichtbraunen Feueraugen die Eigenliebe jedes Sterblichen darnieder und fängt ihm seine Art und Eigenheit. Die Nase steigt wie reine Stärke, gerad durchs Gesicht; seine Wangen sind von gesunder Röthe durchzogen und in den Lippen sitzt, zwischen dem jungen Eichstamm von Bart, Adlerliebe zum Aufflug, wann's ihr gelüstet; so wie auf denen seines Weibchens süße Huld und Traulichkeit. Sein Herz in der Brust scheint früh auf von einem Chiron mit Löwenmark genährt zu sein. Aus seinem ganzen Wesen strahlt sich fühlende Stärke, und man sieht an ihm augenscheinlich, daß er mehr ist als alles, was er gemacht hat, mehr als sein Gott der Vater, und Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist, und seine Heiligen, Engel und Helden.

So sagt die Schrift, daß die Verklärten dereinst werden Gott anschauen. O der unaussprechlichen Wonne, wenn unser Herz auf einmal ein Abgrund voll Entzücken von aller Welten Lebensquellen würde, die in einem Moment wie ungeheure Tiefen sich da hineinstürzten! Schwerer, grenzenloser Gedanke, ich erliege unter Dir. Welcher Sterbliche, welches Phänomen vermag ihn zu ertragen!

Rubens erscheint hier als ein großer Mensch, voll Leben und Verstand, voll Saft und Kraft, und frei von schwacher, vielleicht auch zarter Empfindung. Alles an ihm ungewöhnlicher Geist in seltner Mannheit und Wohlbehagen seines Zustandes, und doch geheimer Gedanke der Vergänglichkeit aller Lust und Jugend. Sie freut sich seiner Liebe und seines Ruhms, und ist ganz in ihm, lebt blos von seiner Seele. Ein liebliches Bild geistiger ehelicher Zärtlichkeit für den, der's fühlen kann, von Bescheidenheit und wahrer Grazie, welche letztere doch mehr im Zug als in Form zu sehen ist. Er sitzt da wie die Natur in frischer Fruchtbarkeit, und Sie wie eine Rose in der Morgensonne der Liebe. Beide sind ritterlich gekleidet, und Sie in Schmuck und Pracht, aber doch in leichten Faltenwürfen, und der spanische

Strohhut, mit dem schönen Schlagschatten rechts der Stirn hin, sitzt ihr luftiger, als unsern Damen ihre Federn.

Das Colorit ist so wahr, wie das Leben, besonders das Fleisch. Mit einem Wort: es gehört unter die Stücke, die er mit Lust gemacht hat.

4. Beispiel.

Aus Ardinghello. (1. Bd. S. 118.) Genua. November.

Wie ich aus dem fruchtbaren großen Thale der Lombardei, von hundert Flüssen durchströmt, das seinesgleichen in der Welt nicht hat, durch die wilden kahlen Felsenkrümmen des Apennin hinauf trat, und endlich aus der Bochetta hervor, von heitern Lüften umspielt, daß die Locken um meine heißen Schläfen flatterten, oben auf der Höhe das tiefe breite Meer unter mir glänzen sah, vom süßen Strahlengewölk des Abends umlagert: Gott, wie ergriff das mein Herz und alle Sinne! Wie die Thetis Homers mit einem Sprung vom Olymp hätte ich mich in die ewige Lebensfülle hineinstürzen, und wie ein Wallfisch darin herumtummeln und alle meine Leiden abkühlen mögen.

Ich blieb hier die Nacht bei einem alten Schäfer, der Chronik der Gegend; und sah die Sterne auf- und untergehen und das Weltlicht wieder erscheinen, und thronte so über Italien. Dies Paradies mit allen seinen Bewohnern von Anbeginn der Zeit, Menschen und Thieren und Pflanzen und Bäumen, und ich, machten ein friedliches Eins; so rein und heilig zerflossen war meine Seele.

Den Morgen schritt ich hinab, und schlief des Nachmittags in einem reizenden Dorfe an der Küste nicht weit von der Stadt. Gegen Mitternacht wachte ich wieder auf vom Saitenspiel und einer Stimme, die lieblich mein Wesen durchdrang. Ich lauschte und vernahm die Worte, und sprang ans Fenster. Die Musik kam aus einem alten Gemäuer an einem Hügel gebaut, der in hohen Pinien und Cypressen und neidren Fruchtbäumen sich aus dem Meer hervorstreckte; es waren Stanzen eines Mährchens von Pulci, die ich gar wohl kannte. Als darauf noch eine weibliche Stimme zu der männlichen einfiel, so zog auch ich meine Guitarre hervor, brachte sie leis in Stimmung, und sang, als sie aufhörten, nach einigen Griffen von ihrer traurigen Harmonie in eine fröhlichere hinüber: „Wer seid Ihr süßen Sänger dort, die Ihr mich so entzückend aus dem Schlafe weckt? Habt Dank, habt Dank, daß Ihr den Menschen solche Freude macht, und ihr Herz rührt in der stillen Dämmerung."

„Wir sind Vater und Tochter, die ein holdes Kind in Schlummer spielen, sammt dem Gatten, den der heiße Tag abgemattet;" ertönte zur Antwort herüber, indem ein Alter mit langem Bart an den Bogen der Thür sich stellte.

„O Ihr Glücklichen!" verfolgte ich darauf und sang von Begeisterung ergriffen, die Zeiten des Saturnus von Hesperien, wo alle so lebten, wo noch kein Phalaris die goldne Insel der drei Vorgebirge folterte und keine Cäsarn mit Bürgerblut die Felder düngten.

„Und wer bist Du, edler Geist? fragte er mich dann.

„Ein junger Pilgrim, der nach dem Vortrefflichen auf Erden wandert, und seine Seele nun hier an Honig labt."

Er ging herunter, ich ihm entgegen; wir bewillkommten uns, und füllten die Becher. Es war ein herrlicher Mann, an die sechszig, ein ächter Dichterkopf, viel vom Ideale des Homer, nur nicht blind, wie es der hohe Jonier auch nicht war, der nur nicht sah was gewöhnliche Menschen immer gegenwärtig mit ihren leeren Köpfen sehen, wovon er endlich den launigen Namen bekam und der griechische Künstler der sein Bild erfand, richtete sich nach dem Volkswitz.[1])

Ich machte, wie es Tag war, einen Spaziergang auf den Hügel, und besah die Lage von Genua. Ein reizendes Theater, das von jeher seine Bewohner angetrieben hat das Meer zu beherrschen; und woraus immer die größten Seehelden hervorgekommen sind. Heiliger Kolumbus, und Du Andreas Doria, die Ihr nun mit den Themistoklessen und Scipionen im Elysium Paar und Paar h[illegible] umwandelt, Euch Halbgötter unter den Menschen bete ich im Staube an. Ach, daß mir kein solches Loos bestimmt ist! Ich sah hinaus in die unermeßliche Sphäre von Gewässer, und die ungeheure Majestät wollte mir die Brust zersprengen; mein Geist schwebte weit über der Mitte der Tiefen, und fühlte ganz in unaussprechlicher Wonne seine Unendlichkeit.

Nichts auf der Welt füllt so stark und mächtig die Seele, das Meer ist doch das schönste, was wir hienieden haben. Sonne und Mond und Sterne sind dagegen nur einzelne glänzende Punkte, und sammt dem blauen Mantel des Aethers darüber her nur Zierde der Wirklichkeit. Dies ist das wahre Leben; hierauf giebt sich der Mensch Flügel, die ihm die Natur versagt, und verbindet in sich die Vollkommenheiten aller andern Geschöpfe. Wer das Meer nicht kennt, kommt mir unter den Menschen wie ein Vogel vor, der nicht fliegen kann; oder der seine Flügel nicht braucht, wie die Strauße, Hühner und Gänse. Hier ist ewige Klarheit und Reinheit; und alles Kleine, was sich in den Winkeln der Städte in uns nistet, wird hier von den großen Massen weggescheucht. Wie dort die Seealpen aufsteigen! gleich Helden bei Aspasien und Phrynen. Wie die zarte Linie am Horizont sich so weich herumründet! In den Ocean hinaus möchte ich; wie klopft mir das Herz!

---

1) Sie singen nun Wettgesänge unter dem Jubel des halben Dorfes und scheiden gegen Morgen.

5. Beispiel.

Das Kolisäum in Rom. (Ardinghello. I. S. 222.)

Gestern früh bin ich an dem Kolisäum herumgeklettert. Es liegt auf dem herrlichsten Platze, den man sich denken kann; grade in der Mitte des alten Roms, in dem Thale zwischen den drei Hügeln Palatino, Celio und Esquilino, und war der bequemste Freudenort für alle Einwohner. Es ist rührend und schrecklich zugleich, wie einige Zwergenkel der heroischen Urväter und die Barbaren an den erhabenen in schöner Form erbauten Massen genagt und zerstört haben, und sie doch nicht zu Grund richten konnten. Die eine Hälfte der äußern Einfassung ist weggetragen, und aus den geraubten Trümmern sind die stolzesten Palläste der neuern Welt aufgeführt; die andre steht noch, ein weiter Kreis in hoher grauer Majestät mit lauter Quaderstücken von Felsen und dreifachen festen Säulen über einander mit korinthischen kleinen Pilastern oben bekränzt. Die Zusammenfügungen von Stein auf Stein hat das Maulwurfsgeschlecht überall durchlöchert um die metallenen Pflöcke herauszuhohlen, und die breiten Sitze von Backsteinen stehen auf Gewölben noch zum Theil, rund um in Trümmern, und zum Theil hat sie die Zeit in Ruinen darnieder gestürzt, und sie liegen unten im Schutte.

Gras und Kraut und Gesträuch mit Lorbeerstauden grünt und blüht überall, wie auf einem Anger von fruchtbarem Boden, und das Oval der Arena ist eine vollkommne Wiese.

Eine solche Gestalt hat jetzt das ehemalige Wunder der Welt, das achtzigtausend Zuschauer faßte, welche alle binnen wenig Minuten wieder auf der Straße sein konnten; und erschüttert noch den kühnsten der heutigen Erobrer. Herum trauern der Esquilino und Palatino und Celio mit ihren zerfallnen Tempeln, Bädern, Wasserleitungen und niedern Gewölben.

Der Plan zum Ganzen ist äußerst einfach. Die Rundung eyförmig; der größere Durchmesser theilt sich in vier kleine, von denen zwey die Arena einnimmt, und einen auf jeder Seite der Gang vom Gebäude selbst, die zusammen etwas über achthundert Palmen ausmachen; die Peripherie hat deren drittehalb tausend.

Die Höhe besteht aus vier Absätzen. Die drei untern sind mit Säulen nach dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung in Bogen über einander; der vierte ist mit kleinen korinthischen Pilastern geziert, und schließt ohne Bogen mit einem prächtigen dreigestreiften Gebälke. Die ganze Höhe macht zweihundert und zwei und dreißig Palmen.

Es muß viel Holz darin gewesen sein, da es verschiedenemal abbrannte, und zuweilen blos einfach, und zuweilen reich verziert und vergoldet war. Die innere Aussicht ging in eine Ordnung von einzelen Säulen aus, die das Zelt fest hielten, nach den Münzen des Titus und Domizian.

Die Schönheit der Säulen besteht mehr im Verhältniß der Theile als der Arbeit; ihre Form ist rauh und einfach, wie es die ungeheure Festigkeit erheischt.

Das Amphitheater von Verona ist kleinlich und provinzial dagegen.

Familienroman.

2. Johann Heinrich Jung genannt Stilling. 1740—1817.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, wurde am 12. Sept. 1740 zu Grund im Nassauschen geboren. Sein Großvater war ein Kohlenbrenner, sein Vater Schulmeister und Schneider. Der Vater verlor früh die Gattinn, die Tochter eines armen Pfarrers, wodurch er noch strenger und ernster ward und von aller Welt zurückgezogen in großer Armuth lebte. Beten, lesen und schreiben war Stillings einzige Beschäfftigung als Kind, aber man gab ihm das ungeschminkte Christenthum, woran sein Geist für die kommenden Stürme des Lebens sich stärkte und den starken Glauben gewann, welcher allem Unglauben und allem Verzagen an göttlicher Hülfe Trotz bot. Nur wenige mystische Schriften von Paracelsus und Jakob Böhme kamen in seine Hände und gaben der Phantasie und dem tiefsinnigen Geiste des Jünglings Nahrung. Er erlernte das Schneiderhandwerk bei seinem Vater und versah daneben die Stelle eines Schulmeisters in seinem Geburtsort. Das Handwerk war ihm sehr zuwider aber mit dem Lehramte wollte es ihm auch nicht glücken. Zwei Schulmeisterstellen sagten ihm nicht zu und er musste beide verlassen, und so war er auch nachher bald Informator bald Schneider, bis er Hauslehrer bei einem Kaufmann wurde, wo er neben Milton, Young und Klopstock auch Wolf und Leibnitz studirte; doch die rechte Weisheit in ihnen nicht finden konnte.

Da im 28sten Jahre seines Lebens machte das griechische Wort Eilikrineia (Lauterkeit, eig. Prüfung im Sonnenglanz) einen so wunderbaren Eindruck auf ihn, daß eine unendliche Sehnsucht ihn trieb, die hellenische Sprache mit großer Fertigkeit zu erlernen und als sein Principal ihm rieth, Medicin zu studiren, war ihm, als erkenne er nun den Beruf, zu welchem Gott ihn bestimmt habe und den er bis jetzt nicht hatte auffinden können.

Er ging nun auf die hohe Schule nach Straßburg, wo er Göthe kennen lernte, welchem er in Stillings Leben ein schönes Denkmal gesetzt hat, wie Göthe ihm in seinem Buche: Aus meinem Leben Wahrheit und Dichtung. Sein Vertrauen auf Gott bewährte sich ihm hier auf so wunderbarer Weise,

daß der Glaube in ihm genährt wurde, Gott erhöre jedes auch äußerliche Gebet, wenn man nur recht bete.

Er ward nun Arzt in Elberfeld und entwickelte schon hier seine großen Anlagen zur Augenheilkunst, wodurch er so wohlthätig gewirkt und über zweihundert armen Blinden unentgeltlich das Gesicht wiedergegeben hat, wie er sie oft noch beschenkte und im Wirthshause erhielt. Sonst aber hatte er nicht viel Praxis und übernahm daher die Stelle eines Professors der Cameralwissenschaften zu Marburg, welche ihm aber auch nicht zusagte, da er hier wenig wirken konnte.

Endlich wurde ihm im 63sten Lebensjahre der rechte Beruf durch die Gnade des Churfürsten von Baden zu Theil, welcher ihm zum Hofrath mit einem Gehalte von 1200 Gulden ernannte, ohne irgend eine Dienstleistung von ihm zu verlangen, daß er im Großen für die Sache des Christenthums wirken und in voller Muße seiner schriftstellerischen Thätigkeit sich widmen konnte, doch lehrte er daneben noch an der Cameralschule in Heidelberg und versagte auch den Blinden seine Hülfe nicht: von denen er bis 1803 schon über funfzehnhundert operirt hatte.

Sein Leben beschrieb er mit der lautersten Wahrheit bis in die kleinsten Züge der Erzählung in dem merkwürdigen Buche, welches er unter dem Titel: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft. Berlin 1777 in 3 Theilen und nachher 1806 in Basel u. Leipzig in 5 Theilen unter dem Haupttitel: „Heinrich Stillings Leben. Eine wahrhafte Geschichte" herausgab, und darin Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, häusliches Leben und Lehrjahre behandelte. — Wenn man auch mit seinen Ansichten über Gebetserhörung und Geisterwelt mit ihm nicht gleicher Meinung ist, wird man doch den frommen, redlichen, liebenden Menschen in diesem Buche erkennen und liebgewinnen. — Seine Werke: Scenen aus dem Geisterreiche, Theorie der Geisterkunde und Apologie derselben und seine pietistischen Schriften haben ihm viel Gegner erweckt. — Zu seinen Romanen gehört: Geschichte Florentins von Fahlendorn, Leben der Theodore von der Linden, Geschichte des Herrn von Morgenthau, das Heimweh und Erzählungen, deren Hauptverdienst die treuherzige und höchst gemüthliche und populäre Darstellung ist. Auch für praktische Naturwissenschaft hat er manches Verdienstliche geschrieben.

Er starb am 2. April 1817 zu Heidelberg allgemein geliebt und verehrt, anerkannt in seinem ganzen Werthe als liebender Menschenfreund und gläubiger Christ, von Tausenden gesegnet und beweint.

Jung-Stillings Werke sind in zwei Hauptsammlungen erschienen: Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling: sämmtliche Schriften. Zum erstenmal vollständig gesammelt und herausgegeben. Mit einer Vorr. v. J. U. Grollmann. Bd. 1—14. Stuttg. 1835—39. 8. — Inh.: Bd. 1. Stillings Lebensgesch. u. Lebensende. — Bd. 2. Scenen aus dem

Geisterreiche. 2 Th. Chrysäon oder das goldne Zeitalter in 4 Ges. — Bd. 3. Siegsgesch. der christl. Religion in einer gemeinnützigen Erklärung der Offenb. Joh. — Bd. 4. u. 5. Das Heimweh und der Schlüssel zu dems. 5 Th. — Bd. 6. Theobald oder die Schwärmer. 2 Th. — Bd. 7. u. 8. Der graue Mann. Eine Volksschrift. — Bd. 9. Gesch. Florentins v. Fahlendorn. — Gesch. des Hrn. v. Morgenthau. — Lebensgesch. der Theodore v. d. Linden. — Bd. 10. u. 11. Des christl. Menschenfreundes bibl. Erzählungen. 2 Bde. — Bd. 12 Erzählungen. — Bd. 13 Schatzkästlein. Gedichte und Taschenbuch=Unterhaltungen. — Bd. 14. Ergänzungsband: der christl. Menschenfreund. — Ueb. den Revolutionsgeist. — Vertheidigung. — Ueber Reliquien. — Antw. durch Wahrh. — Die große Panacee. — Schleuder eines Hirtenknaben. — Theodicee.) — Die andre Ausgabe: J. H. Jung's gen. Stilling: sämmtliche Werke. Neue vollst. Ausg. 12 Bde. 16. Stuttg 1841—42. — (Inhalt: 1. Bd. Lebensgesch. — 2. Bd. Geisterreich. — Chrysäon. — Schatzkästl. — 3. Bd. Siegesgesch. — 4. Bd. Heimweh. 1—3. Th. — 5. Bd. Heimweh. Schluß und Schlüssel. — Panacee. — Schleuder. — Theodicee. — 6. Bd. Theobald. — Theorie der Geisterkunde. — Bd. 7. u. 8. Der graue Mann. — Bd. 9. Die Romane Fahlendorn, v. Morgenthau, v. d. Linden. — Bd. 10., 11. u. 12. Christl. Menschenfreund. bibl. Erzählungen. Erzählungen. 2 Bde. u. s. f.) Noch erschien: J. H. Jung's (gen. Stilling) ausgewählte Werke in 4 Bdn. Stuttg. 1842. 8. (Inh.: Bd. 1. Stillings Leben. Alter von ihm selbst. Lebensende v. s. Enkel Schwarz. — Bd. 2. Scenen aus dem Geisterreiche. — Chrysäon. — Bd. 3. Theobald oder die Schwärmer. — Theorie der Geisterkunde und Apologie derselben. — Bd. 4. Kleinere Abhandlungen, wie der christl. Menschenfreund, Schleuder des Hirtenknaben (geg. Nikolai), Theodicee u. s. f.)

---

1. Beispiel.

Heinrich Stillings Erziehung. (A. s. Leben. Jugend.)

(Seine Mutter war früh gestorben. Sein Vater Wilhelm zog sich nun ganz von der Welt zurück, wohnte im großväterlichen Hause in einer stillen Kammer und trieb sein Schneiderhandwerk.)

Des Morgens um vier Uhr stand er auf und fing an zu arbeiten: um sieben weckte er seinen Heinrichen, und beim ersten Erwachen erinnerte er ihn freundlich an die Gütigkeit des Herrn, der ihn die Nacht durch von seinen Engeln bewachen lassen. Danke ihm dafür, mein Kind! sagte Wil=

helm, indem er den Knaben ankleidete. War dieses geschehen, so mußte er sich in kaltem Wasser waschen, und dann nahm ihn Wilhelm bei sich, schloß die Kammer zu, und fiel mit ihm vor dem Bette auf die Knice und betete mit der größten Inbrunst des Geistes zu Gott, wobei ihm die Thränen oft häufig zur Erde floßen. Dann bekam der Junge sein Frühstück, welches er mit einem Anstand und Ordnung verzehren mußte, als wenn er in Gegenwart eines Prinzen gespeiset hätte. Nun mußte er ein kleines Stück im Catechismus lesen und vor und nach auswendig lernen; auch war ihm erlaubt, alte, anmuthige und einem Kinde begreifliche Geschichten, theils geistliche, theils weltliche, zu lesen, als da war: der Kaiser Oktavianus mit seinem Weib und Söhnen; die Historie von den vier Haymons-Kindern; die schöne Melusine und dergleichen. Wilhelm erlaubte niemalen dem Knaben, mit andern Kindern zu spielen, sondern er hielt ihn so eingezogen, daß er im siebenten Jahre seines Alters noch keine Nachbars-Kinder, wohl aber eine ganze Reihe schöner Bücher kannte. Daher kam es denn, daß seine ganze Seele anfing, sich mit Idealen zu belustigen; seine Einbildungskraft ward erhöht, weil sie keine andere Gegenstände bekam, als idealische Personen und Handlungen. Die Helden alter Romanzen, deren Tugenden übertrieben geschildert wurden, setzten sich unvermerkt, als so viel nachahmungswürdige Gegenstände, in sein Gemüth feste, und die Laster wurden ihm zum größesten Abscheu; doch aber, weil er beständig von Gott und frommen Menschen reden hörte, so wurde er unvermerkt in einen Gesichtspunkt gestellt, aus dem er Alles beobachtete. Das Erste, wornach er fragte, wenn er von Jemand etwas las oder reden hörte, bezog sich auf seine Gesinnung gegen Gott und Christum. Daher, als er einmal Gottfried Arnolds Leben der Altväter bekam, konnte er gar nicht mehr aufhören zu lesen, und dieses Buch, nebst Reizens Historie der Wiedergebornen, blieb sein bestes Vergnügen in der Welt bis in's zehnte Jahr seines Alters; aber alle diese Personen, deren Lebensbeschreibungen er las, blieben so fest in seiner Einbildungskraft idealisirt, daß er sie nie in seinem Leben vergessen hat.

Am Nachmittag, von zwei bis drei Uhr, oder auch etwas länger, ließ ihn Wilhelm in den Baumhof und Geisenberger Wald spazieren; er hatte ihm daselbst einen Distrikt angewiesen, den er sich zu seinen Belustigungen zueignen, aber über welchen er nicht weiter ohne Gesellschaft seines Vaters hinausgehen durfte. Diese Gegend war nicht größer, als Wilhelm aus seinem Fenster übersehen konnte, damit er ihn nie aus den Augen verlieren möchte. War dann die gesetzte Zeit um, oder wenn sich auch ein Nachbars-Kind Heinrichen von weitem näherte, so pfiff Wilhelm, und auf dieses Zeichen war er den Augenblick wieder bei seinem Vater.

Diese Gegend, Stillings Baumhof und ein Strich Waldes, der an den Hof gränzte, wurde von unserem jungen Knaben also täglich bei gutem Wetter besucht und zu lauter idealischen Landschaften gemacht. Da war

eine egyptische Wüste, in welcher er einen Strauch zur Höhle umbildete, in welcher er sich verbarg und den heiligen Antonius vorstellte, betete auch wohl in diesem Enthusiasmus recht herzlich. In einer andern Gegend war der Brunn der Melusine; dort war die Türkei, wo der Sultan und seine Tochter, die schöne Marcebilla, wohnten; da war auf einem Felsen das Schloß Montalban, in welchem Reinold wohnte u. s. w. Nach diesen Oertern wallfahrtete er täglich, kein Mensch kann sich die Wonne einbilden, die der Knabe daselbst genoß; sein Geist floß über, er stammelte Reimen und hatte dichterische Einfälle. So war die Erziehung dieses Kindes beschaffen bis in's zehnte Jahr. Eines gehört noch hierzu. Wilhelm war sehr scharf; die mindeste Uebertretung seiner Befehle bestrafte er aufs Schärfste mit der Ruthe. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, so daß er sich nach und nach zum Lügen verleiten ließ; eine Neigung, die ihm zum Ueberwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viele Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn beugsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zu Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen: und eine gewissenhafte Strenge führe, däuchte ihn, den nächsten Weg zum Zwecke: und da konnte er gar nicht begreifen, woher es doch käme, daß seine Seligkeit, die er an den schönen Eigenschenschaften seines Jungen genoß, durch das Laster der Lügen, auf welchem er ihn so oft ertappte, so häßlich versalzet würde. Er verdoppelte seine Strenge, besonders wo er eine Lüge gewahr wurde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als daß Heinrich alle erdenkliche Kunstgriffe anwendete, seine Lügen wahrscheinlicher zu machen; und so wurde denn doch der gute Wilhelm betrogen. Sobald merkte der Knabe nicht, daß es ihm gelungen, so freute er sich und dankte noch wohl Gott, daß er ein Mittel gefunden, einem Strafgericht zu entgehen. Doch muß ich auch dieses zu seiner Ehrenrettung sagen: er log nicht, als nur dann, wann er Schläge damit abwenden konnte.

Der alte Stilling sah alles dieses ganz ruhig an. Die strenge Lebensart seines Sohnes beurtheilte er nie; lächelte aber wohl zuweilen und schüttelte die grauen Locken, wenn er sah, wie Wilhelm nach der Ruthe griff, weil der Knabe Etwas gegessen oder gethan hatte, das gegen seinen Befehl war. Dann sagte er aber auch wohl in Abwesenheit des Kindes: Wilhelm! wer nicht will, daß seine Gebote häufig übertreten werden, der muß nicht viel befehlen. Alle Menschen lieben die Freiheit. — Ja, sagte Wilhelm dann, so wird mir aber der Junge eigenwillig. Verbeut du ihm, erwiederte der Alte, seine Fehler, wann er sie eben begehen will, und unterrichte ihn warum; hast du es aber vorhin verboten, so vergißt der Knabe die vielen Gebote und Verbote, fehlt immer, du aber mußt dein

Wort handhaben, und so gibts immer Schläge. Wilhelm erkannte dieses, und ließ vor und nach die meisten Regeln in Vergessenheit kommen; er regierte nun nicht mehr so sehr nach Gesetzen, sondern ganz monarchisch; er gab seinen Befehl immer, wenns nöthig war, richtete ihn nach den Umständen ein, und nun wurde der Knabe nicht mehr so viel gezüchtigt, seine ganze Lebensart wurde in etwas aufgeweckter, freier und edler.

Heinrich Stilling wurde also ungewöhnlich erzogen, ganz ohne Umgang mit andern Menschen; er wußte daher nichts von der Welt, nichts von Lastern, er kannte gar keine Falschheit und Ausgelassenheit; beten, lesen und schreiben war seine Beschäftigung; sein Gemüth war also mit wenigen Dingen angefüllt: aber alles, was darin war, war so lebhaft, so deutlich, so verfeinert und veredelt, daß seine Ausdrücke, Reden und Handlungen sich nicht beschreiben lassen. Die ganze Familie erstaunte über den Knaben, und der alte Stilling sagte oft: der Junge entfleugt uns, die Federn wachsen ihm größer, als je Einer in unserer Freundschaft gewesen; wir müssen beten, daß ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle. Alle Nachbarn, die wohl in Stillings Hause kamen und den Knaben sahen, verwunderten sich; denn sie verstanden nichts von allem, was er sagte, ob er gleich gut deutsch redete. Unter andern kam einmal Nachbar Stähler hin, weilen er von Wilhelm ein Kamisol gemacht haben wollte; doch war wohl seine Hauptabsicht dabei, unter der Hand sein Mariechen zu versorgen; denn Stilling war im Dorf angesehen, und Wilhelm war fromm und fleißig. Der junge Heinrich mochte acht Jahr alt seyn; er saß in einem Stuhl und las in einem Buch, sah seiner Gewohnheit nach ganz ernsthaft, und ich glaube nicht, daß er zu der Zeit noch in seinem Leben stark gelacht hatte. Stähler sah ihn an und sagte: Heinrich, was machst du da?

„Ich lese."

Kannst du denn schon lesen?

Heinrich sah ihn an, verwunderte sich und sprach: das ist ja eine dumme Frage, ich bin ja ein Mensch! — Nun las er stark, mit Leichtigkeit, gehörigem Nachdruck und Unterscheidung. Stähler entsetzte sich und sagte: Hol' mich der T...! so was hab' ich mein Lebtag nicht gesehen. Bei diesem Fluch sprang Heinrich auf, zitterte und sah schüchtern um sich; wie er endlich sah, daß der Teufel ausblieb, rief er: Gott, wie gnädig bist du! — trat darauf vor Stählern und sagte: Mann! habt ihr den Satan gesehen? Nein, antwortete Stähler. So ruft ihn nicht mehr, versetzte Heinrich, und ging in eine andere Kammer.

Das Gerücht von diesem Knaben erscholl weit umher; alle Menschen redeten von ihm und verwunderten sich. Selbst der Pastor Stollbein wurde neugierig, ihn zu sehen. Nun war Heinrich noch nie in der Kirche

gewesen, hatte daher auch noch nie einen Mann mit einer großen, weißen Perücke und feinem schwarzen Kleide gesehen. Der Pastor kam nach Tiefenbach hin, und weil er vielleicht ehe in ein anderes Haus gegangen war, so wurde seine Ankunft in Stilling's Hause vorher ruchbar, wie auch, warum er gekommen war. Wilhelm unterrichtete seinen Heinrichen also, wie er sich betragen müßte, wenn der Pastor käme. Er kam dann endlich, und mit ihm der alte Stilling. Heinrich stand an der Wand gerade auf, wie ein Soldat, der das Gewehr präsentirt; in seinen gefalteten Händen hielt er seine aus blauen und grauen tuchenen Lappen zusammengesetzte Mütze, und sah dem Pastor immer starr in die Augen. Nachdem sich Herr Stollbein gesetzt und ein und ander Wort mit Wilhelmen geredet hatte, drehte er sich gegen die Wand und sagte: Guten Morgen, Heinrich! —

„Man sagt guten Morgen, sobald man in die Stube kommt."

Stollbein merkte, mit wem er's zu thun hatte, daher drehte er sich mit seinem Stuhl neben ihn und fuhr fort: Kannst du auch den Catechismus?

„Noch nicht all."

Wie, noch nicht all? das ist ja das Erste, was die Kinder lernen müssen.

„Nein, Pastor, das ist nicht das Erste; Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Catechismus zu begreifen."

Herr Stollbein war schon im Ernst ärgerlich, und eine scharfe Strafpredigt an Wilhelmen war schon einstudirt; doch diese Antwort machte ihn stutzig. Wie betest du denn? fragte er ferner.

„Ich bete: Lieber Gott! gib mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese."

Das ist recht, mein Sohn, so bete fort!

„Ihr seyd nicht mein Vater."

Ich bin dein geistlicher Vater.

„Nein, Gott ist mein geistlicher Vater; ihr seyd ein Mensch, ein Mensch kann kein Geist seyn."

Wie, hast du denn keinen Geist, keine Seele?

„Ja freilich! wie könnt ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater."

Kennst du denn auch Gott, deinen geistlichen Vater?

Heinrich lächelte. „Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?"

Du kannst ihn ja doch nicht sehen.

Heinrich schwieg und holte seine wohlgebrauchte Bibel, und wies dem Pastor den Spruch Röm. 1, V. 19 und 20.

Nun hatte Stollbein genug. Er hieß den Knaben hinaus gehen

und sagte zu dem Vater: Euer Kind wird alle seine Voreltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Ruthe zu halten; der Junge wird ein großer Mann in der Welt.

2. Beispiel.

Stilling mit Göthe, Lavater und Andern in Schönenthal.

Einige Wochen nachher wurde Stilling einsmals des Morgens früh in einen Gasthof gerufen, man sagte ihm, es sey ein fremder Patient da, der ihn gerne sprechen möchte; er zog sich also an und ging hin; man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals, und den Kopf in Tücher verhüllt; der Fremde streckte die Hand aus dem Bette, und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: Herr Doktor! fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach; Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so und erwiederte: ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich; so wie er das sagte, hing ihm Göthe am Hals. Stillings Freude war unbeschreiblich; er führte ihn also in sein Haus, auch Christine war froh, diesen Freund zu sehen, und rüstete sich zum Mittags-Essen. Nun führte er Göthe hinaus auf einen Hügel, um ihm die schöne Aussicht über die Stadt und das Thal hinauf zu zeigen.

Gerade zu dieser Zeit waren die Gebrüder Vollkraft wieder auf Kommission da: sie hatten einen Freund bei sich, der sich durch schöne Schriften sehr berühmt gemacht hat, den aber Stilling wegen seiner satyrischen und juvenalischen Geißel nicht leiden mochte; er besuchte also jetzt seine Freunde wenig, denn Juvenal [1]) (so will ich den Mann einstweilen nennen) neckte ihn immer wegen seiner Anhänglichkeit an die Religion. Während der Zeit, daß Stilling mit Göthe spazieren ging, kam Herr Hofkammerrath Vollkraft zu Pferde an Stillings Thür gesprengt, und rief der Magd zu, sie sollte ihrem Herrn sagen, er sey plötzlich nach Rüsselstein abgereist, weil Göthe dort wäre; Christine war gerade nicht bei der Hand, um ihn von der Lage der Sache zu benachrichtigen. Vollkraft trabte also eiligst fort. So wie Göthe und Stilling nach Haus kamen, und ihnen die Magd den Vorfall erzählte, so bedauerten sie Beide den Irrthum; indessen wars nun nicht zu ändern.

Göthens Veranlassung zu dieser Reise war eigentlich folgende: Lavater besuchte das Emserbad und von da machte er eine Reise nach Mühlheim am Rhein, um dort einen Freund zu besuchen; Göthe war ihm bis Ems gefolgt, und um allerhand Merkwürdigkeiten und berühmte

1) Es ist Heinse gemeint s. oben.

Männer zu sehen, hatte er ihn bis Mühlheim begleitet; hier ließ nun Göthe Lavater zurück, und machte einen Streifzug über Rüsselstein nach Schönenthal, um auch seinen alten Freund Stilling heimzusuchen; zugleich aber hatte er Lavatern versprochen, auf eine bestimmte Zeit wieder nach Mühlheim zu kommen, und mit ihm zurück zu reisen. Während Göthen's Abwesenheit aber bekommt Lavater Veranlassung, auch nach Rüsselstein und von da nach Schönenthal zu gehen, von dem allen aber wußte Göthe kein Wort. Als er daher mit Stilling zu Mittag gegessen hatte, machte er sich mit obigem Juvenal zu Pferde wieder auf den Weg nach Rüsselstein, um dort Vollkraften anzutreffen. Kaum waren Beide fort, so kam Lavater in Begleitung Vollkrafts, des bekannten Hasenkamp von Duisburg, und des höchst merkwürdigen, frommen und gelehrten Doktors Collenbusch die Gasse hereingefahren. Dieß wurde Stilling angezeigt, er flog also den beiden Reitern nach und brachte sie wieder zurück.

Lavater und seine Begleiter waren mittlerweile bei einem bekannten und die Religion liebenden Kaufmann eingekehrt; Stilling, Göthe und Juvenal eilten also auch dahin. Niemals hat sich wohl eine seltsamer gemischte Gesellschaft beisammen gefunden, als jetzt um den großen ovalrunden Tisch her, der zugleich auf Schönenthaler Art mit Speisen besetzt war. Es ist der Mühe werth, daß ich diese Gäste nur aus dem Groben zeichne.

Lavaters Ruf der praktischen Gottseligkeit hatte unter Andern einen alten Ter Steegianer herbeigelockt; dieser war ein in aller Rücksicht verehrungswürdiger Mann, der nach den Grundsätzen der reinen Mystik, unverheirathet, äusserst heikel in der Wahl des Umgangs, sehr freundlich, ernst, voll sanfter Züge im Gesicht, ruhig im Blick, und übrigens in allen seinen Reden behutsam war; er wog alle seine Worte auf der Goldwage ab, kurz, er war ein herrlicher Mann, wenn ich nur das einzige Eigensinnige ausnehme, das alle dergleichen Leute so leicht annehmen, indem sie intolerant gegen Alle sind, die nicht so denken wie sie! Dieser ehrwürdige Mann saß mit seinem runden, lebhaften Gesicht, runden Stutzperücke und schwarzen Unterkleidern oben an; mit einer Art von freundlicher Unruhe schaute er um sich, sagte auch wohl zuweilen heimliche Ermahnungsworte, denn er witterte Geister von ganz andern Gesinnungen.

Neben diesem saß der Hofkammerrath Vollkraft, ein feiner Weltmann, wie es wenige gibt, im Reisehabit, doch nach der Mode gekleidet, sein lebhaftes Naturell sprühte Funken des Witzes und sein hochrectificirtes philosophisches Gefühl urtheilte immer nach dem Zünglein in der Wage des Wohlstandes, des Lichtes und des Rechts.

Auf diesen folgte sein Bruder, der Dichter: von seinem ganzen Daseyn strömte sanfte gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und

Menschen, sie mochten nun übrigens denken und glauben was sie wollten, wenn sie nur gut und brav waren; sein grauer Flockenhut lag hinter ihm im Fenster und der Körper war mit einem bunten Sommerfrack bekleidet.

Dann saß der Hauswirth neben diesem; er hatte eine pechschwarze Perücke mit einem Haarbeutel auf dem Kopfe und einen braunen zizenen Schlafrock an, der mit einer grünen seidenen Schärpe umgürtet war; seine großen, hervorragenden Augen starrten unter der hohen und breiten Stirne hervor, sein Kinn war spitzig, überhaupt das Gesicht dreieckigt und hager, aber voller Züge des Verstandes, er horchte lieber, als daß er redete, und wenn er sprach, so war Alles vorher in seiner Gehirnkammer wohl abgeschlossen und decretirt worden; seiner Tauben-Einfalt fehlte es an Schlangenklugheit wahrlich nicht!

Jetzt kam nun die Reihe an Lavater, sein Evangelisten-Johannes-Gesicht riß alle Herzen mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe an sich, und sein munterer, gefälliger Witz, verpaart mit einer lebhaften und unterhaltenden Laune, machte sich alle Anwesende, die sich nicht durch Witz und Laune zu versündigen glaubten, ganz zu eigen. Indessen waren unter der Hand seine physiognomischen Fühlhörner, denen es hier an Stoff nicht fehlte, immer geschäftig; er hatte einen geschickten Zeichenmeister bei sich, der auch seine Hände nicht in den Schooß legte.

Neben Lavater saß Hasenkamp, ein vierzigjähriger etwas gebückter, hagerer, hectischer Mann, mit einem länglichten Gesicht, merkwürdiger Physiognomie, und überhaupt Ehrfurcht erweckendem Ansehen; jedes Wort war ein Nachdenken und Wohlgefallen erregendes Paradoxon, selten mit dem System übereinstimmend; sein Geist suchte allenthalben Luft und ängstete sich in seiner Hülle nach Wahrheit, bis er sie bald zersprengte und mit einem lauten Hallelujah zur Quelle des Lichts und der Wahrheit emporflog; seine einzelnen Schriften machen Orthodoxe und Heterodoxe den Kopf schütteln, aber man muß ihn gekannt haben; er schritt, mit dem Perspectiv in der Hand, beständig im Lande der Schatten hin und her, und schaute hinüber in die Gegend der Lichtsgefilde, wenn die blendenden Strahlen ihm zuweilen das Auge trübten!

Auf ihn folgte Collenbusch, ein theologischer Arzt oder medizinischer Gottesgelehrter; sein Angesicht war so auffallend, wie je eins seyn kann — ein Gesicht, das Lavaters ganzes System erschütterte; es enthielt nichts Widriges, nichts Böses, aber auch von Allem nichts, auf welches er Seelengröße baute; indessen strahlte aus seinen, durch die Kinderblattern verstellten Zügen eine geheime, stille Majestät hervor, die man nur erst nach und nach im Umgang entdeckte; seine mit dem schwarzen und grauen Staar kämpfenden Augen und sein immer offener, zwei Reihen schöner weißer Zähne zeigender Mund schienen die Wahrheit, Welträume weit herbeiziehen zu wollen, und seine höchst gefällige, einnehmende Sprache, verbunden mit

einem hohen Grad von Artigkeit und Bescheidenheit, fesselten jedes Herz, das sich ihm näherte.

Jetzt folgte in der Reihe mein Juvenal: man denke sich ein kleines junges, rundköpfigtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter gerichtet, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene, er sprach nichts, sondern beobachtete nur; seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringlichkeit, die Alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte.

Dann saß neben ihm ein junger edler Schönenthaler Kaufmann, ein Freund von Stilling, ein Mann voller Religion ohne Pietismus, glühend von Wahrheitshunger, ein Mann, wie es Wenige gibt!

Nun folgte Stilling, er saß da mit tiefem, geheimem Kummer auf der Stirn, den jetzt die Umstände erhellten, er sprach hin und her, und suchte Jedem sein Herz zu zeigen, wie es war.

Dann schlossen noch einige unbedeutende, bloß die Lücke ausfüllende Gesichter den Kreis. Göthe aber konnte nicht sitzen, er tanzte um den Tisch her machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudire. Die Schönenthaler glaubten, Gott sey bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug seyn; Stilling aber und Andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellem Blick ihn darnieder schoß.

Diese Scene währte, ziemlich tumultuarisch, kaum eine halbe Stunde, als Lavater, Hasenkamp, Collenbusch, der junge Kaufmann und Stilling zusammen aufbrachen, und in der heitern Abendsonne das paradiesische Thal hinaufwanderten, um den oben berührten vortrefflichen Theodor Müller zu besuchen. Dieser Spaziergang ist Stillingen unvergeßlich. Lavater lernte ihn und er den Lavater kennen, sie redeten viel zusammen und gewannen sich lieb. Vor dem Dorfe, in welchem Müller wohnte, kehrte Stilling mit seinem Freunde wieder um, und nach Schönenthal zurück; während der Zeit waren Göthe und Juvenal nach Rüsselstein verreist, des andern Morgens kam Lavater, er besuchte Stilling, ließ ihn für seine Physiognomik zeichnen, und reiste dann wieder fort.

Dieser merkwürdige Zeitpunkt in Stillings Leben mußte umständlich berührt werden; er änderte zwar nichts in seinen Umständen, aber er legte den Grund zu allerhand wichtigen Lenkungen seiner künftigen Schicksale. Noch Eines habe ich vergessen zu bemerken: Göthe nahm den Aufsatz von Stillings Lebensgeschichte mit, um ihn zu Hause mit Muse lesen zu können: wir werden an seinem Orte finden, wie vortrefflich dieser geringscheinende Zufall, und also Göthen's Besuch von der Vorsehung benutzt worden.

3. Beispiel.

Ter Steegen. (Theobald. S. 277.)

Gerhard Ter Steegen war unter neun Kindern das jüngste, und der Sohn eines ehrlichen Bürgers in Meurs, der aber kein Vermögen nachließ und früh starb. Gerhard wurde bei einem Krämer als Ladenjunge in die Lehre gethan, nachdem er die nöthigen Schulkenntnisse und auch etwas Latein gelernt hatte. Hier diente er nun mit aller möglichen Treue, und seine ganze Seele strebte nach Vollkommenheit des Verstandes und Herzens, die er mit Recht nur blos und allein in der christlichen Religion suchte; nun war zu der Zeit, nämlich in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, Peter Poiret in den dortigen Gegenden sehr berühmt; Fenelon und die Frau Guyon waren ebenfalls noch in frischem Andenken; Hofmann fing an zu wirken, und überhaupt lebte und webte alles dort herum in einem sehr feinen Mystizismus; Gerhard wurde also in diesen Zirkel hineingezogen, und er ergriff dieses System mit einem solchen Enthusiasmus, daß er wenige seines Gleichen hatte; er kasteyte seinen Körper durch übertriebene Mäßigkeit, wachte ganze Nächte mit bloßem Haupt im Gebet, Lesen und gottseligen Betrachtungen; übte sich zugleich im höchsten Grade in der thätigen Liebe, der Demuth und der Sanftmuth, und wendete nach seinem besten Wissen und Gewissen alle seine Leibes- und Seelenkräfte an, um das große glänzende Ziel zu erreichen, das er sich vorgesetzt hatte.

Wie verehrungswürdig ist dieser Jüngling bei allem seinem übertriebenen Enthusiasmus, im Vergleich gegen unsere heutige süße Herrchen, die ihrem Herzen keine Lust wehren, und so hoch betheuren, der Mensch habe keine Gewalt über sich.

Ter Stegen ging indessen zu weit, denn er schwächte seine Gesundheit durch seine strenge Lebensart dergestalt, daß er auf immer ein kränklicher Mann wurde. Endlich, gegen das zwanzigste Jahr seines Lebens, verließ er die Handlung, und widmete sich der Einsamkeit, er ging nach Mühlheim an der Roer, kaufte sich daselbst eine Bandmaschine, und webte Bänder; damit nährte er sich ehrlich, und so lebte er lange Zeit unbemerkt und in der Stille.

Der Candidat Hofmann, dessen ich gleich im Eingange dieser Geschichte gedacht habe, lebte damals auch noch in seinem kleinen Häuschen; mit diesem braven Manne ging Gerhard um, und lebte mit ihm in vertrauter Freundschaft bis an Hofmanns Tod. Von diesem lernte er noch Vieles; er legte sich auf die orientalischen und andere Sprachen, um die Bücher, die er liebte, in ihrer Grundsprache lesen und ins Deutsche übersetzen zu können. Mit dieser Arbeit beschäftigte er sich in seinen Nebenstunden; er übersetzte und sammelte die Lebensgeschichten frommer Menschen

aus der katholischen Kirche, machte allerhand geistliche Lieder und Gedichte, und schrieb ein und anderes, das hernach im Druck erschienen ist. [1])

So wenig Ter Stegen bekannt zu werden suchte, so sehr wurde ers doch allmählig; er bekam eine ungemein große Correspondenz; seine Schriften wurden gedruckt und gingen reißend ab, und sie würden noch weit mehr gelesen werden, wenn nicht sein mystischer Styl, die Schriften ekelnde Leser unserer Zeiten abschreckte; denn man mag sagen, was man will, unsere heutige strohtrockene Moral wird wenig wirken, wenn nicht ein reiner und erhabener Enthusiasmus damit verbunden wird, der die Ausführung erleichtert, und diesen flößt Ter Steegen ein. Mit Einem Wort: Er war ein vortrefflicher Mann! sein Evangelium mag immer den Weisen dieser Welt eine Thorheit seyn, er hat gewiß mehr wahre Christen gezeugt, als seit der Apostel Zeiten irgend einer gethan hat; das ist zwar viel gesagt, aber in der That wahr; denn von Amsterdam an bis Bern findet man seine Anhänger sehr häufig unter dem gemeinen Volke, und diese sind zuverlässig unter allen Pietisten die besten, ob sie gleich auch noch einen gewissen Heiligenschein um sich haben, der den Spötter lästern macht, indem er gewisse Schwachheiten entdeckt, die zwar gegen die gewöhnlichen Fehler der Menschen gar nichts sind, aber eben darum so hoch aufgemutzt werden, weil sie gedachter Heiligenschein mehr ins Licht setzt, als an andern.

Indessen muß man doch, wenn man unpartheiisch urtheilen und der reinen wahren Religion ganz getreu seyn will, aufrichtig gestehen, daß auch Ter Steegen noch verschiedene Unlauterkeiten mit seiner Lehre verband: er war dem unehelichen Leben hold, und hinderte dadurch Viele an einer glücklichen Heirath; er empfahl die Einsamkeit, welche doch dem Geist Jesu ganz zuwider ist, denn der fordert Thätigkeit und Wirksamkeit unter und mit den Menschen, zur Beförderung der einzelnen und allgemeinen Glückseligkeit.

In dieser Sache liegt ein wahrer Widerspruch: der Christ soll sich zuweilen entfernen, um sich aus der Zerstreuung zu ziehen, zu sammeln, durch Wachen und Gebet neue Kräfte zu erhalten, um hernach desto fruchtbarer wirken zu können; nach Ter Steegens Grundsätzen aber soll man sich von den Menschen entfernen, so viel man kann, lieber ledig bleiben, um zu viele Wirksamkeit zu vermeiden, damit man in der Stille Betrachtungen anstellen könne.

Dann führt auch Ter Steegen unmerkbar zum Separatismus, seine Anhänger machen nicht viel aus den äußern Mitteln zur Vervollkommnung, und geben dadurch hin und wieder zu Unordnungen Anlaß. Dieß ist vornehmlich, was ich gegen diese Leute einzuwenden habe.

---

1) Es fehlen einige Betrachtungen.

Dem Allem ungeachtet schwindet doch das Alles, wenn man den vortrefflichen Charakter der Ter Steegianer beobachtet; ich habe noch nie so würdige Menschen getroffen, als unter ihnen. [1])

Wohlthätig nach dem wahren Geist der Liebe war Ter Steegen im höchsten Grad; er hatte kein Vermögen, als was er sich durch sein kleines Händelchen mit Band erwarb, und doch gab er vielen Armen Brod und beschäftigte sie; viele arme Kinder wurden in seinem Hause zur Arbeit und zum Christenthum angeführt, und mit Rath und That stand er Jedem bei; denn er hatte viele feine Weltkenntnisse, die man bei ihm gar nicht hätte vermuthen sollen. Mit einem Wort: er war ein allgemein beliebter Mann, der dem Christenthum bei allen Menschenklassen Ehre machte.

---

2. August Heinrich Julius Lafontaine. 1756—1831.

August Heinrich Julius Lafontaine wurde am 6. Februar 1756 [2]) zu Braunschweig geboren, wo sein Vater ein geachteter Maler war. Er besuchte die Schulen in Braunschweig und Schöningen und studirte in Helmstädt Theologie. Vom Jahre 1786 bis 1789 lebte er als Erzieher im Hause des Generals von Thadden in Halle, erhielt dann die Stelle eines Feldpredigers im preußischen Heere, und machte als solcher 1792 den Feldzug gegen Frankreich mit, von welchem er nach dem Frieden zu Basel 1795 zurückkehrte. Er war schon als Feldprediger als fertiger Redner im freien Vortrage ausgezeichnet. Seit dem Jahre 1792 trat er als Romanschriftsteller auf und wurde bald, besonders seit dem Erscheinen des „Quinctius Heymeran von Flaming 1795“ und der „Familie von Halden 1797“ der allgemeine Liebling der leselustigen Welt und blieb es lange Zeit bis er durch Vielschreiberei seinem Rufe schadete. Seit 1800 gab er sein Predigtamt auf und lebte in Halle auf seiner schönen Villa still und zurückgezogen als Privatmann nur seiner Schriftstellerei hingegeben. Nachdem er schon fast vergessen war, erschien von ihm 1822 ein Werk, das von seinen bisherigen durchaus verschieden, ihn als Philologen kennen lehrte, nehmlich eine Bearbeitung der Tragödien des Aeschylos „Agamemnon“ und der „Koephoren“ in zwei Bänden 1822, worin er nach eigenthümlichen Ansichten eine neue Kritik des Textes begründen wollte, aber sich manchen Tadel

---

1) Es fehlt eine Anekdote aus T's Leben.

2) Das Conversations-Lexicon von Brockhaus. 9. Aufl. giebt den 10. Oktober 1759 an, das neue Conversations-Lexicon. Lpz. 1834 sagt geb. 1750. Wachler Literaturgesch. sagt geb. 1758.

zuzog. — Die Universität Halle hatte ihn zum Doctor der Philosophie ernannt. Er starb nach einer kinderlosen Ehe am 20. April 1831.

Sein Hauptverdienst ist leichte und gefällige Darstellung und angenehme Unterhaltung; doch fällt er oft in langgedehnte moralische Tiraden. Die Schilderung der schlichten gewöhnlichen Menschennatur gelingt ihm besser als die hoher erhabner Charactere. Kämpfe der Pflicht und Leidenschaft, leidenschaftliche und sentimentale Liebe, weichliche Tugend füllen die meisten seiner Romane aus. Frischer und lebendiger sind die früheren, die späteren gedehnter und langweiliger, wie die große Menge derselben auch seine treusten Verehrer übersättigen musste. Im Leben war er heiter und scherzhaft und dem fröhlich unterhaltenden Gesellschafter merkte man die Empfindelei seiner Romanhelden nicht im mindesten an. Er war seinen Bekannten als ein biedrer und redlicher Mann bekannt.

Seiner Werke sind sehr viele: **Familiengeschichten.** 12 Bde. Mit Kupf. Berl. 1803. 8. (Inh.: Bd. 1. u. 2. Familie von Halden. zuerst 1797. — Bd. 3. St. Julien. Berl. 1798. — Bd. 4. u. 5. Hermann Lange. Berl. 1799. — Bd. 6. Karl Engelmanns Tagebuch. Berl. 1801. — Bd. 7. u. 8. Leben eines armen Landpredigers. Berl. 1800. — Bd. 9. u. 10. Henriette Bellmann. Ein Gemählde schöner Herzen. Berl. 1802. — Bd. 11. u. 12. Barneck und Saldorf.) — **Gemählde des menschlichen Herzens in Erzählungen.** 15 Bde. Mit Kupf. Halle. 1807—10. 8. (Inh.: Bd. 1. Der Naturmensch. 1792. — Bd. 2—4. Der Sonderling. 3 Bde. 1793. — Bd. 5. u. 6. Rudolph und Julie. 1801. — Bd. 7—9. Arkadien. 3 Bde. 1802. — Bd. 10—12. Aline von Riesenstein. 3 Bde. 1808. — Bd. 13—15. Eduard oder der Maskenball. 3 Bde. 1810.) — Sagen aus dem Alterthume. Bd. 1. Aristomenes u. Gorgus. Berl. 1800. — Bd. 2. Romulus. 1801. — Scenen. 2 Th. Befreiung Roms in Dialogen. Cleomenes. Lpz. 1789. — Klara du Plessis und Klairant. Eine Familiengeschichte Französischer Emigranten. Berl. 1795. — Rudolf v. Werdenberg. Eine Rittergeschichte aus den Revolutionszeiten Helvetiens. Berl. 1800. (3. Ausg. 1819.). Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran v. Flaming. 4 Bd. Berl. 1795—96. (N. A. 1798.) — Die Gewalt der Liebe. In Erzählungen. 4 Th. 2. Aufl. Berl. 1797. — **Kleine Romane und moralische Erzählungen.** 12 Th. Berl. 1810. (Th. 1. Liebe und Tugend. — Das Räthselspiel. — Th. 2. Die Harfenistin oder die Liebe auf dem Riesengebirge. — Th. 3. Ida von Tokkenburg oder die Stärke der Eifersucht. — Der edelste Mann. — Die Entdeckung der Insel Madeira. — Verbrechen aus Leichtsinn. — Th. 4. Die gefährliche Probe. — Liebe und Dankbarkeit. — Die Stärke des Vorurtheils. — Th. 5. Die Strafen im Alter oder die Folgen des Leichtsinns. — Die Versöhnung. — Th. 6. Die väterliche Gewalt. — Die Rache. — Th. 7. Der Hochmuth. — Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze. —

Die Stärke des Gewissens. — Verbrechen und Strafe. — Th. 8. Das Nadelöhr oder die Schwärmerei. — Th. 9. Die Intrigue. — Die Schwäger. — Der Freund. — Das Mädchen auf Freiersfüßen. — Th. 10. Die Erbschaft. — Der Jahrmarkt. — Th. 11. Die Brüder. — Die Rückkehr ins Vaterland. — Die Mutter oder die edle Rache. — Th. 12. Er verführt seine eigne Frau. — Rectors Minchen. — Makaria od. d. Herakliden.) — Fedor und Marie oder Treue bis zum Tode. Berl. 1802. (1805.) — So geht es in der Welt. 3 Bde. Berl. 1803. (Inh.: Bd. 1. Der Baron v. Bergedorf oder das Princip der Tugend. — Bd. 2. u. 3. Eduard und Margaretha oder Spiegel des menschlichen Lebens.) — **Schilderungen aus dem menschlichen Leben** in Erzählungen. 10 Th. Halle. 1812—19. (Inhalt: Bd. 1. u 2. Die Gefahren der großen Welt oder Bertha von Waldeck. — Bd. 3. u. 4. Tinchen oder die Männerprobe. — Bd. 5. u. 6. Die Moralsysteme od. Ludw. v. Eisach. — Bd. 7. u. 8. Isidore oder die Waldhütte. — Bd. 9. u. 10. Die beiden Freunde.) **Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht.** 6 Bde. mit Kupf. Görlitz. 1804—11. (Renger in Halle.) — (Inh: Bd. 1. u. 2. Vermischte kleinere Erzählungen. — Bd. 3. u. 4. Erzählungen aus dem häuslichen Leben z. B. Welch ein Herz! — Lohn der Treue. — Minchen. — Bd. 5. Familienehrgeiz oder die Freundschaft. — Bd. 6. Natur und Kunst oder die Täuschungen des Lebens.) — Theodor. (2. Aufl. oder Cultur und Humanität. 1802.) 2 Th. 1800. Berl. 8. — Mährchen, Erzählungen und kl. Romane. 2 Bde. Berl. 1801. — Das Haus Bärburg oder der Familienzwist. 2 Bde. Berl. 1805. — Die Familienpapiere oder die Gefahren des Umgangs. 2 Th. Berl. 1805. — Gemähldesammlung zur Veredlung des Familienlebens. (Enth. die Brüder oder der Wildfang.) 2 Bde. Berl. 1807. — Der Hausvater oder wie sich das liebt und warum? 3 Th. Halle. 1810. — Amalie Horst oder das Geheimniß glücklich zu sein. 2 Bde. Halle. 1810. — Wenzel Falk und seine Familie. 3 Th. Berl. 1810. — Raphael oder das stille Leben. Halle. 1809. — Eugenie oder der Sieg über die Liebe. 3 Th. Halle. 1814. — Das heimliche Gericht des Schicksals oder Rosaura. 3 Bde. Halle. 1817. — Die Geschwister oder die Reue. 2 Th. Halle. 1819. — Ida von Kiburg oder das Verhängniß. Berl. 1816. — Der Kampf mit den Verhältnissen oder der Unbekannte. 3 Bde. Halle. 1815. — Walther oder das Kind vom Schlachtfelde. 3 Th. Halle 1813. — Die Pfarre an der See. 3 Th. Halle. 1816. — Reinhold. 3 Bde. Halle. 1818. — Das Testament. 3 Th. Mit Kupf. Halle. 1809. — Die beiden Bräute. 3 Th. Berl. 1808. — Emma. 2 Bde. Berl. 1809. — Das Bekenntniß am Grabe. 3 Bde. Halle. 1811. — Bürgersinn und Familienliebe oder Tobias Hoppe. 3 Bde. Halle. 1812. — Rosen. Gesammelte Erzählungen. Mannheim. 1814. — Agathe oder das Grabgewölbe. 3 Bde. Lpz. 1817. — Die Stiefgeschwister. 3 Th. Halle. 1822. — Dramatische Werke.

Halle. 1806. (1823.) Inh.: Die Tochter der Natur. Familiengemählde in 3 Akt. 1793. — Die Prüfung der Treue oder die Irrungen. — Ueber s. Leben s. J. H. Aug. Lafontaine's Leben und Wirken. Mit L's. Bildn. v. Gruber. Halle 1832.

---

1. Beispiel.

Aus: die Familie von Halden. (Th. I. S. 290.) 1)

Emilie'ns Lebensrettung.

Das schlug an. Die Mutter hatte verlangt, daß Emilie heut ihr Reitkleid anziehen sollte, weil dieser Anzug ihr am vortheilhaftesten stand. Emilie weigerte sich, da es in ihren Augen unnatürlich und lächerlich war, ohne zu reiten ein Reitkleid zu tragen. Jetzt aber setzte die Mutter ihren Willen ohne Schwierigkeit durch, und sie freuete sich schon darauf, daß die Gesellschaft ihre Tochter, die vortrefflich zu Pferde saß, würde zurückkommen sehen. Das Reitkleid wurde hervorgelangt, und die Mutter hielt nun den Major bis gegen Mittag auf, damit Emilie nicht zu früh wiederkommen könnte. Um zwölf Uhr saß die ganze Gesellschaft aus Sollingen mit Emilien zu Pferde; und jetzt rief ein Bedienter: der Herr Graf von Espenbruch kommt den Berg herauf. Schnell flog der Kammerjunker hinunter über den Hof, um den ceremoniösen Grafen schon am Thore zu empfangen. So eben sprengten die Reiter über die Zugbrücke, auf die der Wagen des Grafen in demselben Augenblick einbog: und nun entstand eine kleine Unordnung. Der Kutscher wollte die ersten Pferde zurückziehen; es ging aber nicht, da sie sich hoben. Das alte Fräulein 2) im Wagen schrie; der Major donnerte mit seiner kräftigen Stimme dazwischen und warf sein Pferd herum. Emilie hielt bei Seibolden nahe am Rande der Brücke, die eine nur drei Fuß hohe Brustwehr hatte und gab mehr auf ihren Nachbar, als auf ihr

---

1) Der Major von Halden auf Sollingen, welcher eine Predigertochter geheirathet hat, und mit seiner Schwägerinn der stolzen Kammerherrinn v. Halden sehr schlecht steht, ist bei seinem Bruder dem Kammerherrn von Halden mit dessen zweitem Sohne Hennig, welchen er erzieht, und seinem Lehrer Seibold zum Besuch. Die Kammerherrinn hat aber eine Gesellschaft geladen mit der Absicht, für ihren ältern geliebten Sohn Karl v. Halden, welcher Kammerjunker ist, eine Heirath mit der jungen Gräfinn von Espenbruch einzuleiten. Da will der Major nicht bleiben und um so eher ihn los zu werden, schlägt sie ihrer Tochter Emilie, welche im Stillen Hennig's und ihren Lehrer, Seibold, liebt, vor, den Onkel, der Emilien sehr lieb hat, eine halbe Stunde weit zu begleiten.

2) Sie stand dem Hause des Grafen vor und war seine Cousine.

Pferd Acht. Sie kam durch das rasche Umwenden des Oheims in's Gedränge. Der Goldfuchs wurde scheu und hob sich. Seibold griff in den Zügel, und zwar aus Angst zu stark; nun machte der Goldfuchs einen wilden Satz, und seine schöne Reiterin stürzte über die Brustwehr in den tiefen Schloßgraben hinunter.

Jetzt erhob sich ein furchtbares allgemeines Geschrei. Seibold sprang todtenbleich vom Pferde, und stürzte sich mit dem Ausruf: heiliger Gott! von der andern Seite der Brücke, über die Brustwehr weg in's Wasser. Der Major hing beinahe leblos auf dem Pferde. Der Bruder Hennig war in einem Augenblicke auf den Füßen, riß eine Latte von der Mauer, lief an das Ufer des Grabens und watete bis an die Schultern hinein. Seibold hatte Emilien schon gefaßt und schwamm mit ihr dem Ufer zu. Hier ergriff er die Stange, die Hennig ihm zureichte. Beide hielten nun Emilien über dem Wasser, und trugen sie an das Ufer. Emilie war schon gerettet, als Knechte vom Hofe erst mit Seilen und Stangen kamen. Sie hatte in nicht geringer Gefahr geschwebt; denn nicht weit von der Brücke war die Mühle, und das Wasser hatte deshalb starkes Gefälle.

Jetzt nahm Seibold Emilien auf den Arm und rief: Hans! einen Arzt! Sogleich sprengte ein Reitknecht nach der nächsten Stadt, und beinahe eben so schnell flog Seibold mit seiner süßen Last über den Hof. Hennig eilte ihm nach und alle Leute mit den Pferden am Zügel kehrten wieder um. Der Major wurde von seinem alten Husaren [1]) geführt. Dann folgte der Graf; vor ihm lief weinend seine Tochter, und fragte jeden: ach Gott! sie ist doch noch nicht todt? Zuletzt kam der Wagen mit dem alten Fräulein, das aus Leibeskräften schrie.

Der Kammerjunker, der bei Emiliens Unfall schon auf der Brücke gestanden hatte, erholte sich von seinem Schrecken, sobald er sie gerettet sah. Er ging nun sogleich zu dem Grafen, und machte ihm eine tiefe Verbeugung; aber der Graf sah es nicht. Er lief zu der kleinen Gräfin, die sich durch die Pferde vordrängen wollte, und machte auch ihr eine Verbeugung, mit einem artigen Compliment; aber sie starrte ihn an, fragte, noch immer bleich vor Schrecken: ist sie todt? und lief ängstlich bei ihm weg nach dem Hause. Der Graf wurde also nicht empfangen und nahm es dies Mal nicht übel. Karl hob nun die alte Cousine aus dem Wagen, die sich sehr darüber beklagte, daß man ihr einen solchen Schrecken verursacht hätte.

Seibold trug Emilien in ihr Zimmer. Hier rief er der Bonne zu:

---

1) Seinem Reitknecht Hennig, welcher ihm im Kriege das Leben im Kampfe (wie seine Gattinn Hanndien in einem Dorfe von den Kroaten) gerettet hatte, den er treu liebte und nach dem er seinen Neffen Hennig genannt, welchen der Reitknecht wieder zum Theil erzogen und herzlich lieb hatte.

geschwind Kleider, und ins Bett! Die Mutter fing an Emiliens Kleid aufzuknöpfen; Seibold aber riß es mit Einem Griffe von oben bis unten auf. Er ging nur auf Bitten der Bonne in das Nebenzimmer, bis Emilie entkleidet war und im Bette lag. Jetzt fuhr schon ein Wagen nach dem andern vor; Frau von Halden mußte also ihre Gäste empfangen und ihre Tochter den Händen der Bonne und der Fremden aus Sollingen überlassen. Seibold stand in seinen triefenden Kleidern todtenbleich und ängstlich am Bette; Hennig neben ihm. Der Major lag in einem Sessel, rührte die Lippen und hielt die Hände gefaltet, als ob er betete. Die kleine Gräfin hatte sich zwischen Hennig und Seibold an das Bett gedrängt, und schluchzte; das Wasser lief von beiden immer über sie hin, ohne daß sie es merkte. Als Seibold Emilien einige Löffel voll Thee eingeflößt hatte, schlug sie die Augen wieder auf, und fragte mit schwacher Stimme: wo bin ich? Seibold sank an dem Bette auf die Kniee, und rief triumphirend: Emilie, liebste, theuerste Emilie! O, Gott sey Dank, sie lebt! — Emilie reichte ihm matt die Hand, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte. Der Major sah Emiliens Augen offen, sprang auf, rief: Gott sey Dank! und umarmte Alles im Zimmer: Seibolden, seinen Neffen, die kleine Gräfin und die Kammerjungfer. Ach, Gott! sie lebt! rief die kleine Gräfin laut vor Freude. Meine Schwester lebt! rief Hennig. Und nun stürzten alle Drei, der Major, die Gräfin und Hennig, in das Besuchzimmer und riefen: sie lebt! sie hat die Augen geöffnet!

Gott Lob! sagte der Kammerjunker. Gott Lob! rief Hennig nach, und schloß ihn an seine triefende Brust. Sie lebt, Mutter! rief er dann und umarmte auch die Mutter, wie begeistert. Wer ihn fragte: lebt sie? dem antwortete er mit einer Umarmung: ja, sie lebt! und jeder trocknete sich murrend die Kleider. Das alte Fräulein lief aus einem Winkel in den andern, um nur ja weit genug von dem tollen Menschen zu seyn. Der Major war unterdessen in ein Fenster getreten, und weinte stille Freudenthränen.

Endlich wurde alles im Besuchzimmer ruhig; aber Frau von Halden trat feuerroth im Gesicht herein. Sie war, sobald sie ihre Gäste bewillkommt hatte, wieder zu Emilien gegangen, und hatte da eine Scene gesehen, durch die sie ganz aus ihrer Fassung kam. Seibold knieete an dem Bette ihrer Tochter; Emilie ruhete mit dem Gesicht auf seiner Schulter, und er drückte ihre Hand an seinen Mund. Frau von Halden ärgerte sich über diese Stellung, und wollte doch nichts sagen, weil Seibold ihrer Tochter so eben den größten Dienst geleistet hatte. Sie hob freundlich an: ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Seibold, daß Sie meine Emilie gerettet haben.

Sie? fragte Emilie zitternd; Sie haben mich gerettet? . . . O Seibold, fuhr sie dann mit festerer Stimme fort, und schlang auf einmal mit glühender Leidenschaft den Arm um seinen Hals! mußten Sie erst mein

Leben retten, um zu erfahren, daß mein ganzes Herz Ihnen gehört? Die Mutter faßte zwar den Sinn dieser Worte nicht völlig; aber sie merkte ihn doch ungefähr an Emiliens Blicken und Tone. Gewiß würde sie jetzt gleich aufgefahren seyn, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß es Emilien schaden möchte. Sie bat Seiboldcn, ihrer Tochter einen Augenblick Ruhe zu gönnen; und zwar so artig, daß er es nicht abschlagen konnte. Er verließ nun das Zimmer, um sich anders anzukleiden.

(Unterdessen ordnet sich Alles im Speisezimmer nach des Majors Bestimmungen und fängt an froh zu werden. Nun geht der alte Reitknecht Hennig auch zu Emilien, welche ein Jahr lang in Sollingen gelebt hatte und jetzt schon angekleidet im Lehnstuhl saß, ihr seine Freude zu bezeigen und wie er sie voll von Liebe zu Seibold findet, redet er ihr auf alle Weise zu, sie müsse dem Retter ihres Lebens bekennen, daß sie sich als seine Frau sehr glücklich fühlen würde, so daß sich diese nach einigem Kampfe entschloß, seinem Rathe zu folgen.)

(S. 305.) Mitten unter dem fröhlichen Getöse der Gäste öffnete sich die Thür des Eßsaales, und Emilie, in einem weißen Kleide, mit blassen Wangen, und das blonde Haar schlicht um die Stirn her hangend, trat langsam herein. — „Emilie!" rief die kleine Gräfin; und alle Gesichter wandten sich um. Der Major sprang auf, und wollte sein Milchen in die Arme nehmen; sie sagte aber: lieber Onkel, mein erstes Wort gehört dem Retter meines Lebens.

„Ja, Milchen, da hast du Recht!" erwiederte der Major, und nickte mit dem Kopfe. Er führte sie langsam um den Tisch zu Seiboldcn. Dieser stand erröthend da, und Emilie trat mit Thränen in den Augen vor ihn hin. Sie wollte verschiedene Male anfangen zu sprechen und vermochte es nicht. Alles wurde todtenstill im Saale; alle Blicke hingen gerührt auf den beiden Stehenden.

Endlich sagte Emilie sanft: „Sie haben mir das Leben gerettet, lieber Seibold." — Mit diesen Worten zog sie einen einfachen Goldring von ihrem Finger. — „Nehmen Sie diesen Ring von mir zum Unterpfande meiner Dankbarkeit, und" — sie schlang den Arm um seine Schultern, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund — „diesen Kuß zum Unterpfande meiner Liebe." — Seibold wollte sie unterbrechen. — „Lassen Sie mich ausreden; ich muß noch einige Worte sagen. Sie lieben mich schon längst. Bisher zweifelte ich daran; aber heute haben Sie es mir bewiesen. Und ich? ich liebe Sie schon, seitdem ich mich meiner Gefühle zu erinnern weiß."

Der Major nickte noch immer mit dem Kopfe; die Mutter hörte mit gespannter Miene zu und war sehr ängstlich. Emilie fuhr fort: „Wir schwiegen Beide; erst sollten alle Rechte, die Eltern und Verwandten über mich hatten, an Sie fallen. Das ist heute geschehen. Ohne Sie wäre ich nicht mehr; nun gehöre ich Ihnen, Ihnen allein, und ewig. Ich bitte Sie,

nehmen Sie mein Herz, meine Hand an, und geben Sie mir auch Ihren Nahmen; dann bin ich, wie ich wünsche, alles nur durch Sie."

Die Mutter sprang auf, und lief auf ihre Tochter zu. „Liebe Mutter," sagte Emilie sanft, aber sehr fest und eindringlich; „beruhigen Sie Sich noch einen Augenblick, damit Sie erst hören, was ich eigentlich will." — Sie wendete sich wieder an Seibold: „Ich weiß wohl, daß Sie fähig sind, Ihre Wanderschaft aufs neue anzutreten. Aber Sie sagten: mit Ihrem Schatten.[1]) Ganz richtig! Hören Sie nun auch, wozu ich fähig, wozu ich fest entschlossen bin! Verlassen Sie Sollingen, so verlasse ich Moorberg, und folge Ihnen, als Ihr Schatten. Nichts soll mich davon abhalten; ich sage" ....

„Mein Kind," rief die Mutter erhitzt; „wir müssen dich einsperren. Jetzt geh den Augenblick auf dein Zimmer!" — Bei diesen Worten faßte sie die Hand ihrer Tochter mit Heftigkeit.

(Es kommt nun zu einigen heftigen Scenen zwischen der Mutter, dem Major, dem Kammerjunker und Emilien. Da ruft der Major nach den Pferden.)

(S. 312.) Auf einmal kam der ganze Hof in Bewegung. Ein Gast schlich nach dem andern fort, und eilte, je eher je lieber in den Wagen zu kommen. Der Major führte Seibolden, der fast ohne Bewußtseyn war, sanft und tröstend die Treppe hinunter, und half ihm auf das Pferd. Alles ritt oder fuhr ab. Die kleine Gräfin sagte auf der Brücke: hier war es! Ich hätte ihm Emilien gegeben. — Es ist ein intrikater Fall! sagte der Graf, das Fräulein: nein, die Mutter hat Recht; sonst würden ja, wenn man einmal das Unglück hätte, in's Wasser zu fallen, gleich alle Bürgerlichen nachspringen.

2. Beispiel.

Aus Rudolf von Werdenberg. (S. 47.)

Das stille Thal.

Heiter und vergnügt verließ er das Thal,[2]) und irrte zwischen den Hügeln und Felsen umher, in sich selbst und in den Nachgenuß der heutigen süßen Gefühle versunken. Auf einmal sah er sich von Felsen befangen. Er stand am Fuße der ungeheuren Alpenfirst: schroffer, schrecklicher, gebrochener Felsenmassen, mit einzelnen Fichten bekleidet. Hier hingen Felsenstücke über sein Haupt hin; dort schoß ein wilder Bach zwischen den

---

1) Dieß bezieht sich auf ein Gespräch des Majors mit Seibold, als der Major diesen an der Landstraße mit seinem Hunde allein fand. — 2) Rudolf hatte das Herbstfest der Appenzeller im Gebirge mitgefeiert.

Felsen hervor, und hinderte seinen Weg. Hier stand er am Rande eines schrecklichen Abgrundes, einer jähen Tiefe, aus der nichts als das Brausen eines wilden Wassers sich hören ließ. Nun suchte er den Rückweg nach dem fröhlichen Thale, horchte, und hörte das Lachen und die Musik. Er ging dem Schalle nach, und es war nichts als das Rauschen eines andern Baches, der von Felsen auf Felsen stürzte. So führten ihn die verworrenen Gänge immer tiefer in das Gebirge, und entfernten ihn immer mehr von dem frohen Jauchzen der glücklichen Landleute. Endlich, nach langem Umherirren, fand er einen Fußpfad, der ihn über Höhen und Felsschlünde zuletzt in ein liebliches Thal führte, aus dem ihm eine laue, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft entgegen wehete. Er folgte dem getretenen Fußpfade längs einer Felswand, aus der ein klares frisches Wasser in eine von Menschen gehauene Zisterne floß. Jetzt führte ihn der Weg in eine Allee von Tannen. Am Ende derselben bog sich das Thal rechts in den Felsen hinein, und hinten lehnte sich an diesen eine niedlich gebaute Hütte, rings von einem fruchtbaren Garten umgeben. Vor der Hütte war ein grünes Obdach von vier Linden, deren Zweige sich oben in einander verflochten, und welche Bänke von Rasen umgaben. Er ging unter dem Lindendache durch, und pochte an die Thür der Hütte. Als niemand antwortete öffnete er sie, trat hinein und wunderte sich über die einfache Reinlichkeit, die in der ganzen Hütte herrschte.

Er vermuthete, daß die Bewohner im Thale bei dem Feste der Landleute wären, beschloß ihre Rückkehr zu erwarten, und setzte sich unter das grüne Obdach. Vor ihm lag das schöne Thal verbreitet, mit seinen hundert Hügeln und mit dem Felsquell, der sich mit leisem Rieseln, zwischen den Hügeln hinab, in die tieferen Thäler schlängelte.

Jetzt hörte er in der Ferne das Bellen eines Hundes, dann Menschenstimmen, die sich näherten; und nun zeigten sich zwischen den Felsen, durch die er gekommen war, ein Alter und ein junges Mädchen. Als sie näher kamen, erkannte Rudolph den Alten. Es war eben der, welcher den Jünglingen beim Feste abgerathen hatte, dem Vogte die Hunde [1]) zu rauben: und das Mädchen neben ihm war seine Tochter, die er dem doppelten Sieger zur Tänzerinn gab. Rudolph ging ihnen entgegen. „Ich habe mich im Gebirge verirrt," sagte er zu dem alten; und bin in Eure Hütte eingetreten, bis Ihr kamt. Zeigt mir den Weg hinab nach Sankt Gallen.

Ihr werdet heute die Ebene nicht mehr erreichen, edler Mann, und — wenn ich Euer Wappen nicht verkenne — Graf Werdenberg!... Unten im Walde ist schon tiefe Nacht. Ich selbst getraue mir kaum, in der

1) Der doppelte Sieger bei den Spielen hatte als Preis die Hunde des Vogtes des Abtes von St. Gallen verlangt und als der Alte ihn davon abgebracht dessen Tochter zur Tänzerinn des Tages.

Finsterniß die Wege durch das Gebirge zu finden. Nehmt diese Nacht mit meiner Hütte vorlieb. Morgen, oder, falls Euch das Thal noch länger gefällt, wann Ihr wolt, führ' ich Euch durch das Gebirge bis in die Ebne.

(So bleibt Rudolph, lernt die Lieblichkeit der Tochter und die Weisheit des Alten näher kennen und sein ehrgeiziger Sinn wendet sich zur Erkenntniß des Werthes eines stillen häuslichen Lebens.)

II. Geschichtliche Prosa.

1. Johannes von Müller. 1752—1809.

Johannes von Müller, der große Geschichtsschreiber der Schweiz, wurde am 3. Januar 1752 in Schaffhausen von bürgerlichen Eltern geboren. Sein Vater war Prediger an einer Filialkirche und Conrector an der lateinischen Schule, mehr aber als dieser wirkte auf seine Erziehung die heitere und fromme Mutter und der Vater derselben, Johannes Schoop, ein der Geschichte des Vaterlandes sehr kundiger Geistlicher in Schaffhausen, welcher dem Enkel schon früh die Richtung gab zu seinem künftigen Beruf. Knaben und Jünglinge seines Alters suchte er wenig auf, war aber früh durch Lernlust ausgezeichnet. Sieben Jahr alt besuchte er das Gymnasium zu Schaffhausen und später das Humanitätscollegium. Die Pedanterei eines alten Schulrectors zog ihn nur mehr zur Geschichtswissenschaft und schon im neunten Lebensjahre hatte er nach Hübners Weise in Fragen und Antworten die Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben. Eine mühsame Vergleichung des Calvisiusschen, Usherschen und Petavischen Systems in der Zeitrechnung der alten Geschichte war sein erster Versuch geschichtlicher Kritik. Seit dem 13ten Jahre lernte er die alten Klassiker, welche er oft verstohlen las, kennen und wurde gegen sie mit einer Liebe entzündet, die nur mit seinem Leben endete. Vom Vater für die Theologie bestimmt, bezog der Jüngling 1769 die hohe Schule zu Göttingen, wo er bei J. P. Miller, dem Verfasser historisch-moralischer Schilderungen wohnte, und dessen Freundschaft erhielt, wie die Michaelis, Leß's, Walch's, v. Mosheim's, vor allen Schlözer's, welcher ihn ganz für die geschichtliche Laufbahn gewann und zu einer kritischen Untersuchung des cimbrischen Krieges vermochte. Noch in Göttingen schrieb er eine theologische Abhandlung: Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. 1771 und kehrte drauf nach Schaffhausen zurück, wo er Professor der griechischen Sprache wurde und seine Abhandlung: Bellum Cimbricum descripsit Joh. Müller graec. liter. Scaphusii Prof. Turici. 1772 (Deutsch von Dippold. 1810.) herausgab. Hier predigte er auch noch öfter und nahm an der deutschen Bibliothek Antheil, worin Lessing's Berengar seine erste Beurtheilung war. Schon früher hatte ihn P. Miller darauf hingewiesen, die Geschichte der schweizerischen Eidgenossen-

schaft zu schreiben und jetzt reifte der Entschluss dazu in dem Bunde der Freundschaft, welchen er mit Carl Victor Freiherr von Bonstetten schloss, welcher ihm hohe Freuden des Lebens, der Welt aber die: Briefe eines jungen Gelehrten an s. Freund (herausg. v. Frdke Brun 1802.) geschenkt hat. Auf Bonstettens Veranlassung gab er seinen Wirkungskreis in Schaffhausen 1774 auf, wurde erst Hauslehrer beim Staatsrath Tronchin (Calandrini) in Genf, verließ aber dies Haus schon 1775, um mit Francis Kinloch aus Südcarolina eine freiere Verbindung einzugehen, und lebte mit ihm ein glückliches Jahr in Chambrist, einem Landhause am Genfersee, den Wissenschaften. Nach Kinloch's Rückkehr nach America hielt er sich theils in Genthod bei dem großen Naturforscher Bonnet, theils bei Bonstetten auf dessen Landgütern Rougemont und Valeires auf und vollendete hier den Auszug von 44 Folianten und 24 Quartanten der hallerschen Urkundensammlung und andrer Handschriften zur Schweizergeschichte. Im Winter war er in Genf beim Generalprocurator Robert Tronchin, durch welchen er nähere Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann und hielt hier vor jungen Leuten, vornehmlich Engländern (worunter der nachherige Viscount Colchester war) Vorlesungen über die Universalhistorie, aus deren gründlicher Umarbeitung die „vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten." Tübingen 1811. 3 Bde. hervorgegangen sind.

Im Jahre 1779 verlor Müller seinen Vater, welcher ihn immer noch nach Schaffhausen und zur Theologie zurückziehen wollte. Im Sommer dieses Jahres lebte Müller mit Bonstetten in der Landschaft Saanen, deren Geschichte er schrieb, im Winter war er wieder in Genf und 1780 erschien endlich der erste Theil seines unsterblichen Werkes der Geschichte der Eidgenossenschaft zu Bern (wegen Censurschwierigkeiten mit dem falschen Verlagsorte Boston). Jetzt reiste er nach Berlin und hatte mit dem großen Könige, dessen Glanz ihn hingezogen und dem seine in Berlin erschienenen „essais historiques" bekannt geworden waren, eine Unterredung, fand aber doch keine erwünschte Anstellung und nahm auf der Rückreise die Professur der Statistik beim Collegium Carolinum in Kassel 1781 an. — Hier schrieb er gegen Josephs II stürmische Staatsreformen seine „Reisen der Päpste" (N. A. v. Kloth. Aachen. 1831.), worin die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstliche Gewaltherrschaft beredt dargestellt wird und die ihm eine Anstellung in Rom verschafft hätten, wenn er seinen Glauben hätte ändern wollen. — In Kassel hielt ihn aber auch nicht die einträglichere Beförderung zum zweiten Bibliothekar, sondern er ging nach Genf zurück, genügte sich aber nicht als Vorleser bei dem jetzt kränklichen Rob. Tronchin, lebte dann 1784 bei Bonstetten in Valeires und im Sommer 1785 in Bern.

Schon im Februar 1786 erhielt durch Heine und Sömmering den Ruf

als Hofrath und Bibliothekar vom Churfürsten Karl Joseph nach Mainz, ließ hier eine zweite Ausgabe des ersten Theils und den zweiten seiner Schweizergeschichte 1786 und im Jahre 1787 „die Darstellung des Fürstenbundes" erscheinen. Er wurde, obgleich Reformirter, vom Churfürsten nach Rom gesendet, dann in der Cabinetskanzlei angestellt, 1788 zum Geh. Legationsrath und nachher zum Conferenzrath ernannt, schrieb auch noch „Briefe zweier Domherren. 1787" und „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde." 1787—1788. — Der Churfürst, dem die Höfe zu Wien und Berlin den ausgezeichneten Mann entziehen wollten, ernannte ihn 1790 zum geheimen Staatsrath, Staatsreferendar und Director der churrheinischen Kreisarchive, worauf ihn auch der Kaiser Jan. 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und zum Reichsritter erhob. Als aber nun die französische Revolution sich Deutschland nahte und Mainz in französische Hände fiel, wollte Müller den Einladungen des Generals Cüstine nicht folgen und ging nach Wien, wo er, als sein Churfürst ihn dem Kaiser überlassen hatte, als würklicher Hofrath bei der geh. Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde und mehrere kleine Schriften voll begeisterter Beredsamkeit für Oesterreich und Deutschland schrieb, nehmlich 1795 „Die Uebereilungen und der Reichsfriede" 1796 „die Gefahren der Zeit" „Mantua" die „Ausbeute von Borgoforte", 1797 „das sicherste Mittel zum Frieden" auch erschien 1795 die zweite Abtheilung des dritten Bandes der Schweizergeschichte. — Das Jahr 1798 verfloss ihm im Jammer über sein durch französische Macht untergehendes Vaterland.

Da sein treues Festhalten am Glauben der Reformirten ihm jede höhere Beförderung verschloss, nahm er im Herbst 1800, die Stelle als erster Custos der kaiserlichen Bibliothek (nach Denis) an, als aber auch hier nach van Swietens Tode ihm die Präfectur der Bibliothek versagt und sogar die Fortsetzung des Drucks der Schweizergeschichte sogar im Auslande verboten wurde, verleidete ihm dies, wie Neid und Verläumdung und der zufällige Verlust seines Vermögens, den Aufenthalt in Wien und er nahm im Mai 1804 den früher abgelehnten Ruf nach Berlin an, als wirkl. Mitglied der Akademie und Historiograph des brandenburgischen Hauses mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths. Einige Abhandlungen und die Herausgabe der Herderschen Werke, wozu er die „Geschichte des Cid" und „Noten zu Persepolis" schrieb, der vierte Band der Schweizergeschichte 1805" und eine neue Ausgabe der drei ersten Bände 1806 beschäfftigten ihn hier. Unter seinen Abhandlungen in der Akademie sind zu nennen: „Ueber die Geschichte Friedrichs II", „Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker" und „Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt." Jetzt erhielt er die Erlaubniss die Archive frei benutzen zu dürfen, und den Auftrag die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, als die Schlacht bei Jena in ihren verderblichen Folgen den preußischen Staat zerrüttete.

Müller blieb in Berlin bei dem Einzug der Franzosen, wurde von den Siegern sehr geschont, und die wohlberechnete Güte, mit welcher ihn Napoleon in einer Unterredung am 20. November behandelte, wie der Geist und die Kenntnisse, welche der Kaiser entwickelte, gewannen den also verblendeten Mann für die neue Ordnung der Dinge. Seine Rede in der Akademie am 24. Januar 1807: „De la gloire de Frédéric", die als ein Meisterstück der Beredsamkeit von Göthe übersetzt wurde, schien vielen gegen den Verderber des Vaterlandes mit Haß erfüllten Männern wenigstens zu freigebig an vergleichenden Beziehungen, [1]) daß ihm der Schein der Achselträgerei, den man auf ihn warf, das Leben in Berlin verbitterte und er im Frühjahr 1807 einen Ruf als Professor in Tübingen annahm. Als er im Herbst, weil er nicht früher seine Entlassung erhielt, dorthin abging, ereilte ihn ein Courier Napoleons in Frankfurth am Main, der ihn nach Fontainebleau forderte, wo er am 17. Novbr. trotz seiner Weigerung die Bestallung als königlich westphälischer Minister-Staatssecretair erhielt. Nachdem er sich in Paris unter Marets Leitung zur diplomatischen Geschäftsführung im neuen Stil vorbereitet hatte, trat er im December 1807 in den neuen Wirkungskreis, welcher ihm aber sehr widerstand und seine Gesundheit aufs heftigste erschütterte, daß König Hieronymus sich veranlasst sah ihn am 21. Jan. 1808 dieser Stellung zu entheben und zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts zu ernennen. Vieles that er in diesem Amte für die Wissenschaft, aber mancherlei Hindernisse, welche sich seinen Absichten entgegenstellten, vielfache Kränkungen, die er erfuhr, Gram über die Ungunst der Zeit und eine große Schuldenlast nagten an seinem Leben. Sein Vaterland wollte ihn noch einmal an sich ziehen, daß er in Muße seine Schweizergeschichte vollenden könnte, als der Tod ihn am 29. Mai 1809 schnell hinweg nahm. Seit 1808 hatte er sein nahes Ende gefühlt und in einem Testamente, dem Zeugnisse seiner Denkungsart, sein Haus bestellt und über die Tilgung seiner Schulden verfügt. — Er hatte ein mehr gefälliges als Ehrfurcht gebietendes Aeußre, mit dem freien Wesen des Weltmanns verband er Unbefangenheit und Offenheit, Sinn für Wahrheit und Recht und tiefe innige Gottesfurcht, welche die fromme Mutter auf ihn vererbt hatte, obschon er nicht von großen Fehlern frei war. Der nachherige König Ludwig von Baiern kaufte seine Grabstätte auf dem Kirchhofe zu Kassel und ließ ihm 1835 ein Denkmahl errichten. —

Müller war nie verheirathet, stand aber mit den Edelsten seiner Zeit in genauer Verbindung. Als Geschichtschreiber hat er den höchsten Ruhm erlangt und nicht leicht verbinden sich in einem Menschen derselbe Geist, dieselbe schöpferische Phantasie mit solchem eisernem Fleiß, solcher gewissenhaften Forschung, so kritischem Sinne, so umfassender Gedächtnißkraft und

1) Später erhoben noch Woltmann und W. Menzel mit Heftigkeit Verdächtigungen gegen ihn.

kräftiger Darstellung wie bei ihm. Auch als Redner ist er zu den ausgezeichnetsten zu zählen.

Seine Werke sind unter dem Titel: Sämmtliche Werke in 27 Bänden Stuttg. 1810 — 19 und in einer neuen Auflage in 40 Bänden von 1831 bis 1835 erschienen, herausg. v. s. Bruder J. G. Müller, Pred. in Schaffhausen. (Inhalt: Th. 1—3. Vierundzwanzig Bücher allgem. Geschichten besonders europäischer Menschheit. — Th. 4—7. J. v. M. Biographische Denkwürdigkeiten. Enth: S. Lebensgesch. von ihm selbst beschrieben. 1806. Dann s. Briefe aus Genf. Aus Genf und Bern 1786. Aus Mainz 1786—92. Aus Wien 1792—97. Briefe von 1798 u. den folg. Jahren. — 1809. — Th. 8. Kl. histor. Schriften u. Reden. — Th. 9. Schriften zur Gesch. des deutschen Fürstenbundes. — Th. 10—12. Hist. Kritik (Recensionen). — Die übrigen Bde. enth. d. Briefe an Bonstetten (zuerst v. J. H. Füßli. Zür. 1812.) Die Gesch. d. schweiz. Eidgenossenschaft in 5 Thl. Th. 1. Des Volkes Ursprung bis 1308. (zuerst 1780. 1786. N. A. 1806.) Th. 2. Von d. Aufblühen d. ewigen Bünde bis 1412. (1786. 1806.) Th. 3. Bis auf d. ersten franz. Krieg 1443. (Erst in 2 Abth. 1788 u. 95.) Th. 4. Bis auf d. Zeiten d. Burgundischen Krieges. (1805.) Th. 5. Abth. 1. Die Burgundischen Kriege. Gesch. d. Eid. Persepolis u. a. m.) Von d. Schweizergesch. erschien eine bes. Ausg. Lpz. 1825. 26. in 5 Bde. — Forts. d. Schweizergesch. sind v. Glutz-Blotzheim u. Hottinger. Bd. 5—7. Ueb. M's Leben s. außer Bd. 4—7 seiner Schriften Heeren: Müller der Historiker 1809. — Wachler. Marb. 1809. u. in d. biograph. Aufsätzen. Lpz. 1835. u. Roth: Lobschrift auf Müller. Sulzb. 1811. u. s. Selbstbiographie in d. Bildn. jetzt lebender Berl. Gelehrten, herausg. v. S. M. Lowe. Berl. 1806. Sehr hart behandelt ihn v. Woltmann in s. Werke: über Joh. v. Müller.

---

1. Beispiel.

Die Schlacht bei Laupen 1339.

(Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Bd. II Lpz. 1825. S. 177.) 1)

In der Stunde, als der Schultheiß von Bubenberg und sein großer Senat ritterlicher Kriegshelden an der Spitze ihres in so vielen Fehden zum Sieg angeführten tapfern Volks über die Wahl des Feldhauptmanns für den größten Tag ihrer Stadt in solcher Ungewißheit waren, ritt in die

---

1) Die Schlacht bei Laupen entspann sich aus dem Neide der Herren über Bern. Es waren gegen dasselbe gerüstet die Grafen von Valangin, v. Aarberg, v. Welschneuenburg, Nidau und Greyerz, Montenach, Fürstenberg mit auserlesenen von Aargau, Johann der Senn von Münsigen, Bischof zu Basel, (andre nennen auch Peter von Faucigny, Bischof von Genf) Johann Rossillon, Bischof v. Lausanne, Philipp von Gaston, Bischof von Sitten, Johann von Savoyen, einziger Sohn Ludwigs II Freiherrn der Waadt, der zu vermitteln gesendet war, und viele Andre.

Stadt Bern Rudolf Castlan von Erlach Ritter, Erstgeborner Sohn Ulrichs Castlans von Erlach, unter dessen Oberbefehl viele sich erinnerten, in ihrer Jugend, vor ein und vierzig Jahren am Donnerbühel über die verbundenen Großen den Sieg davon getragen zu haben.

Entsprossen war der Herr von Erlach aus dem Adel, welcher zu der Stadt Bern den Grund gelegt und sie von Anfang regiert hatte. Er war in dem Alter, wo die Leibeskraft alle ihre Stärke hat, wo der Geist seine vollkommene Reife besitzt. Er liebte die Landwirthschaft, und hatte viele Güter an verschiedenen Orten von seinem Vater geerbt und von dem Schultheißen von Bubenberg und Graf Petern von Aarberg erkauft. Er war zugleich Dienstmann zu Nidau, Pfleger der jungen Grafen, und Bürger zu Bern. Deswegen, um seiner Neigung zu folgen ohne seinem Lehnherrn treulos zu werden, stellte er dem Grafen vor, daß der Krieg mit Bern ihm zu einem Nachtheile gereiche, dessen Ersatz er nicht leicht finden dürfte. Der Graf gestattete ihm, unter seinen Mitbürgern zu streiten; für gleichgültig haltend, wie er ihm selbst sagte, „von zweyhundert Helmen und hundert „vierzig ihm ergebenen Rittern diesen Einen Mann zu verlieren.“ Darum als er sich von dem Grafen beurlaubte, sprach Erlach zu ihm: „Ihr sagt, „Herr Graf, ich sey Ein Mann; als ein Mann will ich mich zeigen.“

Sobald beym Anblick Erlachs die Erinnerung des Glücks am Donnerbühel in allen Gemüthern aufgewallt, wurde ihm durch allgemeinen Zuruf die Feldhauptmannschaft aufgetragen, und überreichte ihm der Schultheiß von Bubenberg der Stadt Banner. Er aber stand auf und redete zu der Versammlung der Bürger in folgendem Sinn: „Sechs Feldschlachten habe „ich mit gehalten, wo allemal von der geringern Zahl das größere Heer „geschlagen worden ist: gute Ordnung ist ein sicheres Mittel in Schlachten „zu siegen. Gleichwie die Menge nicht hilft gegen geschickte Anordnung, „so hilft ohne Ordnung die Tapferkeit nichts. Ihr von Handwerken, die „ihr oft nicht gern gehorcht, ihr seyd freye Männer, frey werdet ihr bleiben, aber „wenn ihr zu gehorchen wißt, wann und wem ihr sollt. Ich fürchte den „Feind nicht; mit Gott und euch will ich den Streit bestehen; wir wollen „ihn ausführen, wie zur Zeit meines Vaters. Aber ich will nicht euer „Feldhauptmann seyn ohne volle Gewalt.“ Als die Gemeine der Bürger von Bern dieses hörte, that sie den alten Römern gleich; alsobald hob jeder die Hand auf und schwur bey Gott und bey den Heiligen, in allen Dingen dem Ritter von Erlach ohne allen Widerspruch zu gehorchen, bey Leib und Leben.

In Laupen hielt Bubenberg nebst Blankenburg; hart genöthet, unerschütterlich; manchen Sturm schlugen sie ab; vergeblich wurden sie aufgefordert, vergeblich die Mauer erschüttert mit Böcken und Büffeln, untergraben durch Arbeiter unter den Katzen, und aus den Blyden[1]) mit gewaltigen Steinen unaufhörlich beschossen. Der Ort liegt an einem Hügel, an dessen

1) Blyden, Wurfmaschinen. Katzen scheinen Sturmdächer zu sein.

Fuß die Sense in die Sane fließt; andere Hügel überhöhen ihn; Höhen und Ebenen waren voll Buschwerk und Wald; bis dahin lief von Bern der alte Forst. Da die Stadt ganz unwallet war, mochte bey Verzug der Hülfe ihr Speisevorrath erschöpft werden. Indeß Bern auf das fleißigste waffnete, aus den Landgerichten die Ausbürger sich sammelten, vom untern Sibenthal und aus allen Gegenden der Mark Weißenau das Volk unter Johann von Weißenburg sich zum Zuzug aufmachte, und aus den obersten Thälern sowohl der Vogt Cuno von Rinkenberg als die Mannschaft von Hasly anzog zum Streit (:) eilte der Freiherr Johann von Kramburg, Altschultheiß, über den Brünig in die Schweizerischen Waldstette.

Hülfe der Schweizer. Der Bund zwischen den Waldstetten und Bern war erloschen. Als er nach Unterwalden kam und von beyden Landammann das Volk sofort versammelt wurde, trug er vor, „die Freyheit ihrer vormaligen Eid„genossen, der Bürger von Bern, ihrer Freunde, beruhe auf Einem Tag; an „welchem alle Angehörigen ihres gemeinen Wesens wieder die weit überlegene „Macht ihrer Feinde eine entscheidende Schlacht liefern müßen." Seinem Vortrag antworteten sie, „Lieber Herr von Kramburg, echte Freundschaft beweiset „sich in der Noth; gehet nach Bern, saget euren Mitbürgern, das Volk „in den Waldstetten wolle ihnen zeigen wie es denkt." Eilends fuhren die Boten über den Waldstetten See; eilends berief Johann von Attinghausen die Gemeine von Uri, und Weydmann die Männer von Schwytz; unter den Männern von Uri stand noch der Tell1), in der Gemeine von Schwytz der Altlandamman Werner Stauffacher im hohen Alter. Sofort rüsteten die Waldstette neunhundert muntere Krieger, zogen über den Brünig, die Thäler hinab und erschienen zu Muri nicht weit von Bern; zogen durch die Stadt und lagerten vor dem obern Thor.

Abend vor der Schlacht. Erlach aber versammelte den Kriegsrath und berief ihre Hauptleute. Als berathschlaget wurde, wenn das Heer ausziehen und auf welche Manier der Streit geliefert werden soll, sprachen die aus den Waldstetten, „schnell und bis auf den letzten Tropfen Blut." Unter allen Bundesfreunden der Stadt Bern bewies niemand als die Solothurner alte Treue; obwohl bedrohet von dem Oestreichischen Heer, sandten sie achzig wohl bewaffnete Männer zu Pferd. Am zwanzigsten Tag des Brachmonats lagen die Waldstette vor Bern. Diebold Baselwind, Leutpriester, ermahnte das Volk, „der Feind sey „stolz auf seine Zahl; Gott strafe den Trotz und segne den Muth. St. Vin„cenz und St. Urs haben den Himmel erworben, weil sie um eine gerechte „Sache ihr Leben hingeworfen. In gerechtem Streit, wie im Streit für „ihr Land, sey der Sieg ihr, der Bürger; der Tod für's Vaterland gewähre „den Himmel, und wer nicht stirbt, sey von Gott erhalten zur Freiheit und „Ruhm." Mit Gelübden, mit Almosen und feyerlichen Umgängen wurde von Männern und Weibern bey Tag und Nacht großer Gottesdienst

1) Er lebte bis auf die Wassersnoth von 1354. M.

geleistet. Kurz war die Rast; um die Mitternachtsstunde gab der Feldhauptmann das Zeichen des Aufbruchs.

Der Zug. Bey Mondschein zogen sie, neunhundert aus den Waldstetten, dreyhundert Mann von Häsli, dreyhundert Mann von Siebenthal, viertausend Bürger und Ausbürger von Bern, unter dem Roßbanner achtzig Helme von Solothurn, voran der Priester Baselwind, in seinen Händen des Herrn Fronleichnam. Es folgte jedem von der Mauer der Blick seines Weibes und seiner Kinder, bis bald eine waldichte unebene Gegend alles verbarg; der Schultheiß von Bubenberg mit einigen der Alten vom Senat, in unruhiger Aufmerksamkeit auf jede Warnung der Wachten, jede Botschaft vom Heer, waren beysammen zu Rath, über jeden Zufall, zu Bewahrung der Stadt. Alle Weiber und Kinder lagen in Erwartung des Abends den ganzen Tag vor den Altären aller Kirchen und in den Capellen der großen Geschlechter.

Die Stunde vor der Schlacht. In großer Ordnung zog unter Erlach der Schlachthaufe durch das wohl ausgekundschaftete Land. Um die Mittagszeit nahm er seine Stellung unweit Laupen (doch daß er von dieser Stadt nicht gesehen wurde), auf der Höhe des Bromberges, von der er den Feind übersah, und im Rücken von einem Wald bedeckt wurde. Da viele Ritter unter mancherley Vorwand aus den Schaaren ritten um den Feind anzusprengen, erhob sich wie in den alten Kriegen der Griechischen Helden erbitternder Wortwechsel mit Spott oder Trutz: Johann von Makenberg, Schultheiß von Freyburg, wollte behaupten, die Berner haben in ihrem Haufen verkleidete Weiber; da rief Cuno von Rinkenberg, „Ihr werdet es heute erfahren." Mit lauter Stimme rief ein Mann von Schwytz, „Wir sind bereit; wer will, trete hervor." Hingegen sprach Graf Rudolph von Nidau zu den ungeduldig harrenden Freyherren und Grafen, „dieser Feind wird sich immer finden lassen." Er hatte bey dem Herzog Albrecht von Oesterreich ein Heer Berner mit einem Wald von Stacheln verglichen; der Herzog sprach, „der Nidauer doch zaget vor keinem Feind;" worauf er schwur, „heut Nidau und nimmer; Leib und „Gut verliere ich, ich will es aber theuer verkaufen." So warnte der Venner Fülistorff, aus Freyburg; als ihm Furcht vorgeworfen wurde, sagte er, „Meiner Stadt Banner will ich aufrecht halten, bis ich selbst falle; „eures Trutzes werdet ihr nicht froh werden."

Erlachs Grundsätze. Erlach, da er viele ungeübte Mannschaft hatte, wollte der feindlichen Kriegsmanier keine schweren Wendungen entgegensetzen (die Miliz verwirret sich in solcher Kunst); er trachtete das Volk möglichst anzufeuern, um seine Stärke unendlich zu vermehren, und alle Künste des Feindes durch herzhaften Anfall irre zu machen. In allen Kriegen, deren Führer er war, pflegte er die Ordnung auf das Genaueste zu beobachten, strafs aufzumarschiren, und nie dem Feind den Rücken zu zeigen. Dieses war seine

Manier, und geziemt der Schweizerischen Gemüthsart, unseres Landes Natur und unsern Kriegen.

Es ist ein großer, allzu verabsäumter Theil der Kriegskunst, ihre wenigen allgemeinen ewigen Grundsätze nicht nur (wie geschieht) auf die verschiedenen Waffen jedes Jahrhunderts einzurichten, sondern (wie vielleicht von den Römern besser geschah) sie nach den Umständen jedes Landes und Volks zu Nationalsystemen zu bilden. Dadurch würden die Könige und Vorsteher derjenigen Völker, welche nicht Preußen, nicht Oestreicher und nicht Franzosen sind, bewogen werden, ihr Kriegsvolk weder in die Preußische, noch in die Oestreichische noch in die Französische Kriegsform und Manier zu zwingen, sondern jedem die ihm eigene zu geben, die natürlichste, und also die wahre.

Anordnung. Erlach, sobald er an den Feind gekommen, ordnete, daß die aus den Waldstetten, von Oberhasli, von Sibenthal und Solothurn, wie sie es begehrten, die Reiterey aufhielten, welche hervorzubrechen oder vorbeyzusprengen und alsdann den Bernern in die Seite oder von der Höhe in den Rücken zu fallen gedachte; gegen das Fußvolk, welches in enger geschlossener Ordnung die Berner aufhalten sollte, stand er selbst. Er wählte zu seiner besondern Absicht eine auserlesene Zahl der muntersten Jünglinge aus den Zünften der Gerber und Fleischer. Diese entflammte er zur größten Tapferkeit indem er ihnen zurief: „Wo sind die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu „Bern geschmückt mit Blumen und Federbüschen die ersten sind an jedem „Tanz? Heute steht bey Euch die Ehre der Stadt. Hier Banner, hier „Erlach!“ Da riefen sie mit lauter Stimme, „Herr, wir wollen bey euch „stehen,“ traten hervor und umgaben das Banner.

Schlacht. Hierauf als das Zeichen geschah, rannten erstlich die Schleuderer hinab auf den Feind; sie thaten jeder drey Würfe, brachen die Reihen, traten zurück. Mit Gerassel fuhren schwere eiserne Heerwagen hinab in die gebrochene Ordnung; wütend stritten von denselben die Krieger, ihre Wagen konnten sie nicht wenden. Indeß hielten die Hintersten als Unerfahrne die Wendung der Schleuderer für den Anfang einer Flucht, und flohen in den Wald; ihre That wurde bemerkt, veranlaßte Bewegung der Gemüther und wurde dem Feldhauptmann gesagt: In diesem Augenblick rief Erlach mit heiterem zuversichtvollem Gesicht in die Schaaren: „Freunde wir siegen, die „Furchtsamen sind von uns;“ sofort, indem auch die Heerwagen wirkten, drang er, der Stadt Bern Banner in seiner Hand, mit jenen Jünglingen, dem Kern seines Heeres, unwiderstehlich mächtig unter das feindliche Fußvolk ein. Da fiel der Schultheiß von Makenberg; da sank der Stadt Freyburg Banner aus Fülistorffs sterbender Hand, er starb einen edlen Tod unter vierzehn Verwandten; viele andere wurden erschlagen, vornehmlich stritt Freyburg. Das Land erlaubte dem Feind keine volle Entwickelung der Schaaren. Alles umständlichere von der Stellung und Leitung dieser merkwürdigen Waffenthat ist unbekannt, wie von den meisten Schlachten,

welche nicht von den Feldherren selbst beschrieben, oder dem Geschichtschreiber erzählt worden sind. Als endlich aller Widerstand vergeblich schien, warf sich plötzlich das ganze Fußvolk, voran die aus Welschland, ob und unter Laupen auf zwey Straßen in unordentlicher Flucht mit Wegwerfung der Waffen. Um Vesperzeit eilten die von Bern den Schweizern und Solothurnern wider die Reiterey zu Hülfe; sie gerieth eben damals in Flucht; sie hatte die Schweizer umgeben wollen, diese nach ihrer Gewohnheit hatten in großer Noth unzertrennlich gehalten, bis durch die Schleuderer die Pferde verwundet, betäubt, und hiedurch der Feind verwirrt wurde. Unter den Vordersten lag Graf Rudolf zu Nidau, nach seinem Wort; unfern von ihm wurde Graf Gerhard gefunden; viele bedauerten Johann von Savoyen (vergeblich erwartete sein alter Vater den einzigen Sohn als Friedensstifter glorwürdig wiederkommen zu sehen; einen langen Wittwenstand bereitete er seiner Gemahlin, Margaretha von Chalons); drey Grafen vom Hause Greyerz lagen auf der Wahlstatt, andere eilf Grafen unter den Todten. Die Niederlage der Gemeinen war, wie gewöhnlich, auf der Flucht am größten. Ein Freyherr von Blumenberg, als er hörte wer und welche Menge umgekommen, sagte zu seinem Knecht, „Gott sey vor, daß Blumen„berg lebe nach dem Tod solcher Männer," sprengte mit verhängtem Zügel unter die aus den Waldstetten, und fand seinen Tod. Es lag die ganze Feldmark von Oberwyl und Wyden mit Waffen, Pferden und Leichnamen bedeckt, mit achtzig gekrönten Helmen, sieben und zwanzig Bannern der Städte und Großen. Peter von Aarberg floh mit allem Troß das Land hinab. Die Amtleute von Aargau und Graf Eberhard, welche zu dem feindlichen Heer zogen, da sie diesen Zufall vernahmen, eilten erschrocken theils in ihre Länder, theils zu Verstärkung der Stadt Freyburg.

Der Abend. Als das Volk vom Nachjagen der Feinde sich auf der Wahlstatt gesammelt, fiel das ganze Heer der Stadt Bern auf die Knie, zum Dank an Gott, weil er Erlachs Einsicht und ihren Muth gesegnet hatte, wie Er pflegt. Erlach lobte ihren Gehorsam; „ich werde nie vergessen" sagte er, „daß ich diesen Sieg dem Vertrauen meiner Mitbürger schuldig bin, und „eurem heldenmüthigen Sinn, strenge handfeste geliebte Freunde und Noth„helfer aus den Waldstetten und von Solothurn; wenn unsere Nachkommen „die Geschichte dieser Schlacht hören, so werden sie die gegenseitige Freund„schaft über alles achten, gleichwie an diesem Tag; in ihren Gefahren und „Kriegen werden sie bedenken, welcher Voraltern Kinder sie sind." Indeß wurden von andern die Verwundeten besorgt; es wurde Geleit ausgerufen für die, welche die Leichname der Ihrigen in die Gruften ihrer Geschlechter führen wollen; die übrigen wurden an dem Ort, wo sie gefallen, in große Gruben gehäuft. Als die in Laupen die freundschaftlichen Banner sahen weinten viele, wie man weint beym Lesen oder Hören großer Thaten, die man mit vollbracht haben möchte.

Der Tag nach dem Sieg. Dieselbe Nacht, wie es Sitte war, blieb das Kriegsvolk auf dem sieghaft behaupteten Schlachtfeld. Früh am folgenden Tag war jeder auf. Voran zog Diebold Baselwind; es folgten die erbeuteten Banner, die Waffen und Rüstungen der erschlagenen Großen; auf allen Angesichtern glänzte Sieg, erworben durch Tugend, welche von unserm Gemüth abhängt, über Macht, welche das Glück zuwirft. Unter diesen Gedanken zogen sie in die Stadt Bern. Erlach, da er den väterlichen Ruhm der Befreyung des gemeinen Wesens erneuert, legte die Vollgewalt nieder. Die von Bern und aus den Waldstetten schwuren Eidgenossenschaft; jene gaben diesen siebenhundert und funfzig Pfund Pfennig und ersetzten ihnen den Abgang und Schaden an Harnisch und Rossen; sie waren, ihrer Heerden unbesorgt, und ohne Verkommniß um einigen Sold, Bern zum Beystand aufgebrochen. Endlich wurde zu Bern verordnet, jährlich diesen Tag mit Fahnen, Kreuz und Heiligthum zu begehen, den Armen aber eine Spende auszutheilen, um, nach der weisen Sitte der Alten, durch das aufgefrischte Andenken an Erlach und an die Streiter dieses Kriegs die Liebe des Vaterlandes zu erneuern und Nacheiferung ihrer Tugend anzuflammen.

2. Beispiel.

Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker.

(Sämmtl. W. Tüb. 1810. Th. 8. S. 121.)

Vorlesung am 30. Januar 1806 in der Academie der Wissenschaften in Berlin.

Der Stempel der Würde unseres Geschlechts, guter Menschen höchstes Gut, und der selten ganz, seltener auf lang erworbene Preis ihres edelsten Strebens, die Freiheit, in allen Verfassungsformen möglich, unmöglich allenthalben, wo Launen der Leidenschaft schrankenlos herrschen, wird hier in dem engern Sinne genommen, der die selbstständige Unabhängigkeit eines gemeinen Wesens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einst im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlauben nicht, hinaufzusteigen, wo aus der Vorwelt friedsamen Hütten über die Frechheit der Riesen, über den gewaltigen Jäger, die erste Klage kaum noch verständlich zu vernehmen ist? Wie könnten wir den Lauf so vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenschaft, Verstand und Kraft mit schwacher Unschuld oder träger Vernachläßigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geschlechtern Stämme, aus diesen Völker werden läßt, durch Herrschsucht unterbrochen, mehr und mehr dem Kunstwerk großer Staaten wich, beschränken wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, so weit sie damals bekannt war, mit Einschluß einiger barbarischen Völker, nach zwölfhundertjähriger Ermüdung

ihre unhaltbare Freiheit endlich der Willkühr eines einigen Herrschers zu übergeben sich genöthiget sah.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unserer späten Reife als unübertreffliche Muster mit Recht verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freien Völker. Nichts desto weniger, welche Welt! Von der scotischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirtesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendeste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Colchis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt über die Türken erobert würden, sondern in vollkommenstem Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Ueberbleibseln der frühern großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwicklung. Diese Welt gehorchte Augustus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen, und alle großen Talente mit Litteratur und Verwaltungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren, und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Friede so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Muße noch Lust habe; indeß begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimüthig schrieb, auf daß niemand glaube, er scheue sie, und sie haben sich geändert. So das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern, war seine fünfzigjährige Arbeit.

Wie aber daß in vorigen Zeiten, wo ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Brutus die Provinzen aussog, und wie, daß nachmals, bei der Tollheit, Härte und Herabwürdigung der nachfolgenden Cäsarn, beim Wanken des Throns, bei geoffenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbefreiung unternommen ward? Ein Heer, bei weitem nicht zweimal so groß wie das Preußische, vermochte, unter den widrigsten Umständen die Römerwelt in Gehorsam zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkührlichen Beherrschung den Unruhen der Freiheit vorzuziehen gewesen seyn?

Aber, die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampf zwischen vielen Partheien und Staaten entwickelt: Volksmenge, Reichthum, Litteratur, Künste, waren nie glänzender als während dem Wetteifer der Nationen; man würde der Geschichte

nicht glauben, was manche Länder w a r e n, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibsel. Als alles Vorzügliche zusammengedrängt wurde in Eine Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor Einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Verödung unzähliger berühmten Städte, das Hinsterben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verflossen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponnesus weniger Menschen als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre noch, da verfielen die unter August aufgeblüheten Städte, lang vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab, und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Diktator einen zehnjährigen Krieg, und vielleicht das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25000 Franken erobert und behauptet wurde. Ist d a s das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freie Stand selbstständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdiente?

H i n g e g e b e n freilich war er, und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl bessern Seyns. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, w e i l i h r G e i s t e r l o s c h e n w a r.

Kein gemeines Wesen vermag zu bestehen ohne T u g e n d. Und was für eine Tugend? Ich meyne das lebendige thätige Gefühl, daß jeder nicht für sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den vorbeifliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl auch der Zukunft lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverläugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Glück des Lebens, Freundschaft und Liebe, Bewußtseyn, Unbefangenheit. Aber als durch die asiatischen Kriege die Kenntniß vieler unbekannten Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathonischen Helden, wichen die spartanischen Sitten, der Habsucht. Von dem an trennte sich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterland zu dienen, wurde sein Interesse den unersättlichen Begierden dienstbar gemacht, und seine Macht aus Eigennutz das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verderbniß kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freiheit für alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lang verborgen, daß, was jeder und was jede Stadt einbüßte, für alle verlohren war. Hierauf war die macedonische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Volksverführung nichtswürdigere Hofcabalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem stolzen raubsüchtigen Militär dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der morsche Bau durfte an=

gerührt werden, und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Asien hat er sobald genommen als gesehen. Hin war, erloschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle liberale Umfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, von dem Vaterland, von dem unsterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuß zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Witz, hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannschaft; so daß Zusammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein, zu spät faßte der große Mithridat einen solchen Gedanken. Daher von vielen, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich gestritten wurde, und alle nach einander vereinzelt fielen.

Alle Selbstständigkeit, alle Größe der Menschen beruhet auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß was er will, und immer und nachdrucksamst es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbstständigkeit: nicht als hätten Proconsuln, nicht als hätte der Schlaf unter demselben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen besser gefallen als ihr vormaliger Zustand: aber sie waren durch Täuschung leichter einzuschläfern, weil sie die Erfahrung noch nicht vor sich hatten, durch welche ihr erbärmliches Elend und ihr unwürdiger Untergang nach so vielen Jahrhunderten spätere Völker drohend warnt. Also, abgespannt und verweichlicht, ergaben sie sich.

Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Litteraturwesen, fehlten der alten Welt. In Gebräuchen war der Gottesdienst, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemeinsten Theil der Menschen immer doch etwas aus dem Rohen herausarbeiten.

Bei des Christenthums dazumal anbrechendem Licht erschien die Welt nach und nach in dreifacher Ansicht; nicht als hätte das Licht sich geändert, aber nach der Gestaltung des Körpers auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verdorbenheit ihrem Untergang entgegenreifende Unordnung: nachmals, unter den Barbaren, wie eine, strenger Zucht bedürftige Bildungsanstalt; endlich, in der neuern Zeit, wie eine Haushaltung von Menschen, die, dem Zuchtmeister entwachsen, je nachdem sie das Erlernte benutzen oder vergessen, der Freiheit froh sind oder in Dienstbarkeit stürzen. Dazumal war Hoffnungslosigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; diese ist der Tod der Seele.

Gelehrte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspuncte der Schriftsteller zu dem Publicum bei uns in das

Unendliche vermehrt haben. Es fehlte diese Offenkündigkeit, diese tägliche Mittheilung, durch die Eine erleuchtende Ansicht, Ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedrückten Mannes von Genie, jetzt blitzschnell durch Europa läuft, und, wenn die Stunde gekommen ist, wie mit einem electrischen Schlag einsmals Unzählige zu rühren vermag.

Der Werth des Daseyns und richtigen Tons der öffentlichen Meinung ist wohl nirgend einleuchtender als in demjenigen Lande, wo der größte König aller Zeiten, dessen Gedächtniß wir feiern, das zuversichtliche Selbstgefühl und von der Tugend seiner Nachfolger die schönbekrönte Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Art begünstigt hat; wodurch die Freiheit bei uns reeller als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staats von dem zufälligen Spiel der Umstände in der Maaße unabhängiger geworden, als der feste Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unberechnetes Gewicht in die politische Wagschale legen kann.

In der That, die öffentliche Meinung ist die Weltregentin, das Gesetz auch derjenigen, die sonst keines erkennen. Als aber mit dem ältern Plinius die weltumfassende Gelehrtheit und römischer Seelen herkömmlicher Ernst und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verflogen, wurde von den meisten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen gesetzt. Furchtsame und feile Seelen wollen wir der verdienten Vergessenheit nicht entziehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigenthümliche Verstand dialektischen Spitzfindigkeiten und den Träumereien der Theurgie. Nicht mehr belebte sie jene aus eigenem Gefühl ergossene, unwiderstehlich mit fortreissende Flamme; es glänzte in übertriebenen Lobreden erkünstelter Witz, und von den Kenntnissen der Vorwelt ein geistloser Apparat; nachgeahmt, excerpirt wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Alterthum, Eigenthümlichkeit hatte nur der samosatische Spötter, welcher mit seinen Zeitgenossen, ihren Weisen und Göttern seinen Muthwillen trieb.

So fehlte dem entnervten Körper die herstellende Nahrung. Der Mensch in seiner Trägheit beklagt das unabwendbare Schicksal; der große Mann weiß ihm in die Räder zu greifen. Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, staunt Roms Ueberlegenheit an; aber der Mensch ist was er will, wozu er sich macht.

Glücklich jede spätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die ächte Gedächtnißfeier eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen was er geliebt.

---

2. Johann Wilhelm von Archenholtz. 1745—1812.

Johann Wilhelm von Archenholtz wurde in Langenfurth, einer Vorstadt von Danzig, am 3. September 1745 geboren. Es wurde ihm nur eine mangelhafte Erziehung zu Theil bis er in das Cadettenhaus in Berlin aufgenommen wurde. Hier blieb er bis zum Jahre 1758. Er machte nun im Regiment Renzel die Feldzüge bis 1762 mit, Friedrich der Große wurde aber, obgleich er ihn 1760 zum Offizier befördert hatte, gegen ihn als einen leidenschaftlichen Spieler eingenommen, entzog ihm seine Achtung, die er ihm auch späterhin nicht wieder schenkte, und entließ ihn nach Endigung des Krieges aus seinen Diensten als Hauptmann, wie es hieß seiner Blessuren wegen. — Archenholtz, welcher dagegen immer mit enthusiastischer Liebe und Verehrung an dem großen Könige hing und seit dieser Zeit keine Karte mehr angerührt haben soll, folgte jetzt seinem Durste nach Kenntnissen und seiner großen Begierde zu reisen und sah in einer Zeit von 16 Jahren alle Provinzen Deutschlands, die Schweiz, England, Holland, die österreichischen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen und war mehrmals in jedem dieser Länder, in England aber den größten Theil von 1769 bis 1779 und in Italien 1775, 1779 und 1780. Hier brach er bei einem Fall vom Pferde das Bein, wurde schlecht geheilt und blieb hinkend. Dieser Unfall soll ihn nach dem Urtheile einiger Freunde Italiens, zu der Ungerechtigkeit veranlaßt haben, mit welcher er Italien beschrieben hat. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er eine Zeit lang in Dresden, wo er sein berühmtestes Werk „die Geschichte des siebenjährigen Krieges 1788" schrieb. Von Dresden, wo er sich verheirathet hatte, ging er 1790 nach Berlin, schrieb an seinen „brittischen Annalen" und fing sein politisches Journal: „Minerva" zuerst in Verbindung mit dem Buchhändler Unger an, welcher sich aber bald zurückzog. Archenholtz ging 1791 nach Paris, wo ihm mancherlei Speculationen gelangen, ließ sich dann in Hamburg mit den Seinigen nieder und kaufte sich im Holsteinschen an. Im Jahre 1810 machte er mit seiner Familie eine Reise nach Berlin, kehrte nach sechsmonatlichem Aufenthalte auf sein Gut Oyndorf in der Nähe von Hamburg zurück und starb dort am 28. Febr. 1812 an Lungenentzündung und Schlagfluss.

Archenholtz gehört als Geschichtschreiber und Reisebeschreiber zu den beliebtesten Schriftstellern unsers Volks, welcher bei Hohen und Niedern Leser gefunden hat. Sein Stil ist prunklos, aber gefällig und klar, seine Darstellung lebendig und Theilnahme erweckend, seine Sprache einfach und rein.

Seine Werke sind: 1. England und Italien. 2 Bde. in 3 Theilen. Lpz. 1785. 8. (zw. Aufl. gänzlich umgearbeitet. 5 Thle. Lpz. 1787. 8.) 2. Annalen der brittischen Geschichte. (Als Fortsetzung des vorigen

Werks.) Für die Jahre 1788—1799 in 20 Bänden (der letzte ist ein Personen- und Sachenregister von Ersch.) Mit Bildnissen berühmter Britten. Mannheim 1789—90. (3 Bde.) Hamb. 1791. (Bd. 4 u. 5.) Mannh. 1792. (Bd. 6.) Hamb. 1793—1795. (Bd. 7—11.) Tübingen 1795—1800. (Bd. 12—20.) 3. Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschl. v. Jahr 1756 bis 1763. Zuerst im hist. Kalender (Taschenbuch) f. d. Jahr 1789. Berlin 1788. 12. Mit Friedrich II. Bildn. u. 12 Monatskupfern. (Dies Werk wurde v. Reichart ins Latein. übers.) — 4. Die Engländer in Indien nach Orme. 3 Bde. Lpz. 1786. 1788. (Eine genaue Uebers. mit einer Einl. zur nähern Kenntniß v. Indien.) — 5. Kleine hist. Schriften. 2 Bde. Berlin 1791. 1803. 8. (Bd. I. Gemählde d. preuß. Armee vor u. in dem siebenjährigen Kriege. — Histor. Bemerk. über die große sittliche Revolution im Anfange d. 16. Jahrh. — Geschichte d. Verschwörung d. Fiesco. 1547. — Geschichte des Papstes Sixtus V. — Bd. 2. Gesch. d. Flibustier, (berühmter Seeräuber im 17. Jahrh.) 5. Geschichte Gustavs Wasa, Königs v. Schweden, nebst einer Schilderung d. Zustandes v. Schweden von den ältesten Zeiten bis Ende des 15. Jahrh. 2 Bde. Tüb. 1801. — 6. Miscellen zur Geschichte des Tages. 2 Bde. Hamb. 1795. — 7. Literatur u. Völkerkunde. Ein periodisches Werk. Dessau u. Lpz. 1782—1786. Neue Literatur u. Völkerkunde. Lpz. 1787—1791. Neun Jahrgänge zu 12 Stücken. gr. 8. — 8. Minerva, ein Journal hist. u. polit. Inhalts. 4 Jahrg. Berlin u. Hamb. 1792—95. Forts. 1796—1811. Nachher von Bran fortgesetzt und ist noch immer ein gelesenes Blatt. — 9. Im histor. Kalender für Damen auf das Jahr 1790. Lpz. 1789. gab Archenholtz die Geschichte d. Königinn Elisabeth v. England.

---

1. Beispiel.

Die Schlacht bei Leuthen. 1757.

(Geschichte des siebenjährigen Krieges. Frankf. u. Lpz. 1793. Bd. I. S. 124.)

Es waren von den Eroberern[1]) schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes gemacht worden. Gefangene Preußische Soldaten, die gebohrne Schlesier waren, hatte man frey nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamten hatten schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die nach dem Ausdruck der Oesterreicher so genannte Berliner Wachtparade sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

1) Nehmlich Schlesiens, den Oestreichern, welche durch die Schlacht bei Breslau am 22. Nov. 1757 und die Eroberung Breslaus Herren des Landes waren.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die schleunige Nothwendigkeit in die Winter-Quartiere zu gehn. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Roßbach, hätte sich bey dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzugs begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen, und Sachsen zu decken. Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schlesien befreyen. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marschirt, und hatte hier die geflohene Bevernsche Armee auf dem Marsch an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bey Breslau verschanzt hatte. Entschlossen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchsten Gebirge gelagert seyn sollte, rief der König nun die Generale und Stabs-Offiziere zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen mußten, und an den Ruhm des Preußischen Namens; dabey äusserte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Diensteifer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den Feind jetzt angreifen, und ihm seine erhaltene Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese feyerliche Rede flammte er den Geist seiner Krieger bis zum Enthusiasmus an: einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Generale antworteten im Namen des heroischen Haufens, und versprachen dem König mit kurzen aber viel bedeutenden Worten, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch die ganze Preußische Armee; und da man nun überdem hörte, daß die Oesterreicher ihre höchst vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oesterreichischen Feldherren in einem großen Kriegsrath beschlossen. Daun und Serbelloni hielten ein behutsames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt nöthiger als jemals. Die Sicherheit, die ein überaus festes Lager an der Seite einer reichlich versehenen Festung gegen eine sehr geschwächte darbende Armee gewährte, stand mit dem ungewissen Ausgang einer Schlacht im freyen Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigstens diesen Winter zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Generale aber überstimmte diese Klugheit. Sie sagten: „Es ist unter der Würde unserer siegreichen Waffen, „stehn zu bleiben." Zu ihnen gesellten sich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorstellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmal zu endigen. Diese Meinung, die besonders Luchesi, einer der vornehmsten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und so groß war

die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrnen Feldherren, daß man die Feldbäckerey nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, sondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und sie also dem König im eigentlichsten Verstande entgegen schickte. Friedrich, der schon bey Parchwitz das kleine Corps des Kaiserlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerstreut hatte, war bey seiner Ankunft in Neumark über diese Avant-Garde von Bäckerey erstaunt. Um keine Zeit zu verlieren mußten die vorherziehenden Dragoner und Husaren absitzen, und die Stadt bestürmen, deren man sich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte, und nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bey dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte unsers Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bey beiden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preussen waren 33,000, die Oesterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr colossalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre tactischen Künste, und auf ihren grossen Anführer. Bey der einen Armee, durch die Magazine in Breslau, und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bey der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher, die jetzt zum erstenmal das freye Feld zu einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschaffte, und vermittelst welcher Epaminondas die bis dahin fast unbezwingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Theil der gegenseitigen Truppen in Unthätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunkt des Angriffs zu bringen als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während daß seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, ein besondres Manövre zu machen, welches man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die

Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die nur auf großen Flächen geschehen kann, der Macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschirte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldaten-Körper nimmt verhältnißweise nur einen sehr geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Uniformen und Fahnen einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser lebendige Knaul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit die einem reißenden Strome ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den Preußischen Evolutionen unbekannten Kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun zum Prinzen von Lothringen sagte: „sie marschiren „fort; wir wollen sie abziehn lassen.“ Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräthe, ihre Brodsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Tornister hinter die Fronte und legten sie in Haufen zusammen, um sich nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreyen. Die Täuschung aber verschwand bald, und man sahe mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedroheten. Luchesi, der auf dem rechten Flügel die Kaiserliche Cavallerie commandirte, uneingedenk seiner Prahlereyen im Kriegsrath, verlohr den Muth; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geschehen würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit ertheilen, und erst nachdem Luchesi sich von aller Verantwortung bey einem unglücklichen Ausgang der Schlacht lossagte, wurde ihm ein großer Theil Cavallerie vom linken Flügel in vollem Trabe zu Hülfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reserve-Corps dahin. Nadasti, der erfahrenste Feldherr des Heers, der den linken Flügel commandirte, war bald überzeugt, daß sein Flügel daß Ziel des Preußischen Angriffs war, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militairische Fechterkünste wären. Mehr als zehn hinter einander abgeschickte Offiziere mußten dem Prinzen Carl die augenscheinliche Gefahr melden. Carl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwey seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Luchesi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadasti wurde erst gehört, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswuth, daß

alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmal formiren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde auseinander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Die Kaiserlichen Cuirassiere stellten sich in Schlachtordnung, allein eine Preußische Haupt-Batterie brachte sie bald auseinander, da denn die Preußische Cavallerie auf sie fiel, und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele tausend von den Kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorf Leuthen, das mit vielen Kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hiezu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten, und alle Winkel des Orts anfüllten, und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich aber auch die Unordnung bey der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen noch einmal unter Begünstigung des Terrains Stand zu halten; allein die Preußische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und die Preußische Cavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmal zwei ganze Infanterie-Regimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Canonen gefangen. Die Oesterreichische Infanterie machte noch einen letzten Versuch, sich auf einer Anhöhe zu formiren; allein der Preußische General Wedel griff sie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht, und die guten Anstalten des Nadasti, der den Rückzug des linken Flügels deckte, und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heers vom gänzlichen Untergange. Bey Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeyenden Maschinen auf unzugangbaren Höhen gestellt, die großentheils das Schiksal des Tages bestimmten; bey Leuthen aber entschied Taktik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Officiere waren, und eroberte 134 Canonen nebst 59 Fahnen. Von den Oesterreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Deserteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preußische Verlust war 2660 Todte und Verwundete.

Zu der Geschichte dieses Tages gehören einige Züge, die die Stimmung der Preußen bezeichnen, und dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeist der Griechen und Römer nichts nachgeben. Der Bayersche General, Graf Kreit, damals Volontär bey der Kaiserlichen Armee, stieß auf einen Preußischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen waren, der auf der Erde lag, und so in seinem Blute schwimmend ganz gelassen Tabak rauchte. Der erstaunte General rief ihm zu: „Kriegscamerad! wie ist es

„möglich, daß ihr in eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen „könnt? Der Tod ist euch ja nahe.“ Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde, und erwiederte kaltblütig: „Was ist daran gelegen! sterb „ich doch für meinen König!“ Einem andern Preußischen Grenadier wurde beym Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und so schleppt er sich zu einem Standplatz, wo die Colonnen vorbey mußten, von wo er mit lauter Stimme den Soldaten zurief: „Brüder! fechtet wie brave Preußen! Siegt, „oder sterbt für euren König!“

Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geschlagenen Armee stark besetzt, jetzt seinem Schikſal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; allein dieser überspannte Muth verlohr sich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch diese Stadt über, da die Preußen schon alle Anstalten zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzungen von dreyzehn Generalen, 700 Offiziers, und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurde ein ansehnliches Magazin, und außer der zur Festung gehörigen Preußischen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte Oesterreichische Canonen und Mörser, ferner eine Menge Proviant-Wagen, 1024 Proviant-Pferde, und eine Kriegscasse von 144,000 Gulden erbeutet. Die Generale Ziethen und Fouquet, die die Feinde bis in Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Oesterreicher in dem so kurzen Zeitraum von zwey Wochen an 60,000 Mann verlohren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Corps Flüchtlinge darstellten, die ohne Canonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erstarrt, über die Böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Der König erfuhr bald den Witz der Oesterreicher über die Ankunft der Berliner Wachtparade. Er lächelte und sagte: „Ich verzeihe ihnen sehr „gerne die kleine Sottise, die sie gesagt, wegen der großen, die sie gemacht „haben.“ Er war selbst über die Größe seines Sieges verwundert, und fragte den Kaiserlichen General Beck, den er sehr schätzte, und der bald nachher gefangen wurde, wie es zugegangen sey, daß die Oesterreicher so total geschlagen worden wären? Beck erwiederte: „Sire, es war unsre „Sündenschuld, weil wir es uns einkommen ließen, Ew. Majestät in Ihrem „eignen Lande die Winter-Quartiere zu verweigern.“ Als aber der König im Ernst die rechte Ursache wissen wollte, so sagte der General; „man habe „den Hauptangriff auf den rechten Flügel erwartet, und darnach die An„stalten getroffen.“ „Wie war das möglich? erwiederte der König; eine „Patrolle gegen meinen linken Flügel würde Ihnen sehr bald meine Ab„sichten entdeckt haben.“ Auch waren diese Nadasti nicht verborgen geblieben,

der von allen Kaiserlichen Generalen sich allein an diesem Tage als ein erfahrner Feldherr zeigte, und den Rest des Heeres rettete, allein durch die niedrige Eifersucht des Prinzen Carl vom Hofe mit so großem Undank belohnt wurde, daß man nicht einmal seinen, selbst den Feinden ehrwürdigen Namen im Hofbericht von dieser Schlacht erwähnte. Dagegen wollte man, wo möglich, die Ehre des Prinzen in den Augen der Welt retten. Man zeichnete falsche Schlachtplane, legte sie der Kaiserin vor, und verbreitete sie unters Volk. Hiezu kamen die dreisten vom Hofpöbel bekräftigten Behauptungen, daß der Prinz dem König nach der Schlacht zweymal ein neues Treffen angeboten, der letztere es aber nicht hätte annehmen wollen. Der Kaiser holte seinen Bruder selbst ein, als er sich Wien näherte; dabey wurde in der ganzen Stadt bekannt gemacht, daß sich niemand bey harter Ahndung unterstehn sollte, von dem Prinzen unanständig zu reden. Ungeachtet dieses Verbots aber wurden witzige und unwitzige Kupferstiche, Gemählde und Satyren auf diesen Heerführer an den Stadtthoren, an der Stephans-Kirche, ja selbst an der Kaiserlichen Burg angeschlagen. Diese Stimme des Volks drang jedoch nicht bis zu der nachsichtsvollen ganz falsch berichteten Theresia, die das Heil ihres Staats, die Ober-Befehlshaber-Würde aller Heere, selbst wider den Willen ihres Gemahls von neuem diesem Prinzen anvertrauen wollte. Er selbst aber, dem der Haß und die Verachtung des Volks nicht unbekannt blieben, war gerechter gegen sich, als seine Monarchin, und reißte nach Brüssel. Eben so gerecht aber war auch Nadasti gegen sich; er, dieser erfahrne Feldherr, den Theresia jetzt am wenigsten entbehren konnte, verließ auf immer das Kriegsheer, das ihn liebte, und den Hof, der ihn haßte, und begab sich nach Ungarn.

2. Beispiel.

Plünderung der Stadt Gibraltar in Südamerika durch die Flibustier[1]) unter ihrem Häuptling l'Olonois.

(Geschichte der Flibustier, in den histor. Schriften. Th. II. S. 146.)

Diese Stadt, die einen starken Tobakshandel trieb, und in deren Gegend der beste Cacao in America wächst, lag in einer fruchtbaren, von Flüssen durchschnittenen, und mit Acajou-Bäumen bedeckten Ebene, am Ufer eines schönen stehenden Sees; sie hatte an der einen Seite eine große Bergkette,

---

1) Die Bucanier oder Flibüstier bildeten im 17ten Jahrhundert eine seeräuberische Republik in Westindien etwa seit 1660. — Bucanier waren eigentlich Stierjäger an der Nordküste St. Domingo's und auf der kleinen Insel Tortuga. Sie hatten ihren Namen von Bucan, ein Ort, wo sie ihre kleinen angebauten Felder und Baracken hatten, wo sie das Fleisch der von ihnen erlegten Thiere einsalzten

die man die Berge von Gibraltar nannte. Jenseit dieser hohen mit Schnee bedeckten Gebirge, lagen mehrere Städte, worunter sich auch die große, nachbarliche Stadt Merida befand. Hieher begaben sich gewöhnlich alle wohlhabende Einwohner von Gibraltar, während der Regenzeit, indem dann ihre Stadt, trotz der sie umringenden Fruchtbarkeit, eine ungesunde Luft hatte, so daß nur allein die Arbeitsleute und die ärmste Volksklasse zurückblieben. Diese Flüchtlinge machten daher jetzt um so größere Ansprüche auf den Schutz ihrer Gastfreunde, der Meridaner, weshalb sie auch den Gouverneur des Orts bereits um Hülfe angelegen hatten. Dieser Gouverneur, ein alter Krieger, kam in Person mit vier hundert wohlbewaffneten Leuten, und vereinigte mit ihnen vier hundert Einwohner von Gibraltar, so daß man jetzt hier zur Vertheidigung der Stadt acht hundert Streiter hatte. Es wurden nun von ihnen an der Seeseite in der größten Geschwindigkeit Batterien angelegt, ein Hohlweg, der von der Landseite zur Stadt führte, verrammelt, und dagegen ein anderer in den Wald führender tiefsumpfiger Weg eröffnet; dabey war die königliche Flagge aufgepflanzt. So erwartete man die Flibustier, die von allen diesen Vorkehrungen nichts ahneten, und sich mit ihren Gefangenen und ihrer ganzen Beute auf dem See nach Gibraltar eingeschifft hatten.

Die Flotte brachte auf ihrer Fahrt drey Tage zu; sie näherte sich jedoch dem Ziel, und schon sahen die Flibustier die Stadt und die zahlreichen schönen Landhäuser vor sich liegen. Beym Anblick der großen Vertheidigungsanstalten, der gemachten Verhacke, der unter Wasser gesetzten Felder, der Hohlwege, der Batterien und der vielen Palisaden, verläugneten diese Freybeuter auf einige Augenblicke ganz ihren Charakter; sie zeigten, wie durch ein panisches Schrecken ergriffen, auf einmal eine ihnen ganz ungewohnte Muthlosigkeit, die L'Olonois nicht Wurzel fassen lassen wollte. Er berief sofort einen Kriegsrath, und stellte seinen Gefährten unverholen ihre üble Lage vor: „Wir können, sagte er, nicht läugnen, die Schwierig-

oder räucherten und die Felle ausspannten. Sie waren französischen Ursprungs und nicht so grausam als die Flibustier. Die Flibustier waren eine verworrene, bloß durch Raubgier zusammengehaltene Masse von Franzosen, Engländern, Holländern, Portugiesen und andern europäischen Nationen und trieben Seeraub zunächst von der französisch-westindischen Insel St. Christoph, wo sie der Gouverneur schützte und von Tortuga und St. Domingo aus. Gemeinsamer Haß gegen die Spanier verband sie und da die Zahl der Flibustier die größere und ihre räuberischen Thaten berühmter waren, so überwiegt ihr Name; doch nennen sie sich am liebsten Küstenbrüder. — Der Name Flibustier soll aus Free Booter (Freybeuter) entstanden sein. Die eigentlichen Seeräuberei treibenden Flibustier waren die rohsten und grausamsten. Frauen hatten sie nur auf dem Lande, wer ein Weib oder einen Knaben auf ein Schiff brachte war des Todes schuldig. Jetzt hatten die Flibustier Maracaibo genommen und gingen von da aus auf Gibraltar los.

„keiten bey unsrer Unternehmung sind sehr groß; denn die Spanier haben „Zeit gehabt, sich in Vertheidigungsstand zu setzen; sie haben auch einen „großen Haufen Soldaten, viele Canonen und gewiß reichlich Munition; „dennoch Cameraden! verliert den Muth nicht; wir müssen uns entweder „wie brave Männer vertheidigen, oder unser Leben, und mit demselben alle „unsre durch Blut und Gefahren erworbenen Reichthümer verlieren. Es ist „eine große Beute, die auf uns harret. Seht auf mich, euren Anführer! „Folgt meinem Beyspiel! Es waren Zeiten, wo wir in weit geringerer An„zahl viel mehr Feinde besiegt haben, als möglicher Weise hier in dieser „Stadt auftreten können. Je mehr aber ihrer auch sind, je größer wird „unser Ruhm, und je reicher unsre Beute seyn." Diese kurze Rede eines Mannes, der seine Leute wohl kannte, und die wahren Saiten ihrer Leidenschaften zu berühren wußte, that eine große entscheidende Wirkung; alle versprachen ihm bis in den Tod zu folgen. Die Flibustier überhaupt, ihrem Charakter gemäß, fürchteten weniger für ihr Leben, als ihren Raub und ihre großen Hoffnungen zu verlieren; denn sie waren der Meinung, die Reichthümer von Maracaibo, Gibraltar und aus allen umliegenden Gegenden hier vereinigt anzutreffen. Sie gelobten daher dem Tode Trotz zu bieten. L'Olonois beantwortete ihre Zusagen mit folgender Aeußerung: „Nun wohl dann! Allein merkt euch etwas. Den ersten, der von jetzt an „die geringste Furcht zeigt, schieße ich selbst nieder."

Noch vor Anbruch des Tages wurden drey hundert und achtzig Mann ausgeschifft, bloß mit kurzen Schwertern und Pistolen bewaffnet; dabey hatte jeder Pulver und Bley zu dreyßig Patronen. Sie schüttelten alle einander die Hände, als ein Zeichen guten Muths, und nun traten sie ihren Marsch an, geführt von einem ihnen ergebenen Wegweiser, der jedoch von den neuen Anstalten des Gouverneurs nichts wußte, und sie daher an den verrammelten Hohlweg brachte. Hier war es unmöglich durchzukommen. Sie gingen nun auf den andern sumpfigen Waldweg zu, wo sie bis an die Knie einsanken und ganz zu versinken besorgten; sie halfen sich aber, schnitten belaubte Zweige von den Bäumen, und machten sich dadurch einen Weg unter einem schrecklichen Canonenfeuer von einer absichtlich in der Schußrichtung angelegten Batterie, die den ganzen Weg bestrich. Nicht wenige der Flibustier fielen, um nie wieder aufzustehn, ermahnten noch sterbend ihre Cameraden vorwärts zu gehn, und verkündigten ihnen einen gewissen Sieg. Endlich erreichten die Räuber den Wald, wo der Boden fest war. Nun glaubten sie mit minderer Schwierigkeit vorrücken zu können. Hier aber zeigte sich ihnen eine andre Batterie von zwanzig Canonen, die, mit Kartätschen geladen, ein so gräßliches Feuer machte, daß die Anrückenden haufenweise zu Boden gestreckt wurden; auch wichen sie jetzt zurück, und kamen abermals auf den sumpfigen Weg, den sie vorher verlassen hatten wo die erste Batterie jetzt den Feuerfaden wieder aufnahm.

L'Olonois hatte nicht an dieser muthlosen Zurückweichung Theil genommen, und war indeß mit einem Haufen der Seinigen bis an den Fuß des Forts vorgedrungen; es war ihnen jedoch bey der größten Anstrengung, ohne Leitern und Geräthschaften, unmöglich die Bastionen zu erklimmen; sie waren folglich ausgesetzt, hier nach und nach Mann für Mann umzukommen.

Der Anführer, über den alle Schrecken des Todes nichts vermochten, verlor auch hier die Geistesgegenwart nicht, und sann auf eine Kriegslist. Er nahm auf einmal mit allen seinen Leuten auf eine versteckte Art die Flucht. Die Spanier, die auf diesem Punct ihre ganze Macht beysammen hatten, glaubten die Flibustier nun mit einem Schlag ganz vertilgen zu müssen; sie verließen daher eiligst ihr Fort, um sie zu verfolgen. Nun aber änderte sich alles, da diese furchtbaren Feinde, jetzt, indem die Batterien schwiegen und ihre Verfolger mit dem Schwert erreicht werden konnten, sich auf einmal umwandten, und sie wie Rasende anfielen: denn den Tod der gefallenen Flibustier zu rächen, wurden alle die mit dem Schwert zu erreichenden Spanier niedergehauen und der Rest in die Wälder gejagt, während die jetzt unaufhaltsam vordringenden Freybeuter von dem Hauptfort Besitz nahmen. Die Spanischen Soldaten in dem andern Fort ergaben sich nun ohne Widerstand, unter der Bedingung, daß ihnen ihr Leben geschenkt würde. Ueber fünf hundert Spanier waren an diesem Tage umgekommen, ohne die Verwundeten in der Stadt zu rechnen und die in den Wald Geflüchteten, die dort an ihren Wunden starben; dabey hatten fast alle Spanischen Offiziere in diesen schrecklichen Gefechten ihr Leben eingebüßt, unter denen sich auch der Gouverneur Merteda, ein alter, in den Flandrischen Feldzügen sehr versuchter Officier, befand. Weder L'Olonois noch Basco waren verwundet worden, dagegen aber hatten sie viele ihrer kühnsten Cameraden verloren. Ueberhaupt waren von den Flibustiern vierzig umgekommen und acht und siebenzig verwundet worden, die aber, wegen ihrer schweren Canonenwunden und des Mangels an Heilmittel, größten Theils auch starben.

Jetzt konnten die Ueberlebenden hier ganz ungestört hausen. Sie hatten hundert und funfzig Gefangene, die sie nebst vielen Weibern und Kindern in die größte Kirche einsperrten; dabey hatten sie an fünf hundert Sclaven. Die Leichname der erschlagenen Spanier waren ihnen nicht lange im Wege; sie wurden in zwey große unbrauchbare Fahrzeuge geladen, nach der See geführt, und dort nebst den Fahrzeugen versenkt.

Nun wurde die Stadt methodisch geplündert. Alles was nur irgend von Werth war, oder fortgebracht werden konnte, wurde zusammen gehäuft. Die Flibustier nahmen sich dazu vier ganzer Wochen Zeit, während der größte Theil der Gefangenen Hungers starb; da die grausamen Sieger, ohne alle Rücksicht auf diese Unglücklichen, mit den noch übrigen Lebensmitteln ihre Schiffe anfüllten. Bloß etwas weniges Eselsfleisch wurde ihnen gegeben.

Die Frauenspersonen, die, freywillig oder gezwungen, den Lüsten der Räuber dienen mußten, wurden besser gehalten; daher der Hunger sie fast alle zur Willfährigkeit geneigt machte. Die Gefangenen wurden überdieß noch beständig gefoltert, ihr und ihrer Mitbürger verborgenes Eigenthum zu entdecken, wobey weder auf ihre Armuth, noch auf ihre Unkunde der Gegenstände geachtet wurde, und viele unter den grausamsten Martern ihren Geist aufgaben.

Der mit keinen Vortheilen, mit keiner Beute sich begnügende, und immer nach neuen Gefahren dürstende L'Olonois, wollte nun noch vierzig Französische Meilen tiefer ins Land, bis zur Stadt Merida vordringen; allein seine Leute wollten von diesem Vorschlag nichts hören, daher er ihn aufgab. Selbst ein längerer Aufenthalt in diesem americanischen Gibraltar war bedenklich, denn nach der Abfahrt jener mit Leichnamen beladenen Fahrzeuge, hatte man die neuen Todten, deren Zahl durch die hinsterbenden Verwundeten von beyden Theilen täglich wuchs, nicht geachtet; von diesen hatte man nur einige wenige, und auch diese eigentlich nicht begraben, sondern bloß verscharrt, die andern alle aber den Vögeln und Insecten unverscharrt zum Raube überlassen.

Diese grausame Sorglosigkeit in einem so warmen Clima verpestete die Luft auf eine sehr fühlbare Weise; es riß unter den rohen Siegern eine Seuche ein. Mehrere wurden davon ergriffen und starben plötzlich; bei andern brachen die geheilten Wunden wieder auf, und alle merkten, daß es hohe Zeit zum Abzuge sey, wozu sie sich endlich auch rüsteten. Erst aber schickten sie vier Gefangene in den Wald, um von den geflüchteten Spaniern noch eine Ranzion von zehntausend spanischen Thalern zu fordern, wenn ihre Stadt, wie die Freybeuter drohten, nicht in Asche verwandelt werden sollte. Hiezu wurde ihnen jedoch nur zwey Tage Zeit gegeben. Die Frist ging zu Ende, und noch war kein Geld da. Nun steckten die Flibustier die Stadt in Brand, auf die dringenden Vorstellungen der gefangenen Spanier aber, daß die Ranzion gewiß bezahlt werden würde, hielten sie mit dem Brande ein, und halfen sogar wieder löschen; dennoch aber wurde, da das Feuer sechs Stunden lang gewüthet hatte, ein großer Theil der Stadt nebst der Hauptkirche von den Flammen verzehrt. Das Geld zur Lösung des Orts kam endlich an, und auch noch eine außerordentliche Ranzion für die Gefangenen, deren jeder seinen Preis hatte; und nun verließen die Räuber Gibraltar, gingen zu Schiffe mit aller ihrer Beute, und nahmen auch alle Sclaven mit, die nicht noch besonders losgekauft wurden. Sie fuhren nach Maracaibo zurück, wo in ihrer Abwesenheit die ausgeplünderten Einwohner sich wieder eingefunden hatten, bey denen jetzt die Verzweiflung wieder eintrat. Die Flibustier sandten ihnen die Bothschaft, daß, wenn sie nicht ohne Verzug dreyßig tausend Piaster erlegten, ihre Stadt von neuem geplündert, und sodann verbrannt werden sollte. Die Einwohner

erboten sich zwanzig tausend Piaster und fünf hundert Kühe zu geben, welches auch angenommen wurde. Während dieser Unterhandlungen aber machten sich die Flibustier einen Zeitvertreib; sie stiegen ans Land und plünderten die Kirchen, aus welchen sie die Bilder, Altarblätter, und alle Zierrathen, die Reliquien, die Crucifixe und selbst die Glocken wegnahmen und zu Schiffe brachten. Hiezu reizte sie nicht die Raubsucht, sondern die fromme Absicht in Tortuga eine Capelle zu bauen, und solche mit diesen heiligen Kostbarkeiten zu schmücken. Nichts hielt die Flibustier nun weiter hier zurück; daher sie nach erhaltener Ranzion absegelten.

Die Fahrt ging nun nach der bey Hispaniola liegenden Kuhinsel, Isla de la Vacca, die von Französischen, regelmäßig lebenden Bucaniern bewohnt und unter ihrem Schutz eine Niederlage der Flibustier war. Hier wurden diese gewöhnlich von jenen wilden Jägern mit Fleisch versehn, wofür eine reichliche Bezahlung erfolgte. Jetzt geschah hier die Theilung der Beute nach dem obengedachten Reglement, nachdem ein jeder mit auf Crucifix oder Bibel gelegten Fingern seinen Eid erneuert hatte, nichts verheimlicht zu haben. Der Werth der Beute wurde, mit Ausnahme der zu dem angeblich frommen Gebrauch bestimmten Kirchenkostbarkeiten, auf 260,000 Spanische Thaler berechnet, wobey der Antheil eines jeden unverwundet gebliebenen Flibustiers hundert Thaler war. Der Antheil der Todten wurde zurückgelegt, um ihn den Verwandten und Freunden der Gebliebenen zu überliefern. Nach dieser Theilung segelte L'Olonois mit seiner Flotte nach dem gewöhnlichen Rastort Tortuga, wo eben zwey Französische mit Wein und Branntwein beladene Schiffe angekommen waren, und wo denn auch, da nun die Flibustier so reichlich mit starken Getränken versehn werden konnten, in wenig Wochen die ganze Beute dieser Unholde verschlungen wurde.

---

3. Karl Ludwig von Woltmann. 1770—1817.

Karl Ludwig von Woltmann wurde am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren. In Göttingen studirte er seit 1788 die Rechte und legte sich daneben auf alte und neue Sprachen, wurde aber bald von der Geschichte so mächtig ergriffen, daß er beschloss, sich ihr für das ganze Leben zu ergeben. Nachdem er einige Zeit im Jahre 1792 in Oldenburg gelebt und für die Schüler des Gymnasiums historische Vorlesungen gehalten hatte, kehrte er zu demselben Zwecke nach Göttingen zurück, fand hier aber

große Schwierigkeiten. Bürger, der seinen Otto III., welchen Schiller zwar für die Thalia nicht angenommen hatte, trefflich fand, führte ihn zur historischen Schriftstellerei und so schrieb er 1794 seine „Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode" Th. 1., es erschien aber die Fortsetzung nicht. Die französische Revolution schien ihm ein Hauptschritt zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts und ergriff ihn so, daß er sich deshalb Feinde zuzog, doch wurde auch sein Enthusiasmus später viel lauer. Von Spittler begünstigt hielt er dann historische Vorlesungen in Göttingen und wurde gern gehört. Mehrere treffliche Beurtheilungen in den „göttingischen Anzeigen" verschafften ihm den Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena; doch gab er diese Stelle bald auf und ging nach Berlin, wo er eine Zeitschrift „Geschichte und Politik" von 1800—1805 herausgab. Daneben wurde er 1800 Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1804 Geschäftsträger des Kurerzkanzlers und 1806, nachdem er in den Adelstand erhoben war, auch der Städte Bremen, Hamburg und Nürnberg. Die Ereignisse nach der Schlacht bei Jena unterbrachen seine diplomatische Laufbahn und führten ihn, den seine Gattinn Karoline Stosch, verehlicht gewesene Müchler, oft unterstützte, zu literarischen Arbeiten zurück. — Eine Zeit lang war er Lobredner Napoleons, bot dann aber dem Minister von Stein seine Dienste an, um in der Verwaltung oder in der Akademie oder an der Universität eine Anstellung zu erlangen und verpflichtete sich als Schriftsteller für die nationale Wiedererweckung Deutschlands zu wirken. Seine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Nach der Schlacht bei Lützen floh er, Napoleons Rache auszuweichen, nach Prag. Schon krank lebte er hier noch vier Jahre und starb am Schlagflusse den 19. Juni 1817.

Er war ein geistreicher und gewandter Mann, doch als Gelehrter ohne tiefes Studium, als Mensch ohne rechte Festigkeit des Charakters. Seine Schriften zeugen von Genialität ohne höhere Vollkommenheit; so daß er Vieles und Treffliches angeregt hat ohne sich bleibendes Verdienst zu erwerben. Liebe zu sinnlichen Genüssen, Eitelkeit und Weichlichkeit lähmten seine Kraft.

Seine Schriften sind: Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode. Gött. 1794. Th. 1. — Grundriss der ältern Menschengeschichte. Jena 1799. — Grundriss der neuern Menschengeschichte. Jena 1800. — Geschichte der europäischen Staaten. 1. Bd. Geschichte Frankreichs. Berlin 1797. — 2. Bd. Geschichte Großbrittaniens. Bd. 1. Berlin 1799. (sein bestes aber unvollendet gebliebenes Buch). — Geschichte d. westphäl. Friedens. 2 Bde. Berlin 1808. (setzt Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges geistreich fort). — Geschichte der Reformation. 3 Bde. Altona 1800. flg. hat nicht die verdiente Beachtung gefunden. — Geschichte Böhmens. 2 Bde.

Prag 1815, das Erzeugniſs seines Aufenthalts in Böhmen. — „Kleine historische Schriften" erschienen Jena 1797 in 2 Bde. — Albrecht von Wallenstein im histor. Kalender auf 1803. Berlin bei Unger. — Seine Schmähschrift: Johannes von Müller. Berlin 1810 zeigt ihn selbst in dem Parteiwesen der literarischen Welt befangen, wogegen er sonst eifert. — Die Memoiren d. Freiherrn v. S—a. 3 Bde. Prag 1815. (2. Ausg. 1827) sind ein geistreicher, aber gefährlicher Roman, der in vieler Rücksicht des eigenliebigen Verfassers unwerth ist. — Seine Uebersetzung des Tacitus. 6 Bde. Berlin 1811—17. ist vielfach flüchtig, auch den Sallustius übersetzte er. — Seine Zeitschrift: Journal für Geschichte u. Politik. Berlin 1800—1805 umfaßt 18 Bde. — Seine auch als Schriftstellerinn bekannte Gattinn Karoline v. Woltmann veranstaltete eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Woltmanns, worin auch ein Theil ihrer eignen Schriften enthalten ist. „Sämmtliche Werke K. L. v. Woltmanns." 12 Bde. Berlin 1818—1821. — Bd. 13—15. enthält die Memoiren des Freiherrn v. S—a. — Bd. 15—19 erschienen bis 1827, worin Schriften von Karoline v. Woltmann, wie auch ihres Mannes und ihre Erzählungen u. Gedichte u. d. Titel „Schriften" gesammelt in 5 Bdn. Berlin 1806 u. 1807 erschienen.

---

1. Beispiel.

Tod Ludwigs XVI.

(Geschichte Frankreichs. Berlin 1797. S. 426.)

Nachdem der König[1]) mit seinen Vertheidigern den Nationalkonvent wieder verlassen hatte, begannen Szenen, vor welchen die Menschheit mit Abscheu zurückbebt. Die Rotten, welche zu Robespierres Fahnen gehörten, schrien voll Sehnsucht nach dem Blute des sogenannten Tyrannen. Die Girondisten hatten mancherlei versucht, was zur Rettung Ludwigs beitragen konnte. Sie hatten den besoldeten Pöbel der Jakobiner von den Gallerien verdrängen wollen; sie hatten sich bemüht, den Herzog von Orleans mit seiner Familie zu verbannen. Aber wegen ihrer eignen Nachläßigkeit nach dem ersten muthigen Angriff, und durch die Schuld des glattzüngigen Barrere, war nichts zur Ausführung gekommen. Nun mußten sie alles aufbieten, um durch die Appellation an das Volk es dahin zu bringen, daß dieses in den Urversammlungen dem Könige das Urtheil sprach. Robes-

---

1) Der König hatte vor dem Nationalconvent erscheinen müssen und de Seze hatte die Schutzschrift für ihn vorgelesen.

pierre wütete wider einen solchen Versuch, den er freilich mit Gründen nicht bekämpfen konnte, aber dagegen suchte er die Urheber desselben mitten unter seinen Klagen wegen des gemißhandelten Volkes, als Freunde des Königthumes, als Genossen von La Fayette anzuschwärzen. Wider seine Raserei erhob sich Vergniauds Beredsamkeit zuerst mit der Bemerkung, daß es eine Verletzung der Rechte des Volkes wäre, wenn man ohne seine Einwilligung das Todesurtheil über Ludwig den Sechszehnten aussprechen wollte, da die Macht des Konventes nur eine vorläufige, der Genehmigung des Volkes unterworfene Gewalt wäre. „Man klagt diejenigen, sagte er, welche dieser Meinung beitreten, als Verschworne wider die Freiheit an. Das wundert mich nicht. Es giebt Menschen, bei welchen jeder Hauch ihrer Lippen eine Lüge wird; die Verleumdung ist ihrer Natur eigenthümlich, so wie es der Natur der Schlange eigen ist, daß sie beständig Gift absondert. Man klagt uns an! O wenn wir den schamlosen Stolz oder den heuchlerischen Ehrgeiz unsrer Ankläger besäßen, dann würden wir erzählen, mit welchem ununterbrochenen Muthe wir wider die Tyrannei der Könige, aber auch wider die gefährlichere Tyrannei der Räuber gekämpft haben, welche im Monath September auf den Trümmern der königlichen Herrschaft ihre eigene gründen wollten.“ Er zeigte darauf, daß der Hinrichtung des Königes sicher die Kriegserklärung von England und Spanien, und als ein weit größeres Unglück, die völlige Herabwürdigung des Konvents folgen werde: wie eine Parthie jezt von der Theurung des Brodes, der Seltenheit baarer Münze, dem schlechten Zustand der Armeen, den Ebenbildern des Elendes, auf welche man täglich stößt, die schuldige Ursache immer im Tempel fände, indem sie recht gut wüßte, daß es ganz andere Gründe davon gebe; so würde sie alsdann alle Last des Unglückes auf die Konvention wälzen.

Auch Gensonné hielt eine herrliche Rede für die Appellation an das Volk; aber je größer der Triumph der Beredsamkeit auf der Seite der Girondisten war, desto mehr suchten die Jakobiner Furcht und Schrecken in der Hauptstadt zu verbreiten, desto wilder wurde die Stimme der Anarchie. Die Debatten über den Prozeß des Königs wurden für geschlossen erklärt, und am vierzehnten Januar wollte man anfangen, die Stimmen über das Schicksal Ludwigs zu sammeln. Namentlich sollten die Repräsentanten zur Ablegung ihrer Stimmen aufgerufen werden, damit der Furchtsame es nicht wage, zur Rettung des Angeklagten zu stimmen, und ein noch bestehendes Gesetz, daß zum Todesurtheile zwei Drittheile der richtenden Stimmen erfordert wurden, hob man für den gegenwärtigen Fall ausdrücklich auf, damit die bloße Mehrheit entscheide. Zuerst ward über die Frage gestimmt, ob Ludewig Capet einer Verschwörung wider die Freiheit, eines Angriffes auf die Sicherheit des Staates schuldig sei oder nicht? Sechshundert sechs und achtzig Stimmen bejahten es unbedingt, daß er schuldig sei; nicht eine einzige sprach ihn unbedingt frei. Bei der zweiten Frage: Soll das Urtheil

einer Sanktion des Volkes unterworfen sein? stimmten zweihundert drei und achtzig für die Appellation; durch eine beträchtliche Stimmenmehrheit ward diese verworfen. Nun ward zuletzt die furchtbare Frage entschieden: Welche Strafe hat Ludewig Kapet verdienet? Da sprachen Kersaint, Lanjuinais, Manuel für die Gefangenschaft desselben bis zum Frieden, für seine Verbannung nach diesem Zeitpunkte. „Ich stimme für den Tod, sagte Brissot, mit dem Vorbehalte, daß dieses Urtheil erst nach Genehmigung der Konstitution vollzogen werde.“ Auch Büzot verlangte, daß ein Zeitraum zwischen dem Urtheilsspruche und der Vollziehung bestimmt werden sollte. „Gestern, sprach Vergniaud, habe ich bereits den Angeklagten der Verschwörung wider die Freiheit und die Sicherheit der Nation schuldig erklärt; heute darf ich nicht anstehn, die verdiente Strafe über ihn auszusprechen. Das Gesetz spricht; es spricht den Tod.“ Doch verlangte er, wie auch Louvet und Guadet, daß man wenigstens über die Aufschiebung der Vollziehung, wenn das Todesurtheil ausgesprochen wäre, sich berathschlagen sollte. Sie hoften, durch ein solches Zögern zu bewirken, daß sich die Stimme der Nation laut gegen die Hinrichtung des Königs erheben möchte, und wenigstens das zu erreichen, daß durch die vollendete Konstitution, der Anarchie, die nach dem Königsmorde noch furchtbarer einzureißen drohte, ein Damm entgegengestellt werden konnte. Einige Girondisten stimmten doch unbedingt für den Tod Ludewigs; unter ihnen auch Gensonné, welcher zugleich den Beschluß verlangte, daß die Mörder des zweiten Septembers gerichtlich verfolgt werden sollten. Ein Geräusch des Unwillens entstand in der Versammlung, als der Herzog von Orleans den Tod über das Haupt der Bourbons aussprach. „Ich verstehe es nicht, sagte Robespierre nach einer langen Rede, sinnleere Worte, unverständliche Auslegungen dem Gebote der Pflicht und fest bestimmten Grundsätzen entgegenzustellen: ich stimme für den Tod. „Mit Tyrannen giebt es keine Unterhandlung, rief Danton.“ Den Tod, ohne Umschweif,“ sagte Sieyes. „Der Baum der Freiheit, so redete Barrere, wächst nur begossen mit dem Blute aller Gattungen von Tyrannen. Das Gesetz spricht den Tod aus, und ich bin blos der Mund, durch welchen es spricht.“

Durch eine Mehrheit von fünf Stimmen wurde Ludewig zum Tode verurtheilt am siebzehnten Januar; unter dem Vorwande, daß unrichtig gezählt wäre, stieg diese Mehrheit bei einer neuen Umfrage am folgenden Tage durch einige wenige Stimmen. Kersaint und Manuel legten ihre Repräsentantenstellen in einer Versammlung nieder, wo die Furcht tyrannisirte, wo nach ihrem Ausdrucke keine Männer waren.

Hätte der Nationalkonvent auch nicht das Todesurtheil über den König ausgesprochen; so wäre sein Leben doch nicht gerettet worden. Auf jenen Fall nämlich hatte die Rotte von Robespierre, in Verbindung mit dem Herzog von Orleans, dessen Geld sie brauchte, einen Aufstand beschlossen,

während welchem man sich der königlichen Familie bemächtigen und Ludewig morden wollte. Wäre dieser Mord vollbracht, so hätte die Nation durch die förmliche Hinrichtung ihres Königs nicht die Schuld eines nicht auszusöhnenden Verbrechens auf sich geladen.

Sobald das Todesurtheil ausgesprochen war, schickte der Herzog von Orleans seinen Mohren ab, daß er unter dem Fenster des unglücklichen Ludewigs mit lauter Stimme es ausrufen sollte, und die Rotten, die ihm gleich waren, trieben im Nationalkonvent ihren unmenschlichen Scherz mit dem Gedanken, daß die Menschlichkeit es verbiete, die Hinrichtung Kapets aufzuschieben, daß man barmherzig seyn und ihn auf das Blutgerüste schicken wolle, um seiner Angst ein Ende zu machen. Es ward beschlossen, daß die Hinrichtung ohne Aufschub vollzogen werden müßte.

Der Justizminister Garat stammelte und war verwirrt, als er dem Könige das Todesurtheil ankündigte; dieser vernahm es mit Ruhe und entließ seine Todesengel nicht ohne gelaßne Würde. Er bat um einen Geistlichen, die Freiheit, mit seiner Familie ohne Zeugen reden zu dürfen, und um einen Aufschub der Hinrichtung von drei Tagen, damit er sich vorbereiten könne, in der Gegenwart Gottes zu erscheinen. Diese letzte Bitte ward ihm abgeschlagen; der Beichtvater seiner Schwester Elisabeth eilte in das königliche Zimmer. Durch die Unterredung mit ihm glaubte der fromme König Stärke genug gewonnen zu haben, um seine Familie sprechen zu können.

Die Königin erschien; der Schmerz hatte alle Tiefen ihres feurigen Geistes durchwühlt: einst angebetet wegen ihres Ursprungs aus dem größten Hause und wegen der Gaben, von der Natur ihr geschenkt, war sie nun eine Sklavin verachteter Leute. Ruhiger war die Prinzessin Elisabeth, und sie zähmte ihren Schmerz beim Anblick der Leiden ihres Bruders: glücklicher durch die Beschränktheit der Jugend fühlten die Dauphine und der Dauphin nur die Leiden der Eltern.

Drei Stunden war Ludewig unter ihnen, stets kämpfend mit der Qual, die ihn übermannen wollte. „Sie hofte ihn am folgenden Morgen wieder zu sehn," sagte seine Schwester beim Abschied; er schwieg. Die Königin stürzte zur Erde und zerschlug sich die Brust; unter den fürchterlichsten Verwünschungen wider ihre Feinde, drohte das Aechzen ihres Jammers ihr Herz zu brechen. Vor den Zimmern lauschende Jakobiner wurden erweicht. Der König sah starr auf den Boden, als die Seinigen sich entfernt hatten. Das war ein schrecklicher Augenblick! sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer. Er hatte diejenigen zum letztenmal und bedroht von einer furchtbaren Zukunft gesehn, welche die Freude seines Lebens gewesen waren.

Die Religion, in welcher er erzogen, verwandelte alle seine Schwächen in Stärke. Nachdem er am Morgen des ein und zwanzigsten Januars 1793, des Tages seiner Hinrichtung, die Messe gehört hatte, folgte er ruhig dem

Generalkommandanten Santerre, welcher ihn zum Revolutionsplatze führen sollte; in der Kutsche des Maire fuhr er zu demselben. Seine Todesgebete auf dem Wege gaben ihm Heiterkeit und Kraft. Am Fußgestelle der zertrümmerten Statüe Ludewigs des Funfzehnten war das Blutgerüste errichtet. Wehmüthig wandte der König von demselben den Blick nach den Thuillerien, in deren Angesicht er hingerichtet werden sollte, auf die unzählige Menge des schweigenden Volkes, die bewafnete Bürgermiliz, das schwere Geschütz, welches das Blutgerüste bestrich. Entkleidet, mit abgeschnittenen Haaren, die Hände auf dem Rücken gefesselt, stand er, um zu seinen ehemaligen Unterthanen zu reden. Sogleich verstummte die kriegerische Musik. „Franzosen, ich sterbe unschuldig, sagte er mit lauter Stimme, ich vergebe allen meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich" — Santerre gab ein Zeichen; in dem Getöse der Trommeln ward die Stimme des Königs nicht vernommen. Die Scharfrichter ergriffen ihn. „Ich wünsche, daß mein Tod das Wohl der Franzosen befördern möge," sprach er zu den Umherstehenden. Er legte ruhig sein Haupt hin. Das tödtliche Eisen fiel. Hoch lebe die Nation! erscholl das Jubelgeschrei der Zuschauer, als der abgeschlagene Kopf des Königs ihnen gezeigt wurde.

2. Beispiel.

Ermordung des Erzbischofs Thomas Becket. 1170.

(Gesch. England's. Berlin 1799. S. 296.[1])

Geschreckt durch die feindlichen Gesinnungen, welche vielfach wider ihn hervorbrachen, ließ er sich auf der Rückreise von einigen seiner bewaffneten Vasallen begleiten. Sogleich ward nach der Normandie berichtet, daß er mit einem großen Heere feindlich umherziehe.

Als der König dieses und die Klagen der Prälaten vernahm, als man ihm zurief, daß er keine Ruhe im Reiche, und keine glückliche Tage haben werde, so lange Becket noch lebe, sagte er unwillig: soll dieser Mensch, der auf einem lahmen Pferde, alle seine Habseligkeit in einem Bündel hinter sich, an meinen Hof kam, den König und die königliche Familie, und das ganze Reich mit Füßen treten? Und habe ich nur feige Ritter um mich her ernährt, daß keiner mich von einem aufrührerischen Priester befreiet? . . .

---

1) Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, war wegen seiner heftigen Streitigkeiten mit König Heinrich II., nach Frankreich geflohen. Der Pabst Alexander III. hatte ihn als römischen Legaten, als Heinrich in der Normandie war, nach England zurückgeschickt, wo er im Triumphe in London eingezogen war, aber vom jungen König Heinrichs II. Sohn den Befehl erhielt, in Canterbury zu bleiben.

Vier Ritter von seinem Hause hörten es, und schwuren in der folgenden Nacht sich einander den Tod des Erzbischofes. Insgeheim entfernten sie sich vom Hofe, nach verschiedenen Häfen, damit ihre Absicht unentdeckt bliebe. In derselben Stunde trafen sie an der englischen Küste zusammen, und sahen darin ein Zeichen, daß der Himmel ihr Vorhaben begünstige.

Die Nacht brachten sie in der Nähe von Kanterbury, im Schlosse Ranulfs von Brok, des ärgsten Feindes des Primas zu, und überlegten daselbst ihren Plan. Mit einer Bande von Kriegern, welche sie aus den benachbarten Schlössern in der Eile zusammenzogen, gingen sie am folgenden Morgen nach Kanterbury. Ihre Begleiter vertheilten sie in der Stadt, und geboten durch dieselben Ruhe, was man auch sehn und hören möchte; doch nahmen sie zwölf von denselben mit sich, als sie sich zum Erzbischofe begaben. Unbewaffnet betraten sie seinen Pallast, einen Theil der Kirche, und gingen in die Kammer, wo er nach der Mahlzeit sich mit seinen Geistlichen und Mönchen unterhielt. Schweigend setzten sie sich unter dieselben zu seinen Füßen. Einer von ihnen, Fitzurse, begann, daß der König ihr Herr jenseit des Meeres sie mit dem Befehl an ihn abgesandt habe, die mit Kirchenstrafen belegten Prälaten loszusprechen, und dann nach Winchester zu dem jungen Könige zu gehn, um ihm Genugthuung für das große Verbrechen zu leisten, daß er ihm seine Krone habe nehmen wollen. Der Primas erwiederte, was er schon so oft vorgebracht hatte, daß der Pabst diejenigen, welche wider alles Recht sich die Krönung angemaßt hätten, für ihre Verwegenheit bestrafen wolle, ohne im geringsten die Würde des Gekrönten zu verletzen. Er selbst aber wünsche ja dem jungen Könige viele Reiche der Welt, und sei dennoch, als er ihm neulich zu seiner Thronbesteigung habe Glück wünschen wollen, zurückgewiesen worden, welches ihn nicht wenig geschmerzt habe.

Die vier Ritter warfen ihm dagegen vor, daß der Pabst nur auf sein Anstiften jene Strafen über die Prälaten verhängt habe, und stiessen drohende Reden wider ihn aus. Sein Freund und Geheimschreiber, der sanfte und gelehrte Johann von Salisbury, welcher die Heftigkeit seines Herrn so oft glücklich gezähmt hatte, suchte vergebens den Sturm zu besänftigen. Wenn alle Schwerter Englands meinem Haupte drohten, würde ich doch nicht vom Gehorsame gegen den Pabst weichen; ihr werdet mich Fuß vor Fuß kämpfend finden in der Schlacht des Herrn! sagte Becket mit entschloßnem Feuer. Der Ritter Reginald Fitzurse befahl darauf den gegenwärtigen Geistlichen und Vasallen des Primas, ihn zu verlassen; und als sie unbeweglich standen, gebot er ihnen im Namen des Königs, ihn zu bewachen, daß er nicht entfliehe. Aber der Erzbischof begleitete die Ritter bis zur Thüre des Vorsaales, und rief heftig: Fliehen? Ich bin nicht gekommen zu fliehen, sondern der Wuth von verruchten Mördern Trotz zu bieten... Sie erwiederten, daß es nicht bei den Drohungen bleiben werde. Als er zurückkam, sagte der

weise Johann von Salisbury: „es ist doch gar zu seltsam, daß ihr keinen Rath zulasset. War es nun nothwendig, daß ein Mann, wie ihr, um die Erbitterung der Bösewichter zu vermehren, bis zur Thüre ihnen folgte? Wäre es nicht besser gewesen, daß ihr ihnen milder geantwortet hättet, da sie nur suchten, euch in Zorn zu bringen und in euren Reden zu fangen?.. Mein Entschluß ist einmal gefaßt; ich weiß hinlänglich, was mir obliegt! antwortete der Primas.

Die Ritter rüsteten sich zu der beschloßnen That, indem mehrere Geistliche bei dem Erzbischof in der Kammer versammelt blieben, unter mancherlei Gesprächen über die Drohungen von jenen, und nicht ohne bange Erwartung. Auf einmal erscholl von der Seite der Kirche her ein vermischtes Geschrei des zusammen laufenden Volkes, welches in der Stadt die bewaffneten Männer gesehen hatte, die wider den Erzbischof zogen. Laßt sie bewaffnet seyn! sagte dieser und blieb ruhig. Die Thüre des Hofes war durch seine Diener verschlossen; aber Robert von Brok, welcher die Ritter begleitete, aus der Familie entsprossen, die vor allen dem Primas den Untergang geschworen hatte, führte sie zu verborgenen Stufen; ein Fenster ward weggebrochen, und das Thor eröffnet. Vergebens hatten die Geistlichen bisher in Becket gedrungen, daß er fliehen solle, und fast mit Gewalt suchten sie ihn in die Kirche zu bringen. Endlich besiegte man ihn mit der Vorstellung, daß schon die Abendgesänge der Mönche ertönten, und er der Vesper beiwohnen möge. Da ließ er das Kreuz sich vorauf tragen. Der Weg führte ihn durch den Theil des Gebäudes, wo die Mönche wohnten. Langsam ging er einher, als schämte er sich seiner Flucht; er war der letzte im Zuge, wie der Hirt, welcher seine Heerde vorauftreibt; keine Bewegung seines Gemüthes zeigte sich in seinem Äussern. Die Mönche wollten die Thüre der Kirche verriegeln. Hinweg, ihr Feigen, rief er ihnen zu: mögen die Verruchten und Blinden fortrasen; ich befehle euch kraft eures mir schuldigen Gehorsames, die Thüre offen zu lassen; es geziemet sich nicht, aus der Kirche eine Festung zu machen. Indem er vom Altare zurückgetreten war, um dies zu befehlen, und Reginald Fitzurse gepanzert und mit gezogenem Schwerte schon an der Thüre des Klosters erschien, rufend: herbei zu mir, Männer des Königs! da suchten alle die Geistlichen, und unter ihnen selbst Johann von Salisbury, Schlupfwinkel in der Kirche, und nur zwei blieben standhaft bei ihrem Herrn. Noch hätte dieser sich retten können. In der Höhe der Kirche gab es manchen verborgenen Ort; die Finsterniß des Abends brach herein, die lange Winternacht stand bevor. Ehe man ihn gefunden hätte, konnte von mehrern Seiten Rettung kommen. Aber er beharrte bei seinem Entschlusse, keinen Schritt weiter vor seinen Feinden zu weichen, und blieb unerschüttert, als die vier Ritter, nachdem sie den Pallast durchsucht hatten, geharnischt, das Schwert in der Rechten, ein Beil in der Linken, mit einem kriegerischen Gefolge hereinstürzten. Wo ist der Ver-

räther? rief Reginald Fitzurse. Der Primas hatte wieder die Stufen des Altars betreten, und stand schweigend. Wo ist der Erzbischof? erscholl ein zweiter Ruf. Hier bin ich, sagte er, indem er ihnen entgegen trat; kein Verräther, sondern ein Priester des Herrn. Reginald, Reginald, ich habe dir so viele Wohlthaten erwiesen, und nun kommst du bewaffnet zu mir?.. Sterben sollst du, rief Fitzurse, und ergriff das Gewand des Erzbischofes. Komm von hinnen; du darfst nicht länger leben . . . Der Primas riß sich los. Fliehe denn! rief der Ritter, welcher das Heiligthum des Altars nicht mit dem Blute des Oberpriesters beflecken wollte. Es sei ferne von mir, daß ich vor euren Schwertern fliehen sollte, erwiederte dieser; aber im Namen Gottes, und unter meinem Fluche verbiete ich euch, einen der mir Anvertrauten zu verletzen!

Reginald Fitzurse that einige Schritte zurück, und als er alle seine Gefährten versammelt sah, setzte er seine zweischneidige Axt hin; niemand wagte lange nachher, sie von der Stelle zu rühren; und die Verschwornen drangen auf den Primas ein. Vergebens suchten sie ihm aus dem Heiligthume hinwegzureissen, er umfaßte einen Pfeiler, und die Mönche hielten ihn zurück. Einen der Ritter, Wilhelm von Tracy, stieß er heftig an den Boden nieder, und den eindringenden Fitzurse schalt er einen Hurenwirth. Da schwang dieser das Schwert auf sein Haupt, und hieb einem Mönche, der schnell seinen Arm über dasselbe streckte, ihn beinahe ab. Der Streich traf auch noch den Kopf des Erzbischofes. Als dieser das Blut herabströmen sah, da knieete er neben dem Altar, und mit gefalteten Händen, mit himmelan erhobenen Augen, empfahl er dem heiligen Beschützer dieser Kirche seinen Geist. Ein zweiter Hieb drang tief in sein Gehirn, und er fiel auf sein Angesicht, ohne ein Wort, ohne einen Seufzer. Richard Brito gab ihm den dritten Streich so heftig, daß das Schwert am Haupte und Boden zersprang. Durch einen Stoß mit der Spitze eines Schwertes sprützte das Gehirn weit umher. Er ist todt, sagte einer von den Verschwornen; laßt uns hinweggehn. Sie versammelten ihr Gefolge, welches zum Theile während der Ermordung des Primas im Pallaste gewüthet, geplündert und nebst anderer Beute auch die Urkunden von den Rechten des Erzbisthumes geraubt hatte. J. 1170. Dezbr. 29. Becket 53 Jahre alt.

Fürchterlich war der Eindruck, welchen die Nachricht von der Ermordung des Erzbischofes auf England, und die ganze abendländische Christenheit machte, und die unpartheiische Nachwelt kann kaum ihr Urtheil über Thomas Becket gegen das Mitleid bewahren, welches sie bei seinem unglücklichen Ende empfindet. Eine Eitelkeit, die im Gefolge vieler Eigenschaften einer großen Seele erscheinet, lenkte alle Handlungen seines Lebens, und das Streben, daß er in jeder Laufbahn, die er betrat, die höchste Stufe des Ruhmes, welcher in ihr zu gewinnen war, betreten wollte, scheint die Quelle seiner Tugenden und Fehler gewesen zu seyn. Daher entsprang die

gewaltige Veränderung seines ganzen Wesens, als er die Kanzlerwürde gegen das erzbischöfliche Pallium vertauschte. Wenn aber die Eitelkeit sie zuerst bewirkte: so mochte in einem Zeitalter voll verkehrter Begriffe von Religion, über welches sein leidenschaftliches Gemüth sich keinesweges erhob, der Begriff von Pflicht sich leicht zu ihr gesellen. Wirklich geht aus allen seinen Äusserungen es deutlich hervor, daß die Rolle, welche er als Erzbischof spielte, so gut von frommer Schwärmerei, als von der Eitelkeit eingegeben war, so wie fanatischer Heroism und seine natürliche Heftigkeit und Rachgier bei beleidigter Eitelkeit im sonderbarsten Gemische in seinen Handlungen erscheinen. Sobald er Erzbischof geworden, trat der Himmel an die Stelle in seinem Herzen, welche vorher der König eingenommen hatte, und dieser beging einen großen Fehler, weil er nicht Scharfsinn genug besaß, um während seines täglichen Verkehres mit Becket einzusehn, daß derselbe nur darum ihm zugethan war; weil er als Kanzler ihn gleichsam vorstellte, und die Freundschaft zwischen ihnen aufhören werde, sobald jener glaubte, der Repräsentant einer andern Macht zu seyn. Jeder gewaltige Geist, welcher sich in diesen Zeiten der Kirche geweiht hatte, kannte kein andres Ziel, als diese vom Staat unabhängig zu machen, und die Eitelkeit des englischen Primas jauchzte zu erfüllen, worauf seine Pflicht ihn hinwies. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, war wirklich seine Nachgiebigkeit auf dem Reichstage zu Klarendon ein schweres Verbrechen, worüber er mit Recht trauerte, welches er nur durch das Märtyrerthum glaubte sühnen zu können, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist er unsrer Bewunderung nicht unwerth.

---

4. Johann Caspar Friedrich Manso. 1759—1826.

Johann Caspar Friedrich Manso wurde am 26. Mai 1759 zu Blasienzell (Zella) einem Marktflecken am Thüringerwalde im Herzogthume Gotha geboren. Sein Vater war Justizamtmann des Ortes und gab dem Knaben zwei Lehrer, welche ihm vor allen das wiederholte Lesen der römischen Classiker zum Gesetz machten, daß er schon früh in die Kenntniß des klassischen Alterthums eingeweiht wurde. Auch im Griechischen, das er meistens durch eignen Fleiß erlernen musste, übersetzte er schon früh den Hesiod und Theokrit. Auch übte der zweite Prediger des Orts, Jak. Frdch. Schmidt, Uebersetzer des Horaz manchen Einfluß auf ihn. Erst im siebzehnten Jahre kam er auf das Gymnasium zu Gotha, wo Geißler noch ein Jahr lang sein Lehrer war. Auf der Universität Jena widmet r sich den theologischen, philologischen und philosophischen Wissenschaften; doch

ward er als Erzieher im Hause des Rechtsgelehrten Hellfeld der Theologie untreu. Am meisten wirkte auf ihn Schütz und seine Mitschüler, die beiden Jacobs. — Von Jena kehrte er nach fünf Jahren nach Gotha zurück, wo er erst eine Hauslehrerstelle annahm, seit 1783 aber erst als Mitarbeiter, dann als Professor am Gymnasium lehrte und mit Stroth, Kaltwasser, Gotter, Koppe und Löffler in freundschaftliche Verbindung trat. Ostern 1790 wurde er an das Magdaleneum in Breslau als Prorector berufen und nach drei Jahren übernahm er als Rector die oberste Leitung dieser Anstalt; welche er bis zu seinem Tode am 9. Juni 1826 rühmlichst geführt hat.

Manso war ein durch Reichthum des Wissens und Reinheit des Strebens um die wissenschaftliche Bildung der Jugend hochverdienter Schulmann. Im Leben und als Schriftsteller hat er immer redlichen Sinn, Freiheit des Geistes, treue Wahrheitsliebe und Anerkennung fremden Verdienstes gezeigt. Er hat sich als Dichter, Uebersetzer, antiquarischer Schriftsteller, Philolog und besonders als Geschichtschreiber verdient gemacht. — Als Dichter ist er vornehmlich als Lehrdichter anerkannt, als Uebersetzer hat er sowohl klassische Schriftsteller als auch Torquato Tasso's befreites Jerusalem übersetzt, worin er freilich später von Gries u. a. übertroffen wurde. Seine antiquarischen Schriften zeugen von tiefer und geschmackvoller Kenntniss des Alterthums. Am meisten ist er aber als Geschichtschreiber sowohl für das Alterthum in seinem Versuch Sparta und seinem Leben Constantin's als vornehmlich in seiner trefflichen Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden, worin er auch die Fremdwörter möglichst vermied, und seiner Geschichte des ostgothischen Reichs zu schätzen.

Seine Werke sind: A. Dichterische: 1. Die Kunst zu lieben. Ein Lehrgedicht in drei Büchern. Berlin (Lpz.) 1794. — 2. Ueber die Verläumdung der Wissenschaften. Eine poetische Epistel an (seinen vertrauten Freund) Herrn Prof. Garve. Lpz. 1796. 4. — 3. Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gæsten. (Leipz.) 1797. (eig. 1796.) Gegen Göthe's und Schillers muthwillige Xenien. — Alles Dichterische ist enthalten in: Manso J. C. F. vermischte Schriften. 2 Th. 8. Lpz. 1801. (Inhalt. Th. 1. Poetische Wälder. Epist. an Amalien über den Einfluss der Grazien. — Die Insel der Seligen. — Die Elemente, nach de la Vergne. — Elegien (worunter Erinnerungen der Liebe). — Epigrammatische Gedichte. — Beschreibung Alexandriens unter Ptol. II. in Briefen des Römers Fab. Pictor. Erste Samml. — Th. 2. Gedichte aus dem Petrarca mit einer histor. Einl. über die Geliebte Petrarca's. — Blätter aus dem Sagenbuche der Vorzeit. — Ueber den griechischen Roman. — Beschreibung Alexandriens. Zw. Samml. — In Sulzers Theorie der schönen Künste sind Abhandlungen v. Manso: Kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie bis 1721.

(Bd. 1. St. 2.) Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers krit. Bemühungen in drei Abschnitten. (Bd. 8. St. 1. 2.) u. a. m. — B. Uebersetzungen. 1. Virgil v. d. Landwirthschaft. Jena 1783. 8. — 2. Bion u. Moschus. Gotha 1784. 8. — 3. König Oedipus. A. d. Gr. d. Sophokles. — 4. Das befreite Jerusalem. Nach d. Ital. d. Torquato Tasso. Erst. Bd. Lpz. 1797. — C. Archäologisches u. Philologisches. 1. Ueber die Horen und Grazien. Zw. mythol. Abhandlg. Jena 1787. — 2. Meleagri Reliquiae. Lectionis varietatem, versionem metricam et commentar. perpetuum adj. J. C. F. Manso. Jena 1789. — 3. Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer. Lpz. 1794. — 4. Eine Menge einzelner Abhandlungen als Programme wie: Ueber den Antheil, welchen die Griechen an den Olympischen Spielen nahmen. Breslau 1792. — Ueber d. athenienstschen Demagogen. Bresl. 1794. — Ueber d. Quellen aus denen die Lykurgische Gesetzgebung geschöpft werden muss. Bresl. 1798. u. a. m. Wir nennen nur noch ein Denkmal, das er s. Freunde gesetzt hat: Christ. Garve nach s. schriftstellerischen Charakter. Bresl. 1799. Vieles in den: Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Bresl. 1821. — D. Geschichte. 1. Sparta. Ein Versuch zur Aufklärung d. Gesch. u. Verfassung dieses Staates. Erst. Bd. Th. 1. u. 2. Lpz. 1800. Zw. Bd. das. 1802. Dritt. Bd. Th. 1. u. 2. 1805. — 2. Leben Konstantin's d. Großen. Bresl. 1817. — 3. Geschichte des preuß. Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweyten Pariser Abkunft. Erst. Bd. 1763—1797. Frankf. a. M. Herrmann. 1819. — Zw. Bd. 1797 bis 1807. das. 1819. — Dritt. Bd. 1807—1815. das. 1820. — 4. Gesch. des ostgothischen Reiches in Italien. Breslau 1824.

---

1. Beispiel.

Die neue geistliche Prüfungsbehörde unter Wöllner.

(Gesch. des preuß. Staats. Erst. Bd. S. 201.)

Wie wenig Glaubensbefehle[1]) fruchten, wo keine Glaubensbehörden wachen, leuchtete Wöllnern mit jedem Tage mehr ein. Seine Verordnungen zur Beschränkung der Lehr- und Schreib-Freyheit wurden wenig geachtet. Wer dagegen sündigte, ging ungestraft davon, und die sie aufrecht

---

1) Es war am 9. Juli 1788 das bekannte Religionsedikt ausgegangen, welches unter Andern befahl: Jeder solle von nun an, dem hergebrachten und festgesetzten Kirchenglauben getreu, lehren, oder, im Fall der Uebertretung, mit Entsetzung, auch noch härter gestraft werden: — Den eigentlichen Inhalt des Edikts fand man damals noch viel strenggläubiger als jetzt.

erhalten sollten, nahmen keine Kenntniß von ihnen. Selbst die Furchtsamen im Lande kamen von ihrer Besorgniß zurück und vertrauten dem Geiste der Zeit, als die Anwesenheit des Königs in Schlesien, so wichtig für die äußern Verhältnisse des Staats, auch für die innern unerwartete Folgen veranlaßte.

An der zweyten Hauptkirche zu Breslau stand damahls, als erster Prediger, Herrmann Daniel Hermes.[1]) In dem Gemüth dieses Mannes paarten sich frömmelnde Schwärmerey und geistlicher Hochmuth. Da ihn der letztere, wie oft geschieht, zugleich zur Ueberschätzung seines eigenen Werthes verleitete, und die erstere ihm alle freyern Ansichten denkender Gottesgelehrten verdächtig machte, so begnügte er sich mit den dürftigen Kenntnissen, die er in der Jugend erlangt hatte, und wies jede bessere Vorstellung zurück. Sprachen und wirkliche Gelehrsamkeit galten ihm, außer ihrer Beziehung auf die Bibel, wenig, und die Vernunft, die sich herausnahm, der letztern Aussprüche zu beleuchten, war ihm Thorheit und Aergerniß. Wie die meisten Schwärmer, versenkte er sich gern in die Betrachtung des Uebersinnlichen, deutete in die Schrift verborgene Weisheit hinein, verketzerte, selbst über Verfolgung schreyend, die sogenannten Aufklärer und hing an geheimen Gesellschaften. Eine Weißagung, das Reich Gottes werde nächstens wiederkehren und die Neuerer verstummen, hatte er in dem letzten Lebensjahre des großen Königs ausgehen lassen.

Mit ihm einverstanden dachte oder dichtete vielmehr sein Tochtermann, Heinrich Sigismund Oswald, der einem Handelshause in Breslau vorstand. Wie er öfters im geselligen Leben sich zum Belustiger erniedrigte, so kinderte und tändelte er unwürdig selbst mit dem Höchsten. Seine Einbildungskraft, umnebelt an sich und durch keinen gelehrten Unterricht gereinigt, spielte ganz eigentlich mit der Bibel, gefiel sich in wunderlichen Vergleichungen des Leiblichen mit dem Geistigen und gebar die seltsamsten Mißgestalten. Auf Spaziergängen, rühmte er, trete ihn Christus zuweilen vertraulich an, und ins Entfernte meinte er wirken zu können. Auch in Schriften hatte er, von dem Schwiegervater unterstützt, seine Grillen verbreitet, und wiewohl die Klügern sie verlachten, fand er doch in bedeutenden Kreisen ernste Lobredner und andächtelnde Bewunderer.

Diese Männer waren es, die Bischoffswerder während seines Aufenthaltes in Breslau hervorzog, und ihre Empfehlungen eine geistlose Predigt, womit der eine erbaute, und die Weißagungen einer Schlafrednerinn, womit der andere verwirrte. Kein Redlicher konnte sich der Erinnerung erwehren, welche und wie wichtige Geschäfte einst in derselben Stadt Friedrichs Staatsdiener verhandelt hatten, noch sich der Besorgniß entschlagen, arge Selbstsucht dürfe arglose Güte mißleiten, was bald eintraf. Noch in dem Laufe des 1790sten Jahres ging in Lateinischer Sprache von Breslau, wie Niemand zweifelte, ein Entwurf aus, der, unter königlicher Genehmigung,

1) Bruder Johann's Timotheus Hermes, Verfassers der Reise Sophiens.

der geistlichen Ober-Behörde vorschrieb, worauf sie künftig ihre Prüfungen richten sollte. Dann folgte im Aprilmonat des nächsten Jahres eine Einladung an Hermes nach Potsdam, wo er abermahls vor dem Könige in der Stadtkirche predigte und mit Wöllnern geheime Berathschlagungen pflegte, und diesem die endliche Enthüllung des Plans. Auf höheres Entboth zogen, wenige Wochen später, er und Oswald ganz nach Berlin, der letztere als Vorleser des Königs, geehrt durch Rang und reichlich besoldet, er selber, daß er in Verbindung mit noch drey Zugeordneten den Verordnungen Wöllners Kraft gebe.

Diese Zugeordneten waren Theodor Carl George Woltersdorf, Johann Esaias Silberschlag und Gottlob Friedrich Hillmer. Unter ihnen galt der zuerst genannte, der als Prediger an der Dreyfaltigkeitskirche zu Berlin arbeitete, mit Recht für den unbedeutendsten.[1]) Die gelehrte Welt hat ihn nie genannt, noch er die christliche je erleuchtet. Was ihn allein einer gewissen Classe von Zuhörern empfahl, und jetzt seine Erhöhung zum geistlichen Rath beförderte, war seine unbescholtene Altgläubigkeit, — was ihn wahrhaft ehrte, sein gutmüthiger Sinn, der oft die Heftigkeit der übrigen Bündner milderte. Ungleich höher stand Silberschlag, Prediger an der nähmlichen Kirche, doch nicht als Bibelforscher, sondern als Kenner der Größenlehre und Baukunst. Wie viel er hierin vermochte, hat er theils in Schriften, theils durch Geschäfte bewährt, und der Verständige gern erkannt; aber er selbst, auf das wahre Verdienst den kleinsten Werth legend, setzte sein geistliches Wissen stets über sein weltliches und rühmte sich — bezeichnend für seine Denkart! — neben eigner Rechtgläubigkeit, sogar der Rechtgläubigkeit seiner Vorfahren. Beyde übertraf an Weltsinn und kluger Umsicht der dritte, der zum geheimen und geistlichen Rath erhobene Hillmer, geboren 1756 zu Schmiedeberg, einer Gebirgsstadt Schlesiens. In der Brüdergemeinde zu Niesky, wo er erzogen ward, erhielt sein Gemüth die erste Richtung zum Uebersinnlichen. Tiefer begründete diese nachher der geöffnete Zutritt zu den Geheimnissen einer verderblichen Maurerey in Paris, wohin er als Gesellschafter junge Herrn von Adel begleitet hatte. Was er von dort noch an gesunder Beurtheilung rettete, vernichtete Umgang und fremder Einfluß. Durch den Herzog Eugen von Wirtemberg, den gleiche Neigung und gleiches Streben zu ihm hinzog, ward er dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm zuerst bekannt und empfohlen.

Von nun an begannen die Finsterlinge ihr Haupt stolzer emporzuheben, und mancherley Zeichen den Hellsehenden Gefahr zu verkünden. Die neue

1) Woltersdorf war nicht an der Dreifaltigkeits- sondern an der St. Georgen-Kirche. Er war übrigens freilich kein gelehrter Mann, aber ein trefflicher Seelsorger, dessen Andenken bei seiner Gemeine lange im Segen geblieben ist.

geistliche Prüfungsbehörde (den Nahmen trug sie) empfing am 31sten August eine amtliche Vorschrift, vom Könige allein unterzeichnet, und in dieser eine Gewalt, die, folgerecht ausgeübt, alle Denkfreyheit lähmte und alle Gewissen band. Mit größter Strenge (dahin lautete im Wesentlichen der Verhaltungsbefehl) sollten die Viermänner den ausgegangenen Glaubensbefehl wahrnehmen, und zu seiner Vollziehung wirken. Keiner, der um ein Schul- oder Kirchen-Amt sich bewarb, durfte von der geistlichen Ober-Behörde geprüft und angestellt werden, bevor ihn jene geprüft und in der Lehre lauter befunden hatten. Der Prüfung der Ober-Behörde selbst waren wenigstens zwey von ihnen jedesmahl beyzuwohnen gehalten, um ihr (so hieß es) mehr Gewicht und Ordnung zu geben. Ueber die sämmtlichen Prediger und Schullehrer in den Preußischen Landen ward ihnen gebothen, mit Hülfe von Unter-Behörden, Verzeichnisse anzufertigen und darin die Alt- und Neu-Gläubigen zu vermerken, auch die Provinzen zu bereisen und die öffentlichen Lehranstalten zu untersuchen. Ueberdem erhielten Hermes und Hillmer den Auftrag, was zur Erreichung des Zwecks von neuen Büchern und Vorschriften erfordert werde, gemeinsam auszuarbeiten, und der letztere die besondere Weisung, alle gelegentlichen Aufsätze und die in das Gebieth der Sittenlehre einschlügen, und, mit Zuziehung seiner Amtsbrüder, die Bücher, welche Glaubenswahrheiten beträfen, vor dem Abdrucke zu würdigen.

Wenn etwas über die genommenen Maßregeln beruhigte, so waren es zuvörderst die unbezweifelte Milde Friedrich Wilhelms, und dann die Männer, in deren Hände er die Ausführung des Geschäftes gelegt hatte. Keiner von ihnen, wie schon gedacht, genoß, als Gottesgelehrter und Weltweiser, Achtung und Zutrauen und was insbesondere Hermes, der Führer von allen, ausgehen ließ, verrieth eine fast unglaubliche und wahrhaft überraschende Unkunde alles Bessern, und selbst des richtigen Ausdrucks. Der erwähnte Prüfungs-Entwurf für die geistlichen Ober-Behörden floß so von Sprachfehlern über, daß es nöthig ward, den ersten Abdruck zurückzunehmen; einige Predigten, die er bekannt machte, ermangelten alles Gehalts, und sein allgemeines Lehrbuch für die niedern Schulen der Preußischen Staaten, die christliche Lehre im Zusammenhang, vor dreyßig Jahren von irgend einem rechtgläubigen Prediger geschrieben, und nun, wie die Aufschrift rühmte, für die Bedürfnisse der Zeit umgearbeitet, widersprach diesen gerade zu. Gleichwohl war auch so noch zu fürchten, es möge der Dünkel, eben, weil er von allem Verdienst entblößt sey, die Rechtfertigung seiner Ansprüche in der Gewalt suchen, und wenn nicht bleibenden Antheil, doch Hemmung des Guten hie und da, Zurückdrängung manches Biedermanns und Verfolgung des Einzelnen bewirken. In jedem Fall war es schmerzlich für die aufgeklärten Bewohner Berlins, daß die kirchlichen Angelegenheiten solche

Umwandlung erfuhren und Unwissenheit und Bedrückung gerade bey ihnen ihren Sitz aufschlugen.

2. Beispiel.

Die Schlacht bei Jena, am 14. Okt. 1806.

(Gesch. d. preuß. Staats. Bd. 2. S. 157—163.)

Unter den Führern der sich gegen über stehenden Heere war keiner thätiger und besorgter, als Napoleon, der am ruhigsten sein durfte. Bald nach seiner Ankunft in Jena (und er war dort Nachmittags um zwey Uhr[1]) eingetroffen) hatte er den Landgrafenberg bestiegen und die feindliche Stellung beurtheilt. Sogleich faßte er seinen Entschluß. Mit dem Einbruche der Nacht begann überall Bewegung und Leben. Unter seinen Augen ordnete sich auf dem Gipfel jenes Bergs der ganze Streithaufen des Marschall Lannes, links der Anhöhe in drey Linien die Abtheilung Gazan, rechts die Abtheilung Suchet, und die Garden in ein Viereck, um den Kaiser, der hier übernachten wollte, in ihre Mitte zu nehmen. Ein lauter Zuruf grüßte ihn, der bey Fackelschein von Reihe zu Reihe zog, so oft er an eine neue kam. Zugleich ward in den Abhängen des Saalthals unablässig gearbeitet, hier Holz gefällt, um die Wege auf die Höhen für das Geschütz zu ebenen, dort das Geschütz durch Menschenhand fortgeschafft und zwischen den Abtheilungen aufgepflanzt, auch, nach der Angabe ortskundiger Männer, von der Stadt und den nahen Thälern aus, Zugänge eröffnet, um dem Volke, das auf der Bergplatte keinen Raum fand, seine Entwickelung zu erleichtern. Es war eine wunderbar bewegende Nacht. Das Preußische Heer, in einer Linie über sechs Stunden ausgedehnt, erleuchtete durch seine Wachtfeuer den Himmel; das Französische eng und zusammengedrängt verrieth sich durch einzelne und wenig sichtbare. Die Wachen selbst standen kaum auf Schußweite entfernt. Die von Preußischer Seite sahen den Fackelzug des Kaisers, hörten den Jubel der bewillkommenden Krieger, vernahmen den Holzschlag in der Tiefe und das Rasseln des aufgefahrnen Geschützes längs den Bergen, und meldeten alles an ihre nächsten Behörden: aber war es schlaffe Sorglosigkeit, oder blinde Zuversicht, — zu den Fürsten, wie wenigstens allgemein behauptet wird, gelangte von dem Wahrgenommenen keine Kunde.

Unter solchen Verhältnissen brach der 14te October an, schon acht und vierzig Jahre früher bey Hochkirchen den Preußen verderblich. Rund umher deckte dichter Nebel Wald und Thal; in dem Hauptlager des Fürsten (von Hohenlohe) wohnte die tiefste Stille, und allgemein herrschte der Glaube, der größere Theil der Französischen Heeresmacht sey nach Naumburg und Kösen gezogen und für

1) Am 13. Oktober 1806.

heute nichts zu fürchten, als die Folgen der getroffenen Vorkehrungen Napoleons sich offenbarten. Die leicht zurückgeworfenen Vorposten Tauenziens verkündigten beydes die Gegenwart und die Absicht des Feindes, und die Unterstützung, die vom Dornberge herab über Klosewitz und rechts von Lützerode herzueilte, setzte der begegnenden Gewalt keine Gränze. Immer heftiger durch Suchet und Gazan unter Lannes gedrängt, floh ein Theil, in lockere Haufen sich auflösend, über Krippendorf und Vierzehnheiligen, und ein anderer, mehr zusammengehalten, über Alten-Gönne nach Hermstädt und später nach Apolda. Noch vor der achten Stunde war die Vorarbeit zur Schlacht vollendet.

Den Fürsten in Capellendorf weckte der Donner des Geschützes aus seiner Ruhe, nicht aus seinen Träumen. Immer noch wähnend, daß ihm keine Gefahr drohe, hatte er eben auf dem rechten Flügel befohlen, man solle nicht ausrücken, sondern sich blos zum Ausrücken fertig halten, und erstaunte nicht wenig, in dem Augenblick den linken Flügel die Zelte abbrechen und in voller Bewegung zu sehn, als ihm Grawert, der daselbst anordnete, das Unglück des Tauenzienschen Heerhaufens meldete, und wie höchst nöthig ihm dünke, das Volk gegen Vierzehnheiligen vorzuführen. Jetzt erst und weil das Herandrängen der Fliehenden die Aussage bald außer Zweifel setzte, glaubte man an die Nähe des Feindes, obwohl noch nicht an seine Uebermacht und das Daseyn Napoleons, und rüstete sich zur Begegnung. Das Fußvolk unter Grawert stellte sich zwischen Klein-Römstädt und Kötschau, die Reiterey, vom Fürsten selbst herbeygeführt, eilte vorwärts, um die Tauenzienschen Krieger zu unterstützen, und an tauglichen Orten legte man Geschützbetten an. Auch die Sachsen, deren Ober-Feldherr sein Hauptlager in Hohlstädt hatte, brachen auf, als die Gefahr nahte, und nahmen ihre Richtung, der größere Theil der Reiterey nach Isserstädt, das Fußvolk, den Weimarschen Hochweg zur Rechten, nach dem Flohberg. Gegen Magdala, von woher man immer noch einen Angriff erwartete, standen beobachtende leichte Haufen. Zugleich ward Holzendorf, der in der Gegend von Rödichen stand, eilends beschickt, um Dornburg besetzt zu halten: allein zu spät. Dornburgs Brücken und Höhen, vernachlässigt, wie alles, waren längst in den Händen von Ponte-Corvo; und Holzendorf, früh durch das Lohholz geworfen und bald über Zwätzen her angegriffen vom Marschall Soult, flüchtete bereits (man vernahm deutlich das lebhafte Feuern aus dem großen und kleinen Gewehr) nach den Hügeln von Stobra.

Indeß blickte die Sonnenscheibe blutroth aus dem Dunstkreise hervor. Das Sächsisch-Preußische Heer ordnete sich, ungeachtet der Schwierigkeit, die ihm der Nebel und der Sumpfboden legte, und rückte gegen Vierzehnheiligen an, das die Franzosen bereits besetzt hatten. Bald begann ein mörderischer Kampf, der den Preußen, wiewohl mehrere ihrer Abtheilungen schwankten, sich zerstreuten und wieder gesammelt wurden, einigen Vortheil

brachte. Der Feind wich in etwas zurück, ohne übrigens das gewonnene Dorf aufzugeben, und erwartete Verstärkung. In diesem Augenblick schien alles von der Erscheinung des Feldherrn Rüchel abzuhangen, der von den Lehnstädter Höhen bei Weimar herüber kommen sollte. Gleich nach der Anordnung der Schlacht hatte der Fürst an ihn gesandt und ihm die einzuschlagende Richtung bezeichnet; und jetzt in der eilften Stunde des Tages entboth er ihm schriftlich noch einmahl, „er möge eilen; das Gefecht laufe glücklich. Alles beruhe auf zeitiger Unterstützung.“ Allein, statt der frohen Bothschaft von seiner Nähe, auf die man so ängstlich hoffte, hörte man das Feuern auf den Höhen von Stobra allmählig verstummen. Zwey neue Heersäulen unter dem Prinzen von Ponte=Corvo, der von Dornburg aus über Zimmern hervorbrach, hatten die Abtheilung Holzendorfs, nachdem sie durch Soult zwey Stunden lang mehr beschäftigt als gedrängt worden war, zum Rückzug auf Buttelstädt genöthigt. In dieser Lage hielt der Fürst für rathsamer, Vierzehnheiligen nicht zu stürmen, sondern ließ es durch eine Brandkugel anzünden, um den Feind zu verjagen. Er selbst beschloß seine Stellung bis zur Ankunft Rüchels zu behaupten und geboth den Sachsen, ihm durch Vertheidigung der Schnecke die rechte Seite zu sichern.

Desto eifriger stärkten und verbreiteten sich die Franzosen. Von den Höhen von Klosewitz aus senkten sich, was der fallende Nebel deutlich offenbarte, zahlreiche Schaaren in den Isserstädter Forst, warfen, was ihnen entgegenstand, und verderbten ein aufgeführtes Stückbett. Andere stürmten unter Lannes nach dem brennenden Vierzehnheiligen, in dessen Gärten ihre Waffenbrüder sich immerfort hielten, und errangen auch hier Vortheile. Der Heerhaufe Soults, nun frei geworden durch Holzendorfs Abzug, drängte die Reiterey des linken Flügels nach Hermstädt, während in der rechten Seite Augereau immer stärker die Oberhand gewann. Allmählig wich die ganze Abtheilung Grawerts nach Klein= und Groß=Romstädt zurück, und das mörderische Feuer löste allen Zusammenhang. Nur hie und da widerstand noch im Einzelnen die Tapferkeit, oder bildete sich um die verlassenen Fahnen ein kleiner Kern.

In dieser Verwirrung (es war etwa zwischen zwei und drei Uhr) erschien, über Frankendorf nach Capellendorf ziehend, und das untergebene Volk auf dem Sperlingsberge ordnend, der Feldherr Rüchel, aber nicht, wie er wähnen mochte, um einen Triumph über den Feind und den Fürsten zugleich zu feyern, sondern um die Niederlage zu mehren. Er hatte nähmlich seine Mannschaft kaum aufgestellt, als er bereits in die rechte Seite genommen ward. Ein wohlgerichtetes Stückbett wüthete in den Reihen. Mehrere der tapfersten Führer fanden Tod oder Wunden; er selbst empfing gleich anfangs eine Schußwunde unter dem Herzen und mußte sich nach Frankendorf bringen lassen. Bald ergriffen einzelne Haufen die Flucht und rissen die noch Standhaften mit sich fort. Die ganze Abtheilung schien ge=

kommen, um zu verschwinden, ein nutzloser Zeuge der verlornen Schlacht und selbst unfähig sie herzustellen.

Indeß um und neben Romstädt so unglücklich gefochten ward, vertheidigten die Sachsen immerfort den ihnen angewiesenen Posten zwischen Isserstädt und Schwabhausen, zu beschäftigt, um den Gang des Kampfs oberhalb zu verfolgen und von Niemand benachrichtigt. Aber es dauerte nicht lange, so traf das allgemeine Schicksal auch sie. Die Abtheilung des Marschalls Augereau, noch zeitig genug eintreffend, um den Sieg zu theilen, brach mit Gewalt hervor und drohte sie zu umzingeln. Umsonst gewann es kurze Zeit das Ansehn, als ob sie, in Vierecke gesammelt, sich retten würden. Als sie in der Gegend von Kötschau anlangten, wurden sie, sammt den Preußischen Schwadronen Bila und Getkandt und den leichten Füßern unter Boguslawski, die auch auf ihrer Stelle, jenseits des Weimarschen Hochwegs, verharrt hatten, und nunmehr flüchteten, von der Französischen Reiterey umstellt und theils niedergehauen, theils gefangen. Nur eine kleine Anzahl schlug sich, an der Spitze ihres Führers, des Feldherrn Zeschwitz, durch und erreichte den Theil der Sächsischen Reiterey, der unter dem zweyten Zeschwitz, jenes Bruder, mit Rüchel von neuem vorgedrungen war und geschlagen eben bei Hohlstädt ankam. Von jetzt nehmen beyde Haufen noch einige fliehende Abtheilungen in sich auf, setzen sich nochmahls und versuchen den mancherley Flüchtlingen den Rücken zu sichern, aber ohne großen Erfolg. Die feindliche Uebermacht gestattet keine Ruhe, sondern zerstreut sie so sehr, daß der eine Theil auf der Straße nach Erfurt forteilt und der andere nordlich durch die Engen von Dennstädt der Ilm zuflieht. Solches waren die Glückswechsel einer Schlacht, die in Sorglosigkeit begonnen, ohne Einsicht geleitet, durch zwecklose Kühnheit verschlimmert und mit beyspielloser Verwirrung geendigt ward.

Zu eben der Zeit hatte auch des Königs Heer ein ähnliches Schicksal erfahren. Es war am 13ten October in der achten Frühstunde, als die erste Abtheilung desselben unter Schmettau von Weimar aufbrach, die beyden andern unter Wartensleben und Oranien ihr in stündigen Zwischenräumen nachzogen, und Nachmittag um drey Uhr die letzte unter dem Grafen von Kuhnheim folgte, alle in einer Säule auf den Hochweg nach Auerstädt hin gerichtet. Dieselbe Unwissenheit, die bey dem Hohenlohischen Heere über des Feindes Anzahl und Absicht obwaltete, herrschte auch hier und, wie bey jenem, die verderblichste Fahrlässigkeit. Die wichtigen Engen, die bei Kösen über die Saale führen, standen dem Feinde offen, und man meinte sie am folgenden Tage zu besetzen. Die ermüdeten Krieger wurden angewiesen, unter kaltem Himmel zu übernachten, und fanden, wenige ausgenommen, weder Speise noch Trank, sich zu erwärmen und die Kräfte zu stärken. Ein Kampf auf den folgenden Tag schien gewiß und man strebte nicht einmahl die steilen Hohlwege hinter dem tief liegenden Auerstädt zu

gewinnen, während der französische Feldherr Davoust sich noch in der Nacht des Kösner Berges bemächtigte.

Am Morgen des 14ten Octobers setzte die Abtheilung unter Schmettau, gedeckt von der Reiterey unter Blücher, sich im dichten Herbstnebel in Bewegung. Die voraufziehenden leichten Truppen stießen zwischen den Dörfern Popel und Tauchwitz auf die Spitze des französischen Vortrabs, der bald zurückwich, und da man immerfort mit einem kleinen Haufen zu kämpfen wähnte, so rückte ein Theil der Reiterey so hitzig über Hassenhausen hinaus, daß ihn plötzlich ein Kugelregen von einem Stückbette zur Rechten faßte und mit Verlust seines berittenen Geschützes zur Flucht zwang. Jetzt schritt die Abtheilung Gudin vorwärts und beschoß die Schmettauische von den beherrschenden Anhöhen mit Erfolg. Es ward offenbar, daß die Gegenkraft viel zu schwach war, und der Herzog von Braunschweig sandte Bothen auf Bothen, um die Eile der Nachziehenden zu beschleunigen. Endlich überwanden die Abtheilungen Wartensleben und Oranien den Morast Auerstädts und die beschwerlichen Hohlwege, und erreichten, jene, durch den Grund von Rehhausen, den rechten Flügel, und diese zur Unterstützung die Mitte. Alsbald gewann der Kampf, zumahl der Himmel sich eben aufklärte, eine ernstere Gestalt und der Streitenden Anstrengung wuchs. Das Fußvolk des Französischen rechten Flügels, in Vierecke gesammelt, wies Blüchers Reiter, die über Zechwar und Spillberg hinaus anrückten, standhaft zurück und vereitelte wiederholte Versuche. Dagegen drangen einige Reiter-Schwadronen der Wartenslebenschen Abtheilung, die dem Fußvolke voraneilten, in den linken Flügel des Feindes ein und schienen das Glück hier zu fesseln. Schon dachte man Hassenhausen zu nehmen. Man erkannte die Wichtigkeit des Besitzes.

Aber wie der Sieg das Hohenlohische Heer trüglich einen Augenblick suchte, und schnell und auf immer wieder verließ, so täuschte er auch das königliche. Während die Preußischen Abtheilungen noch im Vorrücken und Entwickeln begriffen waren, trafen nicht nur die beyden Französischen, Morand und Friand, zur entscheidenden Stunde ein, und schlossen sich rechts und links an die von Gudin; das Verhängniß begünstigte selbst noch auf andere Weise den Feind. Der Graf von Schmettau hatte bereits an der Spitze der Seinigen eine tödtliche Wunde empfangen, als auch der Herzog von Braunschweig, der im Gewühle der Schlacht Befehle gab, ihr geraubt ward. Eine Kugel, die über dem rechten Auge eindrang und das linke aus seiner Höhlung trieb, warf den Unglücklichen besinnungslos nieder. Das bluttriefende Gesicht mit einem Tuche verhängend, brachte man ihn zu Pferde, vorüber vor der Abtheilung Oranien, die sich eben entfaltete, nach Auerstädt, wo er in seinen Wagen gehoben und die Wunde gereinigt ward, und von dort weiter rückwärts.

Der Verlust des obersten Feldherrn, von dessen Entwurf außer ihm

Niemand wußte, hätte wohl auch einem glücklichen Kampf geschadet, wie vielmehr einem zweifelhaften. Schon drängte des Feindes neu verstärkter rechter Flügel den linken der Preußen mächtig zurück; die Reihen der Schmettauischen Abtheilung wurden je länger je dünner; auch die unter Wartensleben, wiewohl ihre Stelle behauptend, litt nicht wenig, als endlich die Abtheilung Oranien über Rehhausen und Popel vorrückte. So gekräftigt griff man Hassenhausen abermahls an und warf das feindliche Fußvolk hinein, indeß die Ueberbleibsel des Schmettauischen Heerhaufens sich hinter der vorschreitenden Linie sammelten. Allein die Abtheilung Morand, der nichts mehr entgegenstand, zog sich (es war in der zehnten Stunde) um den linken Flügel herum, errichtete an dem Kirchhof von Spillberg zwölf Stücke Geschütz und sandte den Preußen ganze Schwärme von Plänklern in den Rücken. Selbst ein kühner Angriff, den der Prinz Wilhelm gegen eilf Uhr von Sulza her auf das Französische Fußvolk mit der Reiterey unternahm, scheiterte an den festen Vierecken, in deren einem sich Davoust aufhielt. Um diese Zeit traf Blücher den König im Gewühle. Noch sahen mehrere Haufen, zur Unterstützung aufgespart, müssig dem Kampfe zu, und die Reiterey zu sammeln war leicht. Da fragte Blücher, ob er beyde heranführen solle: aber der König, unbekannt mit Hohenlohes und Rüchels Schicksalen, wünschte sich zu verstärken und die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern. Von nun an begann des Preußischen Heeres Rückzug. Der rechte Flügel, zuerst wenig verfolgt (es fehlte dem Feinde an aller Reiterey), zuletzt von dem Sonnenberg aus bestrichen, wendete sich über Sonnendorf, der linke, heftiger beunruhigt, allein durch die Rückstehenden gesichert, zog über Rehhausen, beyde ohne große Einbuße, auf Auerstädt; aber, durch Wurfgeschütz von den beherrschenden Anhöhen angezündet, mußte der Ort in Eile verlassen werden. An Anzahl, vorzüglich an Reiterey, waren die Preußen ihren Gegnern wohl überlegen; der Tapferkeit ermangelten so wenig die Gemeinen, als ihre Führer, deren ein großer Theil todt oder verwundet fiel. Auch das Unglück des Herzogs von Braunschweig hat schwerlich über des Tages Ausgang entschieden. Was die Schuld der Niederlage trug, war die Verachtung des Gegners und daraus entspringende Sicherheit, die Anwendung der Truppenmassen, die, vereinzelt ins Treffen geführt, einzeln bezwungen wurden, und die überlegte Anordnung und ruhige Haltung des Französischen Feldherrn.

Der König eilte auf der Straße nach Weimar vorwärts, um zu neuem Kampf sich zu rüsten, als man plötzlich auf den Höhen von Apolda Bewegungen feindlicher Massen wahrnahm. Diese unerfreuliche Erscheinung gab die erste Ahndung von dem, was bey Jena geschehen war, und bestimmte ihn, mit einem Theil seiner Garden und andern Kriegern sich links nach Sömmerda abzuwenden. Hier überdachte er sein Unglück, mit dessen Umfang er unterwegs genauer bekannt geworden war, und schrieb in dem

Hause des Predigers an den Französischen Kaiser. Der oben erwähnte Herr von Montesquiou hatte ihm dessen Schreiben während der Schlacht eingehändigt, und die freundlichen Gesinnungen, die es aussprach, erregten Hoffnungen zur Aussöhnung. Ungewiß jedoch der Großmuth des Siegers, suchte er unverweilt Sondershausen.

---

5. Gottlieb Jakob Planck. 1751—1833.

Gottlieb Jakob Plank wurde am 15. November 1751 zu Nürtingen im Würtembergischen geboren. Früh der Theologie gewidmet studirte er zu Tübingen und wurde daselbst, kaum 23 Jahr alt, 1774 zum Repetenten der theologischen Facultät ernannt. Nachdem er hier sechs Jahre gewirkt, wurde er 1780 als Prediger der Karlsacademie in Stuttgardt und im folgenden Jahre als Prediger daselbst angestellt. Nachdem er schon sein Hauptwerk: Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs seit dem Jahre 1781, aber ohne seinen Namen zu nennen, angefangen hatte, wurde er 1784 zu der Stelle berufen, an welcher er segensreich und herrlich bis an das Ende seiner Wallfahrt gewirkt und unter den großen Theologen seiner Zeit eine der bedeutendsten Stellen eingenommen hat. Obschon für alle Fächer der Theologie gebildet, ist er doch vornehmlich für Kirchengeschichte und Dogmengeschichte am bedeutendsten als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen und hat hierin die höchste Stelle in der theologischen Welt eingenommen, bis sein größerer Schüler, der uns nun auch entrissene A. Neander sie ihm streitig machte. Er hat alle die Stufen theologischer Würden erstiegen, wie sie einem ausgezeichneten Professor in Göttingen zu Theil werden können. 1784 wurde er Professor der Theologie, 1791 Consistorialrath und erster Professor der theol. Facultät, 1806 Generalsuperintendent des Fürstenthums Göttingen und unter der westphälischen Regierung Präsident des Consistoriums. Auch wurde er noch Oberconsistorialrath und Abt zu Burfelde. Im Jahre 1831 feierte er sein 50jähriges Amtjubelfest, wo er das Commandeurkreuz des Guelfenordens und den Orden der würtenbergischen Krone erhielt. — Die vielfachen Ereignisse seiner bewegten Zeit und die mannigfachen Kämpfe der kirchlichen Parteien in Deutschland gaben ihm Veranlassung seine väterliche, immer gern vernommene Stimme rathend und warnend und immer mild versöhnend zu erheben, was um so größeren Eindruck machen musste, da man wusste wie klar das kirchliche Leben aller Zeiten vor seinem Forscherblick lag, so hat er auch besonders in Sachen der kirchlichen Union und der Stellung

der katholischen Kirche treuen Rath ertheilt. Seine Schrift: „das erste Amtsjahr des Pfarrers von S." gab jungen Geistlichen fruchtbare Winke im kirchlichen Verwaltungssache. Ehrwürdig und hochgeehrt, als einer der gelehrtesten Theologen anerkannt, eine Zierde seiner Hochschule, Lehrer und Bildner vieler Tausende von Schülern, welche in ihm die tiefe Gelehrsamkeit, wie den milden, echt christlichen Sinn ehrte, lebte er bis zum Greisenalter in unermüdeter Thätigkeit. Noch musste er den schweren Verlust seines Sohnes und Collegen Dr. Heinr. Ludw. Planck im Jahre 1831 bitter erfahren und entschlief am 31. August 1833 sanft und müde.

Als kirchlicher Geschichtschreiber gehörte er zur pragmatischen Schule. Sein Ausdruck klar und deutlich, sein Urtheil gründlich und mild, doch fehlt seinem Stile Lebendigkeit und Gedrängtheit, nur um die gründliche Auseinandersetzung der Sache, nicht um Glanz und Schönheit der Darstellung ist es ihm zu thun und hat er sich so auch als Schriftsteller rühmliche Anerkennung erworben.

Seine Werke sind: 1. Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der **Bildung** unseres **protestantischen Lehrbegriffs** vom Anfang der Reformation bis zu der Einführung der Concordienformel. Auch unt. d. Tit.: Geschichte der Bildung, der Schicksale und der Befestigung der protestantischen Kirche vom Anfang der Reformation bis zu dem Religionsfrieden vom J. 1555. Bd. 1 Lpz. 1781, anonym. 2 Aufl. 1791. (Bis zum Wormser Edict. 26. Mai 1521.) — Bd. 2. Lpz. 1783, anonym. 2 Aufl. 1792. (Bis zum Gespräch zu Marburg 1529.) — Bd. 3 a. Lpz. 1788. Neue Aufl. 1796. (Bis zur Wittenberger Concordie 1536.) — Bd 3 b. Lpz. 1788. N. A. 1796. (Bis zum Religionsfrieden 1555.) — Bd. 4. A. unt. d. Tit.: Geschichte d. prot. Theologie von Luthers Tode bis zu der Einführung d. Concordienformel. (Bd. 1. Lpz. 1796. Bis auf d. Strigelschen Streitigk.) — Bd. 5 a. Lpz. 1798. (Bd. 2 a. bis zu den Flacianischen Streitigk. bis 1501.) — Bd. 5 b. Lpz. 1799. (Bd. 2 b. Bis zur Ausrottung des Calvinism. in Sachsen.) — Bd. 6. Lpz. 1800. (Bd. 3. Bis zur Einführung der Concordienformel.) — 2. Geschichte der Entstehung und Ausbildung **der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung** im römischen Staate, von Gründung der Kirche an bis Anf. deß 17. Jahrh. 5. Bd. 8. Hannov. Hahn 1803—1808. (Im Auszuge v. Adolf Overbeck. Stuttg. Metzler. 1823.) — 3. Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel. 2 Bde. Göttingen 1818. — 4. Gesch. der protestantischen Theologie von der Concordienformel bis in d. Mitte d. 18. Jahrh. Göttingen 1832. (Fortsetzg. v. 1.) — 5. Neueste Religionsgesch. als Fortsetzung Walchs. 3. Th. gr. 8. Lemgo Meyer 1783—1803. — 6. Einl. in d. theol. Wissenschaften. 2 Th. gr. 8. Lpz. 1794—1795. — 7. Grundriß einer theol. Encyclopädie zu Vor=

lesungen. 8. Gött. 1813. — 8. Abriß e. histor. u. vergleichenden Darstellung der dogmat. Systeme unsrer versch. christl. Hauptpartheien. 8. Gött. 1822. — 9. Ueb. d. Trennung u. Wiedervereinigung der getrennten christl. Hauptpartheien. Tüb. Cotta. 1803. 8. — 10. Betrachtungen über d. neusten Veränderungen der deutsch-kathol. Kirche. Hannov. 1808. — 11. Worte des Friedens an die kathol. Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen. Gött. 1809. — 12. Ueber d. gegenwärtige Lage und Verhältnisse d. kath. u. protestant. Parthey in Deutschland. 8. Hannov. 1816 (nach der Stiftung des deutschen Bundes). — 12. Ueb. den gegenwärtigen Zustand unsrer protestant. Kirche und einige ihrer dringendsten Zeitbedürfnisse. Erfurt. 1817. (Festrede bei der Jubelfeier der Reformation.) — 14. Ueb. d. Behandlung, die Haltbarkeit u. den Werth des hist. Beweises für d. Göttlichk. des Christenth. Gött. 1821. — 15. Das erste Amtsjahr des Pfarres von S. Gött. 1823. — 16. E. Reihe Programme seit 1791. Anecdota quaedam ad historiam concil. trident. pertinentia. — Auch gab er die 5. Ausg. d. Spittlers Grundriß d. Gesch. d. christl. Kirche heraus und würdigte den Freund in der Schrift: Ueber Spittler als Historiker. Gött. 1811.

---

1. Beispiel.

Luther auf dem Reichstage zu Worms. 16. 17. April 1521.

(Gesch. des protest. Lehrbegriffs. Bd. I. S. 397.)

Den 16. April zog Luther auf einem offenen Wagen in Worms ein, und den andern Tag wurde er bereits von dem Reichserbmarschall, Ulrich von Pappenheim, vor die Reichsversammlung gefordert und geführt. Der Kanzler des Churfürsten von Trier, Johann von Eck, legte ihm im Namen der Versammlung die Fragen vor, ob er die Bücher, welche man ihm zeigte, für die seinigen erkennen, und ihren Inhalt widerrufen oder darauf bestehen wolle? Die erste Frage wollte Luther sogleich bejahen, als D. Schurf in seinem Namen forderte, daß die Bücher namentlich angeführt werden sollten, und da dieß geschehen war, bat Luther wegen der andern Frage um Bedenkzeit, zu welcher ihm auch ein Tag bewilliget wurde, den er, wie der Erfolg zeigte, nur dazu anwandte, seiner schon lange beschlossenen Antwort die gehörige Förmlichkeit zu geben.

An diesem zweiten von Luthers Freunden und Feinden mit gleich ängstlicher Unruhe und nur von ihm selbst mit Freuden erwarteten Tage wurde er wieder vor den Reichstag geführt. Eine unzählbare Menge Volks strömte von allen Seiten herzu, und selbst Fürsten drängten sich, den Mann zu

sehen und zu bewundern, der mit der edelsten Demuth in ihrer Mitte stund, ohne nur ein Zeichen von Furcht blicken zu lassen. Münchlein, Münchlein! sagte der deutsche im Krieg grau gewordene Held Georg Frunsberger zu ihm, indem er ihm im Vorbeygehen auf die Schulter klopfte, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meynung und deiner Sache gewiß, so sey nur getrost, und fahre in Gottes Namen fort. Gott wird dich nicht verlassen! Auch sprachen ihm noch andere Große Muth zu, oder munterten ihn durch Blicke auf, aber sie wurden sehr bald überzeugt, daß der Mann, der vor ihnen stand, keine solche Aufmunterung nöthig habe.

Sobald der churtrierische Official seine Anrede geendiget hatte, fieng Luther die seinige mit der ehrerbietigsten Entschuldigung an den Kayser und an die Stände an, und gieng dann sogleich zur Beantwortung der Fragen über, die ihm vorgelegt worden waren. Er bekannte sich zuerst zu allen jenen Schriften, die ihm gezeigt wurden, aber theilte sie dann in verschiedene Klassen ein, um sich ganz bestimmt wegen des Widerrufs erklären zu können, der von ihm gefordert wurde. In etlichen, sagte er, sey vom christlichen Glauben und guten Werken so schlecht, einfältig und christlich gelehrt, daß auch die Widersacher selbst bekennen müßten, sie seyen nützlich, unschädlich und würdig, von christlichen Herzen gelesen zu werden: wenn er nun diese widerrufen sollte, so würde das eben so viel seyn, als wenn er allein unter allen Menschen die von Freunden und Feinden erkannte Wahrheit verdammen sollte. In der andern Art seiner Bücher sey das Pabstthum und der Papisten Lehre angegriffen, ihre falsche Lehre, ihr böses Leben, ihre ärgerlichen Beyspiele, ihre boshaften Künste, die Gewissen zu bestricken, und ihr unglaublich tyrannischer Geiz bestraft, welcher fast alle Güter und Reichthümer der Erde, vorzüglich der deutschen Nation, verschlungen habe, und noch zu verschlingen fortfahre. Wenn er nun auch diese widerrufte, so würde er nichts anders thun, als daß er ihre Tyranney stärkte, und ihr gottloses Regiment bestätigte, sonderlich, so gerühmt würde, daß er auf Befehl des Kaysers und des ganzen römischen Reichs widerrufen habe. Die dritte Art seiner Bücher sey endlich wider einzelne Personen gerichtet, die sich unterstanden hätten, die römische Tyranney zu schützen und zu vertheidigen, und die gottselige Lehre, die er gelehrt habe, zu verfälschen und zu dämpfen. Er wollte frey bekennen, daß er in Ansehung dieser oft etwas hitziger und schärfer gewesen sey, als sich nach der Religion und nach seinem Amt gebührt hätte, aber er könne auch diese nicht widerrufen, weil es durch solch Widerrufen abermals dahin würde kommen, daß Tyranney und gottloses Wesen durch seinen scheinbaren Beyfall gestärkt, überhand nehmen, und wider Gottes Volk viel grausamer wüten würden, als bisher geschehen sey. „Doch setzte er noch hinzu, weil ich ein Mensch und nicht Gott bin,

„kann ich meinen Büchern anders nicht helfen noch sie vertheidigen, denn „mein Herr und Heyland Jesus Christus seiner Lehre gethan hat, welcher, „da er vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre befragt, von des „Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach er: habe „ich übel geredt, so beweise es, daß es unrecht sey. — Darum bitte ich „durch die Barmherzigkeit Gottes E. K. Majestät, Chur= und fürstliche „Gnaden, oder wer es thun kann, er sey hohen oder niedrigen Standes, „wollen Zeugniß geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften „überwinden, daß ich geirrt habe; alsdenn, so ich überzeugt bin, will ich „ganz willig und bereit seyn, allen Irrthum zu widerrufen, und der erste „seyn, der meine Büchlein ins Feuer werfen will.“ Als hierauf der trierische Official etwas heftig einfiel, daß er nicht zur Sache geantwortet hätte, und daß bey dieser Gelegenheit nicht disputirt, sondern eine runde und einfältige Antwort von ihm verlangt würde, ob er widerrufen wolle oder nicht? da antwortete Luther: „weil dann eine schlechte, einfältige, richtige Antwort „von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch „Zähne haben soll, nemlich also: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen „der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und „Ursachen überwunden und überweiset werde, (denn ich glaube weder dem „Pabst noch den Koncilien allein nicht, weil es offenbar und am Tage ist, „daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben,) und ich also von „den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt sind, überzeugt, und „mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann ich und will ich nichts „widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen „zu thun. Hier stehe ich: ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“

Das große in dem Betragen Luthers bey dieser Gelegenheit darf wohl nicht erst durch eine weitere Entwickelung fühlbar gemacht werden, aber ein einzelner Zug darinn wird durch die Erinnerung an einen besondern Umstand seiner damaligen Lage allzusehr erhoben, als daß es hier ganz unbemerkt bleiben könnte. Nicht daß Luther die Wahrheit, die er bisher gelehrt hatte, nun auch vor seinen Richtern und vor seinen Feinden unerschrocken bekannte, sondern daß eben der Mann, der sie bisher mit einem solchen Trotz und mit solcher Heftigkeit, unter eben so drohenden Gefahren, vertheidigt hatte, daß er sie in eben dem Augenblick, da er nicht nur bereit war, sein Leben für sie aufzuopfern, sondern sich eigentlich sehnte, um ihretwillen zu sterben, daß er sie vor eben den Menschen, die seiner festen Ueberzeugung nach bereit waren, sein Blut zu vergiessen, mit dieser ächten Demuth, mit dieser edlen Bescheidenheit, und doch mit dieser fühlbaren ihm immer eigenen Würde bekannte; dieß erregt und dieß verdient unsere höchste Bewunderung!

2. Beispiel.

Das Gespräch zu Marburg. 1. Okt. 1529.

(Gesch. d. protest. Lehrbegriffs. Bd. II. S. 518.)

Der Tag zum Gespräch wurde angesetzt, und den 1. Octob. 1529 wurde es zu Marpurg eröfnet. Von den Schweitzern und Oberländern waren Oekolampad, Zwingli, Bucer und Hedio, von der andern Parthey aber Luther, Melanchthon, Jonas, Brenz, Osiander von Nürnberg, und Stephan Agricola von Augspurg gegenwärtig.

Der ganze Vortheil, den man aus der Untersuchung der verschiedenen Akten dieses Gesprächs erhalten kann, ist — festere Ueberzeugung, daß es unhintertreibliches Schicksal aller Friedensverhandlungen dieser Art seyn muß, mehr zu schaden als zu nutzen. Wenn irgend eine solche Unterredung — dies sieht man aus diesen Akten, — den Zweck, zu dem sie angestellt wurde, einmahl hätte befördern können, so hätte es gewiß diese thun müssen. Sie wurde von dem jungen Landgrafen selbst mit einer Weisheit geleitet, die allein schon ihren Erfolg zu sichern schien, aber die eine Parthey — man wird schwerlich auf die unrechte rathen — brachte noch überdies so viel Neigung zum Frieden mit, und bezeugte so viel Mässigung bey allen Verhandlungen, daß dieser Erfolg beynahe unfehlbar schien. Luther und Oekolampad, Zwingli und Melanchthon sollten nach der Einrichtung des Landgrafen zuerst im besondern zusammentreten, und nur gleichsam die Materien zurüsten, von denen öffentlich gesprochen werden sollte. Der erste Tag wurde damit zugebracht, worauf erst das eigentliche Gespräch in seiner Gegenwart anfieng. Luther fieng es mit dem Ansinnen an, daß nicht nur vom Abendmahl, sondern auch von andern Artickeln gehandelt werden sollte, von denen die Gegner irrig zu lehren schienen, und diese gaben es zu. Er legte ihnen hierauf seine Lehre wegen dieser Artickel für, die in einigen Stücken merklich von ihrer bisherigen abwich: sie überliessen es ihm, sie schriftlich aufzusetzen, und erboten sich zur Unterschrift. Endlich kam man an die Lehre vom Abendmahl, und hier hörte freylich das Nachgeben von ihrer Seite auf, aber auch nur die äusserste Unbilligkeit hätte hierinn Nachgiebigkeit von ihnen fordern können. Nach der eigenen Erzählung ihrer Gegenparthey setzte Luther den Gründen, welche sie für ihre Meynung vorbrachten, nur solche Antworten entgegen, die sie schon zwanzigmahl widerlegt hatten. Alle ihre Beweise, welche sie aus Joh. VI. nahmen, schlug er durch den Machtspruch nieder, daß die Stelle nicht von dem Fleisch Christi handle. Alles was sie von der Wahrheit des Leibs Christi sagten, der nicht an mehreren Orten zugleich seyn könne, widerlegte er durch Ausfälle auf die Vernunft, die Gottes Macht und Heimlichkeit nicht zu richten habe, ob ein Leib möchte an vielen Orten zugleich seyn, oder nicht? Ja,

sagt Melanchthon, es wurde recht oft wiederholt, daß unsere Vernunft davon nicht urtheilen solle, denn Gott kann wohl einen Leib ohne Statt erhalten, (ohne daß er einen Ort haben muß) wie die ganze Welt von aussen keine Statt hat. So oft ihn endlich seine Gegner aufforderten, aus der Schrift zu beweisen, daß der Leib Christi an mehr Orten zugleich seyn könne, hielt er ihnen die Worte entgegen: das ist mein Leib! und verlangte, daß sie in diesen den überzeugendsten Beweis finden sollten. Sichtbarer konnte Luther nicht an den Tag legen, daß er schlechterdings zu keiner Vereinigung mit ihnen die Hände bieten wolle, als durch ein solches Verfahren; sie gaben ihm aber Gelegenheit, es noch auffallender zu zeigen. Selbst Jonas und Brenz mußten gestehen, daß Zwingli und Oekolampad mitten unter dem Streit, die gewinnendste Sanftmuth und die bescheidenste Mässigung bewiesen. Das härteste, was Zwingli im Eifer entfuhr, war der Vorwurf, den er Luthern machte, daß sein ewiges Wiederholen der streitigen Einsetzungsworte eine petitio principii sey, und dies war es unläugbar. Selbst da sie nun sahen, daß keine gegenseitige Annäherung möglich war, boten sie dem ungeachtet ihren Gegnern eine Freundschaft an, die von ihrer Seite nicht mehr verletzt werden sollte. Mit Thränen in den Augen bat Zwingli Luthern, daß er sie des einen streitigen Punkts ungeachtet als Brüder erkennen möchte, da sie doch in allen andern Artickeln zusammenstimmten, aber Luther — verwarf seine angebotene Hand. Mit Härte sagte er ihm sogar, daß er sie niemahls als seine Brüder und Mitglieder in Christo ansehen würde, und daß alles, was sie von ihnen zu erwarten hätten, höchstens so viel allgemeine christliche Liebe sey, als jedem sein Gewissen zulassen würde. Selbst der Landgraf konnte nichts mehr von ihnen (ihm?) erhalten, und dies war der Ausgang des ganzen Gesprächs, das nur drey Tage gedauert hatte. Beyde Theile reisten wieder nach Hause, und gaben einander durch ihre verschiedene Nachrichten, welche sie von den Handlungen zu Marpurg ausbreiteten, neue Gründe zu gegenseitigem Unwillen. Luther und seine Freunde schämten sich nicht, ihre Gegner selbst wegen der Sanftmuth, die sie dabey bewiesen, und wegen des Erbietens brüderlicher Freundschaft, das sie ihnen gemacht hatten, mit dem beleidigendsten Stolz auszuhöhnen: diese stellten dafür das unedle und untheologische eines solchen Triumphs, als sie sich deswegen anmaßten, in sein gehöriges Licht, und von jetzt an haßten beyde Partheyen einander, wo möglich, noch heftiger als vorher!

3. Beispiel.

Georg Calixt. 1610.

(Gesch. d. protest. Theol. v. d. Concordienform. bis Mitte Sec. 18. S. 94.)

Georg Calixt, der von dem Jahre 1610 als Professor der Theologie zu Helmstädt angestellt worden war, arbeitete eifrigst daran, den Geist seiner

Zeitgenossen an freieres Untersuchen und eigenes Denken über die Lehren der Religion zu gewöhnen. Dadurch erregte er freilich einen neuen Krieg, in welchen sich sogleich die bisher herrschende polemische Orthodoxie mit mehr Heftigkeit hineinstürzte, als sie sonst selten bei dem Aufkommen der gefährlichsten Ketzerei gezeigt hatte; aber dieß schlug zuletzt nur zu dem Vortheil der Sache aus, für welche dabei gestritten wurde. Die Polemik leerte in dem sogenannten synkretistischen Kriege, den sie nun anfieng, ihren großen Vorrath von Galle vollends aus, und nutzte dabei ihre bisher gebrauchten Waffen größtentheils ab. Dieß bewürkte dann, daß man zu gleicher Zeit anfieng, sie allgemeiner zu verachten und weniger zu fürchten, und dieß führte zunächst die Veränderungen herbei, aus denen sich eine neue Theologie herausbildete. Aber leider! gieng noch mancher häßliche Auftritt vorher, ehe es dahin gebracht werden konnte.

Georg Calixt zeichnete sich allerdings durch Geist und Talente vor mehreren seiner theologischen Zeitgenossen aus, aber zeichnete sich vorzüglich dadurch aus, weil sein Geist und seine Talente eine ganz andere Bildung als die ihrigen erhalten hatten. Schon in seinen ersten Schriften, die er als Professor der Theologie zu Helmstädt herausgab, besonders in seiner im J. 1619. erschienenen Epitome theologiae verrieth er daher eine ganz andere Denkart, als man seit den letzten vierzig Jahren an einem lutherischen Theologen wahrgenommen hatte. Den polemischen Geist hatte bei ihm das frühere Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften nur wenig aufkommen lassen, und was hernach unter dem Studio der Theologie in seiner Seele davon aufgegangen war, dieß war dann wieder durch seine vertrautere Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte, und besonders durch die Reisen, die er in mehrere fremde Länder gemacht hatte, so sehr niedergeschlagen worden, daß man in seinen Schriften fast keine Spur mehr davon finden konnte. Calixt hatte in seiner Epitome nicht nur die alten Ketzer, sondern auch die Katholiken und Calvinisten in Ruhe gelassen, ohne sich auf jeder Seite mit ihnen herumzuzerren — hatte sich bloß bemüht, die Lehren des protestantischen Systems klar und deutlich vorzutragen, und sich besonders beflissen, sie mit mehr Schärfe zu beweisen, als man bisher für nöthig gehalten, und in einer besseren Ordnung darzuthun, als man bisher gethan hatte. Aber die Antithesis contra Pontificios et Reformatos war meistens von ihm weggelassen worden, und dieß war eine Neuerung, die schon einen mehrfachen Anstoß erregte. „Es zeige doch — meinte D. Balthas. Menzer in Giessen, in einem Schreiben an D. Wiedeburg in Wittenberg — eine gottlose Lauigkeit an, die sich vielleicht bald noch durch andere Zeichen äußern würde, also möchten alle treue Wächter Zions hohe Ursache haben, auf den Helmstädter aufmerksam zu seyn.“ In kurzer Zeit kam dieser Wink auf allen lutherischen Universitäten herum, deren mehrere noch einen alten Groll gegen die Helmstädter nährten. Man lauerte also

mit dem gierigsten Argwohn auf alles, was dort herauskam, las jedes Blatt, das zu Helmstädt gedruckt war, mit der Erwartung, seinen Argwohn darin bestätigt zu finden, mußte aber doch bis zum J. 1534. warten, bis man genug Streitstoff zusammengelesen hatte.

In diesem Jahre gab Calixt seine Epitome theologiae moralis heraus, worin er zuerst die christliche Sittenlehre in die Form einer eigenen von der Glaubenslehre getrennten Wissenschaft gebracht hatte; zugleich aber fügte er als Anhang eine sogenannte Digression über eine Schrift hinzu, in welcher der bekannte Barthold Nihuß[1]) seinen nicht lange vorher geschehenen Uebergang von der protestantischen Kirche zu der katholischen zu rechtfertigen, gesucht hatte. In dieser Admonition sagte ihm zwar Calixt unendlich viel bitterwahres über seinen Abfall von der evangelischen Lehre; aber er sagte es ihm so gar nicht in dem Tone, in welchem man um diese Zeit mit Apostaten zu sprechen gewohnt war, denn er schien es selbst für möglich zu halten, daß sich eine solche Apostasie unter gewissen Umständen als etwas weniger abscheuliches denken ließe, räumte selbst ein, daß mehrere Streitpunkte zwischen den Katholiken und Protestanten nicht gerade das Fundament des Glaubens beträfen, und ließ sogar nicht undeutlich merken, daß er für seine Person christliche Liebe genug habe, um jeden frommen Katholiken und Calvinisten als einen Bruder in Christo zu betrachten.

Dieß war jedoch in der Schrift nicht nur nicht besonders herausgehoben, sondern es war bloß gelegentlich angebracht, und zum Theil recht sichtbar mit einer Wendung angebracht, mit welcher man oft einem Gegner auf einer Seite absichtlich mehr nachgiebt, als man nöthig hat, um ihn auf einer andern desto fester halten zu können: allein dadurch wurde das Aergerniß nicht gehoben, das die Mehrheit der übrigen lutherischen Theologen daran nahm. Nun sey es ja — schrieben sie einander — an den Tag gekommen, was man bisher von den Helmstädtern geargwohnt habe. Nun habe man ja — schrieb D. Calov, damahls noch in Danzig — mit dürren Worten den synkretistischen Schwarm und den gottlosen Irrthum ausgesprochen gehört, daß der heillose Calvinismus und das verfluchte Pabstthum mit unserer evangelischen Lehre im Fundament des Glaubens einig seyen, also Papisten und Calvinisten als Brüder in Christo betrachtet werden könnten: aber nun glaubte man ohne Bedenken auch einen Schritt weiter gehen zu dürfen.

Ein Prediger zu Hannover, Statius Buscher, übernahm es jetzt, der

1) Barthold Nihuß hatte mit Calixt zu Helmstädt studirt und das Studium der Philosophie sehr fleißig getrieben. Im Jahr 1622 trat er zu Cöln zur kathol. Kirche über, wurde in Cöln Vorsteher des Seminars der Proselyten und stieg von Stufe zu Stufe bis er Titularbischof von Mysien und Weihbischof von Mainz wurde, in welcher Würde er 1657 starb.

Welt den Beweis vorzulegen, daß Calixt und seine Kollegen zu Helmstädt, besonders Conr. Hornejus, nicht nur schon lange zu synkretistisch=gelind von vielen papistischen Lehren geurtheilt, sondern auch in mehreren Artikeln, und nahmentlich in dem Artikel von der Erbsünde, von der Rechtfertigung und von guten Werken selbst papistisch gelehrt hätten. Er that dieß in einem Werke, dem er den Titel gegeben hatte: Gräuel der Verwüstung auf der Julius=Universität zu Helmstädt, gesetzt an die Stelle der heiligen evangelischen Lehre, das aber doch nur unter dem gemilderten: Crypto-Papismus novae theologiae Helmstadiensis im J. 1639. zu Hamburg herauskam. So elend es war, so setzten ihm doch Calixt und Hornejus im J. 1641. eine gründliche zu Lüneburg gedruckte Widerlegung entgegen, worin die Bosheit und die Unwissenheit ihres Gegners in ein so helles Licht gesetzt war, daß selbst die Kalove es nicht wagten, sich seiner anzunehmen; dafür traten sie aber jetzt selbst auf, um den Streit in ihre Hände zu nehmen.

Schon im Jahre 1640. und 1641. erschienen zwei Disputationen zu Leipzig von D. Lyser und Höpfner, worin Conr. Hornejus überführt wurde, daß er in dem Artikel von guten Werken majoristisch=papistisch gelehrt habe. D. Hülsemann schrieb zu gleicher Zeit eine Warnung gegen den neuen Helmstädtischen Majorismus, der die Nothwendigkeit der guten Werke behaupte: der junge D. Johann Major zu Wittenberg kündigte hingegen in dem Verzeichniß der Vorlesungen für das nächste halbe Jahr eine eigene Polemik an, die er gegen den Helmstädtischen Majorismus zu lesen gesonnen sey. Wie geflissentlich man Händel suchte, erhellt wohl am deutlichsten aus diesem Gegenstand, über welchen man sie zuerst anfieng. Das Geschrei über den Majorismus war ursprünglich nichts anders als die schändlichste Chikane gewesen, deren sich die Flacianer bedient hatten, um Melanchton und den alten Major zu kränken, denn sie waren bei dem heftigsten Geschrei darüber selbst überzeugt gewesen, daß eigentlich bloß um Worte dabei gestritten werde. Dieß wußten auch jetzt die Leipziger und Wittenberger recht gut; und dieß bewiesen sie auch selbst dadurch, weil sie diesen Streitpunkt sogleich fallen ließen, sobald sie einen andern hatten: dieser aber bekamen sie jetzt durch eine Schrift Calixts über die Dreieinigkeitslehre, durch eine Einmischung in das Gespräch zu Thorn, und durch die Händel, in welche man in Königsberg einige seiner Freunde hineinzog, in kurzer Zeit mehr als zu viele.

---

6. Barthold Georg Niebuhr. 1776—1831.

Barthold Georg Niebuhr, der Sohn des berühmten Reisenden Karsten Niebuhr wurde am 27. Aug. 1776 in Kopenhagen geboren. Er verlebte seine Kindheit und Jugend in Meldorf in Süderdithmarschen, wohin der Vater 1778 als wirklicher Justizrath und Landschreiber gekommen war, in stiller Zurückgezogenheit und zeigte schon früh ein großes Lerntalent, wodurch er sich einen bewundernswürdigen Reichthum von Sprachkenntniss erwarb. Dies hatte aber auch den Einfluss auf ihn, daß ihm eine Schüchternheit und Befangenheit eigen wurde, welche ihn nicht zum thatkräftigen Jugendleben kommen ließ, sondern ihn mehr an's Studirzimmer fesselte. Er war in Eutin und auf der Handelsakademie in Hamburg auf Schulen. Vom Jahre 1794 bis 1796 studirte er in Kiel und ergriff mit lebendigem Eifer die historischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Studien, gab sich auch mit großem Fleiß der kritischen Philosophie Kants hin, ohne in die weitere Gestaltung der Vernunftideen durch Fichte u. a. einzugehen. Nach den Universitätsjahren wurde Niebuhr Privatsecretair im Hause des Grafen Schimmelmann in Kopenhagen, machte dann 1798 eine Reise nach England und ging dann in das praktische Leben ein. Er wurde 1804 Director der Bank in Kopenhagen und erwarb sich genaue Kenntniss der Finanzverhältnisse und des Handels ohne doch seine philologischen Studien zu vernachlässigen. Er trat darauf, nachdem er schon früher in wichtigen Geldangelegenheiten des preußischen Staates verwendet worden war, 1806 in preußische Dienste, für welche ihn der Minister von Stein gewann und zeigte sich in dieser verhängnißvollen Zeit im Leben eben so unerschütterlich wahr und treu, wie er in Schriften kräftig und geistvoll sich äußerte. Als er sich später in Hardenbergs Verwaltung nicht zu finden wusste, trat er aus dem praktischen Staatsdienst 1810 und wurde an Joh. v. Müller's Stelle zum königlichen Historiographen ernannt. Jetzt zu seinen Studien zurückgekehrt begann für ihn der wichtigste und reichste Abschnitt seines Lebens. Er versenkte sich aber immer mehr in das Alterthum ohne jetzt noch der Gegenwart abzusterben, wie nachdem er an der Universität Berlin Vorlesungen über die römische Geschichte gehalten, woraus seine kritische römische Geschichte (Bd. 1. erschien 1811) hervorging, er auch dem Staate wieder bedeutende Dienste leistete und die Schriften: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Berlin 1814" und „über geheime Verbindungen im preuß. Staat und deren Denunciation. Berlin 1815" erscheinen ließ, auch in der Kriegszeit „den preußischen Hausfreund" schrieb (eine patriotische Zeitung, welche zunächst nach ihm Schleiermacher herausgab.) Nach dem Frieden ging er 1816 als preuß. Gesandter am päpstlichen Hofe nach Rom, wo er sich nun ganz den Forschungen für sein großes Werk hingeben konnte. Doch

eben diese Beschäfftigungen mit den antiken Zuständen zogen ihn von der Theilnahme für die Gegenwart immer mehr zurück. Sein „Cassandragemüth“ sah in der Gegenwart und Zukunft nur Flachheit, Schlechtigkeit und Anheben der Barbarei. Auch in Rom fand er weniger Freude an dem, was die ewige Stadt in der Gegenwart ihm bot als Trauer über den Untergang der antiken Welt. Nach seiner Rückkehr aus Rom 1823 hielt er sich einige Zeit in Berlin auf und ging dann an die Universität zu Bonn, wo er durch seine gediegenen geschichtlichen Vorlesungen, Fortsetzung und Bekanntmachung seiner Forschungen, wie durch Begründung und Unterstützung literarischer Unternehmungen (wie der neuen krit. Ausg. des corpus hist. byzant.) wesentlich zur Hebung der classischen Alterthumswissenschaften beitrug. Die großen Staatsveränderungen im Jahre 1830 machten auf sein verwundbares Gemüth einen zerstörenden Eindruck und es schien ihm eine entsetzliche Zeit der Barbarei anzubrechen[1]) und wie ihm schon früher Gesundheit, Heiterkeit und Klarheit entschwunden waren, führte diese neuerregte trostlose Stimmung seinen Tod am 2. Januar 1831 herbei.

Niebuhr gehört zu den gelehrtesten Kennern des Alterthums und ist der Begründer der Kritik römischer Geschichte. Dies Werk zeigt ganz die Schärfe seines bis zur vollendetsten Virtuosität ausgebildeten Verstandes und wird, wie viel auch Einzelnes darin manchen Angriffen ausgesetzt bleiben mag[2]), für alle Zeit ein Denkmal tiefer, historischer Kritik und eine unvergängliche Zierde der Wissenschaft bleiben. — Seinem Stile wirft man wohl Härte und Dunkelheit vor, was wohl mehr in der Tiefe seiner Studien als darin liegen mag, daß seine Schreibart dem Englischen nachgebildet sein sollte.

Wir haben von ihm folgende Werke: Demosthenes erste Rede gegen den Philippus im Ausz. Hamb. 1805. 2. Aufl. 1813. (ein Denkmal seiner Empörung gegen Deutschlands Unterdrückung). — **Römische Geschichte.** Erst. Th. Berlin 1811. (2. Aufl. 1827. 3. Aufl. 1828. 4te 1833.) bis zum Volkstribunat. Zw. Th. Berlin 1822. (2. Ausg. 1830. bis 374. u.) Dritt. Th. Berlin 1832. (nach N's Tode v. Classen). N. A. v. 1834—35.) — Eine Fortsetzung erschien u. d. T. **Römische Geschichte** von dem ersten pun. Kriege bis zum Tode Constantins nach Niebuhr's Vorträgen bearb. v. Dr. Leonh. Schmitz. A. d. Engl. übers. v. Dr. Gust. Zeiß. 2 Bde. Jena

1) Er sagt in der Vorrede zum 2ten Theil der 2ten Ausg. seiner römischen Gesch. Bonn, d. 5. Oct. 1830: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freyheit, der Bildung, der Wissenschaft.“ Was würde er im Jahr 1848 geschaut haben? —

2) Hat ja A. W. Schlegel selbst sein Quirium verspottet.

1844. 45. — Ueber d. Nachrichten v. d. Comitien der Centurien. Bonn 1824. — Duplik gegen Steinacker. Bonn 1824. — Beiträge zur Beschreibung der Stadt Rom. 4 Bde. Stuttg. 1830. flg. — Griechische Heroengeschichten. Ein Lesebuch für s. Sohn Marcus. Hamb. 1842. (A. s. Nachlasse.) — Vorträge über alte Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten von B. G. Niebuhr. Herausgegeben v. M. Niebuhr. Erst. Bd. bis auf Perikles. Berlin 1847. Zw. Bd. bis zum Tode Alex. Berlin 1848. — Philologische Arbeiten sind kritische Ausgaben der Werke des Fronto. (Berlin 1816.) Fragm. der Reden des Cicero pro Fontejo et Rabirio. (Rom 1820.) Bruchstücke d. röm Dichters u. Redners Merobaudes. (Bonn 1824. in St. Gallen entdeckt.) Inscriptiones nubienses. Rom 1821. Auch begründete er seit 1828 die neue Bearbeitung der Scriptores historiae byzantinae. — Noch zu merken sind: Kleine histor. und philologische Schriften. 2 Bde. Bonn 1828—43. Nachgelassene Schriften nicht philolog. Inhalts. Hamb. 1842. Auch erschien von s. Sohn aus Vorträgen N's von 1829: Gesch. d. Zeitalters d. Revolution. Bd. 1. Hamb. 1845, die doch wenig angesprochen hat. — Ueber N. ist zu vergl. Lieber: Erinnerungen aus m. Zusammenleben mit N. A. d. Engl. von Thibaut. Heidelb. 1837. u. Lebensnachrichten über N. aus den Briefen dess. und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde. 2 Bde. Hamb. 1838.

---

1. Beispiel.

Fernere Geschichte von Servius Tullius.

(Röm. Gesch. Th. I. Berlin 1811. S. 288.)

Die Sage erzählt daß die Patricier die wohlthätigen und weisen Einrichtungen eines Königs den sie schon wegen seiner niedrigen Geburt verachteten, mit Unwillen und Erbitterung aufnahmen, theils als ihnen nachtheilig, theils als Kränkungen ihrer Privilegien. Dies ist sehr glaublich, denn auch ihre Enkel waren selten von der Weisheit des Königs Theopompus beseelt, der seine murrende Königin tröstete, die begränzte Gewalt sey dauerhafter. Feste Häuser des Adels, an festen Orten der Stadt erregten auch im alten Rom, wie im Mittelalter, Besorgnisse für die Freyheit, wie das Volk argwöhnisch auf den Bau des Consuls Valerius gesehen haben, von früheren Königen den Tuskern geboten seyn soll vom Cölius herabzuziehen; und es wird erzählt Servius habe die Patricier gezwungen in einer Gegend im Thal unter den Esquilien zu wohnen, weil er ihre Feindseligkeit gefürchtet habe. Es ist auch nur zu wahrscheinlich daß die Erzählung mehr als späterer Verdacht ist, sie hätten sich in ihrem Groll dahin vergessen sich

mit einem gewissenlosen Empörer gegen den ehrwürdigen König zu verschwören.

Auch das römische Königshaus, sagt Livius, sollte nicht rein von tragischen Greueln bleiben. Die beyden Brüder, Lucius und Aruns Tarquinius, nach der Sage des alten Tarquinius Söhne, waren mit den beyden Töchtern des Königs Servius vermählt. Lucius, des Verbrechens fähig, obgleich nicht aus eignem Triebe dazu entschlossen, war mit einer frommen Frau verbunden: Aruns, redlich und gewissenhaft, mit einem Weibe von teuflischem Sinn. Erbittert über das lange Leben ihres alten Vaters, über die Sanftmuth ihres Mannes der seinem herrschsüchtigen Bruder den einst erledigten Thron zu überlassen bereit schien, schwur sie beyden Verderben. Sie verführte Lucius mit ihr den Tod seines Bruders, ihrer Schwester zu bereiten: ohne auch nur den Schein der Trauer entzündeten die Verbrecher ihre Hochzeitsfackel an dem Scheiterhaufen der Unglücklichen. Dies war im vierzigsten Jahr des Königs Servius. Zu dem Gram über sein häusliches Unglück, und über das noch größere eines so unverschleyerten Verbrechens, von seiner eignen Tochter geübt, trat die Furcht des Vaters der seinen Kindern zu lange lebt für seine eigne Sicherheit. In dieser Zeit war es vielleicht daß ihm der Gedanke lieb ward die Königswürde niederzulegen, und statt der Monarchie die consularische Verfassung einzuführen. Tarquinius, angetrieben von seinem Weibe die ein zweckloses Verbrechen noch rasender machte, unruhig und ergrimmt über die nahe Aussicht auf immer von seinen Hoffnungen ausgeschlossen zu werden, und von dem was allein den Verbrecher beruhigt, dem Zwecke seiner Sünde, regte die Mißvergnügten gegen den König auf, welche bey der Einführung der Republik noch entscheidendere Schritte gegen einen Stand fürchten mochten, der Servius immer feindselig gewesen war. Als die Verschwörung reif war erschien er in der Curie mit königlichen Insignien, und ward von seinen Mitschuldigen als König begrüßt. Das Gerücht unterrichtete den alten Fürsten von der Gefahr. Er eilte unerschrocken in die Curie; das Volk begleitete seinen Herrscher und Beschützer. In der Thüre stehend redete er strafend Tarquinius als einen Empörer an: dieser, dem seine Verbrechen nur die Wahl eines noch größeren ließen, ergriff den schwachen Greis, trug ihn fort, und schleuderte ihn die steinernen Stufen hinunter. Blutend und gelähmt ward Servius von seinen Treuen emporgehoben und weggeführt, aber ehe er seine Wohnung erreichen konnte, erreichten und ermordeten ihn Diener des Tyrannen: die Leiche ließen sie in ihrem Blut liegen.

Inzwischen hatte Tullia die Botschaft vom Erfolg der Empörung nicht erwarten können. Sie fuhr mitten durch den Tumult zur Curie, und begrüßte ihren Gemahl als König. Ihm selbst war ihr Frohlocken gräßlich; er hieß sie zurückkehren. In einer Gasse, die von der Zeit an immer den Nahmen der Verruchten trug, lag die Leiche ihres Vaters vor ihr. Die

Maulthiere wichen zurück: der Knecht hielt die Zügel an, da gebot ihm die Rasende sie über den Leichnam hinzutreiben: Blut besprützte den Wagen und ihr Gewand.

Nach einer andern Sage, die Ovid ausbildet, erregte Tarquinius Vermessenheit ein Gefecht zwischen seinen Anhängern und denen die dem Könige treu waren; worin dieser, am Fuß der Esquilien, nach seiner Wohnung flüchtend erschlagen ward: und die blutige Leiche lag dem Wagen der Tullia im Wege, als sie hinfuhr Besitz vom Königshause zu nehmen.

Servius soll vier und vierzig Jahre über Rom geherrscht haben. Er war vom Volk angebetet: denn er vereinigte alle Tugenden. Wie er weise und freundlich regierte, war er in seiner Jugend der bravste Soldat gewesen. Als Jüngling hatte er in einer schon fast verlohrnen Schlacht eine Fahne unter die Feinde geworfen, und die Soldaten dadurch zu einem letzten, den Sieg entscheidenden Angriff herangeführt. Er fürchtete keine Gefahr in der Mitte des Volks, weil er wußte von ihm habe er keine zu besorgen, und so überraschte ihn das Verbrechen, und das Volk rächte ihn nicht. Es opferte ihm nur Thränen; doch als der Leichenzug durch die Stadt geführt ward, als das Ebenbild des Königs, im Pomp seiner Insignien, hinter der Bahre herzog, da entzündeten sich alle tugendhafte und wilde Leidenschaften bey dem erneuten Anblick seiner Züge: Aufstand und Rache wären unaufhaltsam ausgebrochen; aber so leichtsinnig ist das Volk daß man es besänftigte indem dieses geliebte Antlitz verhüllt ward. Doch sehr lange lebte sein Andenken fort; und wie das Volk seinen Geburtstag an allen Nonen feierte; denn es war ungewiß geworden in welchem Monat, aber daß er an einem Nonentage gebohren sey war eine einstimmige Sage; wie diese Verehrung inniger ward als die Patricier, da die consularische Verfassung befestigt war, das Volk hart drückten; da fand der Senat es nothwendig festzusetzen daß die Markttage nie an den Nonen gehalten werden sollten, damit nicht das versammelte Landvolk, erhitzt durch gegenwärtigen Druck und das Andenken besserer Zeiten, einen Aufstand wage, um die Monarchie herzustellen. Vielleicht ward erst damals der alte Kalender abgeschafft, in dem, nach etruskischer Weise, jeder neunte Tag Geschäftstag und Markttag war.

Servius war Roms Heinrich, aber die Könige Roms stehen in der alten Sage ganz allein, ohne daß irgend eines Mannes unter ihren Unterthanen namentlich gedacht wird; und so wissen wir nicht ob er, wenn jene herrlichen Gesetze, die sein heißen, sein Werk waren, allein handelte, oder wie Heinrich einen Freund und einen Rathgeber hatte.

Die Sage erzählt ein Wunder, wodurch die Natur ihren Abscheu gegen Tullias Ausartung kund gethan habe: sie soll es gewagt haben den Tempel der Fortuna zu besuchen worin jene verehrte Statue ihres

Vaters aufgestellt war: als sie in den Tempel getreten, habe die Statue ihr Antlitz mit der Hand verdeckt.

Aber wie allgemein auch die Erzählung von Tullias gehäuften Verbrechen ist, und obgleich wir schon der historischen Zeit immer näher kommen, doch glaube ich ist es erlaubt zu zweifeln ob sie nicht für Sünden welche ihr das verdiente Schicksal zuzogen daß jedes Verbrechen dessen sie beschuldigt ward glaublich schien, dadurch gestraft worden ist daß ihr noch schwärzere als sie beging angeschuldigt wurden. Gegen sehr große Verbrecher scheint Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit nicht mehr Pflicht, und eine Sage die mit Bewußtseyn der Uebertreibung anfängt wird im nächsten Menschenalter geglaubt wenn sie allgemein erzählt worden ist. Daß sich eine Verschwörung gegen Tullius bildete, ist sehr glaublich, daß er sein Leben im Aufruhr verlohr scheint gewiß zu seyn; aber Sage gegen Sage können wir doch eben so wohl glauben daß seiner Leiche die letzte Ehre erwiesen ward, als daß sie unbegraben hingeworfen sey: und wie ist jenes mit der Erzählung von ihrer frevelhaften Mißhandlung zu vereinigen? Wer sich im Bürgerkrieg in der Wuth gegen einen gefallnen Feind so schrecklich vergißt der wird seine Leiche nicht feyerlich bestatten: er dürfte es nicht einmal thun weil er Gefahr gegen sich erregen würde: am wenigsten der Gemahl einer so entarteten Tochter.

Vieles aber scheint sich vereint zu haben um ein gräßliches Licht über die ganze Geschichte des letzten Tarquinius und der seinigen zu verbreiten. Die Patricier hatten Tarquinius Verbrechen getheilt, sein Undank erregte ihren Haß und ward sein Verderben: sie mußten streben, ihre Theilnahme an einem so ungeheuren und übelbelohnten Verbrechen zu verschleyern und seine Schuld zu erschweren. Auch das Volk, wenn gleich dankbar gegen die königliche Herrschaft, verwünschte das Andenken eines harten Herrn der es zertreten hatte. Die ganze Geschichte aber bildete sich idealisch gräßlich aus, weil sie von Dichtern besungen ward, deren Lied uns statt Historie gilt.

Ich wiederhole es, von Lucumo Ankunft zu Rom bis zur Schlacht am Regillus ist das Werk eines epischen Dichters unverkennbar, und eines weit größeren als Rom in der Zeit seiner glänzendsten Cultur hervorbrachte, wenn auch sein rauhes Versmaß und die gesetzlos reiche Sprache den späteren sein Gedicht ungefällig machen mochte. Man vergleiche die lebensvolle Fülle dieser Periode, und die trockne Dürre der unmittelbar folgenden; man frage sich dann ob man in diesem Zeitraum nicht auf dichterischem Boden wandle? — Mit dieser Ansicht müssen wir uns scheuen die Tarquinier als aller Verbrechen schuldig die ein Dichter geschildert hat zu verurtheilen.

2. Beispiel.

Eroberung Roms durch die Gallier.

(Römische Geschichte. Th. II. 3te. Ausg. Berlin 1830. S. 610.)

Als die Gallier durch das collinische Thor in die Stadt eingebrochen waren, fanden sie alles öde und ausgestorben: das Grausen welches einen Fremden ergreift der im Sommer in einer Stadt des hohen Nordens um Mitternacht Tageshelle und kein Leben auf den Gassen sieht, kam über sie. Alle Häuser waren verschlossen, man zog immer vorwärts bis auf das Forum. Hier erblickten sie in der Höhe die Bewaffneten auf der Burg: auf dem Comitium die curulischen Greise, welche Wesen einer andern Welt zu seyn schienen. Zweifelhaft, ob nicht die Götter herabgestiegen wären um Rom zu retten oder zu rächen, näherte sich ein Gallier einem der Priester, M. Papirius, und berührte seinen weissen Bart: der Greis schlug ihn zornig mit dem elfenbeinernen Scepter über den Kopf: der Barbar hieb ihn nieder, und alle wurden umgebracht. Dann begann die Plünderung im ganzen Umfang der Stadt, und bald brach hier und dort Feuer aus. Tag für Tag, so lange verborgenes Gut entdeckt ward, erneuerten sich diese Auftritte; die Feuersbrünste vermehrten und verbreiteten sich, und bis auf wenige Häuser auf dem Palatium, welche die Heerführer zur Wohnung für sich erhalten ließen, ward die ganze Stadt eingeäschert.

Auf dem Kapitol und der Burg waren an tausend Bewaffnete versammelt: unter ihnen die überlebenden Consulartribunen und jüngeren Senatoren. Uneinnehmbar war der Ort nicht: Appius Herdonius hatte den Römern unterliegen müßen: wiederholt liefen auch die Gallier Sturm gegen den Clivus, wurden aber durch verzweifelten Widerstand zurückgeworfen. Darnach rechneten sie auf den Hunger, da an keinen Entsaz zu denken war. Allein als die Eingeschloßenen ausdauerten, mit Wasser durch den Brunnen, der bis auf diesen Tag im Innern des tarpejischen Bergs ein gleichzeitiges Denkmal der Belagerung ist, versorgt, mit Nahrung zur Nothdurft für ihre kleine Zahl; da rächte sich die wilde Verwüstung: die Gallier selbst begannen auf den Brandstätten großes Ungemach zu leiden. Schon die Hundstage, dann der September, zu Rom von jeher wie diesen Tag seuchenvoll, erzeugten Fieber, welche die Fremden bey Tausenden wegrafften, wie Kaiser Friedrichs nordisches Heer in denselben Monaten unter den Mauern der Stadt hinstarb. Die Gegend wo die Leichen verbrannt wurden, behielt, so lange das alte Rom bestand, den Namen der gallischen Scheiterhaufen.

Der größte Theil der Gallier scheint, als die Beute erschöpft war,

weiter vorwärts, und bis in Apulien gezogen zu seyn: aber auch die Zurückbleibenden hätten bald aufbrechen müßen, wenn nicht Latium, durch Brandschazung oder Plünderung, sie ernährt hätte: damals mag mancher Ort von dem später die Rede nicht mehr ist untergegangen seyn. Ardea lag so nahe, und nichts lautet wahrscheinlicher als daß Camillus, wenn er dort als Inquilinus lebte, die Ardeaten, durch seinen grossen Namen ermuthigt, gegen die Plünderer führte und sie besiegte: allein diese Erzählung, welche in den Annalen so wenig als die Drangsale der andern lateinischen Städte gemeldet seyn konnte, mag doch auch nur als reine Erfindung der Sage angehören. Man muß annehmen, wie unbegreiflich es auch ist, daß das rechte Ufer des Flusses, seitdem die Brücke abgeworfen worden, gegen sie gesichert gewesen sey. Zu Veji waren viele aus der Schlacht Entkommene, und die Flüchtlinge aus Rom versammelt: aber es fehlten Waffen und ein Anführer: als solchen erwählten sie M. Cädicius. Dieser, dessen Name neben denen der Feldherrn genannt werden sollte welchen Rom am meisten verdankte, führte sie gegen die benachbarten Etrusker, die, ermuntert durch der Römer Schwäche, sich aufgemacht hatten, und das vejentische Gebiet plünderten wohin der römische Landmann die Trümmer seiner Habe gerettet hatte. Cädicius überraschte und schlug die unedeln Feinde, befreyte die Gefangenen, gewann den Raub wieder, und rüstete seine wehrlosen Leute mit den Waffen der Gefangenen oder Flüchtigen. Die gute Botschaft, Ermunterung auszudauern weil man den Entsaz auszuführen hoffe, ward den auf dem Kapitol Eingeschloßenen durch einen kühnen Jüngling, Pontius Cominius, überbracht, der die Tiber hinabschwamm, nahe am Kapitol das Ufer betrat, und unbemerkt durch die Posten der Feinde den Berg hinauf kam und zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bemerkten Gallier, daß auf der Bergwand unter Ara Celi Gebüsch in den Rizen, woran sich der kühne Abentheurer gehalten, losgerissen, und Graßbüschel von Fußtritten herabgestossen wären. Dort also ließ sich die Arx erklimmen. Sie näherten sich in der Mitternachtstunde in tiefer Stille; unbemerkt von den Schildwachen und den Hunden hatte ein Gallier schon die Höhe des Felsens erstiegen, als das Geschrey der Gänse welche, wie sehr auch der Hunger nagte, als der Juno geweiht, geschont wurden, den Altconsul M. Manlius weckte, dessen Haus auf der Höhe lag. Von jeher ward er als der Held jenes Zeitalters neben Camillus anerkannt: wenigstens die Späteren haben ihm Roms Errettung nicht allein in jener Nacht zugeschrieben; auf seinen Rath, und von ihm geführt, hätten sich die Wehrhaften auf das Kapitol begeben. Er stürzte den Emporgeklommenen zurück, sein Fall warf die nachsteigenden hinab; der Anschlag war vereitelt. Der achtlose Hauptmann der die Wache gehabt ward mit gebundenen Händen hinabgestürzt:

dem Retter zum Dank brachte jeder der sich in der Burg befand ein halbes Pfund Korn, und einen Viertelschoppen Wein: die kostbarste Gabe in einer Hungersnoth.

Diese war so hoch gestiegen daß die Belagerten das Leder der Schilde und Sohlen verzehrten, als die Gallier dem Antrag einen Loskauf für die Räumung der Stadt zu nehmen, Gehör gaben. So lange sie hofften mit Ausharren alle Schäze zu bekommen welche sich auf dem Kapitol befanden, und vornehme Gefangene, die von geflüchteten Angehörigen oder von Gastfreunden gelößt worden wären, hatten sie jeden Vorschlag sich mit einem Theil zu begnügen verlacht. Aber ihre Schaaren schmolzen, sie vernahmen daß die Veneter, des Kriegsvolks Abwesenheit benuzend, in ihr Land eingefallen waren; und wenn Brennus einen Theil seiner Leute zurück an den Po gesandt hätte, so konnten die zu Veji Versammelten leicht den Entsaz ausführen. Wie die Romanze von den Mohren erzählt, daß sie, als der Ritter ihnen das lezte, nach jahrelanger Belagerung im Schloße übrige, Brod zuwarf, ihr Unternehmen aufgaben, und aufbrachen, so dichteten die römischen Lieder, Jupiter habe den Bedrängten durch ein Traumgesicht eingegeben, alles vorräthige Mehl zu verbacken, und die Bröde gleich Steinen auf die Angreifenden zu schleudern: sie hätten ihm vertraut, und die Gallier sich einbilden lassen daß jene im Ueberfluß säßen. Man ward einig daß sie tausend Pfund Gold empfangen sollten, um Rom und die Landschaft zu räumen. Als es dargewogen ward, ließ der gallische Heerführer falsches Gewicht bringen, und da Q. Sulpicius gegen die Ungerechtigkeit ausrief, legte er obendrein Schwerdt und Wehrgehenk auf die Schaale; daher die Worte: wehe den Besiegten! im Andenken geblieben sind.

Die Zeit während welcher die Stadt im Besiz der Barbaren gewesen, wird abweichend zu sechs, sieben oder acht Monaten angegeben.

---

7. Ernst Moriz Arndt. Geb. 1769.

Ernst Moriz Arndt wurde am 26. December 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, wo sein Vater herrschaftlicher Güterverwalter war, geboren und erhielt im älterlichen Hause eine einfache oft strenge Erziehung. Nachdem er das Gymnasium zu Stralsund besucht hatte studirte er von 1791 bis 1794 in Greifswald und Jena Theologie und Philosophie. — Er gab späterhin die Theologie auf und machte während anderthalb Jahren Reisen in Schweden, Oestreich, Ungarn, Italien und Frankreich. In mehreren Schriften von 1797 bis 1804 theilte er die auf diesen

Reisen gemachten Beobachtungen mit. Er verheirathete sich dann in Greifswald, doch starb die Gattinn schon 1801 im Kindbett. — Er hatte sich schon immer als ein kerniger, biedrer, redlicher Mann gezeigt, aber erst das schwere Joch das über Deutschland kam hat alle Treue, Kraft und Herrlichkeit seines Gemüthes kund gethan und bis zum späten Greisesalter ihn dargestellt als einen Vorkämpfer in den Reihen hochgesinnter deutscher Männer. Im Jahre 1806 wurde er außerordentlicher Professor in Greifswald und hielt geschichtliche Vorlesungen. Da erschien sein Buch: „Geist der Zeit" worin er des Vaterlandes Schmach und des Drängers, des Emporgekommenen, Tyrannei mit glühenden in tausend Seelen dringenden Worten schilderte. Er wurde eine Macht gegen Napoleon und musste vor ihm nach Schweden fliehen. Aber gegen jedes verjährte Unrecht auch im Vaterlande kämpfte der muthige Mann wie in seiner „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" weshalb er von mehreren Adlichen angeklagt wurde. — Aus Schweden kehrte er unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann zurück, denn sehnsüchtiges Heimweh nach dem deutschen Vaterlande und seiner tiefen gemüthlichen Sprache ließ ihn im fremden, wenn auch sprachverwandten Lande nicht glücklich sein. Er nahm seine Stelle in Greifswald wieder ein, aber beim Herannahen des großen Krieges, nachdem er mit vielen bedeutenden, für Deutschlands Befreiung begeisterten Männern in Gemeinschaft getreten war, floh er aufs neue und ging dann über Berlin, Schlesien, Böhmen, Mähren, Galicien, Volhynien, Kiew nach Smolensk, wo er einige Tage vor den Franzosen ankam. Im Jahre 1813 kam er zurück und nun war er von ganzer Seele bemüht durch Flugschriften und Gedichte voll Geist und Feuer, Muth und Kraft gegen die Unterdrücker zu steigern und den Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit in allen preußischen und deutschen Herzen zu entflammen. Jetzt erschienen seine begeisterten Schriften: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze," „Soldatenkatechismus," die weit verbreitete Flugschrift: „über Landwehr und Landsturm" und so viele seiner herrlichen Volkslieder, welche ihn würdig den Vaterlandsdichtern anreihen, (namentlich in seinen Volks- und Wehrliedern. Frkf. 1815.) — Nach der Schlacht von Leipzig setzte er unter Autorität der Centralverwaltung mit Befreiung von Censur seine schriftstellerischen Arbeiten fort und der edle Minister Freiherr von Stein giebt ihm das ehrende Zeugniss: „er hat sich in der Zeit, daß er mit mir in den angegebenen Verhältnissen stand, als einen gottesfürchtigen, das Vaterland liebenden, seine Befreiung vom fremden Joch eifrig wünschenden und dazu durch Wort und Schrift nach Kräften wirkenden Mann gezeigt." Von 1815 an hielt sich Arndt in den Rheinlanden auf und gab 1815 und 1816 in Köln eine Zeitschrift „der Wächter" heraus. Im

Jahre 1817 nahm er in Bonn seinen Wohnsitz, verheirathete sich mit Schleiermacher's jüngster Schwester und wurde 1818 an der neu errichteten Universität Bonn ordentl. Professor der Geschichte. Da kam die traurige Zeit der Untersuchungen sogenannter demagogischer Umtriebe, wo die edelsten für des Vaterlandes Freiheit begeisterten Sänger und Menschen zu niedern Aufrührern gestempelt werden sollten. Was man damals gethan, um auch Arndt schuldig finden zu wollen, erzählt er uns in tiefem Unwillen in seinem „Nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Bde. Leipz. 1847.“ Endlich wurde er zwar freigesprochen, blieb aber, wiewohl mit Beibehaltung seines Gehalts, von seinem Amte suspendirt und in den Ruhestand versetzt. Er siedelte sich nun bei Bonn an und bebaute seinen Weinberg. Hier hatte er 1834 das Unglück seinen jüngsten Sohn beim Baden im Rhein zu verlieren.

Ein neues zweites Leben ging, ihm an mit dem Regierungsantritt Königs Friedrich Wilhelms IV. Er erhielt wieder die Erlaubniss thätig in sein Amt einzutreten, wurde für das folgende Jahr zum Rector ernannt und erhielt 1842, wie schon vorher den Verdienstorden der bairischen Krone, den rothen Adlerorden. — Er war freilich ein Greis geworden, aber er hat auch im Greisenalter noch mehr gethan als viele Jünglinge. Als auch ihn im Jahre 1848 des Volkes Stimme ins deutsche Parlament nach Frankfurt rief, hat er hier die Wahrheit des Wortes bewiesen, welches er im Unwillen über seine Verhöre 1820 im Jahre 1847 aussprach, daß er nie Gewalt und Aufruhr und Beugung des Rechts gewollt und hat sich nie der wilden Linken zugesellt.

Ein tiefer Schmerz war es ihm, daß er als Abgeordneter des Parlaments von Frankfurt 1849 den Antrag der Kaiserkrone von Preußens Könige zurückgewiesen sah und den Wunsch vereitelt, von dessen Erfüllung ihm Deutschlands Einheit und Hoheit abzuhängen schien und spätere Erfahrungen haben ihn noch nicht eines Andern belehrt.

Seine Werke sind folgende: 1. Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. — 2. Geschichte der Veränderungen der bäuerlichen u. herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormal. Schwed. Pommern u. Rügen vom J. 1806—1818. (als Anhang zu 1.) Berlin 1817. — 3. Germanien u. Europa. Altona 1803. — 4. Fragmente über Menschenbildung. 1805. 2 Th. — 3. Th. 1809. — 5. **Geist der Zeit.** Erst. Th. 1806. (Zw. Ausg. 1807 od. 08. Dritt. Ausg. 1815.) — 6. Geist der Zeit. Zw. Th. 1808. (in Schweden. Zw. Ausg. 1813.) — 7. Briefe an Freunde. Altona 1810. — 8. Rolle über die Verfassung u. Gesch. Schwedens (ungedruckt). — 9. Manuscript: Uebersicht d. deutschen Geschichte. Zu Vorles. 1807—12. geschrieben in Stockholm u. Greifs=

wald. — 10. Glocke der Stunde in drei Zügen. (Petersb.) 1812. (Ins Russ. übers.) — 11. Soldatenkatechismus. 1812. — 12. Hist. Almanach für 1813. (In Petersb. 1812. Herbst erschienen.) — 13. An die Preußen. Königsb. 1813. ein Bog. fol. — 14. Was bedeutet Landsturm und Landwehr? — 15. Zwei Worte über d. Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion. Dresd. 1813. — 16. Entwurf der Erziehung u. Unterweisung eines deutschen Fürsten. Berl. 1813. — 17. Katechismus für d. deutschen Kriegs- u. Wehrmann. 1813. — 18. Das preußische Volk u. Heer im J. 1813. — 19. Ueber Volkshaß u. über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813. — 20. Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa. Lpz. 1813. — 21. Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze. 1813. — 22. Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung. 1813. — 23. Geist der Zeit. Drit. Th. 1813. — 24. Fantasien für ein künftiges Deutschland. 1815. — 25. Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschl. 1814. — 26. Ueb. Sitte, Mode u. Kleidertracht. 1814. — 27. Ansichten und Aussichten der deutschen Gesch. Erst. Th. 1814. — 28. Ueber die Feier der Leipziger Schlacht. — 29. Noch ein Wort über die Franzosen und über uns. 1814. — 30. Das Wort von 1815 über die Franzosen. 4. — 31. Entwurf einer deutschen Gesellschaft. Frkft. 1814. — 32. Friedrich August König v. Sachsen und sein Volk. 1814. — 33. Blick aus der Zeit in die Zeit. 1814. — 34. Ueber den Bauerstand und seine Stellvertretung im Staate. Berlin 1815. — 35. Ueber Preußens rheinische Mark u. über Bundesfestungen. — 36. Der Wächter, eine Zeitschrift. 3 Bde. Köln 1815—16. — 37. Geist der Zeit. 4. Th. 1818. — 38. Mährchen und Jugenderinnerungen. Berl. 1818. 1842. — 39. Erinnerungen aus Schweden. Berlin 1818. — 40. Nebenstunden. 1. Th. Lpz. 1826. — 41. Christliches und Türkisches. 1828. — 42. Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Leipz. 1831. — 43. Belgien und was daran hängt. Leipz. 1834. — 44. Leben Aßmanns, Pastors in Vorpommern. Berl. 1834. — 45. Schwedische Geschichten. Lpz. 1839. — 46. Erinnerungen aus dem äußern Leben. Lpz. 1840. (dritt. Aufl. 1842.) — 47. Das Turnwesen. Das. 1842. — 48. Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Das. 1843. — 49. Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum erstenmal gesammelt und durch Neues verm. 3 Th. Lpz. 1845. (Enth. viele d. kleinen Schriften wie 14. 17—21. 25—27. 29. 43. 44. 48. und mehreres noch Ungedruckte.) — 50. Rhein- und Ahr-Wanderungen. 2te Ausg. der Wanderungen aus und um Godesberg. 1846. — 51. Nothgedrungener Bericht aus s. Leben u. aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. 2 Th. Lpz. 1847. — Dichteri-

sches: 1. Gedichte. Rostock 1804. — 2. Der Storch und seine Familie. Tragödie in 3 Aufz. Lpz. 1804. 1816. (kom. Tragödie a. d. Thierwelt.) — 3. Gedichte. Greifsw. 1811. — 4. Kriegslieder und Wehrlieder. 1815. — 5. Gedichte. Frkf. 1818. 2 Bde. — 6. Gedichte. Leipz. 1840. 1843. — Arndt's Leben von M. Hadermann in: die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks. Herausg. v. D. E. Duller. Frankf. a. M. 1847. Heft 2.

---

1. Beispiel.

Der Schreiber.

(Geist der Zeit. 1806. S. 1.)

Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, sie von den Thieren zu unterscheiden. Die Thränen sollen sie ermahnen, freundlich und mild zu seyn gegen alles, was lebendigen Athem und Gefühl hat, die Rede soll sie erinnern, daß durch Herrschaft, Kühnheit, Verstand sie den Göttern gleichen, sie soll sie erinnern an ihre Würde und ihre Kraft.

Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allem andern Lebendigen — Rede, ohne dich würden wir stumm und lieblos neben einander hinstarren, wie die Thiere des Waldes und die Bestien der Wüste, an den niedrigen Genuß des Bauches und an die räuberischen Lüste gefesselt: ohne dich hätte nie ein Hermes und Archimedes den Himmel gemessen, kein Colomb und Cook die Erde umsegelt, kein Homer das Leben, das Schicksal, die Götter besungen, kein Phidias und Raphael die Mysterien der Natur in Bildern offenbart; kein Brutus wäre in das Schwerdt der Tyrannen, kein Winkelried in die Speere der Reisigen gestürzt, kein Demosthenes und Luther hätte ein faules und blindes Zeitalter aus dem Todesschlafe der Sklaverei und des Aberglaubens aufgedonnert, kein Guttenberg und Faust hätten die Aufblitzungen erhabener Naturen auf geflügelten Lettern durch die Länder geschickt — Rede, Geist Gottes, zartes, wehendes Licht des Unendlichen über dem nächtlichen brütenden Chaos, wodurch alle Gestalt, alle Schönheit und alles Leben geworden ist — Rede, Schwerdt in des Mannes tapferer Hand, ich bebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Muth.

Ich habe Thränen geweint über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reitz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern. Durch die Augen geht zart zurück, was zart kam; das Gewaltige gebiehrt die Brust, die Zunge spricht es aus.

Ich war einst jung und bin ein Mann geworden ohne Männer. Ein waidlicher, lustiger Bub war ich mit tiefem fröhlichen Muth. Glückliche Zeit, als die fromme Mutter mich lesen lehrte und ich die fünf Bücher Moses und die lustigeren der Könige las! Bei den Heerden meiner Kühe, um die Teiche, in den Büschen lebte ich mit den Erzvätern des Alterthums und die ewigen Geschichten der Fabel wurden wieder wirkliche Geschichten, der kindische Sinn bildete sich in einer früheren Welt. Ich ward größer, andere hüteten die Kühe und Pferde meines Vaters und Nepos und Cäsar, Herodot und Xenophon folgten auf die Hebräer. Gewaltiger Menschen Thaten und Missethaten lehrten mich das erste Schicksal und die Allgewalt ahnden, göttlicher Genien Worte und Ausblitzungen entzündeten mir die Brust: ich weinte mit Timoleon um den erschlagenen Bruder, mit Brutus bei Cäsars Leiche, sah mit Themistokles glühendem Blicke zu Miltiades Stein auf. Leben und Kraft, Vaterland und Gesetz, die herrlichsten und menschlichsten Dinge wurden mir dunkel verständlich. Was träumte der Knabe nicht? ein glorreiches Zeitalter, ein herrliches Volk, ein siegreiches Leben voll Lust und Kampf. Es war eine schöne Zeit teutscher Nation, sie stand nicht vollkommen; aber sie schien im frischen und freien Streben. Barden fingen an vaterländisch zu singen, schöne Genien trugen die entflohenen Geister der Vorwelt in rüstiger Einfalt und Tapferkeit zurück; man fing an von Nation, Vaterland und Freiheit zu sprechen: von teutscher Tapferkeit und Edelmuth sprach man wohl lange schon zu laut. Ein großer und weiser Fürst saß auf einem teutschen Thron, Europens Völker sahen nach ihm als nach ihrem Vorbilde und Könige nannten seinen Namen mit Ehrfurcht. Die Teutschen sprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Teutschen, der Enthusiasmus machte das Große noch größer als es war. Muthig begeistert blickte man in die Zukunft und weissagte; aber ach! die Sprüche waren kassandrisch, sie konnten nicht wahr werden, weil die Kommenden sie für Lügen erklärten. Friedrich starb, ich ward ein Jüngling. Die Zeit, die jung zu seyn schien, als ich ein Knabe war, war nun einem kindischen Greise gleich geworden. Sie schien von dem Alten nur einzelne Töne als Erinnerungen schönerer Vergangenheit festzuhalten, aber auf dem Gegenwärtigen saß sie frierend und jämmerlich, wie der Geizhals auf seinen Goldhaufen. Doch schien sie vielen gar klug und weise, und dünkte sich selbst so, bis sie endlich des langen Wahnes inne geworden ist, und nun wirklich wahnwitzig sich selbst zu entlaufen sucht. — Sollen wir toll seyn mit der Tollen? Wir sind es, aber unglücklich, weil wir wissen, daß wir es sind. Welch ein Gefühl, das doch noch das Leben erträgt, daß man nichts geworden ist und nichts kann! Dies ist das Gefühl der Zeit, es ist das der Besseren, die jetzt leben, es ist das meinige. Unthätig stehen wir still im Jammer, und werden allmählig erkaltend dem Niobischen Stein gleich, oder wie die, die das Medusenbild gesehen hatten.

2. Beispiel.

Aus: die Franzosen.

(Geist der Zeit. 1806. Abschn. d. neuen Volkr. S. 354.)

Ihr also seyd das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und die Herren anderer seyn, ihr, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seyd, der euch durch keine edleren Künste beherrscht, als durch gemeine List und prunkende Aefferei? Ihr nennt euch das große Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil haben, groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menschen und das Volk groß machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seyd. Führt mich hin, wo ihr gewesen seyd, heißt mich euch nachtreten, wo ihr seyd — ist die Pest und der Hunger nicht mild gegen das Elend, was ihr bringt? Ist die Grausamkeit des Barbaren nicht sanft gegen die eurige, die sich nicht schämt mit den Worten Humanität und Edelmuth auszustehen, wenn sie etwas Schlimmes thun will? — Und seyd ihr vielleicht in den edleren Künsten und Wissenschaften so groß, daß es ein Glück wäre für die übrigen Europäer von euch unterjocht zu werden, um den Barbarenpelz einmal abzuwerfen und sich eines gebildeten und schöneren Lebens zu freuen? Ich sehe hier so viel nicht von euch zu gewinnen. Ihr seyd so leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Aefferei ist eure ganze Bildung hervorgegangen und hat vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firniß und die Abglättung voraus. In der Mitte Europens seyd ihr eine Art Mitteldinger geworden und von jeher fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüthes, ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden und waret euch immer eures Mangels und eurer Nacktheit bewußt; daher eure Windbeutelei, euer schaaler Spott und Spaß mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher; daher die Unmöglichkeit euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündliches Krüppelwesen euch nie vergessen läßt, wer ihr seyd. Bewußtseyn der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken und darum läuft der Affe da durch, der seine Gebehrde verstellt, nicht der freie Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen wagt. So ist der Karakter eurer Kunst, so tritt euer zierliches Leben hin — nichts als leerer Schein, nichts als der sündliche Schlangenglanz von Tugenden, von welchen der unverdorbene Mensch sich mit Abscheu und Schrecken wegwendet. Ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach euch zu bessern, zu gebildet eures Unheils inne zu werden, tretet ihr stolz hin und krähet uns andern mit einer beispiellosen Unverschämtheit

vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind. Leichtfertiges, unverbesserliches Gesindel, das schwatzt, wo andere fühlen, das hüpft, wo andere stehen, das sich einbildet zu seyn, wo andere sind — ihr habt vielen schönen Schein, aber den wir fliehen müssen, weil er ohne Wirklichkeiten ist. Ein Volk, das alle Tugenden in bloße Worte überspielt, das sich, wo andre Völker haben, empfinden, genießen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar bethörtes und bethörendes Volk als die Franzosen kann keinen frischen, freudigen Stock auf die Menschheit setzen; es ist zu weit über alle Menschheit hinaus.

3. Beispiel.

Aus: der Emporgekommene.

(Geist der Zeit. 1806. S. 426.)

Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten als es die Meisten thun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltne Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichten und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität, so findest du, was der Mann ist und wohin du ihn stellen sollst. Die er(n)ste Haltung, des Süden tief verstecktes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüth des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer seyn wird im Unglück, als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parce und an sein Glück, den er so auffallend zeigt — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen und vom Glücke emporgehalten, wie mußten sie siegen! So standen die Römerfeldherrn in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von zehentausenden ruhig hin, so jagten sie mit grausamer Freundlichkeit die Könige aus oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol, so endigten sie mit Gewalt, was sie mit Freundschaft begonnen, oft gerecht, selten mild, nie edelmüthig, öfter grausam. Sieh die Aemile, die Scipionen, die Sulla, und du findest dies Bild unter älteren Menschen.

Ihr meint, die Römer wüßten immer was sie wollten und warum.

Nein, nein, die großen Menschen haben das nie gewußt, wie ihr Eures wisset, das Gewaltigste bei ihnen ist angebohren und geht in der Tiefe unsichtbar fort, das Kleine flattert und fliegt oben in der Erscheinung dahin, wie das Schiff die Wellen verbergen und Segel und Wimpel, das leichte Gerüst, in der Luft flattern. Auch Bonaparte weiß nur das Kleine, was er thut, nur wo Instrumente und Maschinen geschoben werden. Seht ihn — warum erbleicht ihr? warum flieht ihr? warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann? Da steht die siegende Kraft in ihm gezeichnet, die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz giebt der That die ungeheuren Geburten, und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Korse hin. Die Klugheit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter Himmel und Erde hängt. Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn, ohne Klügelei fühlt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung, und hält sein Volk frisch darin. Zum Krieger ward er gebohren, nicht zum Regenten, er übt sein Talent und wird es üben.

4. Beispiel.

Aus: Fünf oder Sechs Wunder Gottes (im Wächter 1815.)

(Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zw. Th. Leipzig 1845. S. 312.)

3. Das sichtbarste Zeichen aller Welt, was auch in allen Gränzen des Vaterlandes als solches verstanden worden ist, war Moreaus fast wunderbarer Tod. Er fiel durch eine der ersten Kanonenkugeln. Man nennt den Mann einen edlen Mann; das mag seyn. Er war ein Franzose und die Franzosen würden mit ihm geprahlt haben, wenn er gelebt und den Feldzug der verbündeten Heere mitgemacht hätte. Sie würden gesagt haben: „Wir leugnen nicht, daß wir besiegt sind, aber wir sind von dem größten und edelsten unsrer Feldherrn besiegt. Nur ein Franzose konnte die Franzosen schlagen, nur durch Moreau konnten die dummen Deutschen etwas gegen uns ausrichten." Sie haben dies wirklich von ihm und dem Kronprinzen von Schweden gesagt; sie haben behauptet und viele leichtgläubige und des eigenen Ruhms immer sorglose Deutsche haben es ihnen nachgebetet, von diesen beiden sey der ganze Plan des Feldzuges nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes am 10ten August entworfen, (was doch nicht wahr ist) und ihnen allein verdanken die verbündeten Heere ihr Glück. Gott aber meinte es besser mit uns und gönnte uns zu der Freiheit den Ruhm und daß nicht andere die Ehre unserer Arbeiten ärndten sollten. Darum stellte er auch die in mancher Hinsicht unerklärliche Politik des Kronprinzen

von Schweden so, daß er mit seinem Heere fast nichts that, da er doch einen so großen Ruhm dieses Krieges erwerben konnte, und daß er mit viel geringerer Meinung aus Deutschland weggegangen ist, als womit er gekommen war.[1])

Von allen Wundern war es gewiß das größte, was er mit Moreau's Tod meinte, daß er uns diesen lästigen und gegen alle unsere Vortheile auflauernden und aufsätzigen Franzosen durch eine Kugel wegnahm. Hätte dieser gelebt, jeden Tag würde er die falsche wälsche Lehre gepredigt haben: „Um Gottes Willen nicht weiter als an den Rhein! die Franzosen fühlen „zu gut, daß das ihre für alle Ewigkeit unverrücklich bestimmte Gränzen „sind; der erste Schritt darüber würde das stolze und hochherzige Volk zu „unendlichem Zorn waffnen und die Folgen davon ließen sich gar nicht be„rechnen. Es wäre eine Tollheit zu glauben, daß man jenseits des Rheins „von Frankreich nur ein einziges Dorf erobern könnte." Diese leidige Lehre, die auch der Kronprinz von Schweden in mehreren Manifesten verkündigte und die damals noch weichere Ohren fand, würde nur zu vielen Eingang gefunden haben und wir hätten noch viel schlechtere Gränzen erhalten als welche uns der pariser Frieden gab, mit dessen Unglück wir uns jetzt immer noch trösten sollen. Hätten Moreau und Bernadotte in jenem Kriege etwas Großes gethan, die Franzosen und die anderen Fremden und genug Deutsche würden fest geglaubt und behauptet haben, deutsche Feldherren seyen durchaus unfähig Schlachten zu entwerfen und zu gewinnen; sind ja jetzt wieder genug Deutsche, die dem großen britischen Feldherrn für diesen Sommer alles beilegen, dessen Talent wir wahrlich nicht verkleinern wollen, den wir aber wahrlich nicht Ursache haben zu lobpreisen, weil er wohl offenbart hat, daß er es freilich gern hat, daß seine Lorbeeren aus deutschem Blute grünen, daß er aber für Deutschlands Ehre und Macht nicht den Degen gezogen hat. Denn wie er nachher gehandelt hat, scheint er mehr für die Franzosen als für die Deutschen gefochten zu haben. So daß wir auch bei dieser Betrachtung über des alten Germaniens Verhängnisse wieder trauern müssen. Uns die Arbeit und andern den Lohn der Arbeit — so ist es seit Jahrhunderten gewesen und so wird es bleiben, so lange wir ein zwieträchtiges Volk sind.

---

1) Im Heere Bernadottes war auch Adlercreutz, der tapfere und berühmte Vertheidiger Finnlands gegen die Russen. Dieser hatte auf Sachsens Gefilden seinem Kronprinzen ins Gesicht gesagt: Hier auf diesen Feldern, wo Gustav Adolphs und Torstensons unsterbliches Gedächtniß noch nicht verklungen ist, müssen unsre Schweden tapfer mit ins Feuer. Das Wort hatte Bernadotte ihm nie vergeben noch vergessen.

5. Beispiel.

Einheit Deutschlands.

(Aus dem Wächter, dann im nothgedrungenen Bericht. Th. I. S. 368.)

Alle diese Ansichten des Herrn de Pradt (in seiner Schrift über den Wiener Kongreß. 2 Th. Paris 1816) laufen immer auf das alte, leider verjährte Elend aus, das nun einmal als ein bleibendes angenommen wird, Deutschland sei ein schwerfälliger und unbehülflicher Wulst von Staaten, der sich durch sich selbst nicht bewegen könne, sondern bei allen seinen Händeln und Geschäften die Fremden zur Schlichtung und Richtung rufen müsse, die denn in der Regel nicht anders als durch das Schwerdt zu machen ist; Deutschland sey ein unmündiger und geistloser Dummkopf, der seine Sachen selbst nicht zu verwalten verstehe und deswegen England, Frankreich und Rußland zu Vormündern und Aufsehern haben müsse. Die Ansicht ist Herrn de Pradt nie eingefallen, daß Deutschland auf irgend eine Weise auch einmal ein solcher Staat werden könnte, der sich als eine geschlossene Einheit seinen Nachbarn beide gegen Westen und Osten mit Macht entgegenstellen könnte, wenn es sie gelüstete ihn bedrängen zu wollen. Wir können ihm das auf keine Weise übel nehmen, da es ja bei uns selbst Leute genug giebt, die es nicht nur für eine Unmöglichkeit erklären, daß Deutschland je zu einer so starken Einheit erwachsen könne, die jedem Andrange von Feinden die Spitze biete, sondern die das auch für ein Unglück halten, ja denjenigen wohl einen Aufrührer und Hochverräther schelten, der darauf hinzuweisen wagt, daß alles Streben der Deutschen dahin gehen müsse, die Idee dieser Einheit zu einer unsterblichen Idee zu machen. — Wir sehen nicht nur in dem Urtheile der Fremden sondern in dem Geschrei der Eigenen, wie schlecht es um uns als Volk bestellt ist, wie wir nie mehr in die Betrachtung gezogen werden, als könnten wir uns je im eigenen Leben bewegen und nach eigenem Willen bestimmen. Ich entblöde mich hier nicht zu sagen, daß ich nicht wüßte, warum ich noch eine Minute in dem deutschen Lande verweilen sollte, wenn ich die Hoffnung nicht in meiner Brust trüge, daß in Deutschland selbst eine Macht erwachsen könne, die den Reigen unserer Geschichte in Herrlichkeit führen und die fremden Gängelbänder mit dem Schwerdt zerhauen wird. Wir sind auf den Punkt gekommen, auf welchem wir nicht viele Jahrzehende stehen bleiben können, ohne aller Welt Gesindel und Sklaven zu werden; und die entartete Unwürdigkeit entdecke ich gottlob in uns nicht, die uns dazu gradehin verdammte. Die Sage des Alterthums erzählt uns von Orpheus, sein durch die bacchantische Wuth abgeschnittenes und in den Fluthen des Hebrus fortschwimmendes Haupt habe mit der blutigen Zunge noch lange Eurydice! Eurydice! gerufen — es sind Millionen deutscher Zungen, die, wenn die Gewalt der Liebe so weit hinausreichte, aus dem in

den Tod zusammengesunkenen Haupte noch tönen würden Einheit! Einheit! Nicht weil Rußland unser Schrecken, sondern das Vaterland unsre Liebe ist; darum hätten wir auch gewünscht, daß der deutsche Staat der in den letzten großen Schicksalsjahren für alle andern die Seele und der Geist gewesen ist, auf dem Wiener Kongreß mehr berücksichtigt und besser bedacht wäre. Wir können für Preußen die Wünsche und Gebete nicht aufgeben, weil wir keinen andern deutschen Staat sehen, um welchen das ganze Reich sich sammeln und an welchem es sich halten könnte. Ein Franzose, der über den Wiener Kongreß geschrieben, meint, da habe sich l'Europe sans distance gezeigt; uns Deutschen kann man aber den Wunsch nicht verdenken, daß wir einmal ein wenig l'Europe en distance von uns und unsern Angelegenheiten sehen möchten. — Es ist eine schöne Oberherrlichkeit, die der Geist übt, sie ist diejenige, welche alle Jahrhunderte der Unsterblichkeit die würdigste geglaubt haben; auch auf den Schlachtfeldern hat der Geist immer die herrlichsten Siege erfochten. Das rohe Schwerdt und der wilde Krieger und Sieger um Nichts wird vergessen; seine That stirbt mit ihm oder sie läßt nur Spuren wie die Ströme, die durch Deiche und Wehren brechen, und wie die Berge, die sich in Vulkanen ergießen. Nur was die Idee gebiert ist unsterblich und pflanzt seinen Glanz und seinen Klang durch die Zeiten fort; aber damit die Idee irdisch bleibe und fortblühe, bedarf sie irdischer Nahrung; kleine und schwache Staaten haben in großer Bedrängniß aus der Idee der Freiheit und Gerechtigkeit begeistert oft das Ungeheuerste vollbracht und gewagt, aber auf die Länge müssen sie durch die eigenen Flammen verzehrt werden, wenn ihr Leib zu dünn ist. Darum, damit die Idee eines höheren und stolzeren politischen Daseyns, die ach! so viele traurige Jahrhunderte geschlummert hatte, ein langes ja ein unsterbliches Leben unter uns gewinnen könne, wünschen wir dem deutschen Staate, in welchem sie sich am herrlichsten verklärt hat, mehr Leib. Denn in Zeit der Noth und gewaltiger Verhängnisse mag der Geist wohl eine unbestrittene Führerschaft üben und zuweilen selbst fast die Gleichmächtigen ziehen, in gewöhnlichen Zeiten wollen sie wieder äußerlich sehen, was sie fürchten müssen; sie wollen eine leibliche Masse sehen, die ihnen Achtung und, wann sie zum Ungehorsam und Abfall vom Reiche Reitz hätten, Angst einflößt. Wenn sich aber im Vaterlande fünf sechs Staaten neben einander mit gleichen Ansprüchen durch die Zeit so fortzuwiegen meinen, so mag ich den Wiegengesang dazu nicht singen, denn ich würde wahrlich mehr weinen müssen, als das arme Kind, das man wiegt. Meinetwegen möchte Deutschland tausend verschiedene Herren haben, wenn sie alle so gehorsam sein könnten und so einträchtig, daß die Ehre des Reichs erhalten und seine Kraft gegen die dringende Gefahr mit Einheit und Gewalt immer in ganzer Fülle gesammelt seyn könnte. Weil das aber unmöglich ist, weil wir die Händel, die unter uns entstehen, immer durch fremde Minister und schlimmer durch

fremde Heere schlichten lassen müssen, so beten alle fromme Deutsche, die da wünschen, daß das Volk nicht endlich in Elend und Schande erliege und der Raub der Fremden werde, um die Geburt eines so kräftigen deutschen Staates, daß die Treue der andern Fürsten durch Geist und der Ungehorsam durch Furcht gehalten und bewegt werde. Wir sehen aber keineswegs mit freundlicher und gutmüthiger Lüsternheit nach den Franzosen oder nach irgend einem andern europäischen Volke als nach dem natürlichen Bürgen und Bundesgenossen unserer Freiheit aus. Der erste Franzosenkönig, der mit solchem Ansehen in unsre Reichsgeschäfte eintrat, daß er eine Bürgschaft übernahm, der auf allen unsern Reichstagen und Wahltagen nichts als die germanische Freiheit und die Rechte der deutschen Fürsten im Munde führte, Ludwig der Vierzehnte, unser erster Napoleon, hat uns die Bundesgenossenschaft theuer genug gemacht. Und dieses Volk sollten wir ganz wieder an den Rhein bringen und in unsre schönsten und festesten Städte setzen, damit wir ihm wieder ganz dienstbar würden und damit unsre kleinen Fürsten bei den französischen Satrapen wieder stehende Komplimentirer, Bestecher und Unterhändler halten müßten? Wahrlich wenn die Talleyrands und Marets einmal ihr wahres Leben schreiben wollten, da würden manche deutsche Gesichter blaß werden, die jetzt recht röthlich über die Leute wegschauen.

6. Gedichte.

a. Ballade.

(Aus den Gedichten. Greifsw. 1811. S. 308.)

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne sie schalt sie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht,
Ihr versteht was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mit schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

b. Gebet.

(daselbst. S. 329.)

Sinke, Erde täuschendes Nichts!
Glück und Ruhm, fahr hin, fahr hin!
Auf zum Glanz des ewigen Lichts,
Auf, mein himmelfroher Sinn!
Auf zum Born der ewigen Liebe!
Denn hier unten ists kalt und trübe.

Wahre Freude wohnet bei dir,
Du, der hoch im Himmel wohnt,
O so zieh mich freundlich zu dir,
Du, der überschwänglich lohnt;
Laß wie Engelgesang mein Leben
Licht und selig zu dir entschweben.

Ja, du hörst mich, heiliger Hort,
Gott und Herr und Vater gut!
Licht des Lebens, tröstendes Wort
Stärke denn mir Sinn und Muth,
Daß ich mächtig auf Himmelschwingen
Mag zum Lande der Freude dringen.

Locke nun, du wilde Begier!
Gaukle, Irrwisch, farbiger Wahn!
Gott, mein Held, ist schützend bei mir,
Lug und Trug darf nimmer nahn —
Denn ich streite im heil'gen Orden,
Und die Erde ist Himmel worden.

O wie wohl, wie selig ist mir!
Gottes Kindlein bin ich nun,
Und er läßt mich für und für
Fromm in seinem Frieden ruhn,
Hält mich freundlich in Liebesbanden,
Keins der Kindlein kömmt ihm abhanden.

c. Das Gespräch. 1802.

(Gedichte. Leipzig 1840. S. 27.)

Ich sprach zum Morgenroth: was glänzest du
Mit hellem Rosenlicht?
Ich sprach zur Jungfrau schön: was kränzest du
Dein junges Angesicht?
Morgenroth, du einst erbleichen mußt,
Jungfrau schön, du einst verwelken mußt;
Drum schmücket euch nicht.

Ich schmücke mich, so sprach das Morgenroth,
Mit hellem Morgenlicht;
Ob mir dereinst ein bleiches Schicksal droht,
Das frag' und weiß ich nicht:

Der dem Mond, den Sternen gab den Schein
Auch gefärbt hat roth die Wangen mein;
Darum traure ich nicht.

Ich kränze mich, so sprach die Jungfrau schön,
Weil noch mein Frühling blüht,
Sollt' ich darum in stetem Trauren gehn,
Daß einst die Jugend flieht?
Der beschirmt und hält der Vöglein Nest,
Der die Blumen blühn und welken läßt,
Dem traut mein Gemüth.

d. Des Deutschen Vaterland. 1813.

(Gedichte. Leipzig 1840. S. 210.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preussenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein.

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt,
Das soll es seyn!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund,
Das soll es seyn!
Das ganze Deutschland soll es seyn.

Das ganze Deutschland soll es seyn!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es seyn!
Das ganze Deutschland soll es seyn.

e. Das Lied vom Gneisenau. 1813.

Bei Kolberg auf der grünen Au, —
Juchheidibei! Juchheidibei!
Geht's mit dem Leben nicht so genau,
Juchhei, Juchhei, Juchhei!
Da donnerts aus Kanonen,
Da sät man blaue Bohnen,
Die nimmer Stengel treiben,
Bei Kolberg auf der Au.

Bei Kolberg hat es flinken Tanz,
Um Maur und Graben, um Wall und Schanz,
Sie tanzen also munter,
Daß mancher wird herunter
Vom Tanzplatz todt getragen,
Bei Kolberg auf der Au.

Wie heißt die Braut, die Hochzeit hält?
Um die so mancher tanzend fällt?
Stadt Kolberg heißt die Schöne,
Sie weckt die hellen Töne,
Wonach die Tänzer tanzen
Auf Kolbergs grüner Au.

Wie heißt ihr schöner Bräutigam?
Es ist ein Held vom deutschen Stamm,
Ein Held von ächten Treuen,
Des sich die Deutschen freuen,
Und Gneisenau klingt sein Name
Auf Kolbergs grüner Au.

Bei Kolberg auf der grünen Au,
Da tanzt der tapfre Gneisenau,
Er tanzt so frisch und freudig
Er tanzt so scharf und schneidig
Franzosen aus dem Athem
Auf Kolbergs grüner Au.

So gings auf Kolbergs grüner Au,
Mit Tod und Leben nicht zu genau,
Und manchen Franzen haben
Sie nach dem Tanz begraben.
Der Tanz ging ihnen zu mächtig
Auf Kolbergs grüner Au.

Doch als es still wird auf der Au,
Da deucht es schlecht dem Gneisenau
Er hasset die Franzosen
Die argen Ohnehosen,
Nach England thut er reisen
Von Kolbergs grüner Au.

Komm nun zurück, du frommer Held!
Und zieh mit Deutschen froh ins Feld,
Thu einen Tanz noch wagen,
Wir wolln die Wälschen jagen
Mit dir und deinem Degen
Von Deutschlands grüner Au.

Komm nun zurück aus Engeland!
Juchheidibei! Juchheidibei!
Das Glück hat Alles umgewandt,
Juchhei! Juchhei! Juchhei!
Komm! laß dein Spiel erklingen,
Komm! laß die Wälschen springen,
Wie du sie springen ließest
Auf Kolbergs grüner Au.

f. Das Lied vom Feldmarschall. 1813.

(Gedichte. Leipz. 1840. S. 283.)

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwerdt.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes seyn.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Viel Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen in Frankreich hinein!

g. Das Feuerlied. 1817.

(Gedichte. Lpz. 1840. S. 321.)

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein,
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Trauben süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.

Was soll ich mit dem Zeuge machen,
Dem Wasser ohne Saft und Kraft?
Gemacht für Frösche Kröten Drachen
Und für die ganze Würmerschaft?
Für Menschen muß es frischer seyn,
Drum bringet Wein! und schenket Wein!

O Wonnesaft der edlen Reben!
O Gegengift für jede Pein!
Wie matt und wäßrig fließt das Leben,
Wie ohne Stern und Sonnenschein,
Wenn du der einzig leuchten kann,
Nicht zündest deine Lichter an!

Es wäre Glauben, Lieben, Hoffen,
Und alle Herzens Herrlichkeit
Im nassen Jammer längst ersoffen
Und alles Leben hieße Leid,
Wärst du nicht in der Wassersnoth
Des Muthes Sporn, der Sorge Tod.

Drum dreimal Ruf und Klang gegeben!
Ihr frohen Brüder stoßet an!
Dem frischen kühnen Wind im Leben,
Der Schiff und Segel treiben kann!
Ruft Wein, klingt Wein und aber Wein!
Und trinket aus und schenket ein!

Aus Feuer ist der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!
u. s. w. wie V. 1.

h. Der Stein im Rhein. 1837.

Hier ist die Stelle hier liegt der Stein,
Hier nahm mein Liebstes hinweg der Rhein,
Der Freude, der Liebe goldensten Hort,
Hier flog die Lust des Lebens mir fort.

O kurze Zeit! und o lange Zeit!
Wird dir die Vergangenheit Ewigkeit?
Wird Zukunft eine Ewigkeit lang,
Weil solchen Hort mir die Woge verschlang?

O Tag! — ja klage nur — Tag der war!
Einst mustert' ein Feldherr mir meine Schaar —
„Stell auf die Knaben! alle herbei!
Daß ich sehe, welcher der reisigste sei."

Sie standen und ich sprach: „Euer Rhein
Muß ewig Deutschlands Herrlichkeit sein;
Ihr wissets, und euer frischestes Blut
Für solchen Preis sei es keinem zu gut."

Da trat der Kleinste wohl aus dem Chor,
Ein stolzer Freiwilliger leuchtend hervor,
Schlug in des Feldherrn Ehrenhand
Den edlen Willen rasch ein als Pfand.

Er hats gehalten, er war der Hort
Ihn trug sein Rhein sich als Opfer fort,
So hat er mir ohne Schlachten die Schlacht
Vor tausend Schlachten blutig gemacht.

Nun liege fest vor den Wälschen mein Stein!
Nun brause freudiger, freier, mein Rhein!
Meine Sehnsucht und Liebe sie rauschen mit dir —
O rauschten die Wellen auch über mir!

i. Frieden.

Leichte Stunden meiner Tage
Rauscht, o rauschet hin!
Denn mit keinem Glockenschlage
Stört ihr mir den Sinn.

Alles unter mir mag sinken
Sinken und vergehn,
Doch die Sterne oben blinken
Ewig mild und schön.

Und es winkt aus ihrer Ferne
Mir ein lichter Geist,
Der das Vaterland der Sterne
Meine Heimath weis't.

Und es klingt in meinem Herzen
Mir ein sichres Wort:
Mit der Erde magst du scherzen,
Himmel dein ist dort.

---

8. Friedrich Ludwig Georg von Raumer. Geb. 1781.

Friedrich Ludwig Georg von Raumer wurde am 14ten Mai 1781 in Wörlitz bei Dessau geboren. Er war der älteste Sohn des um die Landwirthschaft in Anhalt höchst verdienten Kammerdirectors Georg Friedrichs von Raumer († 1822). Er besuchte das joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studirte in Halle und Göttingen die Rechte und die Kameralwissenschaft. Er wurde im Jahre 1801 Referendar bei der churmärkischen Kammer, im nächsten Jahre Assessor und stand von 1806 bis 1808 einem Departement der Domainenkammer zu Wusterhausen bei Berlin vor, erhielt 1809 eine Rathsstelle bei der Regierung in Potsdam und kam dann 1810 unter Hardenberg, der den fähigen Kopf erkannte und in seine Nähe zog, in die Abtheilung für die Staatsschulden im Ministerium. Seine Sehnsucht ging aber dahin nicht dem Staatsleben, sondern der Wissenschaft sich zu ergeben und so trat er als Geh. Regierungsrath 1811 aus dem Staatsdienst und wurde Professor an der Universität zu Breslau. Nachdem er von hier aus 1815 eine Reise nach Venedig gemacht hatte unternahm er 1816 mit königlicher Unterstützung eine größere durch Deutschland, die Schweiz und Italien und sammelte auf derselben namentlich auch

in Dresden, wie in Neapel, Stoff zu seinem großen historischen Werke. Hierauf wurde er 1819 als Professor der Staatswissenschaft nach Berlin gerufen, wo er aber vorzugsweise nur geschichtliche Vorträge hielt. Nach mehreren bedeutenden, staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Schriften erschien 1823 bis 1825 sein großes unsterbliches Werk: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 6 Bde. Lpz. Brockhaus, was allein ihm eine Hauptstelle unter den Geschichtschreibern Deutschlands bleibend gesichert hat. Ueberall zeigt sich darin neben gründlicher und tiefer Forschung die reife und gediegene Ansicht des staatskundigen Mannes und selbständigen Beurtheilers, wie wissenschaftliche Darstellung und Schönheit des Ausdrucks verbunden, daß es auch in stilistischer Hinsicht zu den Hauptwerken deutscher Literatur und Wissenschaft zu zählen ist. — Nach Vollendung dieses großen Werkes wendete Raumer seine Thätigkeit mehr dem lebendigen Verkehr zu und wurde in manche Parteistreitigkeiten verwickelt, in welchen er sich immer frei und unabhängig bewährt hat, wie viel auch von den verschiedensten Richtungen aus gegen ihn gekämpft worden ist. Seine Schrift: „über die preußische Städteordnung. 1828“ erfreute sich der Anerkennung des Schöpfers dieser Städteordnung, des Staatsministers von Stein, und so konnte er um so ruhiger auf die gewichtigsten Einwendungen gegen dieselbe hinblicken. Vorzüglich in Beziehung auf diese Schrift wurde auch Raumer zum Stadtverordneten Berlins erwählt. Zwei Reisen nach Paris und dem Süden Frankreichs gaben ihm genaue Kenntniß des französischen Staats- und Bürgerlebens, der Wissenschaft aber seine Briefe aus Paris. Lpz. 1831. worin er die Julirevolution, welche er in Paris mit erlebte, vorausgesagt hat, was dem erfahrnen Staatsmanne bei der Beobachtung der Schritte des Polignacschen Ministeriums freilich nicht schwer werden konnte. Wie die erwähnten Briefe an seine Familie geschrieben sind, ist eine andere Frucht dieser Reise die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. 2 Bde. Lpz. 1831,“ wozu ihm vornehmlich die Gesandschaftsberichte, welche er in Paris benutzen durfte, reichen Stoff gaben. Diese Berichte kamen aber auch vornehmlich einem dritten Werke zu gut, welches der Hauptgegenstand seiner Forschungen war, nehmlich der „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh.“ von welcher von 1832 bis 1843. 7 Bde. erschienen sind, welche die Geschichte Europa's bis 1740 fortführen, manche geschichtliche Dunkelheiten in ein neues Licht setzen und in gewandter Auffassung und Schilderung der Begebenheiten sich den Hohenstaufen würdig zur Seite stellen. Seit 1830 giebt Raumer das „historische Taschenbuch“ heraus, worin 1831 seine „Geschichte von Polens Untergang“ zuerst gedruckt wurde, welche ihrer Freimüthigkeit wegen manchen treuen Preußen verletzend erschien. — Vom Obercensurcollegium, dessen Mitglied er war, nahm er seine Entlassung, weil er die strengen Ansichten desselben nicht theilen konnte. Späterhin machte Raumer noch

Reisen nach England 1835, nach Italien 1839 und nach Amerika 1843, welchen wir die Werke: England im J. 1835. 2 Bde. Lpz. 1836, zw. mit einem Bd. „England im J. 1841." verm. Aufl. 1842; Beiträge zur neuern Gesch. aus dem brit. Museum und Reichsarchiv. 5 Bde. Lpz. 1836—39; Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. 2 Bde. Lpz. 1840; und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Lpz. 1845. verdanken. — Eine Rede Raumers in der Academie, welche vielfachen Anstoß gab, ließ Raumer das Secretariat dieser Gesellschaft niederlegen. — Im Jahre 1848 wurde er mit zum deutschen Parlamente in Frankfurt a. M. erwählt und von diesem als sein Gesandter nach Paris gesendet, wo er öffentlich wenig anerkannt mehr der Wissenschaft lebte. Nach seiner Rückkehr aus Paris ist er fortwährend in seiner Stellung als ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin thätig.

Seine Werke sind folgende: 1. Sechs Dialogen über Krieg und Handel. 1806. (anonym durch Johannes v. Müller gedruckt). — 2. Die Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone oder wider und für Ktesiphon, übers. von F. v. R. Kön. Preuß. Regierungsrath. Berl. 1811. — 3. CCI emendationes ad tabulas genealogicas Arabum et Turcarum. Heidelberg 1811. — 4. Handbuch merkwürdiger Stellen aus den latein. Geschichtschreibern des Mittelalters. Bresl. 1813. — 5. Herbstreise nach Venedig. 2 Bde. Berl. 1816. — 6. Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Bde. Lpz. 1821. — 7. Geschichte der Hohenstaufen. 6 Bde. mit Kupf. Kart. u. Plänen. Lpz. 1823—1825. 2te Aufl. 1840—42. (Hauptwerk, umfasst in Bd. 1. bis 4. die Geschichte von 1095 bis 1268. Bd. 5. u. 6. aber Beiträge zu den Alterthümern des 12. u. 13. Jahrh. sowohl des Staats- und Privatrechts, als der Kirche, der Wissenschaft und Kunst und des häuslichen Lebens.) — 8. Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat u. Politik 1826. (2. Aufl. 1832.) — 9. Ueber die preuß. Städteordnung. Lpz. 1828. — 10. Briefe aus Paris und Frankreich im J. 1830. 2 Bde. Lpz. 1831. — 11. Briefe aus Paris zur Erläuterung der Gesch. des 16. u. 17. Jahrh. 2 Bde. Lpz. 1831. — 12. Gesch. Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh. 7 Bde. Lpz. 1832 bis 43. (bis 1740 fortgeführt). — 13. Historisches Taschenbuch seit 1830, worin 1831 „Polens Untergang." — 14. England im J. 1835. 2 Bde. Lpz. 1836. Zw. Aufl. um einen Band: „England im J. 1841." verm. 1842. — 15. Beiträge zur neuern Geschichte aus dem brit. Museum u. Reichsarchiv. 5 Bde. Lpz. 1836—1839. — 16. Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. 2 Bde. Lpz. 1840. — 17. Die vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Bde. Lpz. 1845. — Auch gab von Raumer im J. 1826 mit L. Tieck: „Solger's Nachlaß" heraus.

1. Beispiel.

Die Eroberung Jerusalems, am 15. Juli 1099.

(Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Bd. I. 1823. S. 208. [1])

Die Furcht vor der baldigen Ankunft der Ägypter erzwang itzt den Beschluß, Jerusalem sogleich entscheidend zu bestürmen, und zu diesem wichtigen Unternehmen wollte man den Beistand des Himmels erflehen. Deshalb versammelten und ordneten sich die Fürsten und die Pilger in ihrer besten Waffenrüstung, und die Bischöfe nebst anderen Geistlichen führten, weiß gekleidet und Kreuze tragend, den Zug unter feierlichem Gesange erst in die Kirche der heiligen Maria im Süden der Stadt, dann zum Ölberge. Die Saracenen, welche anfangs kaum wußten, was diese geordneten Bewegungen, dieses Singen und Lobpreisen bedeuten solle, verhöhnten die Christen und trieben mit dem Zeichen des Kreuzes beleidigenden Spott; ja sie verwundeten selbst einige Pilger, welche sich den Mauern zu sehr genähert hatten, mit Pfeilen. Aber durch dies alles ließen sich die Wallfahrer nicht irre machen in ihrem Beginnen, und Peter der Einsiedler und Arnulf der Kapellan des Herzogs von der Normandie, sprachen auf dem Ölberge zu den Versammelten:

„Der Beistand Gottes unseres Herrn und seines Sohnes Jesu Christi, hat uns bisher errettet aus unzähligen Gefahren; wir nahen der letzten Anstrengung, dem Ziele unserer Wallfahrt, der Eroberung der heiligen Stadt. Auch hiezu wird uns jene höhere Hülfe nicht fehlen, wenn wir Liebe zu einander tragen und uns nicht gegenseitig verfolgen; wenn wir das Himmlische vor Augen behalten und nicht um Irdisches rechten, wenn wir nicht den höchsten Zweck aufgeben um kleiner Gründe willen. Abgeschnitten von der Christenheit, rings umgeben von grausamen Feinden, müssen wir siegen oder untergehen. Alles was wir bisher erkämpften, geht verloren, aller Ruhm den wir erwarben, verkehrt sich in Hohn und Tadel; — wenn nicht ein glücklicher Erfolg diese letzte Unternehmung krönt, wenn wir Jerusalem nicht aus den Händen der Ungläubigen erlösen. Seht hinab in die Stadt, seht wie die Ungläubigen alle heiligen Orte besudeln und Christum zum zweitenmale geißeln und kreuzigen! Aber nach wenig Stunden wird der König der Ehren seinen demüthig Glaubenden den Sieg verleihen, und den Stolz der Ungläubigen zu Schanden machen. Die vom Abend kommen, fürchten den Herrn, und die aus dem Morgenlande werden seinen Ruhm

---

1) Jerusalem war am 7. Juni 1099 umlagert worden, am zwölften hatte man die Stadt vergeblich zu erstürmen gesucht, großer Noth im Lager hatte die Ankunft einer genuesischen Flotte glücklich abgeholfen, jetzt hatte man erfahren, daß nach 14 Tagen ein großes ägyptisches Heer anrücken werde, die Stadt zu entsetzen.

erfahren. Ihr aber, seyd einig: denn ein jegliches Reich, spricht unser Herr, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste; und wir, die wir noch kein Reich gestiftet haben, sollten nicht verderben, wenn wir unter einander hadern? Söhnet euch aus mit euren Feinden, bereuet eure Sünden, seyd rastlos thätig an der Stelle, die euch angewiesen wird zum Kampfe; nur dann möget ihr mit Recht dem Himmel vertrauen."

So sprachen Arnulf und Peter, worauf Tankred und der Graf von Toulouse, — deren Zwist zeither den größten Anstoß gegeben hatte —, sogleich hervortraten und sich die Hände reichten. Diesem Beispiele folgten die geringeren, und unter Freudenthränen und Umarmungen verbreitete sich im ganzen Heere ein hoher Wille, entweder zu siegen oder zu sterben. Allein nicht minder eifrig flehten die Bekenner Muhameds in Gebeten: daß der Herr sein Haus und seine Stadt rein erhielte, von den Bekennern dreier Götter und anderer Menschensatzungen.

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung, begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hiebei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, sondern auch durch die stärkste Besatzung und das tüchtigste Kriegszeug, besser als an allen anderen Seiten gedeckt sey; deshalb veränderten sie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wiederum zusammen. Ein viereckiger, ans Thal Josaphat stoßender Stadtthurm, befand sich itzt zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erstaunt sahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähnten er sey davon gezogen: bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung ausfüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurme hinzog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von gleicher Bauart, hoch, vierseitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablösen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlassen; die innere, mit Häuten überzogene, schützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

Jetzo begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütz, Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufge-

hängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Öle angefüllt, vermehrten die Glut, und durch unaufhörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag, ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöhte den Muth der Christen: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenseitiger Furcht eines Überfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahen Aussicht auf größere Thaten, durch ruhigen Schlaf zu stärken.

Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Christen waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schicksal im Fall der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die letzten einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Öl und Wachs darüber hin, steckten alles an mehreren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen hinwegziehen, allein es mißlang, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn fest hielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Glut, und erst durch den, glücklicherweise für solche Fälle herbeigeschafften Essig, wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden ohne Erfolg und viele Christen wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Ölberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr," rief der Herzog, „seht ihr das himmlische Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beistand?" Und alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil alle andere Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beschwörerinnen, nebst dreien Mädchen,

welche sie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der inneren Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand gesteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und fast erstickt wichen alle Vertheidiger. In höchster Eil ließen die Pilger itzt jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit Balken: zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten, aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustathius sein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straßen.

Unterdessen war der Graf von Toulouse, an der anderen Seite der Stadt, auf das äußerste bedrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr, erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen die Übergabe des Thurmes David gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß sechszehn von ihnen im Thore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die jerusalemischen Christen versammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwanige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor allem an zehntausend in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. „Alle sind Frevler und Heiligthumsschänder, kein einziger werde verschont!“ so riefen das Volk, die Fürsten und die Geistlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begründen können, wenn gewaltsamen Erwerbern das Geschick des Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen itzt die Leichen selbst in den abgelegensten Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch kehrte höhere Besinnung noch immer nicht zurück! Es war

schon früher zur Mehrung der Grausamkeit und des Eigennutzes, der Grundsatz angenommen und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätigt worden: daß jeder eigenthümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deshalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinandersprengung der größeren Massen ihrer Feinde, in einzelne kleinere Raubhorden. Kein Haus blieb unerbrochen, Greise und Weiber, Hausgesinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang einige von den Thürmen hinabzuspringen; man warf andere zu den Fenstern hinaus, daß sie mit gebrochenem Genick auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüsten der Mütter und schleuderte sie gegen die Wände oder Thürpfosten, daß das Gehirn umherspritzte; man verbrannte mehre an langsamem Feuer; man schnitt anderen mit wilder Gier den Leib auf, um zu sehen, ob sie nicht Gold oder andere Kostbarkeiten, der Rettung wegen, verschluckt hätten. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtschreiber melden, von 70,000 Saracenen, blieben nicht so viele am Leben als erforderlich waren ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hülfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sich nicht bei längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Füße, und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungs-Kirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Lösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, keinen aber mehr erhuben als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß viele nachher beschwuren, sie hätten Gestalten der, in früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben sich wandeln gesehn, ja der Bischof Ademar von Puy habe einem, erstaunt Fragenden geantwortet: „nicht er allein, sondern alle verstorbene Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen.“ Der Himmel sey allen erworben, Gott sey allen gnädig für das große Werk: das war die feste Überzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jerusalem erobert am neun und dreißigsten Tage der Umlagerung, am funfzehnten Julius des Jahres 1099.

2. Beispiel.

Friedrich Barbarossa's Tod und dessen Folgen.

(Geschichte der Hohenstaufen. 2w. Bd. 1823. S. 435.)

Alle Feinde waren nun bezwungen [1]), der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte aufs höflichste anbot: „der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße." Von Tag zu Tage wuchs Friedrichs Ruhm, und alle seine früheren Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt: denn während sein früheres Bemühen die gewaltige Herrschaft des Papstes zu brechen und die Christenheit von dieser angeblichen Sklaverei zu befreien, vielen keineswegs über Vorwürfe erhaben dünkte; so erschien dagegen sein jetziger Zweck das Christenthum in dem Lande herzustellen, wo es seinen heiligen Ursprung hatte, des unbedingten Lobpreisens würdig und die ächte Krone seines thatenreichen Lebens.

Am 10. Junius 1190 brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts, auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deshalb beschloß der Kaiser, dem aus mehreren Gründen daran lag schnell zu seinem Sohne zu kommen, er wolle den Fluß durchschwimmen. Zwar warnten ihn einige der seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft als jugendlichen Muth; die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hülfe kam und ihn auf's Land brachte, war er bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maaß: nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne, so klagten alle, ihnen kein Glück mehr aufblühen!

Zwar huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so viele in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimath zurück, oder zerstreuten sich nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen; und nur der geringe zum Fechten taugliche Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in

1) Ikonium war erobert, die Türken geschlagen worden.

feierlicher Trauer Kaiser Friedrichs Gebeine, und vereinte sich dann mit den Christen vor Akkon. Herzog Friedrich kämpfte tapfer und stiftete den Orden der deutschen Ritter; dann erlag er am 20. Januar 1191 ebenfalls den Krankheiten, und die Ueberbleibsel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

So endete der dritte, mit den froheſten Hoffnungen begonnene, mit seltener Klugheit geführte Kreuzzug. Bei längerem Leben des großen Kaisers wäre er gewiß nicht in diesem Maaße vereitelt worden; indeß erschienen die unausweichbaren Schwierigkeiten, welche in dem Unternehmen selbst lagen, seitdem bedeutender und abschreckender als je zuvor.

3. Beispiel.

Hinrichtung Konradins. 1269.

(Geschichte der Hohenstaufen. Viert. Bd, 1824. S. 615.)

Als Konradin diese Nachricht [1]) beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Luft noch vergoldet, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter auf dessen Befehl: „versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu

1) Das aus eigener Macht von Seiten Karls von Anjou ausgesprochene Todesurtheil.

ärnten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen entzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweg getragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechtes, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Österreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorüber gehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich empor richtend, aus: „o Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach

diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größeren Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde! — Nach diesen mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es z. B., schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unseren, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

---

9. Leopold Ranke. Geb. 1795.

Leopold Ranke, geboren am 21. December 1795 zu Wiehe an der Unstrut in Thüringen, bestimmte sich nach vollendeten Studien für das Schulfach und bekleidete seit 1818 die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder, widmete sich aber schon dort dem treusten Studium der Geschichtswissenschaft. Die Frucht dieser Arbeiten: „Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften", welche in ihrem ersten und einigen Theile 1824 erschien, und der bald nachher herausgegebenen kleineren Schrift: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. 1824, verschaffte ihm die Berufung zu einer außerordentlichen Professur an der Universität zu Berlin 1825, wo er vornehmlich durch v. Savigny begünstigt wurde. Er reiste bald nach dem Antritte seines neuen Amtes mit Unterstützung der Regierung nach Wien, Venedig und Rom und durfte die hier niedergelegten Urkundenschätze, vornehmlich die Gesandschaftsberichte im Archiv zu Venedig, benutzen und ausbeuten; doch scheint er durch seine gründliche Mittheilung ähnliche Benutzungen späteren Reisenden, namentlich in Rom, sehr erschwert zu haben. Das Ergebniß seiner Reisen waren zunächst die ausgezeichnetesten Darstellungen der „Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16ten und 17ten Jahrh." 1827 und die beiden „die serbische Revolution. Hamb. 1829" und „die Verschwörung gegen Venedig im J. 1688. Berlin 1831", worin er ein bedeutendes Talent in der Auffassung der Staatsverhältnisse, wie die ganz neue der osmanischen und spanischen kund gab, und seine trefflichen und gründlichen Darstellungen merkwürdiger Persönlichkeiten darlegte. Bedeutendere Ergebnisse gewährte noch seine Schrift: „die römischen Päbste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Berl. 1834—36", welche für jedes gründliche Studium der Pabstgeschichte unentbehrlich ist. — Seit seiner Rückkehr nach Berlin hatte er sich mehr der Tagespolitik hingegeben und an der „historisch-politischen Zeitschrift" mitgearbeitet, wobei er viel weniger freie und liberale politische Ansichten entwickelte, als man sie von dem Verfasser der serbischen Revolution erwartet hatte. — Das bedeutendste und gründlichste Werk seiner Studien ist aber, sowohl durch Tiefe der Forschung, als Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnet: „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", 5 Bde., was auch dem Kenner noch viel Neues in Stoff und Ansichten darlegen wird. — Er war 1834 zum ordentlichen Professor der Geschichte und demnächst zum Akademiker ernannt worden und erhielt dann 1841 die Ernennung zum Historiographen des preußischen Staates. Als solcher gab er heraus: „Neun Bücher Preußischer Geschichte" in 3 Bänden. Berlin 1847 — welche nur als Bruchstück, vornehmlich von 1725 bis 1750, nicht denselben allgemeinen Beifall erhielten, wie seine berühmteren Werke.

Ranke ist als höchst gründlicher, tief die Gegenstände seiner Schriften durchdringender Geschichtschreiber anerkannt. Er legt die Staatsverhältnisse in seinen Darstellungen klar und oft in eigner auch Andre für seine Ansicht gewinnender Auffassung. Besonders lebendig und glanzvoll ausmahlend sind seine Schilderungen großer Menschen. Sein Stil ist kernig und gediegen und liebt nicht zu weit gedehnte Perioden, sondern gefällt sich mehr in kräftiger Kürze.

Seine Werke sind: 1. Geschichte der romanischen und germanischen Völkerschaften im 14ten und 15ten Jahrh. Erst. (u. alleiniger) Band. Berl. 1824. — 2. Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Berl. 1824. — 3. Fürsten und Völker von Südeuropa im 16ten und 17ten Jahrhundert. Bd. 1. Hamb. 1827. (2. Aufl. Berl. 1837.) — 4. Bd. II. bis IV. auch unt. d. bes. Titel: Die römischen Päbste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrh. 3 Bde. 1834—36. (3. Aufl. 1844—45.) — 5. Zur Gesch. der Ital. Poesie. Berl. 1837. — 6. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 5 Bde. Berl. 1839—1843. (2. Aufl. 1842, 43.) — 7. Neun Bücher Preuß. Geschichte. In 3 Bänden (bis 1750.) Berl. 1847—48. — 8. Historisch-politische Zeitschrift. Von 1832—36. Bd. 1. Hamb. 1832. Bd. 2. Berl. 1833—36. — Noch gründete er 1837 die Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. Berl. 1837—1840. Erst. Bd. 3 Hfte. v. Waitz und R. Köpke. (Heinr. I. und Otto I.) Zw. Bd. 1. Abth. von W. Giesebrecht (Otto II.) Dr. Bd. Abth. 1. v. S. Hirsch und G. Waitz. (Krit. Prüf. des Chron. Corbejense.)

---

1. Beispiel.

Verfolgung der Prediger in Oberdeutschland 1548 und Widerstand in Norddeutschland 1549.

(Deutsche Geschichte im Zeitalter der Ref. Bd. V. S. 65.)

Nachdem man sich der Gemeinheiten versichert, kam man nun an die Einzelnen: vor allem an die Prediger. Es waren noch fast überall die Männer, die in den ersten Zeiten der Gefahr sich erhoben, alle Wechselfälle, die seitdem vorgekommen, bestanden, an der Entwickelung der dogmatischen Festsetzungen lebendigen Antheil genommen, die kirchlichen Einrichtungen ausgebildet hatten; ihr Name war vor dem Volke gleichsam die Sache selbst. Die Frage ward an sie gerichtet, ob sie nun auch festhalten, oder im Angesicht des Unglückes, das ihnen ohne allen Zweifel bevorstand, nachgeben würden.

Die ehrlichen, frommen, beherzten Männer zweifelten nicht: sie zogen vor, das Unglück über sich ergehen zu lassen.

Noch unter den Augen des Kaisers, in Augsburg erklärte Wolfgang Meuslin dem Rath, er könne und wolle das Interim nicht annehmen: auch nur den Chorrock, von dem zunächst die Rede war, könne er nicht anziehen: nicht als ob daran so viel gelegen wäre: aber er habe dagegen gepredigt: er könne es nicht thun. Er dankte dem Rath für die Wohlthaten, die er in Augsburg genossen, und verließ die Stadt unverzüglich

Vergebens hatte Agricola die Prediger in Nürnberg für seine Formel zu gewinnen gesucht. Veit Diedrich, so mild er sonst war, gab zu erkennen, in der Annahme derselben würde eine Verleugnung des evangelischen Glaubens liegen. Als der Rath den Predigern seinen Entschluß ankündigte, das Interim anzunehmen, und sie ermahnte nicht dawider zu seyn, hörten sie stillschweigend zu und entfernten sich, ohne eine Antwort zu geben. Nur die geistig-unbedeutenderen aber unterwarfen sich. Veit Diedrich ward durch den Tod diesem Sturme entrissen. Osiander meinte, er wolle weichen bis das Wetter vorüber gezogen, und verließ Nürnberg; die Stadt kündigte seiner Frau das Bürgerrecht auf.

In Ulm trotzte Frecht auf den Artikel seiner Vocation, daß er das Evangelium ohne allen Zusatz von Menschenlehre predigen solle; er ließ sich auch die Anwesenheit des Kaisers nicht daran hindern. Dafür ward er sammt seinen vornehmsten Amtsgenossen in Ketten und Bande gelegt und unter der Obhut einer spanischen Wacht dem kaiserlichen Hoflager nachgefahren. Hinter dem Wagen lief ein Schulknabe her, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seinen geistlichen Meistern in ihrem Gefängniß Dienste zu leisten.

Johann Brenz in Schwäbisch-Hall saß mit Frau und Kindern bei Tisch, als er erfuhr: ein spanischer Hauptmann sei angekommen und dringe auf seine Auslieferung. Er that, als wolle er einen Kranken in der Vorstadt besuchen, und eilte davon zu kommen. Auf einem Edelhof in der Nähe fand er eine Zuflucht, und auch seine Familie folgte ihm dahin nach; doch wagte er nur die Nächte daselbst zuzubringen, denn fortwährend ward er gesucht; bei Tage hielt er sich in dem dichten Dunkel einer unwegsamen Waldung auf. Eine bessere Freistatt fand er endlich in dem würtenbergischen Schloß Wettlingen auf dem Gipfel des Hohberges. Er hat daselbst eine Auslegung des 93sten Psalmen geschrieben, mit dessen Verheißungen er sich tröstete. „Die Wasserströme erheben sich, erheben ihr Brausen, heben empor ihre Wellen: größer aber ist der Herr in der Höhe. Herr, dein Wort ist die rechte Lehre."

So hielten sie sich allenthalben. In Regensburg erklärte Dr. Nopp und seine Gehülfen: sie wollten sich mit Weihwasser, Oel und Chrysam nicht beflecken; in Frankfurt Ambach und Lullus: sie würden eher Hunger,

Elend und den Tod ertragen, als von der reinen Lehre weichen. In Reutlingen nahm Matthäus Alber, welcher dieser Gemeine jetzt 29 Jahre voran gegangen, an dem Tage seinen Abschied, als die erste Messe gehalten ward. Ambrosius Blaurer in Costnitz hatte um die Durchführung des protestantischen Prinzips in dem oberen Deutschland das Verdienst eines Reformators: von der Katastrophe seiner Vaterstadt ward Niemand tiefer betroffen: gleich nach Annahme des Interims verließ er sie. Am ersten November 1548 hielt Erhard Schnepf seine Abschiedspredigt in Tübingen, denn sein Fürst konnte ihn nicht länger schützen; in langem Zuge begleitete die Gemeinde den ehrwürdigen Greis weit hinaus vor die Stadt. Ein wenig länger hielt sich Straßburg als die übrigen Städte; aber der Kaiser hatte auch hier an den Begüterten, den reichen Handelsleuten Verbündete: schon hatten ihrer funfzig die Stadt verlassen, noch mehrere drohten nachzufolgen, wenn man die Ungnade des Kaisers nicht vermeide. Hierauf entschloß sich die Stadt, Anfang Februar 1549, dem Bischof zu versprechen, daß in ihren Mauern nicht mehr wider das Interim gepredigt werden solle. In diesem Beschluß sahen Männer wie Butzer und Fagius ihre Entlassung. Butzer fühlte sich ohnehin durch den Ruf, daß er allzu nachgiebig sey, zu viel auf Vergleichung denke, der wie ein Schicksal auf ihm lastete, gedrückt, und wollte denselben um keinen Preis bestätigen. Fagius entschuldigte in seiner Abschiedsrede den Rath, der so lange als möglich festgehalten, und die zurück bleibenden Prediger, die gewiß von der rechten Lehre nicht abfallen würden: für sich bat er um die Fürbitte der Gemeine, daß er standhaft bleibe in seinem Kreuz.

Ich nenne nur die vornehmsten Namen: eine große Menge Anderer gesellte sich den Flüchtigen zu. Man wollte bis 400 verjagte Prediger im Oberland zählen.

Diese Standhaftigkeit fand nun aber auch weiter im Norden und Osten Nachahmung.

Einer Vereinbarung, welche Markgraf Albrecht von Culmbach mit seinen Landständen auf den Grund des Interims getroffen, widersetzten sich die Prediger um so mehr, da man sich vorbehalten hatte, daran zu mehren oder zu mindern. Ein langes Sorgen, sagten sie, sey ein langes Sterben: sie verpflichte ihr Eid, nur das lautere Gotteswort zu lehren; wolle man sie zwingen davon abzuweichen, so wollten sie hiermit sammt und sonders um ihren Abschied gebeten haben. Albrecht schrieb dem Kaiser, er sey nicht abgeneigt sie zu entlassen: er wisse nur keine andern zu bekommen.

Im Calenbergischen, zu Pattenhausen, hielt die Geistlichkeit förmlich eine Synode, in der sie eine Erklärung gegen das Interim, die ihr Superintendent Corvinus verfaßt hatte, unterzeichnete.

Fand doch selbst Churfürst Joachim von Brandenburg, der seiner Geistlichen eher sicher zu sein glaubte, da eins ihrer Oberhäupter an der Ab-

fassung des Interims Antheil genommen hatte, als er sie nach Berlin zusammenrief, den größten Widerspruch. Sie erklärten, sie würden die ewige Verdammniß fürchten, wenn sie von der erkannten Wahrheit abweichen wollten: der Kaiser sey mächtig, aber Gott noch viel mächtiger.

Auch in Sachsen, in dem Lande des Churf. Moritz sowohl, wie in den Landstrichen, welche den Söhnen Johann Friedrichs verblieben, war man in derselben Stimmung. Auf einer Versammlung, die Moritz kurz nach seiner Rückkehr vom Reichstage nach Meißen berief, zeigten sich die Theologen besonders über die Vorrede der kaiserlichen Formel, die ihnen hier erst bekannt ward, betroffen, da darin die Doctrin, von der sie abgewichen, als ächt katholisch bezeichnet ward: sie erklärten, daß sie nur die Neuerungen abgeschafft, und zu den ursprünglichen Lehren der wahren katholischen Kirche zurückgekehrt seyen: das Verfahren des Kaisers, so mild es auch aussehen möge, bezeichneten sie als verderblich und tyrannisch; auch die einzelnen Bestimmungen des Interim griffen sie mit vielem Ernst an: in einer Erläuterung der Justification von Melanchthons Hand werden die protestantischen Grundsätze mit aller Schärfe hervorgehoben. Ganz nach diesem Vorgang stellten die Stände dem Churfürsten vor, daß die Lehre ihrer Lande eben die sey, welche die Glieder der wahren katholischen Kirche von jeher bekannt: sie erinnerten ihn an sein Versprechen, sie dabei zu schützen, das auf allen Kanzeln dem Volke und durch offenen Druck der Welt bekannt gemacht sey.

Und dazu kam nun, daß es im Reiche noch unüberwundene Regionen gab, welche dem kaiserlichen Willen zugleich politischen und geistlichen Widerstand entgegensetzten.

In ganz Niedersachsen sprachen sich die Oberhäupter der Geistlichkeit dagegen aus, Aepinus zu Hamburg, Johann Amsterdamus zu Bremen, Medler zu Braunschweig; überall wurden Synoden gehalten: zu Minden, Mölln, Hamburg; die Städte correspondirten darüber unter einander, und wurden endlich einig, wie der kaiserliche Truchseß Könneritz berichtet, das Interim sämmtlich zu verwerfen, Leib und Gut darüber zusammenzusetzen.

Besonders heftig lautete die Erklärung von Magdeburg. Das Interim verdunkle den Hauptartikel des christlichen Glaubens, daß wir durch den Glauben ohne alle Werke gerecht und selig werden; es richte die Anrufung der Verstorbenen, Vigilien, Seelmessen und die ganze Gotteslästerung des Papstes wieder auf; es wolle „Uns Alle“ um unsre Seligkeit bringen. Und da die Stadt nicht allein unausgesöhnt, sondern in der kaiserlichen Acht war, da sie nichts weiter zu verlieren hatte, so ward sie plötzlich der Heerd einer lebhaften literarischen Opposition. Eine Fluth von Gegenschriften in jeder Form, — Satyre und Predigt, in Prosa und Versen, — gab das Interim der Verachtung und dem öffentlichen Hasse Preis; in abenteuerlichen Caricaturen ward es verspottet; man hat sogenannte Interimsthaler,

auf denen ein dreiköpfiges Ungeheuer den Ursprung und Inhalt dieser Schrift versinnbildet. Da so viele Fürsten schwankten oder abfielen, wendeten sich alle Blicke auf Johann Friedrich, der, obwohl ein armer Gefangener und in der Gewalt des Kaisers, doch jedes Ansinnen dem Interim beizutreten standhaft zurückwies. Denn wohl wisse er, daß es in vielen Artikeln dem Worte Gottes zuwider sey: würde er es billigen, so wäre es als ob er Gott droben in seiner Majestät und die weltliche Obrigkeit hienieden mit gefährlichen Worten betrügen wolle: er würde die Sünde gegen den heiligen Geist begehn, die nicht vergeben werde. Ruhig sah er zu, als man ihm seine Bibel und seine lutherischen Bücher wegnahm: er werde schon behalten, was er daraus gelernt. Seine Haltung flößte selbst den Feinden Hochachtung ein; in den Gleichgesinnten nährte sie den stillen und standhaften Widerstand der gläubigen Gemüther. War Johann Friedrich früher als der Vertheidiger des reinen Glaubens geachtet und geliebt worden, so ward er jetzt als Held und Märtyrer bewundert und verehrt. Man erzählte sich, bei der Uebergabe jener ablehnenden Erklärung habe ein Donnerschlag von heiterm Himmel gleichsam das göttliche Wohlgefallen bezeugt; man meinte die Gestalt des Churfürsten in der Luft in den Bildungen der Wolken zu sehen.

2. Beispiel.

Sixtus V.

(Die römischen Päbste im 16ten u. 17ten Jahrh. Erst. Bd. S. 437.)

Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist.

Während in der ganzen Welt erbliche Fürstenthümer oder Aristokratien die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, behielt das geistliche Fürstenthum das Ausgezeichnete, daß es von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range in derselben führen konnte. Eben aus dem niedrigsten Stande erhob sich jetzt ein Pabst, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, um jenem Unwesen ein Ende zu machen.

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den illyrischen und dalmatinischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankommen, in Gruppen geschaart an dem Ufer sitzen und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Ahnherr Sixtus V., Zanetto Peretti, herübergekommen; er war von slawischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er noch auch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besondern Glückes zu rühmen: Peretto

Peretti, der Vater Sixtus V., mußte sogar Schulden halber diese Stadt verlassen: erst seine Verheurathung machte ihn fähig, einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Dieser Ort hat einen milderen Winter als sonst die Mark: er bringt Pomeranzen und Citronen hervor: um die Ruinen eines alten Tempels der etruskischen Juno, der Cupra her war der Garten angelegt. Hier war dem Peretti am 18. Dez. 1521 ein Sohn geboren. Es hatte ihm geträumt, er beklage sein Unglück, und eine himmlische Stimme tröste ihn mit der Versicherung, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen werde. Deshalb nannte er ihn Felix.

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt, und die Tante, die an dem Teiche wäscht, es herauszieht; der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten; die Buchstaben lernt er aus den Fibeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen: der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicherweise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen Franziscaner Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt, das Schulgeld zu zahlen. Dann ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht: er bekam ein Stück Brot mit; zu Mittag setzte er sich an den Brunnen, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen: als dieser sehr früh, im zwölften Jahr, denn noch verbot kein tridentinisches Concilium so frühe Gelübde, in den Franziscanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng; er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vaterstelle vertritt; doch schickte er ihn auch auf Schulen. Oft studirte Felix ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang, oder wenn diese ausging, bei der Lampe, die vor der Hostie in der Kirche brannte; es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprüngliche religiöse Anschauung, oder eine tiefere wissenschaftliche Richtung in ihm andeutete; aber glückliche Fortschritte machte er allerdings, sowohl auf der Schule zu Fermo, als auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna: mit vielem Lob erwarb er die academischen Grade. Am meisten entwickelte er ein dialectisches Talent. Die Mönchsfertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, erwarb er sich in hohem Grade. Bei dem Generalconvent der Franziscaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er einen Telestaner, Antonio Persico aus Calabrien, der sich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart. Dies verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehn. Der Protector des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an. Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem andern Vorfall her.

Im Jahre 1552 hielt er die Fastenpredigten in der Kirche S. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend: ohne Floskeln: sehr wohl geordnet: er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort, bei vollem Auditorium, in der Mitte der Predigt inne hielt, wie es in Italien Sitte ist, und nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegen, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden, und ganz etwas andres enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet: neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen: er eilte zum Schluß: so wie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition. Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Oft hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes, mit seinen strengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den scharfmarkirten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und gab keine Blöße. Als Ghislieri sah, daß der Frate nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so gut begründet war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch, er umarmte ihn mit Thränen; er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felice Peretti zu der strengsten Partei, die so eben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Felino, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in seinem Orden, den er zu reformiren suchte, Widerstand fand, und von seinen Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV. eingeführt und oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen: er arbeitete als Theolog in der Congregation für das tridentinische Concilium, als Consultor bei der Inquisition: an der Verurtheilung des Erzbischofs Carranza hatte er großen Antheil: er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in den Schriften der Protestanten die Stellen aufzusuchen, welche Carranza in die seinen aufgenommen: das Vertrauen Pius V. erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvicar der Franziscaner, — ausdrücklich in der Absicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisiren — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalcommissäre ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besessen: er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provincialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen übertroffen: die Zuneigung, die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art von göttlicher Eingebung: ohne auf die Afterreden zu hören, die denselben verfolgten,

ernannte er ihn zum Bischof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal.

Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst und Vieh gehütet; doch waren die Vorhersagungen seines Vaters und seine eignen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stocke einhergeschlichen: — der Kenner wird von vorn herein erachten, daß daran nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.

Montalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein Vergnügen war, in seiner Vigna bei S. Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen, und seiner Vaterstadt einiges Gute zu erweisen. In ernsteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er auch darauf wandte, so war seine Behandlung doch etwas willkührlich. Sein Character schien gar nicht so harmlos, wie man gesagt hat. Bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und boshaft. Doch zeigte er eine ungemeine Selbstbeherrschung. Als sein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorambuona ermordet worden, war er der Erste, der den Papst bat, die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Eigenschaft, die Jedermann bewunderte, hat vielleicht am Meisten dazu beigetragen, daß als die Intriguen des Conclaves von 1585 dahin gediehen, ihn nennen zu können, die Wahl wirklich auf ihn fiel. Auch beachtete man, wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nemlich 64 Jahre, und von starker und guter Complexion war. Jedermannn gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschen-würdiges Gefühl seyn, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellte sich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnspruch: Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer.

Auch in allen seinen Unternehmungen glaubte er fortan von Gott begünstigt zu werden. So wie er den Thron bestiegen, erklärte er seinen Beschluß, die Banditen und Missethäter auszurotten. Sollte er dazu an sich nicht Kräfte genug haben, so wisse er, daß ihm Gott Legionen von Engeln zu Hülfe schicken werde.

Mit Entschlossenheit und Ueberlegung ging er sogleich an dieß schwere Werk.

3. Beispiel.

Die Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau.

(Neun Bücher preußischer Geschichte. Bd. III. S. 252.)

Am Morgen um 4 Uhr erschallten die ersten Kanonenschüsse. Dumoulin, der in der Nacht mit der Avantgarde in der unmittelbarsten Nähe der Sachsen eine Stellung genommen hatte, warf dieselben von der Anhöhe vor ihrer Front bei Pilgramshain herab, und pflanzte seine Kanonen an der Stelle der ihren auf. Indem sich die Sachsen zum Widerstand anschickten, wurden sie von der mit der Avantgarde vereinigten ersten Brigade des rechten Flügels ernstlich angegriffen. Sie begegneten den Preußen mit Nachdruck und ein paar Mal mit Erfolg. Aber diese waren ihnen an Zucht und Uebung bei weitem überlegen; an ihrer Spitze fochten der feurige Rothenburg, der gedankenvolle Stille, der mit Besonnenheit kühne Winterfeldt. Wären Sie dabei gewesen, schreibt Stille einem Freunde, so würden Sie die Vereinigung von Muth und Tapferkeit in unsern Truppen bewundert haben. Die Reiterei kam dem Fußvolk mehr als einmal in den Weg, aber sie wußten sich auf das geschwindeste wieder auseinander zu wickeln; in wenig Minuten sahen wir die Reiter in zwei Linien aufgestellt, und die Infanterie der zweiten Linie, welche der ersten zuvorgekommen, bereits im Gefecht begriffen. Die Sachsen wurden aus ihren Stellungen bei Pilgramshain und aus dem Orte selbst verjagt.

Indessen hatten die folgenden Regimenter der Linie eine andere Schwierigkeit zu überwinden, welche daher rührte, daß die Armee, durch die Wachtfeuer verführt, ihre Richtung ursprünglich zu weit nach links genommen hatte; da nun der rechte Flügel, weiter nach rechts gewendet, mit Ungestüm vordrang, konnte die Linie nur mit großer Schwierigkeit sich bilden. Es mußte in vollem Laufe geschehen, auf unebenem Boden, so daß zuweilen große Zwischenräume entstanden, und die Bataillone, indem sie sich den im Fortrücken begriffenen anschlossen, nicht selten eine ihrer Flanken entblößt sahen, im Angesicht des nun in der ganzen Breite seiner Aufstellung in Bewegung kommenden Feindes. Der anwesende französische Gesandte, ein alter Kriegsmann, erstaunte über die Unverdrossenheit, Raschheit und Ordnung, welche die Infanterie an den Tag legte. Friedrich mußte eins der gefährlichsten Manöver ausführen, vor dem jeder methodische Heerführer erschrecken würde; dies Mal unvermeidlich, eher um einen begangenen Irrthum gut zu machen, als aus freier Wahl. Die Selbstbeherrschung, die er gewonnen hatte, war nicht bloß theoretischer Art: man sah ihn nur mit den Mitteln des Sieges beschäftigt, nicht mit den möglichen Folgen; er erkannte die Gefahr seiner Lage und bestand sie mit kaltblütiger Gelassenheit.

Kaum aber war man einigermaßen in Ordnung, so entzündete sich auch schon der Kampf in aller Form, besonders in der Mitte der Aufstellung, wo einige österreichische Regimenter an der Seite der Sachsen fochten. Zuweilen, wo sie stärker waren, drangen sie vor, bis sie in den Bereich der preußischen Geschütze geriethen, welche sie dann mit dem größten Verluste zurücktrieben. Meistens aber bewegten sich die Preußen vorwärts, auch da, wo ihre Feinde Zäune und Hecken, Gebüsch und Moräste vor sich hatten. Hie und da haben die Reiterregimenter erst große Feldzäune wegräumen müssen, ehe sie an den Feind kommen konnten. Als die Infanterie-Brigade des Prinzen Moritz bei einer Waldlücke, welche die Wiesen in den Gebüschen machten, vorüber kam, empfing sie die volle Ladung einer Batterie, die jenseit derselben aufgestellt war. Der Commandeur Bonin ließ die Brigade schwenken, und geradezu über die Wiese auf die Sachsen losrücken. Da sie ihre Kanonen über die Gräben nicht mit fortbringen konnte, so stutzte sie einen Augenblick, und der Erfolg konnte zweifelhaft scheinen, als der Prinz von Preußen ankam, dessen „Marsch" mit freudigem Zuruf erwiedert wurde. Ohne lange zu schießen, drängen die Regimenter auf den Feind ein und warfen ihn über den Haufen; ein sächsischer Offizier ward, indem er eben eine Kanone abfeuern wollte, mit dem Bajonet in den Leib gestoßen und getödtet. — Ein so lebhaftes Feuer aus Kanonen und kleinem Gewehr war weder bei Mollwitz noch bei Chotusitz gehört worden. Der Morgen war windstill, und nur langsam zertheilte sich der Rauch über dem Schlachtfelde. Die Berge schienen zu zittern. In Pilgramshain versöhnten unter den Bäumen eines Gartens die Einwohner ihre kleinen Zwistigkeiten bei dem Donner der Geschütze und dem Sausen der über sie weggehenden Kugeln. Gegen 7 Uhr war der linke Flügel bis nach dem Centrum allenthalben geschlagen. Dichte Leichenhaufen bezeugten von Stelle zu Stelle die Heftigkeit des Widerstandes, den die Sachsen geleistet haben.

Noch aber stand die Hauptmacht der Oestreicher unbesiegt im Felde; Prinz Carl hegte die Hoffnung, die Schlacht wieder herzustellen, wenn es ihm gelinge, den Preußen in ihre linke Flanke zu fallen. Mit Fußvolk und Reiterei setzte er sich gegen das Dorf Thomaswaldau in Bewegung, das diese indeß besetzt hatten. Der Anlauf seiner Reiterei war nicht sehr glücklich: sie wurde von den Geschützen des Dorfes begrüßt, und gerieth an einer andern Stelle in ein morastiges Bruchland; wo es zu einem Zusammentreffen zwischen den beiderseitigen Cürassieren kam, gewann Nassau an der Spitze der preußischen ein entschiedenes Uebergewicht. Das östreichische Fußvolk dagegen, von Leopold Daun angeführt, bei welchem auch eine Anzahl nicht zurückgegangener preußischer Deserteure diente, war in der That eine Zeitlang im Vortheil. Die Grenadiere waren in den Gräben postirt; die vorrückenden Preußen, die nur eben erst ihre Linie so weit ausgedehnt hatten, wurden mit einem wohlunterhaltenen Kleingewehrfeuer

und einem Hagel von Kartätschen empfangen. Die Regimenter Braunschweig-Bevern, Hacke, Schlichting und ein Bataillon Einsiedel litten ungeheure Verluste. „Wir haben“, sagt ein Offizier des ersten, „500 Blessirte, 200 Todte vom Regiment bekommen, der Oberst, ein Major, fünf Capitäns, eilf Subalternen sind verwundet; es ist eine Gnade Gottes, daß unsere Bursche Stand gehalten, und ungeachtet des unbeschreiblichen Feuerns nicht haben können zum Weichen gebracht werden.“ Doch hätte dies geschehen müssen, oder sie wären vernichtet worden, wäre ihnen nicht endlich Hülfe gekommen. Es war das Dragoner-Regiment Baireuth, vom General Geßler geführt, das sich hier einen unvergänglichen Namen machte. Die Dragoner nahmen ihren Anlauf mitten durch die Lücken des Fußvolkes; der Zustand ihrer Kameraden, die so oft neben ihnen gefochten, setzte sie in verdoppelte Wuth; sie fielen auf die östreichische Infanterie, die nun schon, durch den Widerstand, den sie gefunden, ermüdet und durch die Niederlage der Sachsen erschreckt war, und warfen sie sofort über den Haufen.[1]) Einige östreichische Reitergeschwader wollten den Geworfenen zu Hülfe kommen, aber die Generalsalve, die sie den ansprengenden Preußen gaben, hatte auf diese keine Wirkung, und vor der blanken Waffe wichen sie selber zurück. So übel zugerichtet die Regimenter Hacke und Bevern waren, so setzten sie sich jetzt doch nochmals herzhaft in Bewegung, um den Verlust, den sie gelitten, an den Oestreichern zu rächen; sie hatten weder Kugeln noch Patronen mehr; vor ihrem gefällten Bajonet aber wichen die letzten Reste der feindlichen Schlachtreihe zurück. Gegen acht Uhr des Morgens waren die Preußen allenthalben Meister des Schlachtfeldes. Um nicht den Rückzug in eine Flucht ausarten zu lassen, besetzte der Herzog von Lothringen, der sich hiebei persönlich nicht schonte, und beinahe gefangen worden wäre, die Höhen von Hohenfriedberg; es entspann sich eine Kanonade, die bis nach Mittag dauerte, um welche Zeit alles sich nach den Gebirgen hinaufzog. Der König hatte Erfrischungen zur Stelle bringen lassen, die den Ermüdeten ausgetheilt wurden. Die Verwundeten auf dem Schlachtfelde befahl er ohne Unterschied mit Getränk zu laben. An die Regimenter, die sich, man kann nicht sagen am tapfersten gezeigt, denn alle hatten gewetteifert, aber die größten Verluste erlitten, ritt er selber heran und sprach ihnen seinen Dank aus.

---

1) Hier wurden auch fast alle Fahnen, welche noch dazu fast ganz neu waren, genommen, darunter die Hauptfahne mit dem Namenszuge der Königin.

Biograph.

10. Karl August Varnhagen v. Ense. Geb. 1785.

Karl August Varnhagen von Ense, geboren am 21. Februar 1785 zu Düsseldorf, wo sein Vater pfalzbaierscher Rath war, kam frühzeitig nach Hamburg, wo er auch nach des Vaters Tode seine Erziehung fand. Er studirte Anfangs Medicin in Berlin, wo wir ihn 1803 im Verein mit Chamisso, Neumann, Hitzig, Theremin, Koreff u. A. finden und ein Musenalmanach, das grüne Buch, veranstaltet wird, der 1804 erschien. Im Herbst dieses Jahres ging Varnhagen nach Hamburg zurück, wo er bis zum Frühling 1806 blieb und dann mit seinem Freund Wilhelm Neumann nach Halle ging, von wo ihn der Krieg vertrieb. Wir sehen ihn sodann seine philosophischen und literarischen Studien in Berlin und Tübingen seit 1808 fortsetzen. Als der österreichische Krieg ausgebrochen war, ging er von Tübingen auf großen Umwegen zur österreichischen Armee und wurde hier nach der Schlacht bei Aspern zum Officier befördert. Bei Wagram wurde er verwundet und hierauf nach Wien gebracht. Erst im Herbst traf er bei seinem Regimente in Ungarn ein, kam dann mit dem Obersten, nachherigem General, Prinzen Bentheim in ein näheres Verhältniß und begleitete ihn als Adjutant auf Reisen, auch 1810 an den Hof Napoleons. Hierbei versäumte er auch das Literarische nicht. Später wurde er in Prag mit Minister von Stein bekannt und kam auch mit Justus von Gruner in nähere Verbindung. Im Jahre 1812, als die Oesterreicher am Feldzuge gegen Rußland Antheil nahmen, verließ Varnhagen die österreichischen Dienste und hoffte in Berlin in den Civildienst zu treten, nach den Ereignissen in Rußland aber nahm er 1813 mit Vorbehalt seines preußischen Dienstverhältnisses russische Dienste als Hauptmann, ging mit Tettenborn nach Hamburg und begleitete ihn als Adjutant auf seinen Zügen nach Paris. Hier empfing er von Preußen den Ruf in den diplomatischen Dienst, verheirathete sich in Berlin mit der an Geist und Bildung höchst ausgezeichneten, obschon viel älteren Rahel (geb. Levin Marcus, nachher mit dem Familiennamen Robert genannt) und folgte dann dem Staatskanzler von Hardenberg zum Congreß nach Wien, wo er in jenes Auftrag die Schrift: „Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preußen. Deutschland. (Leipz.) 1814. 8." ohne seinen Namen herausgab. Im Jahre 1815 folgte er dem Staatskanzler nach Paris und bekleidete nachher von 1816 bis 1819 die Stelle eines Ministerresidenten in Karlsruhe. Seit jener Zeit lebte er ohne öffentliche Anstellung mit dem Titel eines Geh. Legationsraths in Berlin, wo er im Jahre 1833 die Gattinn verlor. Seine zahlreichen Schriften gehörten zuerst der romantischen Dichtweise an, dann weihte er sich mehr der Politik, bis er in der Biographie den Ruhm des Meisters

errang und in der literarischen Kritik Ausgezeichnetes leistete. Sein nach Göthe gebildeter Stil ist von Vielen zu geglättet gefunden worden, als daß sich in ihm ein eigenthümlicher Character hätte ausbilden können, was indessen mehr von seinen politischen Darstellungen als von den lebendig und kräftig gehaltenen Lebensbeschreibungen zu sagen ist.

Seine Werke sind folgende: 1. Musenalmanach für das Jahr 1804. (Mit A. v. Chamisso u. A. gemeinschaftlich, auch für 1805–1806.) — 2. Erzählungen und Spiele (von W. Neumann). Hamb. 1807. — 3. Gedichte während des Feldzuges 1813. Friedrichsst. 1813. — 4. Geschichte der Kriegszüge des Generals v. Tettenborn während der Jahre 1813–1814. Stuttg. und Tüb. 1814. — 5. Der Kriegsrath Oswald und s. Veruntreuung der freiwilligen Beiträge für d. hanseat. Legion. Hamb. 1814. — 6. Ueber die Schweiz. Stuttg. u. Tüb. 1814. — 7. Deutsche Erzähungen. Ebend. 1814. — 8. Vermischte Gedichte. Frk. a. M. 1816. — 9. Geistreiche Sinn- und Schlußreime aus dem Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Brl. 1820. Hmb. 1822. 12. — 10. Les étoiles et les Perroques, roman historique. Paris 1823. — (Umwandlung u. Verunstaltung der im Gesellschafter 1821 erschien. Novelle: d. Sterner u. d. Psitticher.) — 11. Biographische Denkmale. Th. 1. Graf zu Lippe. Graf v. d. Schulenburg. Theodor v. Corsica. Berl. 1824. — 12. Th. 2. Freiherr v. Derfflinger. Fürst Leopold v. Anhalt-Dessau. Berl. 1825. — 13. Th. 3. Leben des Feldmarschalls Fürsten Blücher. Brl. 1826. — 14. Th. 4. Flemming. Conitz. Besser. Brl. 1826. — 15. Th. 5. Graf v. Zinzendorf. Berl. 1830. (2. Auflage Th. 1. 2. 1845.) — 16. Denkwürdigkeiten des Arztes u. Philosophen Erhard. Stuttg. u. Tübing. 1830. 8. — 17. Die Sterner und Psitticher. Novelle. Berl. 1830. 12. — 18. **Rahel.** Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Brl. 1833. 8. (Als Hndsch. gedr. N. A. Brl. 1834. 3 Bde.) — 19. Angelus v. St. Martin. Auszüge 1833. 12. — 20. Zur Geschichtsschreibung u. Literatur. Hamb. 1833. 8. — 21. Leben des Generals Freiherrn v. Seydlitz. Brl. 1834. — 22. Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang u. Briefwechsel. Leipz. 1836. 2 Bde. — 23. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Bd. I. Mannh. 1836. — Bd. II. das. 1837. (Eigne, frühe Zeit.) — Bd. III. das. 1838. (Kriegszüge 1813–1814.) — Bd. IV. das. 1838. (Kriegszüge. Schluß. Biographisches.) — Bd. V. Neue Folge. Bd. I. Lpz. 1840. (Der Wiener Kongreß. Biograph. Kritik.) Bd. VI. N. Folge Bd. II. Lpz. 1842. — 24. Leben des Generals v. Winterfeldt. Brl. 1836. — 25. Leben der Königin Sophie Charlotte. Berl. 1837. — 26. Leben des Feldmarschalls Grafen v. Schwerin. Berl. 1841. — 27. Denkwürdigkeiten u. vermischte Schriften. 2. Aufl. Lpz. 1844. 6 Bde.

(Bd. 1—3. Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Bd. 4—6. Vermischte Schriften. — 28. Leben des Feldmarschalls v. Keith. Brl. 1844. — 29. Hans von Held. E. preuß. Charakterbild. Lpz. 1845. — Anonym gab Varnhagen noch heraus: 1. Die Versuche u. Hindernisse Karls. E. deutsch. Gesch. Th. 1. (Mit Neumann, Fouqué u. Bernhardi.) Brl. u. Leipz. 1808. — 2. Hanseatische Anregungen. Bremen 1814. — 3. Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. 1ste Sammlung. Berl. 1823. — 4. Ueber Rahels Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde. Lpz. 1836 u. das oben genannte: Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preußen. — Von Andern besorgte er: 1. C. L. v. Knebel's literar. Nachlaß u. Briefwechsel. Leipz. 1835. 36. 3 Bde. (Mit Th. Mundt.) — 2. Schriften von Wilh. Neumann. Lpz. 1835. 2 Bde. — 3. Gedichte von Ludw. Robert. Mannh. 1838. 2 Bde. — 4. Wallfahrt nach Sesenheim. Von Aug. Ferd. Nüke. Brl. 1840. — Noch viele andere Aufsätze u. Recensionen in den verschiedensten Zeitschriften. (Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. S. 354.)

---

1. Beispiel.

Aus: Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris im J. 1810.[1])

(Denkwürdigkeit. u. verm. Schriften. Bd. 2. 1837. S. 270.)

Nach den Quadrillen wurde eine Ecossaise getanzt. Während dieses Tanzes waren der Kaiser und die Kaiserin aufgestanden und nach entgegengesetzten Seiten längs den Reihen der Zuschauenden vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Personen, und ließen sich einige zum ersten Mal Erscheinende vorstellen. Die Kaiserin beendigte ihren Umgang sehr bald und war bereits zu ihrem Sessel zurückgekehrt, der Kaiser aber weilte noch am andern Ende des Saales, wo ihm so eben durch die Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geborene Prinzessin von Aremberg und Schwägerin des Botschafters, ihre Töchter waren vorgestellt worden, und er setzte hin und wieder einiges Gespräch fort, als unversehens nahebei, in der hinter

---

1) Der Länge wegen können wir nur Bruchstücke geben. Der österreichische Gesandte Graf Karl von Schwarzenberg gab das große Fest in einem besonders dazu erbauten Saal Napoleon und seiner Gemahlin Marie Luise zu Ehren. Graf Joseph von Schwarzenberg war der Bruder des Gesandten. Das Kaiserpaar war schon in den glänzend erleuchteten Garten zu Nachbildungen aus Oestreichs Heimath und zu einem Feuerwerk geführt worden und nun in den Saal zurückgekehrt.

den Säulen umlaufenden Gallerie, unfern des Ausgangs zu der großen Galerie, welche den Saal mit dem Hotel verband, eine der tausend Kerzen und Lampen ihre Flamme, von einem zufälligen Luftstrome bewegt, gegen eine leichte Gaze züngeln ließ, welche, kaum berührt, sogleich aufflackerte und einen augenblicklichen hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verschwand, und nur noch schwach in ein paar getheilten Flocken nachschimmerte. So gering war die Sache anfangs anzusehen, daß der Graf von Bentheim durch Anwerfen seines Hutes eines der Flämmchen glücklich ersticken konnte, der Graf Dumanoir aber, Kammerherr des Kaisers, an einem der Säulenbalken emporkletternd, einen Theil des schon im Fallen erlöschenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig austrat. Einige Flocken jedoch hatten sich schon aufwärts mitgetheilt, höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich schlugen in verschiedenen Richtungen rasche Flammen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über dem Sims der Säulen hin unaufhaltsam in den höheren Mittelraum des Saales übersprangen, und schnell die ganze Decke des Saales durchkreuzten. Die Musik verstummte, und erschreckt verließen die Musiker ihre zunächst bedrohte Bühne, die zu einer äußern Treppe führende Thüre ließ eine stürmische Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen stürzte, und sie noch wilder anfachte. Der Tanz war schon aufgelöst, man drängte verworren durcheinander, doch suchte man nur erst zu fassen, was geschah, was geschehen könne.

Napoleon hatte den Ursprung der Sache mit angesehen, und wurde daher durch kein falsches Urtheil gestört, er war zu der Kaiserin getreten, und stand kalt und ruhig, den weitern Verlauf beobachtend, während mehrere seiner Getreuen, die im ersten Taumel Verrath und schwarze Verbrechen fürchteten, sich ungestüm zu ihm durchdrängten und zu seinem Schutze die Degen zogen. Der österreichische Botschafter jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiser unverrückt zur Seite geblieben, und als er die Flammen mit erschreckender Eile weitergreifen sah, foderte er ihn dringend auf, den Saal, der nicht zu retten sein würde, augenblicklich zu verlassen. Napoleon, ohne zu antworten, gab der Kaiserin sogleich den Arm, und folgte dem Botschafter gemeßnen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zur Ordnung und Besonnenheit ermahnte. Auch hielt sich Alles in leidlicher Fassung, bis der Kaiser hinausgetreten war, dann aber hörte jede Rücksicht auf, und angstvoll und gewaltsam drängte sich die tobende Masse dem Ausgange zu.

Wie mich selbst aber das Ereigniß zunächst traf und in Anspruch nahm, will ich kürzlich angeben:

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gewühl der Menschen im Saale auf einen unerträglichen Grad gesteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und suchte in der freieren Gallerie frische Luft zu athmen, als das Geschwirr und Geräusch des Festes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrausende verwirrte Stimmen, ich wende mich um, und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erster Blick sieht helle Flammen zucken, die sich rasch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen noch Raum zum Vordringen ist mehr frei, eine wogende Menschenfluth strömt auf mich ein, und reißt mich ungestüm in ihrer Bahn fort; einige starkbeleibte Generale, die voll Entsetzen schrieen: „O mein Gott, der Kaiser, der Kaiser ist nicht gerettet," und Andre, die ebenso nach Wasser riefen, hatten mich so in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erst im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte die Gallerie ihre Flüchtenden schon größtentheils in den Garten entlassen, der Zugang war durch Menschen nicht mehr versperrt, allein der ganze Saal stand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entsetzlichem Weh- und Angstgeschrei mit gewaltsamer Eile in den Garten abstürzte, während von innen die Flammen jeden Moment in verstärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufstiegen, schwere Kronleuchter prasselnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander stürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerstörung zeigte. Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirnisse, die Bekleidungen, Alles brannte wie vorbereitet zum Lustfeuer, die Eimer Wassers, die man hineingoß, zerstiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung, konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es sich lesen läßt, war Alles geschehen, und in den paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinschauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir selbst die Flammen an der Decke der Gallerie schon weit hinaus, fielen in meinem Rücken schon brennende Draperien, Lampen und Leuchter herab, und ich durfte nicht säumen, ehe der Weg versperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Hier zeigte sich nun das gräßlichste, bewegteste Schauspiel! Wer vermöchte es zu beschreiben! Das ganze Festbauwerk loderte in Flammensäulen empor, die noch eben in diesen geschmückten Räumen versammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauste aufgelöst durcheinander; allgemeiner Schrecken, persönliche Gefahr, Angst und Sorge für die Nächsten waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man suchte und rief die Seinigen, man durchbrach rücksichtslos

das Gedränge, jeder hatte nur sein persönliches Ziel im Auge, stieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer suchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten sie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch gesehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne sie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schicksal des Andern, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andre, die sich mit leidenschaftlicher Freude den wiedergefundenen Lieben in die Arme warfen, man sah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Last der Rettungsuchenden eingebrochen, viele Personen gestürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden schwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden gesunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Westphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der russische Botschafter, Fürst von Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hülfe österreichischer und französischer Officiere aus dem Gewühl hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pfützenwasser gelöscht, während noch andre ihm die diamantnen Knöpfe vom Rock schnitten. Besonders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwischen dieses Gewühl drängten sich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfnisse der Festlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majestät weniger angesehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten sich für ihre späte Hülfleistung gewaltthätig Raum, und die von festlicher Bewirthung aufgeschreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten sich in ihren flitterhaften Kostümen und mit noch geschminkten Gesichtern neugierig zwischen dem reichen Prunk und Staat der stolzen Hofwelt umher, die in solcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit hatte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im Garten seine gerettete, doch schwer verletzte Tochter umarmt, aber um so verzweiflungsvoller suchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite gewesen, aber durch brennendes Gebälk, das zwischen beide niederstürzte, von ihr getrennt worden, und sie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren.

Das Gewitter, welches schon lange am Himmel gestanden, brach jetzt als ein grausenvolles Zwischenspiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag, die Gebäude erzit-

terten, der Regen rauschte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erst durch ihn gelöscht.

Als nach kurzem Austoben die Gewitternacht sich wieder zertheilte, sah zwischen den schweren Wolken schon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die so eben durchlebten Ereignisse, welche, wie ein verworrener Traum, nicht faßbar noch verscheuchbar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Ueberbleibseln zu untersuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelten uns bald in schweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandstätte, ein düstres Angehäuf von Schutt und Wust; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauersteine, Geräth und Scherben durcheinander geworfen, in den zufälligen Tieflücken schmutzige Wasserpfuhle zusammengestockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zerkrümmte Degen, Armbänder und anderen Schmuck, den die Gluth fast unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir stiegen Graf Hulin und Dr. Gall forschend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin stehen, sieht starr vor sich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doctor Gall, kommen Sie hierher, hier ist ein menschlicher Körper!“ Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den diese Worte hatten; jeder Nerv wurde erschüttert, die Brust mit Angst erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräusch und suchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewissern; erst nach und nach wurde er unsern Augen deutlich. Von Balken und Kohlen halbverdeckt lag in der Tiefe ein schwarzgebrannter, eingeschrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menschliche Gestalt in dieser Zerrüttung nur mit Hülfe der Einbildungskraft heraus zu finden. Die eine Brust nur, welche zufällig im angesammelten Wasser zu liegen gekommen war, hatte sich erhalten und ihre frische Weiße stach gräßlich gegen die übrigen mumienschwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt solcher Zerstörungsanblicke, stieß doch dieser mein Auge unwillkürlich zurück. Gall stieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürstin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden sich an dem Körper, sie wurden dem Botschafter gebracht, der unsern im Garten mit einigen Begleitern umher ging, und es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder; sie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In diesem Augenblicke der sich entfaltenden Gewißheit entsank Allen der Muth, tiefe Trauer senkte jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar starke Gewitterschläge, die letzten, erschütterten gleichsam die Atmosphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg sein Unglück beizubringen, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umstände ihrer Lage gaben wenigstens die tröstliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht

lebendig verbrannt sei. Wahrscheinlich hatte sie, abgeschnitten von dem Hauptausgange, oder das dort stockende Gedränge zu meiden wünschend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen gesucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erstickt und erst nachher durch die Flammen selbst ergriffen worden, mit dem einstürzenden Bretterboden aber in jene Wasservertiefung hinabgesunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerstörung und des Jammers; doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken, die furchtbarsten Traumbilder schreckten das hinsinkende Haupt schnell wieder zum wachen Anschauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um so volkreicher belebt waren, zeigte der Morgen schon seine volle Thätigkeit.

2. Beispiel.

Hardenberg und Humboldt auf dem Kongreß in Wien.

(Denkwürdigkeiten Bd. 5. Neue Folge Bd. 1. 1840. S. 56.)

Preußen war bei dem Kongresse auf reiche und vortreffliche Weise vertreten. Der Fürst von Hardenberg hatte den ungemeinen Vortheil, als Staatskanzler an der Spitze nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, sondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu stehen. Sein Alter, seine durch vielfache Lebens- und Staatsgeschicke bewährte Erfahrung, seine neuste, durch die glänzendsten Erfolge bezeichnete Laufbahn, sein muntrer, umsichtiger Geist und seine menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte sich, ihm das größte Ansehen und die wirksamste Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetsten Staatsmänner versammelt, jedes Verdienst und jeden Vorzug sah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Persönlichkeit dem Fürsten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohlthuenden Erscheinung streitig machen, wie unter den im kräftigen Mannesalter stehenden dieser Preis eben so sehr dem Fürsten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in seinen weißen Haaren ein schöner Mann, dem man es ansah, welch außerordentliches Glück er einst bei Frauen gemacht hatte, ja der diesem Lebensreize noch jetzt weniger nachging, als begegnete, und dem die gesellige Welt in jeder Weise nur immer Gunst und Vortheil darbringen mußte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die damit Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in der That gewaltig hinderte, jedoch seine heitere Anmuth nie störte, und auch seiner lebhaften, scharfen und geistreichen Auffassung wenig Eintrag that. Er war nämlich harthörig, nach wechselnden Umständen bald mehr bald weniger, doch immer beschwerlich genug für ihn und die Anderen, und die ihm nicht sehr vertrauten

Stimmen wurden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine Volltönigkeit verständlich.

Ihm als Kongreßgesandter zur Seite stand der Freiherr Wilhelm von Humboldt. Zwischen ihm und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Kongresses das vertraulichste, ungetrübteste Einverständniß und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchem ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und grade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine äußere Verläugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleiche wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenberg's war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Ersteren immerfort als erwünschte Förderung in sich trug. Der Muth und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anstrengung. Was Humboldt während des Kongresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben, auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt. Der Staatskanzler trug die Last der gesammten Staatsgeschäfte in allen Zweigen, doch ging die diplomatische Thätigkeit für jetzt nothgedrungen jeder andern voran. In diesem Gebiete arbeitete Hardenberg vieles ganz selbst und ganz allein. Manche der wichtigsten Noten, besonders als der Kampf um Sachsen am höchsten und bedenklichsten schwebte, schrieb er in durchwachten Nächten mit eigner Hand, und lieferte Meisterstücke der Klugheit, der Angemessenheit, der nachdrücklichen Stärke; eine ihm eigene Grazie und Sicherheit bezeichnet diese Arbeiten auch im Stil als die seinigen.

3. Beispiel.

Rahel.

(Rahel. E. Buch des Andenkens für ihre Freunde. Th. 1. Brl. 1834. S. 28)

Rahels Organisation war von der Natur kräftig und stark angelegt, dieser Anlage jedoch im Beginne schon auch widersprochen worden. Die Mutter brachte nach vielen frühzeitigen Niederkunften, sie als das erste lebende Kind zur Welt, welches aber so klein und zart war, und so schwach schien, daß man dasselbe in Baumwolle gehüllt eine Zeit lang in einer Schachtel aufbewahrte.

Die Kinderjahre vergingen unter vielerlei Krankheitsleiden, welche vielleicht durch zweckmäßige Behandlung und angemessene Lebenseinrichtung damals zu beseitigen gewesen wären, aber unter entgegengesetzten Umständen sich befestigten, und die Grundlage vieler späteren Krankheiten wurden. Eine außerordentlich frühe Entwickelung der Gemüths= und Geisteskräfte begleitete den raschen Gang der körperlichen Ausbildung. Die reizbarsten Nerven, die feinste Empfindlichkeit für alle Verhältnisse der Luft und des Wetters, die leiseste und schärfste Thätigkeit der Sinne, die erregbarste Theilnahme des Herzens, alles wirkte vereint, um diese Organisation den unberechenbarsten Einflüssen zu überliefern, mit welchen sie fortwährend zu ringen hatte.

Dennoch erhob sich unter allem Widerstreite der Umstände eine im Ganzen kräftige und gesunde Jugend. Dieselben Gaben, welche empfänglich machten, wirkten auch lebhaft zurück; die geistige Lebenskraft war überall so stärkend gegenwärtig, daß bei solcher Hülfe die Natur auch die größten Bürden nur leicht zu tragen schien. Einzelne bedeutende Krankheiten, von eigenthümlicher Gestalt und Heftigkeit wichen neubelebtem Wohlsein, und die hergestellten Kräfte durften getrost mit neuen Tagereihen neue Schickungen aufnehmen.

Erst in späteren Jahren, nach vielen Stürmen und Leiden, die dem feinen und zarten Gewebe dieses Körpers, in welchem die Seele schon immer schwesterlich aushalf, aber ihrerseits eine Stütze nicht wiederfand, endlich vielfache Beschädigung gebracht hatten, mußte die Gesundheit ein Gegenstand ernstlicher und ununterbrochener Sorgfalt werden; die jedoch durch williges Selbstvergessen, wo es galt für Andre thätig und liebreich zu sein, so wie durch unvermeidliche neue Erschütterungen, nur allzu oft gestört wurde.

In den letzten vier Jahren besonders erkrankte Rahel mehrmals ernstlich. Die Herstellung gelang meist nur auf kürzere Zeit. Rheumatische und gichtische Schmerzen, dann Beklemmungen und krampfhafte Anfälle der Brust, bildeten sich zu stehenden Übeln aus, die nur selten ganz unterdrückt schienen. Die Zwischenzeiten des Besserbefindens, in welchen sie mit großer Schnellkraft bis zu einem gewissen Grade sich zu erholen pflegte, wurden

nach und nach kürzer, die Erholung selbst unvollkommner. Für Andre war noch oft genug die völlige Täuschung einer wahren Genesung möglich; sie selbst auch gab willig den schönen Hoffnungen Gehör, die sich ihr nahten, und mochte gern den guten Augenblick festhalten, um frohen Muthes aller vergangenen und drohenden Leiden zu vergessen, wie sie denn auch niemals ängstlichen und düstern Vorstellungen über ihren eignen Zustand nachhing. Allein sie kannte diesen besser, als sie es sagte, oder als sie dafür, wenn sie es sagte, Glauben fand; denn dieser gute Willen, diese freundliche Regsamkeit, dieser heitere Eifer, die jeder guten Stunde sogleich wieder entquollen, mußten immer neue Zuversicht gewähren. So wie nur eine menschliche Gegenwart sie in Anspruch nahm, eine Geistesregung, ein Gemüthsantheil sie ergriff, eine wenn auch noch so gering scheinende Beschäftigung ihr oblag, ein wohlwollendes, oft kaum gefordertes, und vielleicht unerkanntes, aber von ihrem Herzen gebotenes und in der Sache richtiges Leisten ihr eröffnet war: sogleich erschien sie gesund und stark, und ihr inneres Leben bedeckte durch überströmende Liebe den zunehmenden Verfall des äußern.

Die Krankheitsleiden warfen sich hauptsächlich auf die Nächte, in deren einsamer Stille sie großentheils verborgen blieben, und in ganzem Umfange nur der treuen Pflegerin Dore bekannt wurden. Heftige Anfälle von Brustkrämpfen, welche bei schnellster und wirksamster Hülfe doch nur langsam wichen, und immer große Schwäche zurückließen, waren nur die Steigerung eines Zustandes, der mehr oder minder schon als der gewöhnliche gelten mußte.

Die Aufregungen der Zeit, die Unruhen, welche ausbrachen oder drohten, die furchtbare Krankheit aus dem Orient, die Schreckbilder, in denen ihr Herannahen angekündigt wurde, die Sorgen, Theilnahmen und Mühen, welche ihr Erscheinen auferlegte, endlich die Trennung von dem theuern Bruder Ludwig Robert, der einen entfernten Aufenthalt wählte, um für seine Thätigkeit friedliche Ruhe und Muße zu finden, alles dieses mußte die schon vielfach angestrengten, und immer auf's neue nur allzu bereitwilligen Kräfte in übergroße Spannung setzen.

Im Sommer 1832 überstand Rahel unter den größten Leiden eine Krankheit, welche jederzeit als eine mit Lebensgefahr verbundene erachtet wird, und die zu überstehen man ihrer so anhaltend bestürmten Organisation kaum noch zutraute. Sie überstand dieselbe jedoch wunderbar, und die hiebei sichtbar gewordene Lebenskraft erschien uns als ein günstiges Zeichen, daß ihr noch eine ganze Reihe von Jahren bestimmt sein könne. Allein nach einiger Zeit schon fanden sich die alten Krankheitszustände wieder ein, und die wirkliche Schwäche wurde um so auffallender, als sie auf den Anschein gewonnener Stärke folgte. Große Widerwärtigkeiten, deren ihr leicht und tief erregtes Gemüth oft von Andern ungeahndete oder doch unbegriffene zu tragen hatte, der ihr lange verhehlte, aber endlich eröffnete Trauerfall, daß

in der Ferne der geliebte Bruder, und nach kurzer Frist auch dessen Gattin, unerwartet durch Krankheit dahingerafft worden, die Zerstörung so manches Wunsches und Trostes, dies alles vereint, war ein zu gewaltsamer Angriff, dem sie nicht mehr verhältnißmäßigen Widerstand entgegenzustellen hatte.

Der Winter brachte, wie gewöhnlich, manche Verschlimmerung, und beschränkte mehr und mehr die Thätigkeit und den Antheil, den sie, mehr noch für Andre, als für sich selbst, an den Darbietungen des Tages zu nehmen pflegte. Seltener fuhr sie aus, in das Theater gar nicht mehr, zu Besuchen nur bei besonderem Anlaß und als kurze Erscheinung, die letzten Male, am 20. und 21. Januar, in den Thiergarten, um Luft und Sonne zu genießen. Gar oft mußte sie auch der gewohnten Geselligkeit häuslicher Abende entsagen, oder die Unterhaltung abbrechen und sich zurückziehen, um in stiller Ruhe ihre Leiden abzuwarten, oder neue Kräfte zu gewinnen. Kehrte sie dann zurück, so wollte sie des Überstandenen nicht mehr gedenken, nahm das gehemmte Gespräch heiter wieder auf, und zeigte, wie in den besten Tagen, den liebenswürdigsten Eifer, in allen Richtungen Gutes und Erfreuliches hervorzurufen.

Wenn sie nur ihr gewöhnlichen Beschwerden hatte, suchte sie es mir häufig zu verbergen, und Schmerz und Leid im Stillen für sich abzumachen. In heftigeren Anfällen aber war das nicht möglich, sie wünschte dann auch meinen Beistand, und begehrte, man sollte ihr zureden und sie trösten. Doch nur selten vermochte man das; sie selbst vielmehr erhob sich zu dem höchsten Troste, sprach die schönsten Empfindungen und reichsten Ahndungen aus, und freute sich dankbar gegen Gott, daß sie doch gute Gedanken habe, tröstliche, erquickende Vorstellungen, ein offenes Herz, ein reines Vertrauen. So sagte sie zu mir eines Morgens, nach einer schrecklichen Nacht, mit dem so eindringenden Ton ihrer liebevollen Stimme: „O ich bin doch ganz vergnügt, ich bin ja Gottes Geschöpf, er weiß von mir, und ich werde schon noch einsehen, wie es mir gut und nöthig war, so zu leiden; ich soll gewiß etwas dadurch lernen, jeder Schmerz wird in der gewonnenen Einsicht zur Freude werden, jedes Leid als Glorie daliegen! Und bin ich nicht schon jetzt glücklich in diesem Vertrauen, und in all der Liebe, die ich habe und finde?“

Ihre häusliche Geselligkeit war schon längere Zeit auf einen kleinen Kreis erwünschter Personen beschränkt, der sowohl altbewährte, seit zwanzig und dreißig Jahren ihr unverändert gebliebene Freunde, als auch jüngere und noch ganz neue Bekanntschaften umfaßte. Sie wußte den verschiedenartigsten Eigenschaften einen schicklichen Spielraum, jedem richtigen Anspruch eine billige Befriedigung zu verschaffen, und auch für sich selbst jederzeit eine solche zu gewinnen. Alles Ächte, Gute und Liebliche, das ihr begegnete, war ihr gleich ein Entzücken. So war es ein tiefer und froher Eindruck, den sie noch in den letzten Wochen durch die Bekanntschaft mit

einer edlen und liebenswürdigen Dame empfing, in welcher sie bestätigt fand, was schon der Namen ihr verheißen hatte; dann darf ich des innigen Glückes gedenken, welches sie eines Abends genoß, da die theure Schwägerin Ernestine Robert nicht ermüdete, mit seelenvoller Stimme ihr die schönsten Gesänge vorzutragen, nicht ahnend, daß dies die letzte Freude solcher Art sein würde, deren die leidenschaftliche Musikfreundin hier genießen sollte! Rahel durfte noch öftere Wiederholung dieses Genusses hoffen, sie war noch thätig, diese zu besprechen, zu bereiten. Allein grade in dieser Zeit griffen die Krankheitsbeschwerden stärker und stärker in ihre Tage und Stunden ein, und sie mußte mit Betrübniß sich eingestehen, daß sie immer weniger Verfügung darüber habe, immer andauernder von ihren Leiden abhängig werde.

Rahel fühlte wohl, daß ihre Lage sich nicht günstig veränderte. Die Schranken der Arzneikunde waren ihr nur zu wohl bekannt, als daß sie hätte von daher unbedingt Hülfe erwarten wollen; in früheren Zeiten hatten berühmte Ärzte viel bei ihr versehen, sich gröblich geirrt, und wenn ihr diese Besorgniß jetzt auch fern lag, und sie in entscheidenden Augenblicken nie Mangel an Vertrauen zeigte, so mußte sie doch das Gefühl, welches sie von ihrer Krankheit hatte, mit den Äußerungen, welche sie darüber vernahm, in weitem Abstande finden. Sie mochte kaum noch auf Heilung rechnen. Aber Zeiten der Erholung, längere, wiederholte Fristen, und selbst Jahre eines solchen Wechsels, durften ihr zuweilen möglich scheinen, und sie hörte nicht selten in diesem Sinne die bestimmtesten Hoffnungen aussprechen. Bescheidene Plane, die sie mit einer lieben Freundin für den Sommer lange voraus als angenehme Heimlichkeit verabredet hatte, schwebten erfreuend vor ihrer Seele, und es machte ihr Vergnügen, in vertraulichen Augenblicken davon zu sprechen, wobei sie doch zugleich mit Ergebung alles den Umständen unterwerfen wollte. Allein auch Vorstellungen ganz andrer Art, beschäftigten sie, und meistentheils war ihr Gemüth zu geistigen Richtungen hingewandt.

Zu allen Zeiten, in der Jugend wie im Alter, in ganz gesunden, wie in kranken Tagen, waren die höchsten Aufgaben des Menschen, die Thatsachen der geistigen Welt, und die Empfindungen und Ahndungen eines hohen Zusammenhanges für Rahel die liebsten Gegenstände der Betrachtung, der immer wiederkehrende Inhalt der Gespräche. In Heiterkeit und mit Laune, wie mit Ernst und in Erhebung, sprach sie oft vom Tode, auch dem eignen, den sie nicht fürchtete, sondern mit fast neugieriger Forschung anzuschauen pflegte. Bei täglichen Anlässen, in unerwarteten Ausbrüchen, heißen Gebeten, und tiefen, eigenthümlichen Gedankenblitzen, zeigte sich ihr gottergebener, starker Sinn nach dieser Richtung offen und frei hingewandt. Wir waren es gewohnt, Gegenstände und Beziehungen dieser Art täglich und stündlich von ihr angeregt und erörtert zu sehen. Allein wir mußten zu dieser Zeit bald gewahr werden, daß die Richtung zu dem Unsichtbaren

in Rahel nicht nur entschiedener vorwaltete, sondern auch in ihren Äußerungen eine durchaus erhöhte, persönlichere Bedeutung empfing.

In solcher Weise sprach sie eines Tages unter andern mit heitrer Innigkeit von einem schönen Traum, der ihr von Kindheit an tröstlich gewesen. „In meinem siebenten Jahre", sagte sie, „träumte mir einmal, ich sähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte sich über mir ausgebreitet, und sein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieses Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entschlummern da. Seitdem kehrte mir dieser Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den schlimmsten Zeiten war mir dieselbe Vorstellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmlischer Trost: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke seines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es." Wie oft noch in der Folge hörte ich sie dann mit dem ihr ganz eigenen, rührenden Stimmenlaute bei und nach den angstvollsten Leiden vertrauend sagen: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es." Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott ist ja bei mir, ich bin in seiner Hand, und er weiß alles am besten, was mir gut ist, und warum es so sein muß!" Die erhabensten Gedanken und die lieblichsten Kindervorstellungen waren ihr von jeher in gleichem Maße angehörig und mit einander verknüpft.

---

11. Rahel Antonie Friederike Varnhagen v. Ense. 1771—1833.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen v. Ense, geborene Rahel Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt, wurde geboren zu Berlin am ersten Pfingstfeiertage, (Juni des Jahres 1771,) Tochter eines jüdischen Kaufmanns. Schon früh an Geistes- und Gemüthskräften reich entwickelt und hoch gebildet wurde sie bald als eine glänzende Erscheinung geistiger Begabung bewundert. Sie hatte noch drei Brüder, unter denen der Dichter Ludwig Robert am bekanntesten geworden ist, und eine Schwester. — Nach des Vaters Tode befand sie sich in günstiger Lage bei der Mutter, einer sanften frommen und heitern Frau, welche um so mehr den Geist der Tochter frei gewähren ließ, als sie in ihr die kindlichste Liebe und zarteste Geschwistersorge thätig und ihr ganzes Wesen von der strengsten und edelsten Wahrhaftigkeit wie von dem richtigsten Verstande geleitet sah. Von Kindheit an durch ihre Natur zu eignem Nachdenken und eigenthümlicher Auffassung getrieben, konnte sie wenig von andern lernen, aber desto tiefer und selbständiger bildete sie sich selbst und griff belebend und begeistigend in die Gesellschaft ein. Schon früh sammelte sich ein Kreis

der Edelsten um dies originelle Geistesleben. Männer — wie die Humboldt, die Schlegel, die Tieck, Diplomaten, Gelehrte und Künstler fanden in diesem Umgang Unterhaltung und Erholung, und Prinz Louis Ferdinand ehrte Rahel als eine Freundinn, welcher er jede Regung seines Herzens und Geistes vertraute und die edelsten und reinsten Erhebungen des Gemüthes verdankte.

Als sie eine Heirath mit einem jungen Manne aus hohem Hause, weil sie zu stolz war, eine Verbindung mit einer Familie einzugehen, welche sie nicht aus vollem Herzen in ihre Mitte aufzunehmen schien, aufgegeben hatte, machte sie mit einer Freundinn, Gräfinn von Schlabrendorf, eine Reise nach Paris, wo sie auch mit Frau von Humboldt zusammentraf. Nach einem Jahre kehrte sie über die Niederlande und Holland nach Berlin zurück, wo eine schwere und langwierige Krankheit sie auf's Lager warf. Jetzt hatte sie eine zweite Leidenschaft seelengroß zu überwinden, von denen wir aber nur aus Andeutungen wissen, weil die davon redenden Schriften leider! verschwunden sind. Die Unglücksfälle, die im Jahre 1806 Preußen trafen, verwundeten Rahel nicht bloß in ihrer Liebe zum Vaterlande, sondern in den eigensten und innersten Verhältnissen ihres Lebens. So war Prinz Louis Ferdinand, welcher ihr vertrauter Freund gewesen war, ein Opfer seines Heldenmuthes geworden, und der ganze Kreis ihrer ausgezeichneten, theilnehmenden Freunde war zerrissen und zerstreut. Auch ihre äußern Vermögensumstände waren durch den Krieg zerrüttet, und sie sah sich zu einer Zeit zu großen Beschränkungen gezwungen, wo ihre schwankende Gesundheit um so größere Beachtung und Pflege erforderte. Doch nie unterdrückte das Alles ihren regen, lebendigen Geist, ihre Theilnahme an Leben, Wissenschaft und Kunst, ihre Wirsamkeit in den engern und weitern Kreisen ihrer Freunde, in denen sie immer die unerschöpfliche Spenderinn frischen Lebens blieb.

Im Frühling 1808 lernte sie ihren nachherigen Gatten Varnhagen v. Ense kennen und er gewann bald ihre Zuneigung und ihr Vertrauen. Um seine schönsten Hoffnungen zu verwirklichen, mußte er nun aber eine feste Stellung zu gewinnen suchen, was den Grund mehrjähriger Trennung herbeiführte, während welcher aber eine innige Verbindung durch lebendigen Briefwechsel unterhalten wurde. Als der Freiheitskrieg im Jahre 1813 ausbrach, zeigte sich Rahel ganz besonders theilnehmend und mildthätig als Pflegerinn der Kranken und Fürbitterinn der Armen, und als sie während des Waffenstillstandes nach Prag ging, sorgte sie auch hier unermüdet für die nach Prag versprengten verwundeten, erkrankten und hülfsbedürftigen Preußen und verschaffte Vielen durch Pflege und Unterstützung die Mittel wieder in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger eintreten zu können. — Im September 1814 verheirathete sie sich mit Varnhagen von Ense und begleitete ihn zum Wiener Congreß, wo sie bis zum Juli 1815 blieb, während ihr Gatte mit dem Staatskanzler von Hardenberg nach Paris

gereist war. In Frankfurt traf sie im August 1815 wieder mit dem Gatten zusammen und begleitete ihn, als er zum preußischen Geschäftsträger und Ministerialpräsidenten in Karlsruhe ernannt wurde, an den dortigen Hof, wo Beide unter den angenehmsten Verhältnissen bis zum Sommer 1819 blieben. Von da an lebten sie im stilleren Kreise in Berlin, und nur einzelne Reisen, wie 1829 nach schwerer Krankheit nach Baden, boten Erholung und Abwechselung dar. Als 1831 die Cholera in Berlin ausbrach, spendete Rahel, wiewohl still und ungekannt, ihrem Wohlthätigkeitssinne gemäß reichlich Trost und Unterstützung aus und wendete in den letzteren Jahren ihrer Wallfahrt immer entschiedener den Sinn der Richtung nach dem Ewigen zu. So fand sie nach längerem schweren Leiden der Tod am 7ten März 1833.

Sie selbst hat nie schriftstellerischen Ruhm gesucht und nicht erlebt. Ihr Gatte hat aus ihren Briefen und Blättern eine reiche Auswahl erhalten in dem Werke: Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berl. 1833. (Oeffentlich 1834 in 3 Bde.) — Eine Mittheilung von Briefstellen über Göthe von Rahel gab Varnhagen im Morgenblatt 1812; ähnliche im Schweizerischen Museum 1816, Anderes in der Zeitschrift, die Wage und 1830 in Fouqué's „Blättern für Frauen."

---

1. Beispiel.

An Varnhagen in Tübingen. (Bd. I. S. 371.)

Berlin, den 5. December 1808.
Dienstag Abend, bald 10 Uhr.

— — Weißt du, warum ich dir besonders schreibe, mein einziger Vertrauter meiner Gedanken, — wegen Heinse! Denke nur nicht, daß ich stupid bin! Ich habe mich blos gröblich geirrt; und das wieder auf Anstiften meines Gedächtnisses! Wie ich dir sagte, Ardinghello gefalle mir nicht, meinte ich beständig ein anderes Buch, dessen Titel mir nun nicht einfällt; ist dir so etwas vorgekommen? Vorletzte Nacht besann ich mich erst auf den wirklichen Ardinghello, weil ich mir den göttlichen Briefsteller Heinse gar nicht mit dem andern Buch zusammenreimen konnte. Ich hatte, als ich dir das letztemal schrieb, von den Briefen nur wenige gelesen. Der liebe, liebe Kerl. Die strotzende Pflanze; der Ehrliche! Warum hast du mir das Buch nicht viel heftiger empfohlen? da du doch von Schlegels Gemähldebeschreibung so eingenommen bist! Wie anderer Art sind die! Heinse's. Dem hatte Gott seine richtigen fünf Sinne gegeben — und allen ein weites Gesicht — und dann den köstlichen, von Musen und Grazien bereiteten, von Apoll bewilligten, dazu, der sie alle zusammenhält. Ich kann mir wirklich einen gut ausgestatteten Menschen, einen solchen,

nicht denken, ohne einen Areopag von Göttern, die ihm Gaben mitgeben auf die Erde! Also nicht nur Redensart! Ich wollte dir erst vieles über das Buch sagen: nun ich weiter darin bin, kann ich nur über ihn sprechen. Weißt du's noch? wo nicht, lies es nach! was er über Rubens sagt! Besonders wie er so lange von ihm spricht, ohne ihn zu nennen; anfangend: „Es war einmal ein Mann;" ein Meistergeschichtchen.[1] Goethe, glaubte ich nur, könne so etwas! Und die Beschreibung der Amazonenschlacht; der Fall Sanheribs; die Beschreibung der Rubens'schen Landschaft! er athmet sie ein, er riecht sie! Wenn ich nur Raphaels Johannes in der Wüste sehen könnte, das, glaub' ich, ist sein bestes Bild; ich habe die berühmtesten in Paris und Dresden gesehn; aber diesen Gedanken machte mir schon Forster in seinen Ansichten; und Heinse giebt mir dieselbe Sehnsucht. Und wie er von meinem besten Freund, dem Apoll von Belvedere, spricht! den ich nun persönlich kenne, und der ganz vertraut mit mir war — dabei mußt du wissen, hasse ich nichts so, als über Gemählde schreiben; und die neueren Babler haben es mir gar verekelt. Die stimmen sich erst katholisch, katalogisch, chronologisch, papstmittelaltrig-geschichtlich, und dann legen sie los; zeigen unsern Augen, und den Griechen, den Platz an; und zeigen dem, der Sinne hat, welche ihnen fehlen. Sinne, Sinne, die fünf Sinne! Gott, könnte man doch solchem fleißigen, strebenden, sich allein emporbewegenden Manne, wie Heinse, etwas anthun! Oft habe ich geweint bei diesem Buche. Sonst konnte Preußen stolz sein; und Friedrich der Zweite wog uns in die Höhe in Europa: wir hatten Alle einen Theil an seinen Siegen, von und an seiner Einsicht: ich auch! Nichts wär' ich, bei meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum in seinem sonnezugelassenen Lande. Und eine Ehre war's, sich daher zu nennen: und wirklicher Vortheil für Leib und Geist. Antworte mir hierauf nicht. Ardinghello ist mir nicht mehr in allen Details gegenwärtig, aber noch sind mir die Briefe lieber. Adieu bis morgen.

Sonnabend, den 9. December. (S. 377.)

Heute kommen unsere Truppen herein: jetzt. Die Offiziere — dreihundert Kouverte — speist die Stadt im Komödiensaale; der erste Rang ist für die Offiziere genommen, übrigens ist Freikomödie, Harlekin und ein unbedeutendes Stück. Die ganze Stadt ist hin, um sie zu sehen: ich nicht. Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O! Ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwa nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen. Ich kann aus

---

1) S. oben S. 508. „Johannes in der Wüste." S. 506.

losgelassenem Schmerz nicht hingehn, jeder Reitknecht mit preußischen Pferden, der vorbeigeht, pumpt mir einen Strom von Thränen ab. Ich sprach laut im heftigsten Schluchzen zu meines Freundes Büste. Ja, ich bin von meinem Lande genährt und erzogen; und denke, ich bin doch modifizirt über alles, wie die Besten darin; dies wäre mir in jedem Lande geschehen: aber ich habe ja in meinem gelebt; sehen, und denken, und Antheil nehmen lernen: und wahrlich, ein jeder war hier geschützt: und das fühlte ich immer. Was mich unaussprechlich kränkte diese Woche, war, daß mir ein preußischer Militair begegnete, dem Jungen nachliefen, und alle Menschen nachsahen; und auch ich wußte nicht, ob es ein Offizier, ein Unteroffizier, oder ein Soldat war! Vielleicht kannst du noch nicht fühlen, was das heißt — für einen Berliner, unter Friedrich dem Zweiten zum Theil erzogen. Wie ein Schweizer Berge kennt, ein Franzose Höflichkeit übt, ein Engländer von seinem Parlament weiß, so wußte hier bis auf die albernste Demoiselle jeder, was gut marschiren, aufsitzen u. dgl. war. Ohne zu wissen, daß sie es wissen. Und nun schloß ich nur, es sei ein Preuße; und erkannte den Grad nicht mehr! Nun aber kein Wort mehr! und ich beschwöre dich auch, mir nichts über Politik zu antworten. — Mein Kopf ist ganz angegriffen, so beschäftigt mich der Welt Lauf. Borniren thut mich mein Land doch nicht; was Närrisches drin vorgeht, ärgert und frappirt mich genug, und die große Weltbewegung und die Kadavergestalten, die sie verdrängen muß, ergötzt mich doch! Gott wie himmlisch schön sieht in diesem Augenblick meine lange breite Straße aus, dicker Schnee, heller Sonnenschein, und Ein dicker Strom Menschen strömt durch, so weit man sehen kann, du weißt wie weit, von den Soldaten zurückkommend! Und denke dir meine abgelegene Gegend, eine Meile. Vom Bernauer Thore kommen sie. O! Könntest du die mahlerisch schöne Straße sehen. Die schöne, wirklich schöne Stadt. Alle Franzosen sagten es auch. Ich hatte nicht geglaubt, daß noch so viel Kutschen in der Stadt wären. Der Lärm! O! wärest du hier! Ich thue nichts, als vom Fenster nach meinem Brief laufen; und weinen. Von weitem nach der Mohrenstraße marschiren jetzt welche. So viel Pelze und Damen glaub' ich sind in der Welt nicht. — Nun habe ich welche gesehn, ein Trupp ging hier vorbei; sie sahen gut aus. Wie Franzosen; sehr gut: und wie aus dem Krieg und doch wohlbehalten. — — Ich komme von Mama! Ich habe mich geirrt, Freikomödie ist nicht; aber die Ränge sind in Beschlag genommen. Lies doch die Zeitungen, da steht alles drin. Adieu! — —

Die Stelle aus Heinse von dem Schweizertanz in Unterwalden: der ihn zwei Stunden inniglich ergötzt hat: „Ihr Tanz ist das ernsthafteste, feierlichste Zittern der Lust in allen Wesen, das bis zur Angst geht, besonders bei den Mannsleuten. Alle ihre Bewegungen und Tritte und Schwenkungen sind sehr freiwillig, und hangen viel von jedem ab. Das Jauchzen

dazwischen, das einem wiehernden Gegirre gleicht, macht es vollkommen zu einem erlaubten öffentlichen Vorspiel von Hochzeit.“ — „Wiehernden Gegirre“, ist das nicht wie in einem Portrait? Untersteht sich ein Mahler, fällt es ihm ein, in einem ersonnenen Gesichte solche Disparate anzubringen wie sie in der Natur wohl da sind, für die, welche sie sehen? So schön, mahlt er auch Lavater: ich habe nie eine Zeile von ihm gelesen, und bin überzeugt von der Ähnlichkeit.

2. Beispiel.

An Varnhagen in Paris. (Bd. II. S. 329.)

Frankfurt a. M. den 8. September 1815.
Freitag Mittag halb 3 Uhr.

Dies ist den Brief werth. Nun wirst du selbst dich freuen, daß ich noch hier war. Guter theurer August. Goethe war diesen Morgen um ein Viertel auf 10 bei mir. Dies ist mein Adelsdiplom. Aber ich nahm mich auch so schlecht, als Einer, dem sein geehrter, über alles verehrter, tapfrer, weiser König den Ritterschlag vor der ganzen Welt giebt. Ich benahm mich sehr schlecht. Ich ließ Goethe beinah nicht sprechen! O! wie weissagte meine Seele gestern, als ich dir schrieb, ich hätte den größten Geschmack, und müßte mich immer so geschmacklos, so ungraziös betragen: immer selbst so erscheinen! Und ich kann wieder nicht dafür; zwanzig Umstände, Ereignisse, reichten sich die Hände, um mich dazu zu zwingen, mich durch Überwältigung hinein zu stürzen. Höre nur! Als vorgestern und gestern keine Antwort von Goethe kam, beschäftigte es mich immer unter allem Leben heimlich, wie eine kronische Krankheit; (und noch Einmal sei dir diese größte Liebeserklärung gethan; nur dir zu Liebe, nur dir zu willfahren und zu folgen, mich und meine heimliche Leidenschaft aufopfernd, schrieb ich ihm) — und ich dachte, der Brief sei ihm nicht abgegeben; oder, trotz der Unmöglichkeit! er käme lieber einen Moment zu mir, als daß er mir auch nur eine Zeile antwortete: oder, er habe schwer einen Boten: und so dacht' ich mir denn sein Kommen, oder Schicken; und dabei, daß es gewiß geschähe zur Unzeit, und wenn ich's gar nicht dächte; wie immer. Das aber konnte ich mir nicht denken: ein Viertel auf 10 ist zu arg. Ich hatte gestern ein erhitztes rothes Auge; und solche Beschwerden an den Augen, wie du sie mir kennst; wozu mir denn die gestrige Komödie nicht half. Als ich den Morgen erwachte, so war das Auge nicht mehr roth, aber beide thaten mir weh, als wäre Staub darin; und um nicht zu lesen, und sie zu ruhen, blieb ich im Bette — sonst steh' ich jetzt ziemlich früh auf — frühstücke im Bette, nehle sehr, und stehe endlich um 9 auf. Grade im Zähneputzen, im rothen Pulver, mit meinem Flanellen angethan, kommt mein Wirth, und sagt Doren, ein Herr wolle mich sprechen. Ich denke, ein Bote von Goethe. (Noch nie kam der Wirth, und nie in solcher Art

Angst.) Ich lasse fragen, wer es ist, und schicke Dore hinunter; diese bringt mir Goethens Karte; mit dem Bescheid, er wolle ein wenig warten. Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Überrock über zu knöpfen; es war ein schwarzer Wattenrock; und so trete ich vor ihn. Mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen. Dies nur blieb mir von Besinnung. Auch entschuldige ich mich nicht, sondern danke ihm! „Ich dank' Ihnen!“ sagte ich; und meinte, er müsse wissen wofür! daß er kam. Entschuldige mich nicht; denn ich meine, er muß wissen, daß ich ganz schwinde, und nur er berücksichtigt wird. Dies — leider!! — war die erste Bewegung meines Herzens. Nun denk' ich in heftigster, ja komischer, quälender Reue anders! Er sagte mir mit einer etwas sächsischen, sehr aiséen Sprache, er bedaure nicht gewußt zu haben, daß ich bei ihm war. „Wir wollten nur wissen, ob Sie das Packet erhalten hätten. Wir hatten es einem Wiener Kaufmann gegeben, der es mit bis nach Leipzig nahm.“ Ich danke Ihrem Herrn Gemahl, sehr grüßen Sie ihn von mir; ich habe auch gleich antworten wollen, und legte es deßhalb zurück, aber mit den interessantesten Sachen geht's einem am meisten so, man kommt nicht dazu. Ich danke Ihnen sehr! „O! das glaub' ich wohl, es geht mir ja sogar so. Ich wollte auch nur wissen, ob es in Ihren Händen sei.“ Er ließ dich wieder grüßen, wohl dreimal, fragte, wo du bist. Ich sagte ihm meinen Fall mit dem Nachkommen; wie der Kongreß auf mich gewirkt habe: dessen war er, ganz weise, und abgethan und zweihundert Jahr alt, einverstanden; und meinte auch, es sei nicht zum Nacherzählen, weil es keine Gestalt habe; ich sagte ihm, ich hätte erfahren, daß der Krieg umbringe, aber nicht zerstöre, und gestand ihm zu, daß man dies an Frankfurt sähe, dessen Umgebungen wir um die Wette lobten, und er meinte, es würde ja dort bald aus sein, und wir auch noch etwas Gutes davon erfahren. So glimpf! so hoffnungsreich auf die Natur; so gelassen, freundlich, und unsicher, so vague, und fest. Daß es mir eine Lust war! Er überredete mich zu Bieberich, Wiesbaden, und dieser Reise; gestand, wo er wohne, sei die bessere Seite von hier. Er lobte Heidelberg, und daß man noch sähe, daß es eine Residenz war. Und als ich von Lokal und seinem unbesiegbaren Einfluß sprach: bejahte er's; „Darin müssen wir ja einmal leben', das thut sehr viel.“ Er fragte mich, wo wir immer wohnen. Im Ganzen war er wie der vornehmste Fürst: aber wie ein äußerst guter Mann; voller aisance; aber Persönlichkeiten ablehnend: auch vornehm. Auf dich, ziemlich gespitzt; und äußerst verbindlich. Er ging sehr bald. Ich konnte ihm nicht von der Pereira, nicht von der Grotthuß, von nichts sprechen! Nur ganz zu Anfang sagte ich ihm: „Ich war es, die Ihnen in Niederrad nachschrie; ich war mit Fremden dort, eben weil Sie davon gesprochen hatten; ich war zu überrascht.“ Er ließ dies ganz durch. Es war mir Recht. Ich fühle, daß ich mich im Ganzen so betragen habe, wie damals in Karls=

bad. Mit der hastigen Thätigkeit: lange mein schönes stilles, bescheidenes Herz nicht gezeigt. Aber wenn man Einen nur einen Moment, nach so langjähriger Liebe, und Leben, und Beten, und Weben, und Beschäftigung, zu sehen bekommt, dann ist es so. Und mein Negligé, mein Gefühl von Ungrazie brachte mich ganz danieder; und sein schnelles Weggehen. Aber nun besuche ich ihn: Otterstedts wollen es so schon die ganze Zeit: ich aber wollte nicht. Im Ganzen ist es rasend viel, daß er kam. Er sieht keinen Menschen. Wollte Prinzessin Solms, des Königs Schwägerin, mit dem neuen englischen Gemahl durchaus nicht sehen. Kurz, ich fühle mich über die Maßen in meiner Erniedrigung geehrt. Nur ich weiß, wie elend ich war. Goethe hat mir für ewig den Ritterschlag gegeben. Beim Himmel! Er weiß es, der Himmel! Kein Olympier könnte mich mehr ehren, mir von meiner Ehre mehr bringen. Erst wollte ich dir, meine Guste, die Karte schicken; aber ich traue sie keiner Post an. Nun höre ganz, wie lächerlich ich bin. Als er weg war, zog ich mich sehr schön an. Als wollt' ich's nachholen, redressiren! — Ein schönes weißes Kleid mit hohem schönen Kragen: eine Spitzenhaube, einen Kantenschleier, den Moskauer Schal: schrieb Frau von B. ob sie mich sehen will, und wollte doch einem Andern würdig erscheinen!!! — Sie wollte mich: und ich fand eine liebe Freundin der B. eine reizende Frau, die dir gewiß gefallen wird, und worauf ich mich freue. — Nun will ich dir, wie Prinz Louis mir, sagen: „Nun bin ich Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr werth; Goethe war bei mir!“ Liebe Guste! Theurer; meinetwegen ist es dir: ich weiß es! deinetwegen schrieb' ich; wisse es. Und nun, da er da war, kommt mir mein Billet nicht mehr so öde, so unperiodisch, so gestaltlos vor; sondern gut. Gestern sah ich eine hübsche Oper göttlich gesungen von Mad. Graf, geborne Böheim, Les acteurs ambulants, aus dem Italiänischen. Jetzt muß ich essen und ruhen. Ich war bei Otterstedts und Herzens. Fahr' um halb 6 aus. Soll in die Komödie, Mad. Vohs spielen sehen, die alte Weimarin. Bin müde; und weiß noch nichts Näheres über meine Reise. Heute bist du mir nicht böse! Als mir die Frau von B. sagen ließ, sie erwarte mich: sagte Dore: „Nun! heute gelingt alles.“ Gleich betete ich laut: Gott soll dich kommen lassen, und Preußen beschützen. So ist der Mensch. Man liebt sein Land! Ich mußte selbst drüber weinen. Adieu! Deine stolze, beschämte, ärgerliche, treue, kluge bei der Dummheit!

3. Beispiel.

Zu einem ausgeschnittenen Bildchen. (Th. III. S. 57.)

In milder Nacht, bei hellem Mond, und sanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüstern, was sie bei

Tag verschweigen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verspätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt; still eine Biene einholt, was sie Tags im Kelche lassen mußte; der Schlaf die Welt gefangen hält, und befreit: Weste nur leise sich, und schmeichelnd, zu den Ästen wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräser und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen; das ganze Thal ein Fest der Sehnsucht und der Ruh; ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: — fehlt nichts, als eines lieben Mädchens Gegenwart, ihr Aug' und ihre Brust, dies Fest zu überschauen und zu empfinden! Und was dem schönen Kinde nun noch mangelt, wird sie in Liedeston uns nun berichten. —

4. Beispiel.

Wilhelm Meister und Don Quixote. (Th. III. S. 59.)

Berlin, den 29. Januar 1822.

Ich habe jetzt Wilhelm Meisters Lehrjahre wieder gelesen. Wie ist es möglich, einen zweiten Don Quixote zu fassen, zu erfinden und darzustellen! Küßt euch, Cervantes und Goethe! Beide sahen mit ihren reinen Augen: vertheidigten das Menschengeschlecht; sahen den Ritter durch, durch seine Thorheiten und Irrsale, konnten ihrer Augen edlen Blick bis in seine tiefste Seele tauchen, und dort seine eigentliche Gestalt sehen. Wie jenem Don Quixote geht es Meistern; einen Narren nennen ihn die Leute „ohne Tadel," einen Herumtreiber, der sich mit nichts Wirklichem beschäftigt; der sich mit Bettlervolk abgiebt, nichts zuwege bringt; nicht einmal weiß, was er denken soll; der für einen Helden in einem Roman nicht einmal gut genug ist; von welcher Sorte man schon tausendmal bessere, bei den Fieldings aller Länder, gehabt hat, die doch noch ein Resultat geben! Während unser Weiser die edelste, reinste, ehrlichste Seele in ununterbrochenem Bemühen und Kampfe geschildert hat mit der Welt, wie sie leibt und lebt; ohne je einen Moment in ihre unreine Verwirrung zu gerathen; immer im Bemühen, sich zu tadeln und zu bessern; immer in der Unschuld, die Andern besser zu sehen, als sie sind, und meist sie sich vorzuziehen; immer aufgelegt zu lernen und nachzugeben, außer dem evident Unedlen: rührenderes, verehrungswürdigeres Benehmen, vortrefflichere Gesinnung, kann man nicht erfinden; und je mehr man ihn sich deutlich macht, je mehr ehrt und liebt man ihn, und Goethe'n. Don Quixote mußte mit eben solcher Seele eine — also eine einseitige — Eigenschaft, die des Ritters wählen, und mußte sie in Ausübung bringen wollen. Meister mußte den ganzen Menschen ausbilden wollen; und mir ist's, als ob Goethe dem Cervantes nur die Feder abgenommen hätte, weil die Menschen sich in der Zeit folgen. Was die

beiden Meister sonst noch in den Werken gelehrt und gezeigt haben, ist ihre Zeit: und das so rein und wahr, daß sich die künftigen gleich daran anschließen, für den Geschichtsblick, für wahre Augen überhaupt.

Reisebeschreiber (§. 152).

1. Johann Georg Adam Forster. 1754—1794.

Johann Georg Adam Forster, Sohn des berühmten Reisenden Reinhold Forster, wurde am 26. Novbr. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren, wo der Vater damals Prediger war. Als dieser nach dem Auftrage der Kaiserinn Katharina II. eine Reise nach den südöstlichen Gouvernements des russischen Reichs machte, begleitete ihn der Sohn im eiften Lebensjahre und gewann schon als Knabe die Natur lieb. Nachher trug er durch Uebersetzungen aus dem Russischen in's Französische zum Unterhalt der armen Familie bei. Als der Vater in Petersburg sein Glück nicht finden konnte, ging er mit dem Sohne im August 1766 nach England, wohin die Familie 1767 folgte. Der Vater wurde Professor der Naturgeschichte in Warrington, wo auch der Sohn, der nebenbei im Französischen und Rechnen unterrichtete, seine weitere Bildung erhielt. Im Jahre 1772 begleitete Georg den Vater auf der Reise um die Welt, welche Cook zur Erforschung der südlichen Polargegenden unternahm und beschrieb sie nachher ausführlich (was der Vater nicht durfte). Leider! wurde auf dieser Reise durch scorbutische Uebel seine Gesundheit untergraben. Nach seiner Rückkehr von der großen Reise ging er 1777 nach Paris, wo er Büffon kennen lernte, und von dort nach Holland. Als sich nun für ihn Aussichten zeigten, in Berlin eine Anstellung zu finden, wurde ihm bei seiner Durchreise in Cassel eine Professur der Naturgeschichte an der dortigen Ritteracademie angeboten, welche er auch annahm und sechs Jahre lang verwaltete. Hier trat er mit vielen Gelehrten in Verbindung und die Nähe Göttingens wurde ihm für seine wissenschaftlichen Arbeiten besonders förderlich. Im Jahre 1784 nahm er einen Ruf als Professor der Naturgeschichte in Wilna an, fühlte sich aber an diesem Orte sehr einsam und abgeschieden und ging, als der Türkenkrieg eine Reise um die Welt vereitelte, welche Katharina veranstalten wollte und der er als Geschichtsschreiber beigesellt werden sollte, nach Deutschland und Göttingen zurück. Der Churfürst von Mainz stellte ihn nun 1788 als ersten Bibliothekar und Professor in Mainz an, wo er auch Heinse fand. In diesem Amte war er vielfach wirksam und verfolgte die großen Weltbegebenheiten auch mit schriftstellerischer Theilnahme. Von Mainz unternahm er mit Alex. von Humboldt eine

Reise nach den Niederlanden, Frankreich und England, deren Ergebnisse er in seinen schönen: „Ansichten vom Niederrhein in 3 Bde.“ niedergelegt hat. — Als nach dem Ausbruch des französischen Revolutionskrieges die Franzosen 1792 unter Cüstine Mainz einnahmen, wurde Forster, welcher sich mit Begeisterung der Revolution hingab, von welcher er eine Emancipation des Menschengeschlechtes erwartete, von den republicanischen Mainzern nach Paris geschickt, um die Vereinigung des Churfürstenthums mit Frankreich beim Convent zu vermitteln, wurde auch Deputirter des neuen französischen Rheindepartements. Als aber 1793 die Preußen wiederum Mainz eroberten, verlor Forster hierbei seine ganze Habe, auch seine Bücher und Handschriften. Da ihn die Fürsten Deutschlands ächteten, wollte er in seiner bedrängten Lage nach Indien gehen, doch ehe es dazu kam und ehe er, was ihm nahe bevorstand, wie sein Freund Adam Luchs, nach dem Sturz der Girondisten ein Opfer der harrenden Guillotine Robespierre's wurde, starb er durch Kummer und Krankheit verzehrt an einem scorbutischen Fieber am 11. Januar 1794. — Sein Vater, nun Professor in Halle, überlebte den schmerzlichen Tod des Sohnes noch bis zum 9ten December 1798.

Forster war ein edler, ausgezeichneter Mensch von reicher Phantasie, Kenntniß und Weltanschauung, welcher sich nur durch seine Begeisterung hinreißen ließ, wie es ja auch andre große Menschen thaten, in der französischen Revolution eine welthistorische Umwälzung zur Befreiung des Menschengeschlechts von unwürdigen Banden zu sehen. Da aber bald die Befreier die ärgsten Sklaven ihrer Lüste und größere Dränger der Menschheit wurden, als die von ihnen gestürzten Tyrannen, mußte auch Forster seinen Irrthum schwer büßen. Dennoch blieb er im Herzen deutsch gesinnt, wie er sich auch als Schriftsteller stets gezeigt hat. — Er war mit Heyne's Tochter Therese verheirathet, aber wie sehr er sie liebte, so trübte doch die Verschiedenheit des beiderseitigen Characters ihr Leben. Als er nach Paris ging, sendete er die Gattinn mit ihren beiden Kindern nach Straßburg, von wo sie nach Neufchatel ging. Am Ende des Jahres 1793 sah er sie noch einmal zu Motiers Travers an der schweizerischen Grenze und übergab sie seinem Freunde Ludw. Ferdinand Huber, früher Legationssecretair in Mainz, welcher nach Forsters Tode die Wittwe heirathete und mit ihr, welche als Schriftstellerinn für Frauen berühmt geworden ist, bis zu seinem Tode 1804 in einem fast idealischen häuslichen Glücke lebte.

Forsters Werke sind: 1. Reise um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775. 2 Bde. Lond. 1777. 4. deutsch. 3 Bde. Berl. 1784. Haude u. Spen. unt. d. Tit.: „Joh. Reinh. Forster's Prof. d. Naturgesch. zu Halle u. s. f. „Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775, in dem durch „den Capitain Cook geführten Schiffe the Revolution unternommen. Be„schrieben und herausg. von dessen Sohn und Reisegefährten George Forster

„kön. poln. Geh. Rath, Prof. d. Naturgesch. in Wilna u. s. f. Vom Vrf. „selbst a. d. Engl. übsẓt. u. mit dem Wesentlichsten aus Cap. Cook's Tage= „büchern u. s. f. vermehrt u. durch Kupf. erläut." — 2. Kleine Schriften. E. Beitrag zur Länder= und Völkerkunde, Naturgesch. u. Philosophie des Lebens. 6 Bde. Berl. Voß. 1794—1802. (früher Lpz. 1789—97.) — 3. Ansichten vom Niederrhein, von Braband, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai u. Juni 1790. 3 Th. Berl. 1791 bis 1794. (auch 1800.) — 4. Erinnerungen aus dem Jahre 1790 in historischen Gemählden. Mit Kupf. Berl. 1793. — 5. Hat er die „Sakontala" des Kalidasa in's Deutsche übersetzt. Mainz und Lpz. 1791. — Seine frühere Gattinn Therese Huber gab seinen „Briefwechsel nebst Nachrichten von s. Leben" 2 Bde. Leipz. 1828—29 heraus und s. Tochter seine: „Sämmtlichen Schriften" mit einer Charakteristik des Verf. von G. G. Gervinus. 9 Bde. Leipz. 1843. 44. (Inhalt 1. 2. Bd. J. R. Forster's u. G. Forster's Reise um die Welt 1772—1775. Bd. 3. Ansichten vom Niederrhein von Braband, Flandern, Holland, England u. Frankreich im April, Mai und Junius. — Bd. 4. Kleine Schriften. Erster Th. [die Nordwestküste von Amerika und der Pelzhandel. Schilderung des Nordens von Amerika. Neuholland, O=Taheiti. Die Insel Magindanao. Ueber d. Insel Madagascar. Ueber d. Menschenracen. E. Blick i. d. Ganze der Natur. Der Brotbaum. Ueber die Pygmäen u. s. f.] — Bd. 5. Kleine Schriften. Zw. Th. [Leben Dr. Dadd's. Cook der Entdecker. Ueber Leckereien. Ueber Proselytenmacherei u. s. f.] — Bd. 6. Kleine Schriften. Drt. Th. [Gesch. d. engl. Lit. 1788—91. Erinnerungen aus 1790. Revolution und Gegenrevolution 1790. Darstellung der Revolution in Mainz u. a. m.] — Bd. 7. J. G. Forster. Von G. G. Gervinus. Briefwechsel. — Bd. 8. Briefwechsel. — Bd. 9. Briefwechsel. Sakontala.)

---

1. Beispiel.

Aus dem Aufenthalt auf Tahiti.

(Sämmtl. Schriften. 1 Bd. Lpz. 1843. S. 240.)

Als wir nach eingenommenem Frühstück weiter gegen die Berge gehen wollten, suchten uns die Indianer zu überreden, daß wir lieber in der Ebene bleiben sollten. Da wir aber augenscheinlich sahen, daß diese Bitte blos aus Trägheit herkam, damit sie nämlich der Mühe überhoben sein möchten, die bergigen Gegenden zu ersteigen, und es uns um ihre Begleitung eben nicht so sehr zu thun war, so gingen wir ungeachtet ihres Ungestüms weiter, worauf denn der größte Theil unsers Gefolges hinter uns drein gaffend stehen blieb, die übrigen aber ein jeder seine Straße zog. Nur ein Paar von ihnen, die weniger bequem als die übrigen sein mochten, blieben bei uns

und erboten sich zu Wegweisern. Sie führten uns einen Erdriß zwischen zwei Bergen hinauf, woselbst wir einige neue wilde Pflanzen und eine Menge kleiner Schwalben antrafen, die über einen Bach hinstrichen, der auf einem Kieselgrunde herabrauschte. Das Ufer, dessen schlängelnder Krümmung wir aufwärts folgten, brachte uns zu einem senkrecht stehenden und mit mancherlei wohlriechendem Gebüsch behangenen Felsen, von welchem sich eine krystallhelle Wassersäule in einen glatten klaren Teich herabstürzte, dessen anmuthiges Gestade überall mit bunten Blumen prangte. Dies war eine der schönsten Gegenden, die ich in meinem Leben gesehen. Kein Dichter kann sie so schön malen. Wir sahen von oben auf die fruchtbare, überall angebaute und bewohnte Ebene herab, und jenseit dieser in das weite blaue Meer hinaus. Die Bäume, welche ihre dickbelaubten Zweige gegen den Teich hin ausbreiteten, gewährten uns kühlen Schatten, und ein angenehmes Lüftchen, welches über das Wasser herwehte, milderte die Hitze des Tages noch mehr. Hier legten wir uns auf den weichen Rasen hin, um beim feierlich einförmigen Geräusch des Wasserfalls, dazwischen dann und wann ein Vogel schlug, die eingesammelten Pflanzen zu beschreiben, ehe sie verwelkten. Unsre Tahitischen Begleiter lagerten sich ebenfalls unter das Gebüsch hin, und sahen uns mit stiller Aufmerksamkeit zu. Wir hätten den ganzen Tag in dieser reizenden Einöde zubringen mögen, allein unser Beruf gestattete keine Unthätigkeit; sobald wir also mit den Beschreibungen fertig waren, begnügten wir uns die romantische Gegend noch einmal zu betrachten und kehrten alsdann nach der Ebene zurück. Hier kam uns ein großer Haufen Indianer entgegen, die Herrn Hodges und Grindall begleiteten, zu denen auch wir uns gesellten. Herr Hodges hatte einem jungen Burschen von ungemein glücklicher Bildung, der eine besondere Neigung zu ihm bezeigte, sein Zeichnungsportefeuille anvertraut. Keine Gunstbezeugung, glaub' ich, hätte diesem jungen Menschen mehr Vergnügen machen können, als dieser öffentliche Beweis des auf ihn gesetzten Vertrauens, wenigstens schien er ganz stolz darauf zu sein, daß er im Angesicht aller seiner Landsleute mit dem Portefeuille unterm Arm neben uns hergehen konnte. Ja auch die andern Indianer thaten heute insgesammt vertraulicher und zudringlicher als sonst, vielleicht weil sie durch den Vorzug, der ihrem Landsmann widerfuhr, sich alle für geehrt hielten, vielleicht auch weil es ihnen gefallen mochte, Herrn Hodges und Grindall so unbesorgt unter sich zu sehen, indem diese beiden Herren völlig unbewaffnet waren. In diesem friedlichen Aufzuge gelangten wir nun an eine geräumige Hütte, in welcher eine zahlreiche Familie beisammen war. Ein alter Mann, aus dessen Blicken Friede und Ruhe hervorleuchtete, lag auf einer reinen Matte, und sein Haupt ruhte auf einem Stuhle, der ihm zum Kissen diente. Es war etwas sehr Ehrwürdiges in seiner Bildung. Sein silbergraues Haar hing in vollen Locken um das Haupt her, und ein dicker Bart, so weiß als Schnee, lag auf der Brust. In den

Augen war Leben und Gesundheit saß auf den vollen Wangen. Der Runzeln, welche unter uns das Antheil der Greise sind, waren wenig; denn Kummer, Sorgen und Unglück, die uns so frühzeitig alt machen, scheinen diesem glücklichen Volke gänzlich unbekannt zu sein. Einige Kinder, die wir für seine Großkinder ansahen, der Landesgewohnheit nach ganz nackend, spielten mit dem Alten, dessen Handlungen, Blick und Mienen augenscheinlich bewiesen, wie Einfalt des Lebens die Sinne bis ins hohe Alter bei vollen Kräften zu erhalten vermag. Einige wohlgebildete Männer und kunstlose Dirnen hatten sich um ihn her gelagert und bei unserm Eintritt schien die ganze Gesellschaft, nach einer ländlich frugalen Mahlzeit, im vertraulichen Gespräch begriffen zu sein. Sie verlangten, daß wir uns auf die Matten neben sie setzen möchten, wozu wir uns nicht zweimal nöthigen ließen. Es schien als hätten sie noch keinen Europäer in der Nähe gesehen, wenigstens fingen sie sogleich an, unsere Kleidungen und Waffen neugierigst zu untersuchen, doch ließ ihr angebornes flatterhaftes Wesen nicht zu, länger als einen Augenblick bei einerlei Gegenstande zu verweilen. Man bewunderte unsere Farbe, drückte uns die Hände, konnte nicht begreifen, warum keine Punkturen darauf waren und daß wir keine langen Nägel hätten. Man erkundigte sich sorgfältig nach unseren Namen und machte sich eine Freude daraus, sie uns mehrmalen nachzusprechen. Dies kam aber der indianischen Mundart nach allemal so verstümmelt heraus, daß selbst Etymologisten von Profession Mühe gehabt haben würden, sie wieder zu errathen. Forster ward in Matara verändert; Hodges in Oreo; Grindall in Terino; Sparmann in Pamani, und Georg in Teori. An der Gastfreiheit, die wir in jeder Hütte fanden, fehlte es auch hier nicht; man bot uns Cocosnüsse und E-vihs an, um den Durst zu löschen, und der Alte ließ uns obendrein eine Probe von den musicalischen Talenten seiner Familie hören. Einer von den jungen Männern blies mit den Nasenlöchern eine Flöte von Bambusrohr, die 3 Löcher hatte, und ein anderer sang dazu. Die ganze Musik war, sowohl von Seiten des Flötenspielers als auch des Sängers, nichts anders als eine einförmige Abwechselung von 3 bis 4 verschiedenen Tönen, die weder unsern ganzen noch den halben Tönen ähnlich klangen, und dem Werth der Noten nach ein Mittelding zwischen unsern Halben und Vierteln sein mochten. Uebrigens war nicht eine Spur von Melodie darin zu erkennen; eben so wenig ward auch eine Art von Tact beobachtet, und folglich hörte man nichts als ein einschläferndes Summen. Auf diese Weise konnte die Musik das Ohr freilich nicht durch falsche Töne beleidigen, aber das war auch das Beste dabei, denn lieblich war sie eben nicht zu hören. Es ist sonderbar, daß, da der Geschmack an Musik unter alle Völker der Erde so allgemein verbreitet ist, dennoch die Begriffe von Harmonie und Wohlklang bei verschiedenen Nationen so verschieden sein können. — Wir sahen in dieser Hütte das Bild von wahrer Volksglückseligkeit realisirt, und Herr Hodges konnte sich nicht

enthalten, von einem so seltenen Gemälde verschiedene Zeichnungen zu entwerfen, die der Nachwelt anschauende Begriffe von diesen Scenen geben werden, die sich besser fühlen, denn durch Worte ausdrücken lassen. Aller Indianer Augen waren auf sein Zeichnen geheftet, aber wie groß war ihr Erstaunen und Vergnügen, als sie zwischen seiner Arbeit und den Gesichtszügen einiger ihrer anwesenden Landsleute eine auffallende Aehnlichkeit gewahr wurden. Unerachtet wir uns seit unserm Hiersein schon viel Mühe gegeben hatten, die Sprache zu erlernen, so waren wir doch noch nicht weit darin gekommen, und mußten deshalb Verzicht auf das Vergnügen thun, welches uns die Unterhaltung mit diesen glücklichen Leuten ohne Zweifel gewährt haben würde. Einzelne Wörter und stumme Pantomime war alles, wodurch wir uns ausdrücken konnten. Aber selbst das war hinreichend, die guten Leute zu vergnügen, und unsre Gelehrigkeit und Bestreben ihnen zu gefallen, war ihnen wenigstens eben so angenehm, als uns ihre Gefälligkeit uns zu dienen und zu unterrichten. Der alte Mann änderte unsertwegen seine Stellung nicht. Ohne sein Haupt vom Stuhle zu erheben, that er verschiedene kleine Fragen an uns: Z. E. wie der Erih oder Befehlshaber des Schiffes hieße? wie das Land genannt werde, aus dem wir kämen? wie lange wir bleiben würden? ob wir unsere Frauen bei uns hätten? u. dgl. Wir beantworteten seine Fragen, so gut wir konnten; theilten hierauf einige Korallen, Medaillen und andere Kleinigkeiten unter seine Familie aus, und gingen alsdann weiter. Auf diese Weise hätten wir zu Fuß um die ganze Insel wandern können. Einerseits ließ uns die Gastfreundschaft der Einwohner in jeder Hütte, wo wir hätten einkehren mögen, die nöthigen Erfrischungen hoffen, und auch in Absicht des Weges würde es sich überall haben gut fortkommen lassen, denn die Ebene zwischen den Bergen und der See läuft um die ganze Insel ununterbrochen herum; der Boden ist auf diesem schmalen Landstrich völlig eben und der Weg an vielen Stellen mit feinem Grase bewachsen. Kein einziges schädliches Thier schreckte uns; nicht einmal Mücken oder Muskitofliegen summten um uns her. Die Brodfruchtwälder machten selbst gegen die Mittagssonne einen angenehmen Schatten, und die Hitze ward noch überdies durch eine kühle Seeluft gemäßigt.

2. Beispiel.

Reise von Gent nach Antwerpen.

(Aus: Ansichten vom Niederrhein. Bd. III. S. 272.)

Der Wunsch in den übrigen Kirchen, Klöstern, Prälaturen, auf dem Rathhause und in den Privatsammlungen zu Gent den Denkmälern der flämmischen Kunstepoche nachzuspüren, mußte für jetzt der Nothwendigkeit unsers Reiseplans weichen. Mit Tagesanbruch eilten wir durch die reichste

Gegend von Flandern hierher nach Antwerpen. Der Weg ging über eine herrliche bebaute Ebene. Triften, Wiesen, Aecker und Heerstraßen waren mit hohen Bäumen und Gebüschen eingefaßt; der Steindamm war den größten Theil des Weges so gut, wie im übrigen Brabant und Flandern. Die Vegetation schien indeß kaum noch weiter vorgerückt, als wir sie in unsrer milden mainzer Gegend verlassen hatten; die Saaten allein prangten mit ihrem frischen Grün, und des Oelrettigs dichte, goldgelbe Blüthen bedeckten oft unabsehliche Strecken. Das Erdreich war an vielen Stellen leicht und mit Sand gemischt, mithin gewissen Gattungen von Getreide vorzüglich angemessen. Ueberall sahen wir den Anbau zu derjenigen Vollkommenheit getrieben, wo bereits der Wohlstand der Einwohner durch ihren Fleiß hervorschimmert. Wie leicht müßte nicht hier, bei einer bessern Erziehung des Landvolkes und gehöriger Anleitung von Seiten der Gutsbesitzer, die Landwirthschaft mit der schwedischen und englischen wetteifern können! Allein es ist ja alles hier gleichsam darauf angelegt, den alten Vorurtheilen einen Charakter heiliger Unfehlbarkeit aufzuprägen. Mit Erstaunen und Freude mußten wir indeß einander bekennen, daß wir solche Flecken und solche Dörfer, als womit dieser Weg und die ganze Gegend gleichsam besäet ist, auf dem festen Lande noch nicht angetroffen hätten. Lockeren, St. Nikolas u. a. beschämen die Städte vom dritten und vierten Range, die man in andern Ländern über ihres Gleichen rühmt. Sie sind beinahe Viertelmeilen lang, durchaus von Backsteinen sauber erbaut, mit breiten Straßen, gutem Pflaster und Reihen von Bäumen wohl versehen. Ordnung und Reinlichkeit, die unverkennbaren Begleiter des Wohlstandes, herrschten im Innern der Häuser und der treuherzige Ton der Bewillkommnung, den wir von den Einwohnern vernahmen, bestätigte uns in der guten Meinung von ihrer Wohlhabenheit. Wir fanden alle Hände mit der Verfertigung von grober Leinwand zu Segeltuch, Gezelten u. dgl. aus selbst gezogenem Hanf und Flachs beschäftigt. Dieser Anbau, nebst den darauf beruhenden Manufakturen und dem reichlichen Ertrage des Getreidebaues, scheint die Hauptquelle des hiesigen Reichthums zu sein.

Eine halbe Meile von Antwerpen verschwanden die Bäume, Gebüsche und eingezäunten Felder, die Gegend verwandelte sich in eine weit ausgebreitete Lande, eine kahle Ebene, wo Viehweiden und Wiesen an einander grenzten, und an deren Horizont wir ringsum beschattete Dörfer, in der Mitte aber Antwerpen in seiner imposanten Größe liegen sahen. Ein Wald von Thürmen und vorzüglich der ungeheure gothische, wie Filigran gearbeitete Spitzthurm der Kathedralkirche ragte hoch empor; die Citadelle auf einer kleinen Erhöhung vergrößerte und verschönerte diesen Anblick, und die Bewegung auf- und absegelnder Barken auf der Schelde, die wir zwischen ihren Ufern noch nicht sehen konnten, hatte etwas Zauberähnliches. Bald erblickten wir ihre gedemüthigten Gewässer und seufzten von neuem über euro-

päische Politik und europäisches Völkerrecht. Der schöne herrliche Fluß ist, wie die Themse, zum Handel gleichsam geschaffen; die Fluth steigt darin zwanzig Fuß hoch vor den Mauern der Stadt und verdoppelt alsdann seine Tiefe. Hier ist er nicht so breit, wie der Rhein vor Mainz; aber er trägt wegen des beträchtlichen Steigens und Fallens keine Brücke. Etliche Meilen weiter hinabwärts breitet er sich aus zu eines Meerbusens Weite. Wir sahen einen Hafen, wo zweitausend Schiffe Raum finden würden, mit einigen kleinen Fahrzeugen besetzt. In wenigen Minuten führte uns ein kleiner Nachen von dem sogenannten Haupt (oder der Spitze) von Flandern hinüber in die Stadt.

3. Beispiel.

Aus: der Brodtbaum.

(Sämmtl. Schriften Bd. 4. Kleine Schriften Bd. 1. S. 333.)

Es scheint ausgemacht, daß der Brodtbaum ursprünglich nur in jene merkwürdige Weltgegend zu Hause gehört, welche fast ausschließlich die kostbarsten und seltensten Naturprodukte besitzt. Die auf der asiatischen Seite des großen Weltmeeres belegenen Inselgruppen prangen in der That mit Allem, was die bildenden Kräfte Schönes, Prächtiges, in die Sinne Fallendes haben, in einer endlosen Mannigfaltigkeit; und man könnte sagen, hier sei das Auserlesenste der todten und belebten Schöpfung in einer mehr als königlichen Schatzkammer zusammen geflossen. Das Edelgestein und das Gold, das in den Gebirgen von Luzon und Borneo häufig angetroffen wird, verliert seinen Werth gegen den noch köstlicheren Ambra, den das Meer den Küsten von Sumatra zuführt. Hier bereitet die Sonne die feinsten und geistigsten Mischungen der Pflanzensäfte; statt gemeinen Gummi und Harzes fließt Kampfer, fließt Benzoe aus den Wunden der Bäume, oder flüchtig wohlriechende Oele durchdringen die Rinden, füllen Blüthen und Früchte, und bilden jene vortrefflichen Gewürze, um deren Besitz die Völker Europa's blutige Kriege geführt haben, und deren Alleinhandel ehedem die Niederlande bereicherte. Hier übertrifft der Mango und die Mangostane die wohlschmeckendsten Früchte eines jeden andern Welttheils, und dem verwöhntesten Gaumen, der im unaufhörlich abwechselnden Kitzel Befriedigung sucht, können mehr als funfzig andere edle Fruchtarten ein völliges Genüge leisten. Diese Gegend ist auch das Vaterland unzähliger schönen Blumen, die mehr als einen Sinn zugleich ergötzen. Hölzer von innerm Bau und Dauer ohne Gleichen streben hier in den Wäldern empor, und das erhabene Geschlecht der Palmen ist hier mit allen seinen Gattungen einheimisch. Herrlich strecken diese Fürsten des Pflanzenreichs den schlanken Stamm über alle andere Bäume hinan, breiten die gefiederten Wipfel von immerwährendem Grün

über sich aus, und stehen da, als unnachahmliche Ideale, in majestätischer Einfalt. Und welch ein Glanz umstrahlt nicht die lebendigen Bewohner dieses Welttheils! Ihre entseelten Ueberbleibsel sogar, die Conchylien, schmückt ein wunderbarer Reichthum der Zeichnung und des Colorits. Das Feuer, die Größe und vollkommene Ründe der Perlen von Soolo, sind in dem ganzen Orient durchgängig berühmt. Die Fische im dortigen Meere, die Schmetterlinge und andere Insekten wetteifern mit einander um den Preis der Seltenheit, es sei an Gestalt oder Farbe. Eben so reich ist das Kleid unzähliger Gattungen des Geflügels. Doch schimmern vor allen die Paradiesvögel, wie die selten gesehenen Bewohnerinnen eines asiatischen Harems, mit vielfarbigem Gold übergossen und in den Purpur der Morgenröthe getaucht. Endlich treten auch die größeren Thiere in mannigfaltiger Bildung einher, mit einem Geschöpf an ihrer Spitze, in dessen menschenähnlicher Gestalt die Natur vielleicht hat zeigen wollen, wie genau sie das Meisterstück der Schöpfung, wenigstens im Aeußerlichen, mit ihren Formen nachbilden könne.[1])

Merkwürdig scheint es mir immer, daß ein milder Himmel und gesunde Luft fast in jedem Erdstrich die besten Naturgüter begleiten, und den Menschen vielleicht anlocken sollten, sich damit so vorzüglich gesegnete Wohnsitze zu wählen. Jene blumigen Gefilde, wo Proserpine mit ihren Gespielinnen Kränze wand; jene Rebengebirge des Tagus, die dem hektischen Briten neue Lebenskraft schenkten, sind glänzende Beispiele von einer anscheinenden Parteilichkeit der Natur. Aber dort, wo sie ihren ganzen Reichthum zur Schau trägt, ist ein schönes Klima schon allein um dieser Vorzüge willen, eine Krone, deren Glanz Alles verdunkelt und Alles vollendet.

---

2. Karl Philipp Moritz. 1757—1793.

Karl Philipp Moritz wurde am 15. September 1757 in Hameln von armen Eltern geboren. Zum Hutmacherhandwerk bestimmt, trieb ihn sein unruhiger und strebsamer Geist bald von diesem Gewerbe. Er ging nach Hannover und besuchte, mit Armuth kämpfend und seinen Neigungen sich hingebend, bald träge bald fleißig die dortigen Schulen, betrug sich bald genial, bald gemein. Endlich ging er auf gut Glück nach Erfurt, um dort Theologie zu studiren, was ihn auch bald nicht mehr ansprach, ging dann über Leipzig, wo er Schauspieler werden wollte, wozu es ihm an allem äußern Geschick fehlte, zur Brüdergemeine nach Barby, fand endlich so viel

1) Es ist der Orang-Utang gemeint. — Einiges fehlt vor dem Folgenden.

Unterstützung, daß er zwei Jahre in Wittenberg studiren konnte. Von Wittenberg rief ihn Basedow nach Dessau und wollte ihn in alle pädagogische Weisheit einweihen, er hielt aber auch hier nicht lange aus und nahm 1778 eine Stelle als Lehrer am großen Waisenhause in Potsdam an. Vergeblich bemühte er sich um eine Predigerstelle und war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nah, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle am grauen Kloster zu Berlin erhielt und 1780 Konrector wurde. Im Jahre 1782 entschloß er sich auf einem Spaziergange, ganz unvorbereitet eine Reise nach England zu unternehmen, welche er in Briefen an den Director Gedicke beschrieben hat. Bald nach seiner Rückkehr wurde er Konrector der Kölnischen Schule, 1784 aber außerordentlicher Professor am vereinigten Berlinischen und Kölnischen Gymnasium. Eine Zeit lang führte er die Redaction der Vossischen Zeitung, konnte sich aber in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen und führte auch eine Reise nach der Schweiz mit einigen Freunden nur halb aus. Eine schwärmerische Liebe zu einer verheiratheten Frau brachte ihn zu den seltsamsten Verirrungen, und er hätte leicht wie Werther enden können, wenn eine sehnlich gewünschte Reise nach Italien, weshalb er seine Stelle niederlegte, ihn nicht auf andre Gedanken gebracht hätte. Er verweilte von 1786—1788 in Rom, und wenn bei seinem ewig unstäten Wesen sein Aufenthalt ihm nur geringen Vortheil brachte, war doch das für ihn ein großer Gewinn, daß Göthe ihn kennen lernte und sich seiner annahm. Er hielt sich nach seiner Rückkunft auch eine Zeit lang bei Göthe auf und wurde auf Verwendung des Herzogs von Weimar Mitglied der Berliner Akademie. Bei seiner Rückkehr nach Berlin wurde er 1789 als Professor der Theorie der schönen Künste und Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden Künste angestellt und 1791 zum Hofrath und Professor des deutschen Stils bei der neu gestifteten Artillerie=Akademie befördert. — Er schloſs jetzt eine Ehe, welche weder ihn noch die Gattinn beglückte und starb am 26. Juni 1793.

Moritz war ein trefflicher Kopf und in vieler Rücksicht genial, aber weder durchgebildet, noch überhaupt fähig etwas Gründliches zu leisten Er war stets uneinig mit sich selbst und ohne innere Klarheit und innern Frieden. Er hatte mancherlei Kenntnisse und verstand auch sie anschaulich darzustellen und einzelne geniale Gedanken ansprechend durchzuführen, was seinen Schriften viel Beifall verschafft hat. Hier können wir ihn nur zunächst als Reisebeschreiber und Biograph nennen. Ein großer Theil seines Rufes in der ersten Beziehung ist vornehmlich auf seine einfache und anziehende Beschreibung der Höhle von Castleton zu schreiben.

Seine Werke beziehen sich vornehmlich auf Grammatik, Stilübungen, Prosodie, Mythologie, Reisen, Lebensbeschreibungen, Seelenkunde und auch in Gedichten hat er sich versucht. Die bedeutendsten seiner Werke sind folgende: 1. Unterhaltungen mit meinen Schülern. Erst. Bdchen. Berl. 1780. 8.

(13 Unterhaltungen moralisch=religiöser Art.) — 2. Kleine Schriften, die deutsche Sprache betreffend. Berl. 1781, 8. (Fünf kleinere Schriften.) — 3. Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre. Berl. 1782. — 4. Deutsche Sprachlehre für Damen. Berl. 1782. (4. Aufl. 1806.) — 5. Anleitung zum Briefschreiben. Brl. 1783. — 6. Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. In Briefen an Hrn. Direktor Gedike. Brl. 1783. — 7. Von der deutschen Rechtschreibung. (Nebst 4 Tab. üb. Rechtschreibung, Interpunction, Deklination u. Accus. u. Dativ.) Berl. 1784. gr. 8. — 8. Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 4 Th. Berl. 1785—90. Es liegt die eigne Lebensgeschichte des Verf. doch mit Dichtungen verwebt zum Grunde. — Es erschien nach M's. Tode: Anton Reiser. Fünfte u. letzter Theil von K. F. Klischnig. Berl. 1794. (welcher die 10 letzten Lebensjahre des Verstorbenen in treuerer Erzählung umfasst.) — 9. Andreas Hartknopf, e. Allegorie. Berl. 1786. 8. E. planlose Geschichte, welche in Andreas Hartknopf's Predigerjahre Brl. 1790. weiter fortgesponnen wird. — 10. Versuch einer deutschen Prosodie. Dem Könige von Preußen gewidmet. Berl. 1786. 8. (Vielleicht M's. bestes Buch.) — 11. Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten. Mit 65 Abbildungen nach geschnittenen Steinen. Brl. 1791. (3. Aufl. 1804.) — 12. Ἀνθουσα, oder Roms Alterthümer, ein Buch für die Menschheit. Die heiligen Gebräuche der Römer. Mit 18 Abbild. Brl. 1791. (Zw. Aufl. 1797. Fortgef. 2. Th. v. F. Rambach. Berl. 1796. — 13. Grundlinien zu m. Vorlesungen über den Styl. Berl. 1791. 8. — 14. Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786—1788. Drei Theile. Brl. 1792. 93. — 15. Vorlesungen über den Styl od. prakt. Anweisung zu e. guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. 2 Theile. Berl. 1793. 94. (M. starb bei Ausarbeitung des zweiten Theils, den der Prediger Jenisch vollendete.) Zu den Zeitschriften, welche er mit Unterstützung anderer herausgab, gehören: 1. Γνωθι σαυτον, oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, als ein Lesebuch für Gelehrte u. Ungelehrte. 10 Bde. Berl. 1783—92. 2. Italien u. Deutschland in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Literatur und Kunst. Eine Zeitschrift. Herausgeg. von K. Ph. Moritz und A. Hirt. Bd. 1. u. 2. Berl. 1789—92. — Auch hat er Mehreres wie Anna St. Ives (v. Holcroft) aus dem Englischen übersetzt.

---

1. Beispiel.

Eine Parlamentswahl.

(Aus: Reisen eines Deutschen in England im J. 1782. Berl. 1783. S. 60.)

Die Städte London und Westminster schicken jede zwei Mitglieder in's Parlament: Fox ist eins von den beiden Mitgliedern für Westminster; die erledigte Stelle des zweiten sollte besetzt werden. Und eben der Cäcil Wray, welchen Fox statt des Admiral Hood, dem er entgegen war, vorgeschlagen hatte, wurde nun öffentlich gewählt. Zuweilen soll es bei solchen Wahlen, wenn eine Oppositionspartheі da ist, blutige Köpfe setzen; hier war aber die Wahl schon so gut wie geschehen, weil diejenigen, die sich für den Admiral Hood beworben hatten, schon von freien Stücken zurückgetreten waren, da sie sahen, daß ihr Vorhaben nicht durchging.

Die Wahl geschah in Koventgarden, einem großen Marktplatze, unter freiem Himmel. Es war nehmlich vor dem Eingange einer Kirche, die auch die Paulskirche heißt, aber nicht mit der Kathedrale zu verwechseln ist, ein Gerüst für die Wählenden gebaut, die in rothen Mänteln und mit weißen Stäben auf übereinander errichteten Bänken saßen: ganz oben war ein Stuhl für den Präses: alles aber war nur von Holz und Brettern zusammengeschlagen. Vorn auf dem Gerüste, wo die Bänke aufhörten, waren Matten gelegt, und hier standen diejenigen, welche zu dem Volke redeten. Auf dem Platze vor dem Gerüste hatte sich eine Menge Volks und größtentheils der niedrigste Pöbel versammelt. Die Redner bückten sich tief vor diesem Haufen, und redeten ihn allezeit mit dem Titel Gentlemen (edle Bürger!) an. Herr Cäcil Wray mußte vortreten und diesen Gentlemen mit Hand und Mund versprechen, seine Pflichten als ihr Repräsentant im Parlament auf das getreuste zu erfüllen. Auch entschuldigte er sich mit seiner Reise und Kränklichkeit, daß er nicht einem jeden unter ihnen, wie es sich gebühre, seine Aufwartung gemacht habe. Sobald er anfing zu reden, war die ganze Menge so still wie das tobende Meer, wenn der Sturm sich gelegt hat, und alles rief, wie im Parlamente, hear him! hear him! und sobald er aufgehört hatte zu reden, erschallte ein allgemeines Hurrah aus jedem Munde, und jeder schwenkte seinen Hut, und der schmuzigste Kohlenträger seine Mütze um den Kopf.

Er ward nun von den Deputirten auf der Bühne förmlich gewählt, und dem Volke in seiner neuen Würde von einem Manne vorgestellt, der in einer wohlgesetzten Rede ihm und dem Volke Glück wünschte. Dieser Mann hatte eine gute Ausrede: he speaks very well! sagte ein Karrenschieber, der neben mir stand.

Kleine Knaben hingen sich an Geländer und Laternenpfähle, und als ob sie überzeugt wären, daß auch sie schon mit angeredet würden, hörten sie aufmerksam dem Redner zu, und bezeugten am Ende auf gleiche Weise

durch ein freudiges Hurrah ihren Beifall, indem sie, wie die Erwachsenen, ihre Hüte um den Kopf schwenkten.

Hier wachten alle Bilder von Rom, Koriolan, Julius Cäsar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dieß immer nur ein Gaukelspiel seyn, so kann doch selbst eine solche Chimäre den Geist erheben.

O, lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem, was vorgeht, seine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volkes mit einstimmen, kurz, wie ein jeder sein Gefühl zu erkennen giebt, daß er auch ein Mensch und ein Engländer sey, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerciren sehen.

Als Fox, der mit unter den Wählenden war, gleich anfänglich in seinem Wagen angefahren kam, ward er mit einem allgemeinen Freudengeschrei empfangen; zuletzt, nachdem der Aktus beinah vorbei war, fiel es dem Volke ein, ihn reden zu hören, und alles schrie. Fox! Fox! ich rief selber mit, und er mußte auftreten und reden, weil wir ihn hören wollten. Er trat denn auf und bekräftigte nochmals vor dem Volke, daß er schlechterdings nicht als Staatsminister, sondern nur als Privatmann bei dieser Wahl Einfluß gehabt habe.

Nachdem nun alles vorbei war, so zeigte sich der Muthwille des Englischen Pöbels im höchsten Grade. Binnen wenigen Minuten war das ganze bretterne Gerüste mit Bänken und Stühlen abgebrochen, und die Matten, womit es bedeckt war, in tausend lange Streifen gerissen, womit der Pöbel einen Cirkel schloß, in welchem Vornehme und Geringe gefangen wurden, was nur in den Weg kam, und so zog das Volk im Triumph durch die Straßen.

Hier führt doch ein jeder, bis auf den Geringsten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country J'll shed every Drop of my Blood! sagt der kleine Jacky in unserm Hause, ein Knabe, der kaum zwölf Jahre alt ist. Vaterlandsliebe und kriegerische Tapferkeit ist gemeiniglich der Inhalt der Balladen und Volkslieder, welche auf den Straßen von Weibern abgesungen und für wenige Pfennige verkauft werden. Noch kürzlich brachte unser Jacky eins mit nach Hause, worin die Geschichte eines Admirals erzählt wurde, der noch tapfer kommandirte, als ihm schon beide Beine abgeschossen waren und er sich mußte emporhalten lassen. Die Verachtung des Volkes gegen den König geht erstaunlich weit. Our King is a Blockhead! hab ich, wer weiß wie oft, sagen hören; indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobsprüchen bis an den Himmel erhob. Dieser habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal so viel Verstand darin, als der König von England in seinem ziemlich dicken Kopfe. Ja bei einigen ging

ie Verehrung gegen unsern Monarchen so weit, daß sie sich ihn im Ernst zum Könige wünschten. Nur wunderten sie sich über die große Menge Soldaten, die er hält, und daß allein in Berlin eine so große Anzahl davon einquartirt sind, da sich in London, oder der eigentlichen City, nicht einmal ein Trupp Soldaten von des Königs Garde darf blicken lassen.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Zug des Lordmayors in London, in einem ungeheuer großen, vergoldeten Wagen gesehen, welchem eine erstaunliche Menge von Kutschen folgten, in denen die übrigen Magistratspersonen oder sogenannten Aldermänner von London sitzen. Doch genug für diesesmal!

2. Beispiel.

Die Höhle von Castleton in Derbyshire.

(Aus den Reisen eines Deutschen in England. 3w. Aufl. S. 203.)

Hundert und siebenzig Meilen von London hatte ich nun zurückgelegt, als ich eine der höchsten Anhöhen, die vor mir lagen, erstiegen hatte, und nun auf einmal unter mir ein reizendes Thal erblickte, das mit Flüssen und Bächen durchschnitten, und rund umher von Bergen eingeschlossen war. In diesem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern, welches von einem alten Schlosse, dessen Ruinen hier noch zu sehen sind, seinen Nahmen hat, der eigentlich aus Castle Town zusammen gezogen ist.

Ein schmaler Weg, der sich von der Seite des Berges hinunterschlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voller Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch umwachsen, oben die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Oeffnung zum Eingang in die Höhle, wo alles stockfinster ist, wenn man auf einmal von der hellen Mittagssonne hinunterblickt. Indem ich so voll Verwunderung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von wildem und rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte, wobei seine harte Stimme in der Höhle einen starken Wiederschall gab.

Als ich dieß bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesetzt sein wollte? und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Dieser Mann hatte mit seinem schwarzen struppigen Haar, und schmuzigem zerrissnem Anzuge, ein so wildes Charonsmäßiges Ansehen, welches seine Stimme und seine Fragen noch vermehrten, daß die sonderbare Täuschung, worein man beim Anblick dieser Höhle versetzt wird, schon hier ihren Anfang nahm.

Da ich mich zu seiner Forderung verstanden hatte, sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite, im Eingange der Höhle, lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten.

Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Oeffnung beim Eingange hineinfiel, allmälig in Dämmerung verlor.

Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle am Werkeltage Seile verfertigen.

Ich glaubte hier das Rad des Ixion und die unaufhörliche Arbeit der Danaiden zu sehen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Oeffnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen, wie durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die sich durch die Dämmerung an das Gewölbe der Höhle emporwälzten.

Dies allmälige Zunehmen der Dunkelheit erweckt eine süße Melancholie, indem man den sanften Abhang der Höhle hinunter geht, als wäre ohne Schmerz und ohne Gram der Lebensfaden abgeschnitten, und wandelte man nun so ruhig dem stillen Lande zu, wo keine Quaal mehr ist.

Endlich schloß sich das hohe Gewölbe des Felsen, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, als wir an eine kleine Pforte kamen, wo uns eine alte Frau aus einer der Hütten zwei Lichter brachte, wovon jeder von uns beiden eins in die Hand nahm.

Mein Führer eröffnete nun die Pforte, welche die schwache Dämmerung vollends ausschloß, die vorher noch übrig war, und uns in das Innerste dieses nächtlichen Tempels führte, dessen Vorhof wir bis jetzt nur betreten hatten.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da

wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Schein unsrer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes übersehen konnte, wogegen die erste ungeheure Oeffnung, durch welche wir nun schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam.

Nachdem wir hier eine ganze Stunde, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel, auf einem ebnen sandigen Erdreich gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmälig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher, bei dem Flimmern unserer Lichter, mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt, in welchem Stroh lag.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen, und mich ganz ausgestreckt darinn niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flusses der Felsen beinahe das Wasser berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke, immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote wie in einem beklommenen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen, und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussetzte.

Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit und hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und enge.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte: über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Ueberfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der Länge vor uns hin erstreckte, und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längs dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpfrig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte. Demohngeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin, und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her, in diesem

Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine Musik von ferne in meine Ohren tönte.

Ich blieb voller Verwunderung stehen, und fragte meinen Führer, was dieß bedeute? worauf er mir antwortete: daß ich es bald sehen würde.

Allein so wie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer, und löste sich in ein sanftes Rieseln, wie von herabfallenden Regentropfen, auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke herabströmen sahe, dessen Tropfen, die jetzt im Schein unsrer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Dies war nemlich ein Staubbach, der sich von oben durch die Adern des Felsen in dies Gewölbe hinunter ergoß.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe herangehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längst dem Ufer des schmalen Gewässers fort, und sahen oft an den Seiten solche weite Oeffnungen in die Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir alle vorbei gingen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruhten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir in dem Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille, und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unsrer Reise.

Unser treues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letztenmale wölbt, und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Fluth zusammenstößt, die hier ein kleinen halben Cirkel macht, und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Mein Führer sprang hier hinein, schwamm einige Schritte unter dem Wasser und dem Felsen hin, und kam ganz benetzt zurück, um mir zu zeigen, daß es unmöglich sey weiter zu kommen, wenn dieser Felsen nicht etwa einmal mit Pulver gesprengt, und vielleicht eine zweite Höhle hier eröffnet wird.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen, allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden, und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oeffnung einer hohen Felsenwand folgte. — Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte, und als ich dieß bejahete, sagte er mir, ich solle ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande durch die Oeffnung zwischen dem Felsen fort, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in den höchsten Felsen wie in einer Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig; daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich sollte ihm nur getrost folgen, weil er schon wüßte festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in dem Felsen verlieret, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir: ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß ging er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern emporzusteigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer, und brachte mich den steilen schlüpfrigen Hügel auf seinen Schultern glücklich wieder hinunter. Und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf, und ließ sein Licht oben durch eine kleine Oeffnung in den Felsen hinunter schimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte, und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht durch dicke Wolken ein Stern hinunter glänzte: ein Anblick der alles an Schönheit übertraf, was ich gesehen hatte.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten, hörten aufs neue den Regenguß, sanft rieselnd in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne, und kehrten über die stillen Flüsse, und

durch den weiten Raum der Höhle, wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer langen Dunkelheit wieder begrüßten.

Und ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, sagte er, jetzt würde ich einen Anblick haben, der alle die vorigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte; denn indem er die Pforte erst halb eröffnete, war es mir wirklich, als thäte ich einen Blick in Elysium, in einem solchen wunderbaren erquickenden Dämmerlichte zeigten sich alle Gegenstände. Der Tag schien allmälig anzubrechen, und Nacht und Dunkelheit schwanden. In der Ferne sahe man zuerst wieder den Rauch der Hütten und dann die Hütten selber; und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir noch die Knaben bei dem abgehauenen Stamme spielen, bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Oeffnung der Höhle schimmerten, und gerade, indem wir hinausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

Ich hatte also beinahe den ganzen Nachmittag bis an den Abend in der Höhle zugebracht, und als ich mich nun betrachtete, sahe ich in meinem ganzen Aufzuge meinem Führer ziemlich ähnlich, und meine Schuhe hingen kaum noch an den Füßen, so sehr waren sie durch das lange Gehen im feuchten Sande und auf den harten spitzigen Steinen erweicht und zerrissen.

Ich bezahlte für das Herumführen nicht mehr als eine halbe Krone, und meinem Führer ein Trinkgeld: denn die halbe Krone bekömmt er nicht, sondern muß sie seinem Herrn geben, der von den Revenüen dieser Höhle sehr stattlich lebt, und sich einen Kerl hält, der die Leute darin herumführt.

---

3. Johann Gottfried Seume. 1763—1810.

Johann Gottfried Seume, der Sohn eines wohlhabenden Landmanns, späteren Pächters, wurde am 29sten Januar 1763 in Posern bei Weißenfels geboren. Nach dem Tode seines Vaters in Knautkleeberg bei Leipzig nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, brachte ihn auf die Schule nach Borna, später auf die Nikolaischule und auf die Universität zu Leipzig. Seume hatte vielfach den Wechsel des Geschickes erfahren und dadurch seinen Character gestählt, doch hatte sich auch in seine Seele eine Bitterkeit gegen die Welt gesenkt. — Er fand kein Wohlgefallen an der damals herrschenden Theologie und wollte sich nun von Leipzig nach Paris wenden, fiel aber unterweges hessischen Werbern in die Hände und wurde nach Canada eingeschifft, um gegen die Freiheit Amerikas zu kämpfen. Bis zum Frieden hatte er dort fechten müssen, und als er nun nach Europa zurückkam, gerieth er wieder unter preußische Werber und

[illegible]

[illegible]

wurde als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Er entfloh, wurde aber eingeholt und entging nur mit Mühe der Todesstrafe. Durch eine Bürgschaft von 80 Rthlr., welche ihm ein wackrer Bürger lieh, erhielt er Urlaub, ging aber nun, mit dem Vorsatz nie zurückzukehren, nach Leipzig und bezahlte die verbürgte Summe vom Honorar für seine Uebersetzung des englischen Romans: Honorie Warren. 1788. — Er lebte hierauf den Wissenschaften, wurde 1792 Dr. der Philosophie und 1793 Secretair des russischen Generals Igelström in Warschau, welcher ihm eine Officiersstelle bei den Grenadieren verschaffte. Er war nun Zeuge des furchtbaren Aufstandes der Polen gegen die Russen, wurde zum polnischen Gefangenen gemacht und erlebte die gräßlichen Schreckensscenen in Warschau und Polens Untergang. Nach seiner Befreiung, nachdem die genaue Verbindung mit Klinger sein Herz noch finstrer gestimmt und der Tod der Kaiserinn ihm alle Hoffnung auf Beförderung geraubt hatte, ging er nach Leipzig zurück, ertheilte Unterricht im Englischen, gab seine Schriften: „Wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794.", „Zwei Briefe über die neusten Veränderungen in Rußland 1797" und „Obolen. 2 Bde. 1797" heraus und übernahm, dem Anerbieten seines Freundes Göschen folgend, in dessen Druckerei in Grimma das Amt eines Correctors. Um dieser einförmigen Beschäfftigung nicht zu erliegen, unternahm er, nachdem er noch seine „Gedichte" 1801 hätte erscheinen lassen, eine Fußreise auf neun Monate, auf welcher er Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte, und deren Ergebnisse er in dem Werke: „Spaziergang nach Syrakus. 3 Bde. 1802" mittheilte. Eine zweite ähnliche Reise 1805 über Petersburg, Moskau, durch Finnland und Schweden beschrieb er in: „Mein Sommer im J. 1805." Die Vorrede der letzteren Schrift ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Er erlebte noch des Vaterlandes schmähliche Erniedrigung, welche seine Stimmung noch mehr verbitterte, vereinte sein patriotisches Wort mit der Stimme manches Edlen zur Abwehr des fremden Tyrannen und starb nach langen körperlichen Leiden welt- und schicksalsmüde am 13. Juni 1810 in Teplitz.

Er war ein edler kräftiger Character, glühend für Freiheit und Recht, Feind aller Unterdrückung und Ungerechtigkeit und darum nicht ohne Bitterkeit gegen die Welt, ohne sie zu hassen; doch führte ihn die von Kant aufgenommene Moralphilosophie mehr darauf hin sie auf stoische Weise zu verachten und entbehren zu können. In seinen vaterländischen Dichtungen, welche sich an Klopstock und Schiller anschließen, sehen wir mehr die Gesinnung des kräftigen, durch herbes Geschick gegangenen und bewährten Mannes als den höheren Dichter. Seine lyrischen Gedichte verrathen uns den Schmerz und die Bitterkeit, welche er in seiner Brust trug.

Seine Werke sind: 1. Wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen. 1794. Leipz. 1796. — 2. Zwei Briefe über die neuesten

Veränderungen in Rußland. Zürich 1797. — 3. Obolen. Vermischte Aufsätze u. Gedichte. 2 Bde. 1796. 97. — 4. Gedichte. Leipz. 1801. (4. Aufl. 1821.) — 5. Spaziergang nach Syrakus. 3 Bde. Braunschweig u. Lpz. (4. Aufl. 1815—17.) — 6. Mein Sommer im Jahre 1805. Hamb. 1806. (2. Aufl. 1815.) — 7. Miltiades. Trauerspiel. Lpz. 1808. — 8. Apokryphen nebst übrigem Nachlaſs. — 9. Ueber Bewaffnung. Seine: „Sämmtlichen Werke" erschienen in 12 Bänden. Lpz. 1826—27; (Inhalt: 1. Bd. Gedichte. — 2. Bd. Spaziergang nach Syrakus. 1. Th. — 3 Bd, Spaziergang nach Syrak. 2. Th. — 4. Bd. Spazierg. 3. Th. Enthält nur Anm. u. Zusätze. Apokryphen. Rede des Phliasiers Patrokles in Athen. Die Weinlese, e. einf. Erzählung. (Fragment.) Die Belagerung von Platäa. Praefatio ad observ. in locos Plutarchi. — 5. u. 6. Bd. Obolen. Th. 1. 2. — 7. Bd. Miltiades. E. Trauerspiel u. eine romantische Erzählung. — 8. Bd. Zwei Briefe über die Veränderungen in Rußland u. über Catharina II. — 9. Bd. Ueb. Bewaffnung. Einige Nachr. üb. d. Vorfälle in Polen. — 10. Bd. Mein Sommer. — 11. Bd. Mein Leben. — 12. Bd. Ein Nachlaſs moralisch-religiösen Inhalts.); in Einem Bande herausgeg. von Adolf Wagner. Lpz. 1835. (N. Aufl. 1837), in acht Bänden. (Bd. 7. Gedichte.) Lpz. 1839. Seine Selbstbiographie: „Mein Leben", beendet u. herausg. von Clodius. Lpz. 1813.

---

1. Beispiel.

Reise auf dem Apennin.

(Spaziergang nach Syrakus. Th. 1. Gesammtausg. II. S. 168.)

Serrevalle ist ein großes, langes Dorf in einer engen, furchtbaren Bergschlucht am Fluß, nicht weit von der größten Höhe des Apennins; und ich wunderte mich, daß man hier so gut und so wohlfeil zu essen fand. Von dem See bei Colfiorito, einem Kessel in den höchsten Bergwänden, geht es bald auf der andern Seite abwärts, und der Weg windet sich sehr wildromantisch in einer Felsenschnecke hinunter. Case Nuove ist ein armes Oertchen am Abhange des Berges, fast eben so zwischen Felsen wie Serrevalle auf der andern Seite. Die Leute hier verstehen sich sehr gut zu nähren, indem sie die Sympathie der Reisenden in Anspruch nehmen. Sie übertheuern den Fremden nicht, sondern wenden sich bei der Bezahlung mit rührender Ergebung an seine Großmuth. Wenn man nun einen Blick auf die hohen, furchtbaren, nackten Felsen rund um sich her wirft; man müßte

keine Seele haben, wenn man nicht etwas tiefer in die Tasche griffe und den gutmüthigen Menschen leben hülfe.

Von Case Nuove nach Foligno ist eine Parthie, wie es vielleicht in ganz Italien nur wenige giebt, so schön und romantisch ist sie. Man erhebt sich wieder auf eine ansehnliche Höhe des Apennins, und hat über eine sehr reiche Gegend eine der größten Aussichten. Unten rechts, tief in der Schlucht, sind in einem sich nach und nach erweiternden Thale die Papiermühlen des Papstes angelegt, die zu den besten in Italien gehören sollen. Oben sind die Berge kahl, zeigen dann nach und nach Gesträuche, geben dann Oehlbäume und haben am Fuße üppige Weingärten. Hier sah ich, glaube ich, zuerst die perennierende Eiche, die in Rom eine der ersten Zierden des Borghesischen Gartens ist. Auf der Höhe des Weges soll man hier, wenn das Wetter rein und hell ist, bis nach Assisi und Perugia an dem alten Thrasymen sehen können. Ich war nicht so glücklich; es war ziemlich umwölkt: aber es war auch so schon ein herrlicher Anblick. Wer nur ein Kerl wäre, der etwas ordentliches gelernt hätte! Hier komme ich nun schon in das Land, wo kein Stein ohne Nahmen ist. Mit magischen Wolken überzogen liegt das alte, finstere Foligno unten im Thale, wo der Segen Hesperiens ruht. Rechts und links liegen Anhöhen mit Gebäuden, die gewiß in der Vorzeit alle merkwürdig waren. Links hinunter weideten ehemals die vom Klitumnus weißgefärbten Stiere, welche die Weltbeherrscher zu ihren Opfern in die Hauptstadt holten; und tief, tief weiter hinab liegt in einer Bergschlucht das alte Spoleto, vor dessen Thoren das vom Thrasymen siegreich herabstürzende Heer Hannibals zum ersten Mahl von einer Municipalstadt fürchterlich zurückgeschlagen wurde. In und bey Foligno ist artistisch nicht viel zu sehen, nachdem die neuen Gallier das schöne Madonnenbild mitgenommen haben. Die Kathedralkirche wird jetzt ausgebessert, und mich däucht mit Geschmack. Man hatte mich in die Post einquartiert, wo man mich zwar ziemlich gut bewirthete, aber ungeheuer bezahlen ließ. Eine Bewirthung, für die ich den vorigen Abend auch auf der Post oben in dem Apennin sieben Paoli gezahlt hatte, mußte ich hier in dem Lande des Segens mit sechszehn bezahlen. Man wollte mich überdieß mit Gewalt zu Wagen weiter spedieren, und da ich dieß durchaus nicht einging, sollte ich wenigstens ein Empfehlungsschreiben meines freundlichen Wirthes nach Spoleto an einen seiner guten Freunde haben. Natürlich, daß ich auch dafür dankte; denn er hatte mir vorher durch sich selbst seine guten Freunde nicht sonderlich empfohlen. Sobald als der Morgen graute, nahm ich also mein Bündel und wandelte immer wieder im Thale hinauf nach Hannibals Kopfstoß. Hier kam ich bey den berühmten Quellen des Klitumnus vorbey, die jetzt von den Eselstreibern und Waschweibern gewissenlos entweiht werden: ob sie gleich noch eben so schön sind wie vormahls, als Plinius enthusiastisch davon sprach. Große Haine und viele Tempel giebt es freilich nicht mehr

hier; aber die Gegend ist allerliebst und ich stieg emsig hinab und trank durstig mit groben Zügen aus der stärksten Quelle, als ob es Hippokrene gewesen wäre. Hier und da standen noch ziemlich hohe Cypressen, die ehemals in der Gegend berühmt gewesen seyn sollen. Vorzüglich sah es aus, als ob Athene und Lyäus ihre Geschenke hier in ihrem Heiligthume niedergelegt hätten. Es sollen in den Weinbergen noch einige Trümmer alter Tempel seyn; ich suchte sie aber nicht auf. Als ich so dort mich auf dem jungen Rasen sonnte, setzte sich ein stattlich gekleideter Jäger zu mir, lenkte das Gespräch sehr bald auf Politik, zog einige Zeitungsblätter aus der Tasche, und wollte nun von mir wissen, wie man nach dem Frieden die endliche Ausgleichung machen würde, und wie besonders der heilige Sitz und die Churfürsten dabey bedacht werden sollten. Daran hatte ich nun mit keiner Sylbe gedacht, und sagte ihm ganz offenherzig, das überließe ich denen, quorum interesset.[1])

Ich Idiot glaubte, als ich in Foligno angekommen war, ich sey nun den Apennin durchwandelt: aber das ganze Thal des Klitumnus mit den Städten Foligno und Spoleto liegt in den Bergen. Von Spoleto bis Terni ist der furchtbarste Theil desselben: und hier war ich wieder zu Fuße ganz allein. Den Morgen, als ich Spoleto verließ, sah ich links an dem Felsen noch das alte gothische Schloß, wo sich wackere Kerle vielleicht noch einige Stunden um die Stadt schlagen könnten, ging vor den sonderbaren Anachoreten vorbey und immer die wilde Bergschlucht hinauf. Wo ich einkehrte, unterhielt man mich überall mit Räubergeschichten und Mordthaten, um mir einen Maulesel mit seinem Führer aufzuschwatzen: aber ich war nun einmal hartnäckig und lief trotzig allein meinen Weg immer vorwärts. Oben auf dem Berge soll der Jupiter Summanus einen Tempel gehabt haben. Es ist wohl nur von Rom aus nach Umbrien der höchste Berg, denn sonst giebt es in der Kette viel höhere Parthien. Der Weg aufwärts von Spoleto ist noch nicht so wild und furchtbar als der Weg abwärts und weiter nach Terni. Das Thal abwärts ist zuweilen kaum hundert Schritte breit, rechts und links sind hohe Felsenberge, zwischen welche den ganzen Tag nur wenig Sonne kommt, mit Schluchten und Waldströmen durchbrochen. Dörfer trifft man auf dem ganzen Weg nicht, als auf der Spitze des Berges nur einige Häuser und ein halbes Dutzend in Strettura, dessen Nahme schon einen engen Paß anzeigt. Hier und da sind noch einige isolierte Wohnungen, die eben nicht freundlich aussehen, und viele alte, verlassene Ge-

---

1) Es fehlt eine Nebenbemerkung eines russischen Herrn, der bei der Frage: wie Oestreich über die zweite Theilung Polens zufrieden zu stellen sei? gesagt hatte: es gäbe ja noch Churfürsten und Fürsten genug zu spolieren; und die Reise durch das große, alte, dunkle, häßliche, jämmerliche Loch, das Spoleto, wo nur Trümmer und Hannibals Thor. — 2.

bäude, die ziemlich den Anblick von Räuberhöhlen tragen. Fast nichts ist bebaut. Die meisten Berge sind bis zu einer großen Höhe mit finstern wilden Lorbeerbüschen bewachsen, die vielleicht eine Bravobande zu ihren Siegeszeichen brauchen könnte. Ich gestehe Dir, es war mir sehr wohl, als sich einige italiänische Meilen von Terni das Thal wieder weiterte, und ich mich wieder etwas zu Tage gefördert sah und unter mir schöne, friedliche Oehlwälder erblickte, unter denen der junge Waizen grünte. Das Thal der Nera öffnete sich und es lag wieder ein Paradies vor mir. Hohe Cypressen ragten hier und da in den Gärten an den Felsenklüften empor, und der Frühling schien in den ersten Gewächsen des Jahres mit wohlthätiger Gewalt zu arbeiten.

Vorgestern kam ich auf meiner Reise hierher in Terni an. Mein Wirth, ein Tyroler, und stolz auf die Ehre, ein Deutscher zu seyn, fütterte mich auf gut östreichisch recht stattlich, und setzte mir zuletzt ein Gericht Sepien vor, die mir zu Anfange vielleicht besser geschmeckt hätten. Er mochte mich für einen Maler halten und glauben, daß dieses zur Weihe gehöre. Zum Desert und zur Delikatesse kann ich den Dintenfisch nach dem Urtheil meines Gaumens nicht empfehlen; schon seine schwarzbraune Farbe ist in der Schüssel eben nicht ästhetisch. Nachdem ich gespeis't, Interamner Wein getrunken und meinen Reisesack gehörig in Ordnung gelegt hatte, trollte ich fort nach dem Sonnentempel, nehmlich der jetzigen Diminutivkirche des heiligen Erlösers. Sie war verschlossen, ich ließ mich aber nicht abweisen und ging zum Sakristan, der weiter keine Notiz von mir nahm, bey seiner Schüssel und seinem Buche unbeweglich sitzen blieb und mich durch eine alte Sara in die Kirche weisen ließ. Der Mann hatte in seinem Sinne Recht; denn er dachte ohne Zweifel: Der da kommt weder mir noch meiner Kirche zu Ehren, sondern bloß der heidnischen Sonne sein Kompliment zu machen. Richtig. Die Leute haben bekanntlich das Tempelchen wie wahre Obskuranten behandelt und dafür gesorgt, daß in dem Sonnentempel keine Sonne mehr scheinen kann. Alle Eingänge sind vermauert und zu Nischen gemacht, in deren jeder ein Heiliger für Italien schlecht genug gepinselt ist; und über dem Altare steht ein Sankt Salvator, der seinen Verfertiger auch nicht aus dem Fegefeuer erlösen wird.

Nun stieg ich, ob ich gleich diesen Tag schon durch vier Meilen Apenninen von Spoleto herüber gekommen war, noch eine deutsche Meile lang den hohen Steinweg zu dem Falle des Velino hinauf. Das war Belohnung. Der Tag war herrlich; kein Wölkchen, und es wehte ein lauer Wind, der nur in der Gegend des Sturzes etwas kühl ward. Die Sonne stand schon etwas tief und bildete aus der furchtbaren Schlucht der Nera hoch in der Atmosphäre einen ganzen hellen, herrlich glühenden und einen größern dunkeln Bogen im Staube des Falles. Ich saß gegenüber auf dem Felsen und vergaß einige Minuten alles, was die Welt sonst großes und

schönes haben mag. Etwas größeres und schöneres von Menschenhänden hat sie schwerlich aufzuweisen.[1])

Oben am Sturz rund um das Felsenbette ist zwischen den hohen Bergen ungefähr eine kleine Stunde im Umkreise eine schöne Ebene, die voll ungehauener Oehlbäume und Weinstöcke steht. Ich wollte schon den Päpstlern über das Sakrilegium an der Natur fluchen, als ich hörte, dieses sey im letzten Kriege eine Lagerstätte der Neapolitaner gewesen. Sie schlugen hier anfangs die Franzosen durch den alten Felsenweg hinunter, und ich begreife nicht, wie sie mit gewöhnlicher Besinnung es wagen konnten, sie weiter zu verfolgen. Sie gingen in das Manöver und bezahlten für ihre Kurzsichtigkeit unten sehr theuer. Es ist traurig für die Humanität, daß man sich mit Tigerwuth sogar unter den Zweigen des friedlichen Oehlbaums schlägt. So sehr ich zuweilen der Härte beschuldiget werde, ein Oehlbaum und ein Weitzenfeld würde mir immer ein Heiligthum seyn, und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beydes zerstört. Die Sonne ging unter, als ich den schönen Olivenwald herabkam, und kaum konnte ich unter den Weinstöcken noch einige Veilchen und Hyacinthen pflücken, die dort ohne Pflege blühen.

Es war zu spät, noch die Reste des Theaters in dem Garten des Bischofs zu sehen, und den andern Morgen wanderte ich nach Narni. Die Gegend von Narni aus an der Nera ist furchtbar schön. Die Brücke bey Borghetto über die Tiber ist zwar ein sehr braves Stück Arbeit, aber als Monument für drey Päpste immer sehr kleinlich, wenn man sie nur gegen die Reste des alten ponte rotto bey Narni über die Nera hält. Das sind doch noch Triumphbogen, die Sinn haben, diese Brücke und der Trajanische bey Ankona. Der schönste ist wohl der Wasserfall des Velino, der oben für die ganze Gegend von Rieti schon über zweytausend Jahre eine Wohlthat ist, weil er sie vor Ueberschwemmung schützt. Ich bekenne, daß ich für zwecklose Pracht, wenn es auch Riesenwerke wären, keine sonderliche Stimmung habe.

2. Beispiel.

Aus der Besteigung des Aetna.[2])

(Spazierg. nach Syrakus. Sämmtl. Werke. III, S. 56.)

Die Schlucht, ungefähr eine kleine Stunde im Umfange, lag vor uns, wir standen alle auf einer ziemlich schmalen Felsenwand, und bückten uns

---

1) Es fehlen einige dichterische Zeilen.

2) Seume war mit fünf Engländern und den Führern bis zum obersten Felsenrande der großen ungeheuern Schlucht, in welcher der Krater liegt, gestiegen.

über eine steile Kluft von vielleicht sechszig bis siebenzig Klaftern hinaus und in dieselbe hinein. Einige legten sich nieder, um sich auf der grausen Höhe vor Schwindel zu sichern. In dieser Schlucht lag tief der Krater, der seine Stürme aus dem Abgrunde nach der entgegengesetzten Seite hinüber warf. Der Wind kam von der Morgensonne und wir standen noch ziemlich sicher vor dem Dampfe; nur daß hier und da etwas durch die Felsenspalten herauf drang. Rundherum ist keine Möglichkeit, vor den ungeheuren senkrechten Lavablöcken, bis hinunter ganz nahe an den Rand des eigentlichen Schlundes zu kommen. Bloß von der Seite von Taormine, wo eine sehr große Vertiefung ausgeht, muß man hineinsteigen können, wenn man Zeit und Muth genug hat, die Gefahr zu überstehen: denn eine kleine Veränderung des Windes kann tödtlich werden, und man erstickt wie Plinius. Uebrigens würde man wohl unten am Rande weiter nichts sehen können. Hätte ich drei Tage Zeit und einen entschlossenen, der Gegend ganz kundigen Führer, so wollte ich mir wohl die Ehre erwerben, unten gewesen zu seyn, wenn es der Wind erlaubte. Man müßte aber mit viel größerer Schwierigkeit von Taormine hinaufsteigen.

Nachdem wir uns von unserm ersten Hinstaunen etwas erholt hatten, sahen wir nun auch rund umher. Die Sonne stand nicht mehr so tief, und es war auch auf der übrigen Insel schon ziemlich hell. Wir sahen das ganze große schöne herrliche Eiland unter uns, vor uns liegen, wenigstens den schönsten Theil desselben. Alles, was um den Berg herum liegt, das ganze Thal Enna, bis nach Palagonia und Lentini, mit allen Städten und Flecken und Flüssen, war wie in magischen Duft gewebt. Vorzüglich reizend zog sich der Simäthus aus den Bergen durch die schöne Fläche lang hinab in das Meer und übersah mit Einem Blick seinen ganzen Lauf. Tiefer hin lag der See Lentini und glänzte wie ein Zauberspiegel durch die elektrische Luft. Die Folge wird zeigen, daß die Luft nicht sehr rein, aber vielleicht nur desto schöner für unsern Morgen war. Man sah hinunter bis nach Augusta und in die Gegend von Syrakus. Aber die Schwäche meiner Augen und die Dünste des Himmels, der doch fast unbewölkt war, hinderten mich weiter zu sehen. Messina habe ich nicht gesehen: und mir däucht, man kann es auch von hier nicht sehen: es liegt zu tief landeinwärts an der Meerenge und die Berge müssen es decken. Palermo kann man durchaus nicht sehen, sondern nur die Berge umher. Von den Liparen sahen wir nur etwas durch die Wölkchen. Nachdem wir rund umher genug herabgeschaut hatten, und das erste Staunen sich etwas zur Ruhe setzte, sagte der Major nach englischer Sitte: Now be sure, we needs must give a shout at the top down the gulf[1]); und so stimmten wir denn drey Mahl ein

---

1) Jetzt gewiss müssen wir schlechterdings ein Jubelgeschrei auf dem Gipfel den Abgrund hinab ertönen lassen.

mächtiges Freudengeschrey an, daß die Höhlen der furchtbaren Riesen wiederhallten, und die Führer uns warnten, wir möchten durch unsre Ruchlosigkeit nicht die Teufel unten wecken. Sie nannten den Schlund nur mit etwas verändertem Mythus: la casa del diavolo und das Echo in den Klüften la sua risposta.

Der Umfang des kleinen tief unten liegenden Kessels mag ungefähr eine kleine Viertelstunde seyn. Es kochte und brauste und wüthete und tobte und stürmte unaufhörlich aus ihm herauf. Einen zweiten Krater habe ich nicht gesehen; der dicke Rauch müßte vielleicht ganz seinen Eingang decken, oder dieser zweyte Schlund müßte auf der andern Seite der Felsen liegen, zu der wir wegen des Windes, der den Dampf dorthin trieb, nicht kommen konnten. Auch hier waren wir nicht ganz vom Rauche frey; die rothe Uniform der Engländer mit den goldenen Achselbändern war ganz schwarzgrau geworden; mein blauer Rock hatte seine Farbe nicht merklich verändert.

Ich hatte mich bisher im Aufsteigen immer mit Schnee gelabt; aber hier am Rande auf der Spitze war er bitter salzig und konnte nicht genossen werden. Nicht weit vom Rande lag ein Auswurf von verschiedenen Farben, den ich für todten Schwefel hielt. Er war heiß und wir konnten unsere Füße darin wärmen. Wir setzten uns an eine Felsenwand, und sahen auf die zauberische Gegend unter uns, vorzüglich nach Catanien und Paterno hinab. Die Monti rossi bey Nikolosi glichen fast Maulwurfshügeln, und die ganze große ausgestorbene Familie des alten lebendigen Vaters lag rund umher. Nur er selbst wirkte mit ewigem Feuer in furchtbarer Jugendkraft. Welche ungeheure Werkstatt muß er haben!

Der letzte große Ausbruch war fast drey deutsche Meilen vom Gipfel hinab bey Nikolosi. Wenn er wieder durchbrechen sollte, fürchte ich für die Seite von Taormina, wo nun die Erdschicht am dünnsten zu seyn scheint. Die Luft war trotz dem Feuer des Vulkans und der Sonne doch sehr kalt, und wir stiegen wieder herab. Unser Herabsteigen war vielleicht noch belohnender als der Aufenthalt auf dem obersten Gipfel. Bis zum Philosophenthurm war viel Behutsamkeit nöthig. Hier war nun der Proviantträger angekommen, und wir hielten unser Frühstück. Die Engländer griffen zur Rumflasche, und ich hielt mich zum gebratenen Huhn und dann zum Schnee. Brot und Braten waren ziemlich hart gefroren, aber der heiße Hunger thaute es bald auf. Indem wir aßen genossen wir das schönste Schauspiel, das vielleicht das Auge eines Menschen genießen kann. Der Himmel war fast ganz hell, und nur hinter uns über dem Simäthus hingen einige kleine lichte Wölkchen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch an der Küste Kalabriens, die See war glänzend. Da zeigten sich zuerst hier und da einige kleine Fleckchen auf dem Meere links von Taormina, die fast wie Inselchen aussahen. Unsere Führer sagten uns sogleich, was folgen würde. Die Flecken wurden zusehens größer, bildeten flockige Nebenwolken und breiteten sich

aus und flossen zusammen. Keine morganische Fee kann eine solche Farbengluth und solchen Wechsel haben, als die Nebel von Moment zu Moment annahmen. Es schoß in die Höhe und glich einem Walde mit den dichtesten Bäumen von den sonderbarsten Gestalten, war hier gedrängter und dunkler, dort dünner und heller, und die Sonne schien in einem noch ziemlich kleinen Winkel auf das Gewebe hinab, das schnell die ganze nördliche Küste deckte und das wir hier tief unter uns sahen. Der Gluthstrom fing an die Schluchten der Berge zu füllen, und hinter uns lag das Thal Enna mit seiner ganzen Schönheit in einem unnennbaren Halblichte, so daß wir nur noch den See von Lentini als ein helles Fleckchen sahen. Dieses alles und die Bildung des himmlischen Gemäldes an der Nordostseite war das Werk einer kleinen Viertelstunde. Ich werde eine so geschmückte Scene wahrscheinlich in meinem Leben nicht wieder sehen. Sie ist nur hier zu treffen; und auch hier sehr selten; die Führer priesen uns und sogar sich selbst deswegen glücklich. Wir brachen auf, wo möglich, unten dem Regen zu entgehen: in einigen Minuten sahen wir nichts mehr von dem Gipfel des Berges; alles war in undurchdringlichen Nebel gehüllt, und wir selbst schossen auf der Bahn, die wir im Hinaufsteigen langsam gemacht hatten, pfeilschnell herab. Ohne den Schnee hätten wir es nicht so sicher gekonnt. Nach einer halben Stunde hatten wir die Blitze links, immer noch unter uns. Der Nebel hellte sich wieder auf, oder vielmehr wir traten aus demselben heraus, das Gewitter zog neben uns her nach Katanien zu und wir kamen in weniger als der Hälfte Zeit wieder in das Haus am Ende der Waldregion.

---

4. Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt. Geb. 1769.

Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von Humboldt wurde in Berlin am 14ten September 1769 geboren. Er wurde zum Theil auf dem väterlichen Landsitz in Tegel erzogen. Campe war eine Zeit lang sein Erzieher. Er studirte in Göttingen und Frankfurth a. d. O., besuchte die Handelsacademie Busch's in Hamburg, studirte ein Jahr 1790—91 auf der Bergacademie in Freiberg und wurde dann als Assessor im Bergwerksdepartement und 1792 als Oberbergmeister von Ansbach und Baireuth angestellt. Bald entsagte er dieser Stellung, um einen Lebensweg einzuschlagen, auf welchem er Außerordentliches und Unvergängliches für die Wissenschaften geleistet hat und das hohe Ziel errungen, in seinen Greisesjahren als der allgemein verehrte und anerkannte Nestor der Wissenschaft dazustehen, welche vor-

nehmlich auch von ihm zu einer Höhe gefördert worden ist, von welcher die Genossen seiner Jugend noch keine Ahnung hatten.

Humboldt hatte im Jahre 1790 Georg Forster auf seiner Reise nach dem Niederrhein und Holland begleitet und von da an nach einem Lande ausgeschaut, welches wenig gekannt und besucht die mannigfachsten und bedeutendsten Erfahrungen für die allgemeine Naturanschauung darbieten möchte. Um vulkanische Bodenbildung zu studiren, reiste er nach Oberitalien; auch noch Neapel und seinen Feuerberg mit Leopold v. Buch kennen zu lernen versagte 1797 der Krieg, welcher auch, als Humboldt sich nach Paris gewendet und ein Freundschaftsverhältniss mit A. Bonpland angeknüpft hatte, die Expedition des Capitain Baudin verschob, an welche sich beide anschließen wollten. Eben so wurde eine in Aussicht stehende Bereisung Nordafricas verhindert, worauf beide Freunde nach Spanien gingen und hier, vom sächsischen Gesandten Freiherrn von Forell unterstützt, die Erlaubniss erhielten, das spanische Amerika zu bereisen und frei durchforschen zu können. Am 4ten Juni 1799 gingen die Reisenden nach Corunna ab und landeten, nachdem sie unterwegs Teneriffa besucht und durchforscht hatten, am 16ten Juli bei Cumana in Südamerica. Fünf Jahre verweilte nun Humboldt mit Aimé Bonpland in diesem merkwürdigen Lande der tropischen Gegenden Amerika's; „dort sind die Klimate, wie die durch sie „bestimmten Pflanzenzonen schichtenweise übereinander gelagert, dort die „Gesetze abnehmender Wärme dem aufmerksamen Beobachter verständlich „mit ewigen Zügen in die Felsenwände der Andeskette eingegraben." Achtzehn Monate lang waren die Provinzen Venezuela's durchforscht, dann die südlichen Gegenden bis zum Orinoco und Angostura, wo der Weg hunderte von Meilen durch unbewohnte Wildnisse geführt hatte, untersucht worden. Dann verweilten die Reisenden bis zum März 1801 auf Cuba, wählten dann eine Zeit lang Bogota zum Wohnsitz, durchreisten vom September 1801 die Cordilleren und erreichten nach großen Beschwerden am 6ten Januar 1802 Quito. Acht Monate lang untersuchten sie dies schöne von der Kette gewaltiger Vulkane umschlossene Thal und gelangten am 23. Juni 1802 auf dem Chimborasso zu einer Höhe von 19,300 Fuß, wie sie vor ihnen noch kein Mensch erstiegen. Eine tiefe Schlucht verwehrte die noch 2140 Fuß höhere Spitze zu erklimmen. Bei Truxillo erreichten sie die Küste des Südoceans und gingen durch die Sandwüste Nieder-Perus nach Lima. Von hier aus schifften sie im Januar 1803 über Guayaquil nach Acapulco, durchreisten Mexico und ordneten in der damals sehr reichen und gebildeten Hauptstadt ihre Sammlungen, reisten über Veracruz im Januar 1804 nach Philadelphia und landeten glücklich im August 1804 reich an bedeutenden Sammlungen, unendlich reicher an Beobachtungen und Erfahrungen in Havre.

Unermeßlich und fortwährend sich segensreich erweisend für Länder- und

Völkerkunde und Naturwissenschaft in der weitesten Ausdehnung waren die Ergebnisse der Forschungen Humboldts, wovon er einen Theil in seinen: „Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799—1804" niederlegte, welche in franz. Sprache u. d. T.: „A. v. Humboldt et Bonpland Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent. Par. 1816" erschienen sind. — Nachdem Humboldt, welcher für jetzt seinen Wohnsitz in Paris nahm, noch in Gesellschaft des Naturforschers Gayluſſac Italien, dann 1816 London besucht hatte, wurde er vom Könige Friedrich Wilhelm III. nach Verona gerufen und begleitete ihn auf seiner Reise durch Italien. — Im Jahre 1826 kehrte er nach Berlin zurück und gab in demselben Jahre seine „Ansichten der Natur" heraus, in welchen er sich als Meister in malerischer und plastischer Darstellung namentlich der Grasfluren und Steppen darstellt. — Zum wirklichen Geh. Rath ernannt wurde auch Humboldt öfter mit politischen Sendungen betraut, wo es auf die gewinnende Persönlichkeit des Gesendeten vornehmlich ankam. Ein Plan Indien zu bereisen, um durch Vergleichung der höchsten Höhen beider Festländer die Wissenschaft zu bereichern, kam nicht zu Stande. Dagegen trat Humboldt unter Wunsch und Begünstigung der russischen Regierung mit den Gelehrten Ehrenberg und Rose eine Reise nach Sibirien und dem kaspischen Meere bis zum Altai, der chinesischen Gränze, nach Tobol, Süd-Ural, Astrachan u. s. f. an, auf der sie über 2000 Meilen vom April bis Novbr. 1829 zurücklegten, und deren Ergebnisse in Humboldts centrale Asie. Par. 1843. 3 Vol. niedergelegt sind. — Von da an lebt Humboldt hochgeehrt in der nächsten Umgebung des Königs, wie am Hofe Friedrich Wilhelms III., so auch seit 1840 am Hofe des königl. Sohnes. — Wie unermüdet sein Forschen, wie ungeschwächt sein Blick im großartigen Auffassen der ganzen Natur, wie kräftig und blühend auch des Greises Darstellung ist, zeigt er der Welt in dem schönen Geschenk seines: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, wovon 2 Bde. 1845 u. 1847 erschienen sind. Am 14. Septbr. 1849 feierte Humboldt sein vollendetes 80stes Lebensjahr und im August 1850 sein fünfzigjähriges akademisches Jubiläum. Möge er uns noch lange in solcher Kraft und Frische erhalten bleiben.

Die unendlich großen Leistungen Humboldts in allen Naturwissenschaften können hier nicht geschildert werden. In jeder einzelnen dieser Wissenschaften, in Physiologie, Klimatologie, Mineralogie, Geologie, Geognostik, Botanik, Höhenmessung, Meteorologie, Astronomie, hat er sich groß und bahnbrechend erwiesen und ist der Gründer einer ganz neuen Behandlung der physikalischen Wissenschaften und ihrer Verbindung mit der Geschichte des Menschengeschlechts geworden. Wie er aber so als gründlicher Gelehrter dasteht, so erscheint er uns auch als anschaulicher und sprachgewandter Darsteller seiner reichen Kenntnisse und Erfahrungen, als edler Meister des Stils. In Beziehung auf das aber, was er in seiner einflußreichen Stellung für Fortbildung der

Wissenschaften, Unterstützung derselben im Allgemeinen und durch Förderung junger anstrebender, aber mitteloser Gelehrten gethan hat und fortwährend thut, wird kaum in der ganzen Geschichte ein wissenschaftlicher Heros ihm zur Seite gestellt werden können.

Von Humboldts Werken nennen wir: 1. Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern, nebst Vermuthungen über den chemischen Procefs des Lebens. Posen u. Berlin. 1797. 2 Th. m. K. — 2. A. v. Humboldt et Bonpland Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent. Paris. 1816. in 3 Bde. fol. u. 12 Bde. 4. — Deutsche Übersetzung: Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799 bis 1804. Stuttg. u. Tüb. 1815—29. 6 Bde. — 3. Vues des Cordillères et monumens de peuples indigènes de l'Amérique. Par. 1816. Tom. 1. 2. 8. — 4. Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. Tübing. 1809—1814. Bd. 1—5. 8. mit Atlas. — 5. Ansichten der Natur. Stuttg. u. Tübing. 1817. 8. (2. Aufl. Stuttg. 1826. N. A. 1849.) — 6. A. v. Humboldt Fragments de Géologie et de Climatologie asiatiques. Tom. 1. Par. 1831. 8. — 7. Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der Kenntnisse von der neuen Welt. u. s. f. A. d. Franz. v. J. Ideler. Brl. 1839. Bd. 1. u. 2. 8. — 8. Asie centrale. Paris. 1843. 3 Vol. Übersetzung: Central-Asien. Untersuchungen über die Gebirgsarten und die vergleichende Klimatologie. A. d. Franz. übszt. von Dr. W. Mahlmann. Heft 1—8. Brl. 1843—44. — 9. **Kosmos.** Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. 1. Stuttg. u. Tübing. 1845. 2r. Bd. 1847. — Mit A. Bonpland hat er gearbeitet an den Plantes equinoctiales récueillies au Méxique etc. 2 Bde. Paris. 1808—16. fol. Sein und Bonplands gesammeltes über 6000 Pflanzen enthaltendes Herbarium von Kunth hrsg. in: Nova genera et species plantarum. 12 Bde. Paris 1815—25. 4. — Seine auf astronomischem Wege gewonnenen mehr als 700 Ortsbestimmungen wurden Grundlage eines astronomischen Werkes von Oltmann und der großen Karten des Orinoco, Magdalenenstroms und Mexico's.

1. Beispiel.

Die Grotte von Caripe oder die Felshöhle von Guacharo.

(Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt u. A. Bonplandt. Zweiter Theil. Stuttg. u. Tübing. 1818. S. 102.)

Was neben der außerordentlichen Kühle des Klima dem Thal von Caripe am meisten Auszeichnung und Ruf verschafft, ist die große Cueva oder die Felshöhle von Guacharo.[1] In einem Land, wo man das Wunderbare liebt, ist eine Felshöhle, aus der ein Fluß entspringt und die von vielen tausend Nachtvögeln bewohnt wird, deren Fett in den Missionen zur Zubereitung der Speisen dient, ein unerschöpflicher Gegenstand für Unterhaltung und Gespräche. Auch sind die ersten Dinge, von denen ein in Cumana eingetroffener Fremder sprechen hört, der Augenstein von Araya, der Landbauer von Arenas, welcher sein Kind säugte, und die Felsenhöhle von Guacharo, deren Länge man auf mehrere Meilen angibt. Ein lebhaftes Interesse an Naturerscheinungen erhält sich allenthalben, wo keine gesellschaftlichen Verhältnisse vorhanden sind, und wo eine traurige Einförmigkeit des Lebens nur sehr einfache und die Neugier wenig beschäftigende Gegenstände darbietet.

Die Höhle, welche die Eingebornen eine Fettmine nennen, befindet sich nicht im Thal von Caripe selbst, sondern in der Entfernung drey kleiner Meilen vom Kloster, west-süd-westlich. Sie öffnet sich in ein Seitenthal, das nach der Sierra del Guacharo ausläuft. Am 18. Herbstmonat machten wir uns auf den Weg nach der Sierra, in Begleit der Alcades oder indianischen Magistrate und der meisten Ordensleute des Klosters. Ein schmaler Fußpfad führte uns anfangs anderthalb Stunden in südlicher Richtung durch eine liebliche mit schönem Rasen bekleidete Ebene; nachher lenkten wir westlich ein, längs eines Baches, welcher aus der Oeffnung der Höhle hervorkommt. Während drey Viertelstunden des Emporsteigens ungefähr, folgt man, bald im untiefen Wasser, bald zwischen dem Waldstrom und einer Felswand, einem sehr schlüpfrigen und kothigen Pfad. Das Einsinken des Erdreichs, die vereinzelten Baumstämme, über welche die Maulthiere wegzuschreiten Mühe haben, die Ranken-Pflanzen, von denen

---

1) Die Provinz von Guacharucu, welches Delgado mit der Expedition des Hieronimo de Ortal im J. 1534 besucht hatte, scheint südlich oder süd-östlich von Macarapana zu liegen. Findet zwischen seinem Namen und denen der Höhle und des Vogels eine Verbindung statt, oder ist der letzte Name spanischer Herkunft? (Laet, Nov. Orb. p. 676.). Guacharo bezeichnet im castillanischen einen, der schreit und jammert: es sind aber sowohl der Vogel in der Höhle von Caripe, als der Guacharaca (Phasianus Parraka), gewaltige Schreivögel.

der Boden überdeckt ist, machen diesen Theil des Weges sehr ermüdend. Es überraschte uns hier, kaum fünfhundert Toisen über der Meeresfläche eine Pflanze aus der Familie der Kreuzblumen, den Raphanus pinnatus, anzutreffen. Bekanntlich kommen die Gewächse dieser Familie in den Tropenländern sehr selten vor; sie haben, so zu sagen, eine nördliche Gestaltung, und deshalb war uns ihre Erscheinung auf der niedrigen Bergebene von Caripe unerwartet. Eben diese nördlichen Formen schienen sich im Gallium caripense, in der Valeriana scandens und in einer Sanicula, welche sich der S. marilandica nähert, zu wiederholen.

Wo man sich am Fuß des hohen Guacharo-Berges, nur noch vierhundert Schritte von der Höhle entfernt befindet, erblickt man jedoch ihre Oeffnung noch nicht. Der Waldstrom fließt in einer vom Gewässer ausgehöhlten Schlucht, und der Pfad führt unter einem Felsgesims hin, dessen vorstehender Theil die Aussicht in die Höhe raubt. Wie der Bach, so schlängelt sich auch der Fußsteig; bey der letzten Krümmung steht man plötzlich vor dem sehr geräumigen Eingang der Grotte. Dieser Anblick hat etwas erhabenes, selbst für den, welcher an die malerischen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist. Ich war damals mit den Berghöhlen des Pic von Derbyshire bekannt, wo man, in einem Boote liegend, unter der zwey Fuß hohen Wölbung über einen unterirdischen Fluß setzt. Ich hatte die schöne Grotte von Treshemienshiz in den Karpathen, und die Berghöhlen auf dem Harz besucht, auch die Höhlen in Franken, diese weiten Grabstätten[1]) für Knochengerippe von Tigern, Hyänen und Bären, die an Größe unsern Pferden gleichen. Die Natur befolgte unter allen Zonen unwandelbare Gesetze in Anordnung der Felsschichten, in der äußern Gestaltung der Berge, und selbst auch in den stürmischen Veränderungen, die der Rinde unsers Planeten zu Theil wurden. Eine so allgemeine Uebereinstimmung ließ mich vermuthen, es werde das Aussehen der Höhle von Caripe nur wenig von dem verschieden seyn, was ich auf meinen früheren Reisen zu sehen den Anlaß hatte: ich fand meine Erwartung weit übertroffen. Wenn

---

1) Das Erdreich, welches seit Jahrtausenden den Grund der Felsenhöhlen von Gaylenreuth und von Muggendorf in Franken deckt, dünstet jetzt noch, in gewissen Jahreszeiten, Mofetten oder gasartige Mischungen von Wasserstoff und Stickstoff aus, die zur Wölbung der Höhle ansteigen. Diese Thatsache ist allen, welche jene Höhlen den Reisenden zeigen, wohl bekannt, und zur Zeit, wo ich Aufseher der Bergwerke des Fichtelgebirges war, hatte ich öfteren Anlaß, sie im Sommer zu beobachten. Herr Laugier fand in dem Erdreich von Muggendorf, außer den phosphorsauren Kalken, $\frac{1}{10}$ thierischen Stoff (**Cuvier, Recherches sur les ossem. fossiles, Tom. IV. Ours., p. 14**). Der stinkende und amoniacalische Geruch, welcher sich aus dieser Erde entwickelt, wenn sie auf glühendes Eisen gestreut wird, war mir während meines Aufenthalts in Steeben auffallend.

einerseits die Gestaltung der Grotten, der Glanz der Stalactiten und alle Erscheinungen der unorganischen Natur auffallende Aehnlichkeit darbieten, so ertheilt anderseits der majestätische Pflanzenwuchs der Tropenländer dem Eingang der Höhle einen eigenthümlichen Charakter.

Die Cueva del Guacharo öffnet sich im senkrechten Durchschnitt eines Felsens. Der Eingang steht südwärts; ihr Gewölbe ist achtzig Fuß breit auf zwey und siebenzig Fuß Höhe. Es kommt diese Erhöhung bis auf einen Fünftheil ungefähr derjenigen des Säulengangs in Louvre gleich. Der Fels, der über der Grotte steht, ist mit Bäumen von gigantischem Wuchse besetzt. Der Mamei und der Genipayer[1]) mit breiten, glänzenden Blättern, strecken ihre Aeste senkrecht zum Himmel, während die des Coubaril und der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Laubdecke bilden. Pothosgewächse mit saftigem Stengel, Oralisarten und Orchideen von seltsamer Bildung[2]) wachsen an den dürresten Felsritzen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingang der Höhle sich in Festons schlingen. Wir unterschieden in diesen Blumengewinden eine violettblaue Bignonia, den purpurfarbigen Dolichos, und zum erstenmal die prächtige Solandra[3]), deren orangengelbe Blume eine über vier Zoll lange fleischigte Röhre hat. Es verhält sich mit den Grotteneingängen, wie mit der Ansicht der Wasserfälle; die mehr oder minder ausgezeichnete Umgebung ertheilt den vorzüglichen Reiz, welcher so zu sagen den Charakter der Landschaft bestimmt. Welch ein Contrast findet sich zwischen der Cueva de Caripe und jenen nordischen von Eichen und finstern Lerchenbäumen beschatteten Höhlen!

Dieser üppige Pflanzenwuchs verschönert jedoch nicht nur die äußere Wölbung, er ist auch noch im Vordertheil der Grotte sichtbar. Mit Erstaunen bemerkten wir prachtvolle Heliconien mit Pisangblättern, die eine Höhe von achtzehn Fuß erreichen, die Praga-Palme und das Arum arborescens längs dem kleinen Fluß in diesem unterirdischen Standort. Der Pflanzenwachsthum dehnt sich in die Höhle von Caripe aus, wie in jene tiefen Schluchten der Anden, die nur einem halben Tageslicht zugänglich sind, und er hört im Innern der Grotte eher nicht als in der Entfernung von 30 bis 44 Fuß vom Eingang auf. Wir maßen den Weg vermittelst eines Seils, und hatten vierhundert und dreyßig Fuß zurückgelegt, ehe Fackeln anzuzünden erforderlich ward. Das Tageslicht dringt so weit vor, weil die Grotte einen einzigen Kanal bildet, der sich in unveränderter Richtung von Südost nach Nordwest ausdehnt. Hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man noch entfernt das widrige Geschrei der Nachtvögel, von

---

1) Caruto, genipa americana. Die Blume zeigt in Caripe abwechselnd fünf bis sechs Staubfäden.

2) Ein Dendrobium mit goldfarbner, schwarzgefleckter, drey Zoll langer Blume.

3) Solandra scandens. Es ist der Gousaticha der Chaymas-Indianer.

denen die Eingebornen glauben, sie werden ausschließlich in diesen unterirdischen Wohnungen angetroffen.

Der Guacharo hat die Größe unsrer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe (des Ziegenmelkers), den Wuchs der Geyer, deren krummer Schnabel von steifen Seidepinseln umgeben ist. Wenn wir mit Herrn Cuvier die Ordnung der Spechte (Pici) eingehen lassen, so muß dieser außerordentliche Vogel in's Geschlecht der Sperlinge (Passeres) gebracht werden, deren Gattungen durch beinahe unmerkliche Uebergänge mit einander verbunden sind. Ich habe ihn unter dem Namen Steatornis in einer besonderen Monographie beschrieben, die im zweyten Band meiner Observations de Zoologie et d' Anatomie comparée enthalten ist: er macht eine neue vom Caprimulgus verschiedene Gattung aus, die sich durch den Umfang der Stimme sowol, als durch den außerordentlich starken mit einem Doppelzahn versehenen Schnabel, und durch Füße, die zwischen den Vorderzehen keine Verbindungshäute haben, unterscheidet. Er liefert das erste Beyspiel eines Nachtvogels unter den Zahnschnäblern der Singvögel (passereaux dentirostres). Durch seine Lebensart ist er sowol den Nachtschwalben als den Alpendohlen verwandt. Das Gefieder des Guacharo ist von dunkler blau-grauer Farbe, mit kleinen schwarzen Streifen und Punkten vermengt. Große weiße, herzförmige, schwarzgeränderte Flecken kommen am Kopf, auf den Flügeln und am Schwanze vor. Die Augen des Vogels können das Tageslicht nicht vertragen; sie sind blau und kleiner, als die des Ziegenmelkers oder der Nachtschwalbe. Die Weite der ausgebreiteten Flügel, die aus 17 bis 18 Ruderfedern (remiges) bestehen, beträgt viertehalb Fuß. Der Guacharao verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheins. Er ist fast der einzige, bis dahin bekannt gewordene Nachtvogel, der sich von Körnern nährt; die Bildung seiner Füße thut sattsam dar, daß er nicht, gleich unsern Eulen, Jäger ist. Er nährt sich mit sehr harten Kernfrüchten, gleich dem Nußheher und dem Pyrrhocorax. Der letztere nistet gleichfalls in Felsspalten und ist unter dem Namen Nachtrabe bekannt. Die Indianer versichern, der Guacharo verzehre weder Käfer noch Phalenen, mit denen sich hingegen die Nachtschwalbe nährt. Man darf nur die Schnäbel des Guacharo und der Nachtschwalbe miteinander vergleichen, um sich zu überzeugen, daß ihre Lebensart allerdings sehr verschieden seyn muß.

Es hält schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem furchtbaren Lerm zu machen, welchen viele Tausende dieser Vögel in dem finstern Theil der Höhle verursachen. Er läßt sich nur mit dem Gelerm unsrer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern in Gesellschaft leben, und ihre Nester auf Bäume bauen, deren Gipfel sich einander berühren. Die scharfe und durchdringende Stimme der Guacharos wird in den Wölbungen der Felshöhle zurückgeworfen, und das Echo wiederhallt im Grunde der

Grotte. Die Indianer banden Fackeln an das Ende einer langen Stange, um uns die Nester dieser Vögel zu zeigen. Sie befanden sich fünfzig bis sechszig Fuß über unsern Häuptern in trichterförmigen Löchern, welche in Menge an der Decke der Grotte befindlich waren. Das Geräusch wird stärker, so wie man tiefer hineinkommt, und die Vögel vor dem Licht scheu werden, das die Copalfackeln verbreiten. Ward es etliche Minuten um uns her stille, dann ließen sich die entfernteren Klagetöne der in den Seitengängen der Grotte nistenden Vögel hören. Es war, als ob ihre Schwärme sich einander wechselnd antworteten.

Die Indianer begeben sich jährlich einmal, um das St. Johannesfest, mit Stangen bewaffnet in die Grotte, um den größten Theil der Nester zu zerstören. Es werden alsdann viele tausend Vögel getödtet, und die Alten, gleichsam um ihre Brut zu beschützen, schweben, unter fürchterlichem Geschrey, über den Häuptern der Indianer. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden sogleich ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist reich mit Fett beladen, und eine Schichte von Fett verlängert sich vom Unterleib bis zur Oeffnung des Hintern, und bildet eine Art Knäuel zwischen den Schenkeln des Vogels. Dieser Ueberfluß von Fett bei pflanzenfressenden Thieren, die im Finstern leben und sich nur wenig Bewegung geben, erinnert an längst gemachte Beobachtungen über die Mästung von Gänsen und Ochsen. Man weiß, wie sehr dieses Geschäft durch Finsterniß und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil, statt sich mit Früchten zu nähren, wie der Guacharo, sie vom spärlichen Ertrag ihrer Jagd leben. In der Jahreszeit, welche vom Volke in Caripe die Einsammlung des Oehles genannt wird, bauen sich die Indianer aus Palmenblättern Hütten, theils nahe beym Eingang, theils im Vordertheil der Höhle. Wir sahen noch einige Ueberreste derselben. Hier wird bey einem mit Buschwerk unterhaltenen Feuer das Fett der jungen eben erst getödteten Vögel geschmelzt und in thönernen Gefäßen gesammelt. Es ist dasselbe unter dem Namen der Butter oder des Oehls (manteca oder aceite) vom Guacharo bekannt, halbflüssig, durchsichtig und geruchlos. Seine Reinheit ist so groß, daß es über ein Jahr aufbewahrt wird, ohne ranzigt zu werden. Im Kloster von Caripe ward in der Küche der Mönche kein anderes Oehl gebraucht als das der Grotte, und nie haben wir einen daher rührenden widrigen Geschmack oder Geruch an den Speisen wahrgenommen.

Die Menge des eingesammelten Oehls steht in keinem Verhältniß zu der Metzeley, welche die Indianer jährlich in der Grotte anrichten. Es scheint, daß nicht über 150—160 Flaschen vollkommen reinen Manteca's eingesammelt werden; der minder durchsichtige Ueberrest wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Es erinnert dieser Industriezweig der Eingebornen an die Einsammlung des Taubenöhls, wovon vormals in Carolina einige Tausend großer Fässer bereitet wurden. Der Gebrauch des Gua=

charos=Oehl in Caripe ist sehr alt, und die Missionare haben nur seine Bereitungsart regelmäßiger geordnet. Die Glieder einer indianischen Familie, welche Morocoymas heißt, behaupten, als Abstämmlinge der ersten Kolonisten des Thals, rechtmäßige Eigenthümer der Grotte zu seyn, und sie sprechen das Monopol des Fettes an. Die Mönchsanstalten haben glücklicher Weise diese Rechte in bloße Ehrenberechtigungen umgeschaffen. Dem Systeme der Missionare zufolge, müssen die Indianer das zum Unterhalt der Kirchenlampe erforderliche Oehl liefern; das Uebrige wird ihnen, wie man versichert, bezahlt. Wir wollen weder über die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Morocoymas, noch über den Ursprung der den Eingebornen von den Mönchen auferlegten Verpflichtungen entscheiden. Es möchte natürlich scheinen, daß der Jagdertrag den Jägern gehöre; aber in den amerikanischen Wäldern, wie im Mittelpunkte der europäischen Kultur, wird das gemeine Recht häufig durch die Verhältnisse abgeändert, welche zwischen dem Starken und Schwachen, zwischen den Eroberern und Eroberten Statt finden.

Das Geschlecht der Guacharos wäre längst vertilgt, wenn seine Erhaltung nicht durch verschiedene Umstände begünstigt würde. Abergläubische Begriffe halten die Eingebornen vom tiefern Eindringen in die Grotte gewöhnlich ab. Es scheint auch, daß benachbarte Höhlen, die ihrer Enge wegen dem Menschen unzugänglich sind, durch Vögel der nämlichen Art bewohnt werden. Vielleicht wird die große Höhle durch Kolonien aus den kleinern Grotten unterhalten und bevölkert; die Missionare bezeugten uns, es sey bis dahin keine spürbare Abnahme in der Zahl der Vögel bemerkt worden. Man hat junge Guacharos nach dem Hafen von Cumana versandt, wo sie einige Tage am Leben blieben, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, indem die Körner, die man ihnen vorlegte, ihnen nicht behagten. Bey Oeffnung des Kropfs und des Magens der jungen Vögel in der Grotte, finden die Landeseingebornen mancherley harte und trockne Kernfrüchte, die unter der seltsamen Benennung der Körner oder Semilla del Guacharo ein berühmtes Mittel gegen das Wechselfieber liefern. Die alten Vögel tragen ihren Jungen diese Körner zu, die man sorgfältig sammelt, um sie den Kranken in Cariaco und in den übrigen tiefgelegenen fieberhaften Orten zukommen zu lassen.

Wir folgten, im Fortgang der Höhle, den Ufern des kleinen Flusses, der in ihr entspringt; seine Breite beträgt 28 bis 30 Fuß. Man wandert dem Ufer entlang, so weit die aus kalkigten Incrustirungen gebildeten Hügel es gestatten; öfters, wenn der Waldstrom zwischen Stalactiten=Massen sich durchschlingt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das nicht mehr als zwey Fuß Tiefe hat. Ueberraschend war es uns, zu hören, daß dieser unterirdische Fluß der Ursprung des Rio Caripe ist, welcher in der Entfernung etlicher Meilen, nachdem er sich mit dem kleinen Rio de Santa Maria vereint hat, für Piroguen schiffbar ist. Er ergießt sich unter dem Namen

Canno de Terezen in den Strom von Areo. Wir fanden am Ufer des unterirdischen Flusses eine große Menge Palmbaumholz. Es sind Ueberbleibsel der Stämme, welche die Indianer erklettern, um die an der Decke des Gewölbes der Grotte hängenden Vogelnester zu erreichen. Die von den Ueberresten alter Blattstiele gebildeten Ringe versehen gleichsam die Stufen einer senkrecht stehenden Leiter.

Die Grotte von Caripe behält in der genau gemessenen Entfernung von 472 Metres oder 1458 Fuß, vom Eingang, noch ihre ursprüngliche Richtung, die nämliche Weite, und die gleiche Höhe von 60 bis 70 Fuß. Mir ist auf beyden Festlanden keine Berghöhle von so einförmiger und regelmäßiger Bildung bekannt. Wir hatten Mühe die Indianer zu vermögen, über den Vordertheil der Grotte, welchen sie alljährlich zur Einsammlung des Fettes besuchen, tiefer einzugehen, und es bedurfte des Gewichts und Ansehens der los Padres, um sie zu der Stelle hinzubringen, wo der Boden plötzlich unter einem Winkel von 60° in die Höhe steigt, und wo der Waldstrom einen kleinen unterirdischen Wasserfall bildet.[1]) Die Eingebornen verbinden mystische Vorstellungen mit dem von Nachtvögeln bewohnten Raum. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren halten sich im Hintertheil der Grotte auf. Der Mensch, sagen sie, soll eine heilige Scheu vor Orten tragen, welche weder die Sonne, Zis, noch der Mond, Nana, bescheint. Zu den Guacharos gehen, bedeutet, zu seinen Vätern gehen, oder sterben. Auch nehmen die Zauberer, Piaches, und die Giftmischer, Imorons, ihre nächtlichen Gauklerkünste am Eingang der Grotte vor, um den Häuptling der bösen Geister, Ivorokiamo, zu beschwören. So gleichen sich einander unter allen Himmelsstrichen die frühesten Dichtungen der Völker, vorzüglich jene, welche die zwey weltregierenden Grundsätze, das Leben der Seelen nach dem Tod, das Glück der Gerechten und die Bestrafung der Sünder, betreffen. Die verschiedensten und die rohesten Sprachen enthalten eine Anzahl Bilder, welche sich einander überall ähnlich sind, weil ihre Quelle in unserm Verstand und in unsern Empfindungen liegt. Die Finsterniß gesellt sich allenthalben der Vorstellung vom Tode bey. Die Grotte von Caripe ist der Griechen Unterwelt (Tartaros), und die über dem unterirdischen Fluß schwebenden, Klagetöne ausstoßenden Guacharos, erinnern an die stygischen Vögel.

An der Stelle, wo der Fluß den unterirdischen Wasserfall bildet, stellt sich die der Grottenöffnung gegenüberliegende, reich bewachsene Landschaft auf eine sehr malerische Weise dar. Man erblickt sie am Ausgang eines geradlinigten, 240 Toisen langen Kanals. Die vom Gewölbe herabhängen=

---

1) Diese Erscheinung eines unterirdischen Wasserfalls trifft man aber in ungleich größerem Maaßstab auch in der brittischen Grafschaft York, in der Nähe von Kingsdale, in Yordas=Cave an.

den und in der Luft schwebenden Säulen gleichenden Stalactiten stellen sich auf der grünen Fläche wundersam dar. Die Oeffnung der Grotte erscheint um die Mitte des Tages sehr verengt, und wir sahen sie in jener hellen Beleuchtung, die das gleichzeitige Zurückwerfen des Lichts vom Himmel, von Pflanzen und Felsen hervorbringt. Die ferne Tageshelle stand in gewaltigem Abstiche mit der uns in diesen unterirdischen Räumen umzingelnden Finsterniß. Wir hatten unsre Flinten fast zufällig, da wo Vögelgeschrey und Flügelschlag uns das Beysammenstehen vieler Nester vermuthen ließen, losgebrannt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es dem Herrn Bonpland zwey Guacharos zu treffen, die, vom Fackellichte geblendet, uns zu verfolgen schienen. Dieser Umstand setzte mich in den Stand, den bis dahin den Naturforschern unbekannt gebliebenen Vogel zu zeichnen. Wir erstiegen mit einiger Mühe den kleinen Hügel, von welchem der unterirdische Bach herabfließt. Wir sahen die Grotte sich merklich verengern, indem sie nur noch 40 Fuß Höhe hat, und sich nordostwärts verlängert, ohne von ihrer ursprünglichen Richtung abzuweichen, die mit dem großen Thal von Caripe parallel läuft.

In diesem Thal der Höhle setzt das Wasser des Flusses eine schwärzlichte Erde ab, welche derjenigen ähnlich ist, die man in der Grotte von Mugendorf in Franken Opfererde der Grotte des hohlen Bergs nennt. Wir konnten nicht entscheiden, ob diese feine und lockere Erdart durch Spalten, die mit der Oberfläche des Bodens zusammenhängen, herabfällt, oder ob sie von dem in die Höhle dringenden Regenwasser angeschwemmt wird. Es war eine Mischung von Kiesel=, Thon= und Damm=Erde. Wir wanderten durch dichten Koth bis zu einer Stelle, wo wir mit Erstaunen die Fortschritte des unterirdischen Pflanzenwachsthums wahrnahmen. Die Früchte, welche die Vögel zur Speisung ihrer Jungen in die Grotte tragen, keimen überall, wo sie sich in dem die kalkigten Incrustirungen deckenden Erdreich befestnen können. Dünne aufgeschossene, mit einigen Blätterspuren versehene Stämmchen hatten eine Höhe von zwey Fuß erreicht. Es war unmöglich, die durch den Mangel des Lichtes in Form, Farbe und Gestalt völlig veränderten Pflanzenarten zu unterscheiden. Diese Spuren organischer Bildung mitten in der Finsterniß hatten die Neugierde der sonst so stumpfsinnigen und schwer aufzuregenden Eingebornen in hohem Grade geweckt. Sie beobachteten dieselben mit der stillen Aufmerksamkeit, welche ein ihnen furchtbarer Ort veranlaßte. Es kam uns beynahe vor, als glaubten sie, in diesen unterirdischen, blassen und entstellten Gewächsen von der Oberfläche der Erde verwiesene Schatten zu sehen. Mich erinnerten dieselben an einen der glücklichsten Zeitpunkte meiner ersten Jugend, an einen langen Aufenthalt in den Bergwerken von Freiberg, wo ich über die, je nachdem die Luft rein, oder mit Wasserstoff und Stickstoff überladen ist, sehr ungleichen Er=

scheinungen des unterirdischen Pflanzenwachsthums (etiolement) Versuche anstellte.

Zu noch weiterem Vordringen in der Grotte konnten die Indianer durch alles Ansehen der Missionare nicht vermocht werden. So wie die Wölbung des unterirdischen Raumes niedriger ward, nahm das Geschrey der Vögel einen durchdringenderen Ton an. Wir mußten der Furchtsamkeit unsrer Wegweiser nachgeben und umkehren. Der Anblick, den die Höhle gewährte, hatte übrigens etwas sehr einförmiges. Ein Bischof aus St. Thomas in Guiana war, wie es scheint, weiter als wir vorgedrungen. Er hatte vom Eingang bis zu der Stelle, wohin er gelangte, wo aber die Höhle noch nicht zu Ende ging, beynahe 2500 Fuß (960 Varas) gemessen. Man hatte die Erinnerung dieser Thatsache im Kloster von Caripe aufbewahrt, ohne ihre Zeit genau angeben zu können. Der Bischof führte große Kerzen von weißem castillanischem Wachs mit sich; wir hatten nur Fackeln aus inländischer Baumrinde und Harz. Der dicke Rauch, welchen diese Fackeln in einem engen unterirdischen Raume hervorbringen, wird den Augen lästig und macht das Athemholen beschwerlich.

Wir folgten dem Lauf des Bergwassers nach der Oeffnung der Grotte zu. Ehe noch unsere Augen von Tageslicht geblendet wurden, sahen wir außer der Grotte das zwischen Laubwerk durchschimmernde Wasser. Es glich einem fern ausgestellten Gemälde, dem die Oeffnung der Grotte zur Rahme diente. Am Ausgang endlich eingetroffen, setzten wir uns an's Ufer des Flusses, um von dem ermüdenden Gange auszuruhen. Wir waren froh, des widrig kreischenden Geschreies der Vögel entledigt zu seyn, und einen Ort zu verlassen, dessen Dunkelheit den Reiz der Stille und Ruhe keineswegs gewährt. Es kam uns fast unbegreiflich vor, daß der Name der Grotte von Caripe bis dahin in Europa völlig unbekannt geblieben seyn sollte. Die Guacharos waren für sich allein schon hinreichend, ihn berühmt zu machen. Außer den Bergen von Caripe und Cumanacoa hat man diese Nachtvögel bis dahin nirgendswo angetroffen.

2. Beispiel.

Ueber die Steppen und Wüsten.

(Ansichten der Natur mit wissensch. Erläuterungen. Bd. 1. 1826. S. 1.)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrozt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas, und den inselreichen See Tacarigua,[1]) in dem die

1) Der schöne See von Valencia südlich am Thale von Aragua in Nord-Caracas, dessen altindischer Name Tacarigua ist.

nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln, in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Character; eine Physiognomie, die durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres, bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglicher Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missoury und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Inneren von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht: sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis vom Siwah, die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benezt diese öden Flächen, und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorübereilende Gewölk.

Wo die Wüste sich dem atlantischen Ocean nähert, wie zwischen Wadi Nun und dem Weißen Vorgebürge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnet er, wo ihn plözlich der tropische Ostwind verläßt,[1]) die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuariks[2]) schwärmen; so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angränzenden gebildeten Völker, sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Tombuctu, oder von Mourzouk bis Bornou, kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharacter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Zung-ling, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmels-Gebirges und gegen den Aral-See hin, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kali-Pflanzen geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden deckt.

Diese Mongolischen und Tatarischen Steppen, durch mannichfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in

---

1) In der Nähe der afrikanischen Küste, besonders zwischen dem Cap Bojador und dem Ausfluß des Senegal, weht statt des unter den Wendekreisen allgemein herrschenden Ost- oder Passatwindes, ein Westwind. — Um die Cap-Verdischen Inseln ist das Meer mit einer ungeheuren Fülle schwimmenden Seetangs (fucus natans) bedeckt.

2) Die Tibbos oder Tibbous schwärmen im östlichen, die Tuaryks im westlichen Theile des großen Sandmeeres. Sie sind Karavanenführer und Handelsleute und gehören unstreitig zu den primitiven Lybischen Völkern.

Tibet und Hindostan, von den rohen, Nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannichfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka, das Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Gränzen gesezt der Verbreitung milderer Sitten, und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist; so haben späterhin, in derselben Richtung, Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm (tukiüischer, das ist türkischer Abkunft), die Hiognu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Inner-Asien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannichfaltige Gemische asiatischer Menschen-Racen hervor: Hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf Cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe, mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches dies Gemälde dem Beobachter gewährer kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühere Bewohner, kein behauener Stein, kein verwildeter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe, bis zu den Wäldern der Guayana, von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Urao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme

jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite, als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Platastromes begränzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die Brasilianische Berggruppe senden, zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella, einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenosayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der Casuarähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich der Wüste Zahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie, in jeder Hälfte des Jahres, unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittel-Asien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit des mannigfaltig-eingeschnittenen Continents in der nördlichen Tropengegend; weite Ausdehnung gegen die beeiseten Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen Winde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meereswassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben; die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von

Amerika ein Klima, das mit dem Afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Character des neuen Continents bezeichnet.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt; so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente, oder als sei aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später, als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Crocodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Continents. Aber innere Structur des Bodens, und relative Lage zu den angränzenden Ländermassen, bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheil von Südamerika liegen jenseits des Aequators; also in einer Hemisphäre, welche wegen der größern Wassermenge und wegen mannigfaltiger andrer Ursachen, kühler und feuchter, als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letztern gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung, als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter einem Breiten-Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestralende Continente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige langverkannte Vater der Geschichte, Herodot, im ächten Sinn einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Mekhran (dem Gedrosia der Griechen) ja bis Multan in Vorder-Indien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüßen, an Wasserdampf-aushauchenden, Kälte-erregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist blos der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzelnstehende luftige Himmelsstütze erschien. Oestlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jezt in Schutt versunken, das meergebietende Carthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer, hält sie die kühlen Nordwinde, und mit ihnen die, aus dem Mittelmeer aufsteigenden Dämpfe zurück.

Wahrscheinlich erhebt sich auch über der untern Schneegränze das Mondgebirge, Al Komri, von dem man fabelt, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quito, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bildet. Selbst die Cordillere von Lupata, die sich an der östlichen Küste von Mosambike und Monomotapa, wie die Andeskette an der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist in dem goldreichen Manica mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, die sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Vielleicht wären alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, jene afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution z. B. der einbrechende Ocean, einst diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Continent treibt, und durch welche westindische Cocosnüsse nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das westliche Dünenufer von Afrika. Auch zeigen alle Meeresküsten (ich erinnere an die Peruanischen zwischen Amotape und Coquimbo) wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende vergehen, bevor in heißen regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand den Wurzeln der Kräuter einen sichern Standort zu gewähren vermag.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Südamerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetations-Character darbieten. Ist aber auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppig aufschießendem Grase geschmückt; so hat sie doch die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer, und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler, fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere[1]) war den ursprünglichen Einwohnern des Neuen Con-

1) Südlich vom Gyla-Flusse, der sich mit dem Rio Colorado in den californischen Meerbusen [Mar de Cortes] ergießt, liegen einsam in der Steppe die räthselhaften Trümmer des Azteken-Pallastes, von den Spaniern las Casas grandes genannt.

tinents unbekannt. Keiner der amerikanischen Völkerstämme wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, in Quivira, wie um die kolossalen Trümmer der Azteken Burg, welche, (ein amerikanisches Palmyra) sich verlassen in der Einöde am Gyla-Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schaafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kamelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein characteristisches Unterscheidungs-Zeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von diesen einige Stämme durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, Kälte-liebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt; so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen sein, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht, als das lang erschütterte Reich der Hiongnu zerfiel, das Fortwälzen dieses mächtigen Stammes auch im Nordosten von China und Corea Völkerzüge veranlaßt haben, bei denen angebildete Asiaten in den neuen Continent übergingen? Wären diese Ankömmlinge Bewohner von Steppen gewesen, in denen Ackerbau nicht betrieben wird, so würde diese gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese wenigstens den auffallenden Mangel der eigentlichen Cerealien in Amerika erklären. Vielleicht landete an den Küsten von Neu-Californien, durch Stürme verschlagen, eine von den Priestercolonien, welche mystische Ideen zu Seefahrten veranlaßte, und von denen die Bevölkerungs-Geschichte von Japan zur Zeit der Thsinchi huang ti ein denkwürdiges Beispiel liefert?

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt, und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt; so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt,

---

Als nämlich die Azteken ums Jahr 1160 aus dem unbekannten Lande Atzlan ausbrechend in Anahuak erschienen, ließen sie sich eine Zeitlang am Gila-Strome nieder. Die Ruinen sollen über eine Quadratmeile Flächeninhalt einnehmen. Die ganze Ebene ist dabei mit Scherben von künstlich bemalten irdenem Geschirr bedeckt. Der Hauptpallast [nur von ungebrannten Letten aufgeführt] hat 450 Fuß Länge und 260 Fuß Breite.

wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Himenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse, drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Haasen in seiner Höhle aufschrecken; Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (hier Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohne dies (nach indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer-Palme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes [1]). Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spännen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten [2]) leiten wird.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brodartigen Scheiben gedörrt wird. Der

---

1) Die schöne Palme Moriche [Mauritia flexuosa] hat einen Stamm bis 25 Fuß hoch, erreicht aber wahrscheinlich erst in 120 bis 150 Jahren diese Höhe. Sie bildet an feuchten Orten herrliche Gruppen von frischem glänzenden Grün, ohngefähr wie unsere Ellergebüsche. Durch ihren Schatten erhalten die Bäume die Nässe des Bodens, daher die Indianer behaupten, die Mauritia ziehe durch eine geheimnißvolle Attraction das Wasser um ihre Wurzeln zusammen.

2) Der Stifter der Styliten-Secte, der Syrer Simeon Sesanites, brachte 37 Jahre lang in heiliger Beschauung auf fünf Säulen zu, deren letztere 40 Ellen hoch war.

gegohrne Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie, nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insect, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind hie und da Städte[1]) an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Stral der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektrisch=geladene, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig=verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhizten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schüzte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Crocodil und die Boaschlange, tief vergraben im trocknen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des

1) Wie Calabozo, Villa del Pao, S. Sebastian u. a., die aber bei uns kaum als Dörfer betrachtet werden würden.

gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels.1) In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpfaufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht; so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes, vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippobosceen, und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein; so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benezt; so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel, und die sich öfnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden

---

1) Die bekannte Erscheinung der Spiegelung, mirage, in Sanscrit Durst der Gazelle genannt. Alle Gegenstände erscheinen in der Luft schwebend und spiegeln sich dabei in der untern Luftschicht. Die ganze Wüste gleicht einem unermeßlichen See, dessen Oberfläche in wellenförmiger Bewegung ist.

Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere, im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebohrenen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil, steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erwecket.

Schwellen nun allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche, inselförmig, über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die dem Rachen dieser blutgierigen Eideren entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Dieser Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt, vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher, als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schüzt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht!

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür anwendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Urituca mußte einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich

vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooß der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln bis der ungewohnte Lermen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet, und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrals, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

3. Beispiel.

Ueber die Bewegung der Fixsterne.

(Kosmos. Entwurf einer phys. Weltbeschreibung. 1845. Bd. I. S. 154.)

Der Anblick des gestirnten Himmels, die relative Lage der Sterne und Nebelflecke, wie die Vertheilung ihrer Lichtmassen, die landschaftliche Anmuth des ganzen Firmaments, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, hangen im Laufe der Jahrtausende gleichmäßig ab von der eigenen wirklichen Bewegung der Gestirne und Lichtnebel, von der Translation unsres Sonnensystems im Weltraume, von dem einzelnen Auflodern neuer Sterne und dem Verschwinden oder der plötzlich geschwächten Licht-

Intensität der älteren, endlich und vorzüglich von den Veränderungen, welche die Erdachse durch die Anziehung der Sonne und des Mondes erleidet. Die schönen Sterne des Centaur und des südlichen Kreuzes werden einst in unseren nördlichen Breiten sichtbar werden, während andere Sterne (Sirius und der Gürtel des Orion) dann niedersinken. Der ruhende Nordpol wird nach und nach durch Sterne des Cepheus (β und α) und des Schwans (δ) bezeichnet werden, bis nach 12,000 Jahren Wega der Leier als der prachtvollste aller möglichen Polarsterne erscheinen wird. Diese Angabeen versinnlichen uns die Größe von Bewegungen, welche in unendlich kleinen Zeittheilen ununterbrochen, wie eine ewige Weltuhr, fortschreiten. Denken wir uns, als ein Traumbild der Phantasie, die Schärfe unserer Sinne übernatürlich bis zur äußersten Grenze des telescopischen Sehens erhöht, und zusammengedrängt, was durch große Zeitabschnitte getrennt ist, so verschwindet urplötzlich alle Ruhe des räumlichen Seins. Wir finden die zahllosen Fixsterne sich wimmelnd nach verschiedenen Richtungen gruppenweise bewegen; Nebelflecke wie kosmische Gewölbe umherziehen, sich verdichten und lösen, die Milchstraße an einzelnen Punkten aufbrechen und ihren Schleier zerreißen; Bewegung eben so in jedem Punkte des Himmelsgewölbes walten, wie auf der Oberfläche der Erde in den keimenden, blättertreibenden, Blüthen entfaltenden Organismen der Pflanzendecke. Der berühmt spanische Botaniker Cavanilles hat zuerst den Gedanken gehabt, Gras wachsen" zu sehen, indem er in einem stark vergrößernden Fernrohr den horizontalen Micrometer-Faden bald auf die Spitze des Schößlings einer Bambusa, bald auf die des so schnell sich entwickelnden Blüthenstengels einer amerikanischen Aloe (Agava americana) richtete: genau wie der Astronom den culminirenden Stern auf das Fadenkreuz setzt. In dem Gesammtleben der physischen Natur, der organischen wie der siderischen, sind an Bewegung zugleich das Sein, die Erhaltung und das Werden geknüpft.

Das Aufbrechen der Milchstraße, dessen ich oben erwähnte, bedarf hier noch einer besonderen Erläuterung. Wilhelm Herschel, der sichere und bewundernswürdige Führer in diesen Welträumen, hat durch seine Stern-Aichungen gefunden, daß die telescopische Breite der Milchstraße eine sechs bis sieben Grad größere Ausdehnung hat, als unsre Sternkarten und der dem unbewaffneten Auge sichtbare Sternschimmer verkündigen. Die zwei glänzenden Knoten, in welchen die beiden Zweige der Zone sich vereinigen, in der Gegend des Cepheus und der Cassiopea, wie um den Scorpion und Schützen, scheinen eine kräftige Anziehung auf die benachbarten Sterne auszuüben; zwischen β und γ des Schwans aber, in der glanzvollsten Region, zieht sich von 330,000 Sternen, die in 5° Breite gefunden werden, die eine Hälfte nach einer Seite, die andere nach der entgegengesetzten hin. Hier vermuthet Herschel den Aufbruch der Schicht. Die Zahl der unterscheidbaren, durch keinen Nebel unterbrochenen telescopischen Sterne der

Milchstraße wird auf 18 Millionen geschätzt. Um die Größe dieser Zahl, ich sage nicht zu fassen, aber mit etwas analogem zu vergleichen, erinnere ich, daß von erster bis sechster Größe am ganzen Himmel nur etwa 8000 Sterne mit bloßen Augen gesehen werden. In dem unfruchtbaren Erstaunen, was Zahl- und Raumgrößen ohne Beziehung auf die geistige Natur oder das Empfindungsvermögen des Menschen erregen, begegnen sich übrigens die Extreme des Räumlichen, die Weltkörper mit dem kleinsten Thierleben. Ein Cubikzoll des Polirschiefers von Bilin enthält, nach Ehrenberg, 40,000 Millionen von kieselartigen Panzern der Galionellen.

Der Milchstraße der Sterne, welcher nach Argelanders scharfsinniger Bemerkung überhaupt die helleren Sterne des Firmaments merkwürdig genähert erscheinen, steht beinahe rechtwinklig eine Milchstraße von Nebelflecken entgegen. Die erstere bildet nach Sir John Herschel's Ansichten einen Ring, einen freistehenden, von der linsenförmigen Sterninsel etwas fernen Gürtel, ähnlich dem Ring des Saturn. Unser Planetensystem liegt excentrisch, der Gegend des Kreuzes näher als dem diametral gegenüberliegenden Punkte, der Cassiopea. In einem von Messier 1774 entdeckten, aber unvollkommen gesehenen Nebelflecke scheint das Bild unserer Sternschicht und des getheilten Ringes unsrer Milchstraße mit wundervoller Aehnlichkeit gleichsam abgespiegelt. Die Milchstraße der Nebelflecke gehört nicht unserer Sternschicht selbst an; sie umgiebt dieselbe, ohne physischen Zusammenhang mit ihr, in großer Entfernung, und zieht sich hin, fast in der Gestalt eines größten Kreises, durch die dichten Nebel der Jungfrau (besonders am nördlichen Flügel), durch das Haupthaar der Berenice, den großen Bären, den Gürtel der Andromeda und den nördlichen Fisch. Sie durchschneidet wahrscheinlich in der Cassiopea die Milchstraße der Sterne, und verbindet ihre sternarmen, durch haufenbildende Kraft verödeten Pole da, wo die Sternschicht räumlich die mindere Dicke hat.

Es folgt aus diesen Betrachtungen, daß, während unser Sternhaufe in seinen auslaufenden Aesten Spuren großer, im Laufe der Zeit vorgefallener Umbildungen an sich trägt und, durch secundäre Anziehungspunkte, sich aufzulösen und zu zersetzen strebt, derselbe von zwei Ringen, einem sehr fernen, der Nebel, und einem näheren, der Sterne, umgeben wird. Dieser letztere Ring (unsere Milchstraße) ist ein Gemisch von nebellosen Sternen, im Durchschnitte von zehnter bis eilfter Größe, einzeln aber betrachtet sehr verschiedenartiger Größe, während isolirte Sternhaufen (Sternschwärme) fast immer den Charakter der Gleichartigkeit haben.

4. Beispiel.

Das Nordlicht.

(Kosmos. Th. I. S. 199.)

Wenn man alle Einzelheiten der Erscheinung in ein Bild zusammenfassen will, so sind die Entstehung und der Verlauf eines sich ganz ausbildenden Nordlichtes also zu bezeichnen. Tief am Horizont, ungefähr in der Gegend, wo dieser vom magnetischen Meridian durchschnitten wird, schwärzt sich der vorher heitere Himmel. Es bildet sich wie eine dicke Nebelwand, die allmälig aufsteigt und eine Höhe von 8 bis 10 Graden erreicht. Die Farbe des dunklen Segments geht in's Braune oder Violette über. Sterne sind sichtbar in dieser, wie durch einen dichten Rauch verfinsterten Himmelsgegend. Ein breiter, aber hellleuchtender Lichtbogen, erst weiß, dann gelb, begrenzt das dunkle Segment; da aber der glänzende Bogen später entsteht, als das rauchgraue Segment, so kann man nach Argelander letzteres nicht einem bloßen Contraste mit dem helleren Lichtsaume zuschreiben. Der höchste Punkt des Lichtbogens ist, wo er genau gemessen worden ist, gewöhnlich nicht ganz im magnetischen Meridian, sondern 5—18° abweichend nach der Seite, wohin die Magnet-Declination des Orts sich richtet. Im hohen Norden, dem Magnetpole sehr nahe, erscheint das rauchähnliche Kugelsegment weniger dunkel, bisweilen gar nicht. Dort auch, wo die Horizontalkraft am schwächsten ist, sieht man die Mitte des Lichtbogens von dem magnetischen Meridian am weitesten entfernt.

Der Lichtbogen in stetem Aufwallen und formverändernden Schwanken, bleibt bisweilen Stunden lang stehen, ehe Strahlen und Strahlenbündel aus demselben hervorschießen und bis zum Zenith hinaufsteigen. Je intensiver die Entladungen des Nordlichts sind, desto lebhafter spielen die Farben vom Violetten und bläulich Weißen durch alle Abstufungen bis in das Grüne und Purpurrothe. Auch bei der gewöhnlichen, durch Reibung erregten Electricität ist der Funke erst dann gefärbt, wenn nach großer Spannung die Explosion sehr heftig ist. Die magnetischen Feuersäulen steigen bald aus dem Lichtbogen allein hervor, selbst mit schwarzen, einem dicken Rauche ähnlichen Strahlen gemengt; bald erheben sie sich gleichzeitig an vielen entgegengesetzten Punkten des Horizontes und vereinigen sich in ein zuckendes Flammenmeer, dessen Pracht keine Schilderung erreichen kann, da es in jedem Augenblick seinen leuchtenden Wellen andere und andere Gestaltungen giebt. Die Intensität dieses Lichts ist zu Zeiten so groß, daß Lowenörn (29. Januar 1786) bei hellem Sonnenscheine Schwingungen des Polarlichtes erkannte. Die Bewegung vermehrt die Sichtbarkeit der Erscheinung. Um den Punkt des Himmelsgewölbes, welcher der Richtung der Neigungs-Nadel entspricht, schaaren sich endlich die Strahlen zusammen und bilden

die sogenannte Krone des Nordlichts. Sie umgiebt wie den Gipfel eines Himmelszeltes mit einem milderen Glanze und ohne Wallung im ausströmenden Lichte. Nur in seltenen Fällen gelangt die Erscheinung bis zur vollständigen Bildung der Krone; mit derselben hat sie aber stets ihr Ende erreicht. Die Strahlungen werden nun seltener, kürzer und farbenloser. Die Krone und alle Lichtbögen brechen auf. Bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerstreut nur breite, blasse, fast aschgrau leuchtende, unbewegliche Flecke; auch sie verschwinden früher als die Spur des dunklen rauchartigen Segments, das noch tief am Horizonte steht. Es bleibt oft zuletzt von dem ganzen Schauspiel nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert und in kleine rundliche Häufchen (als cirro-cumulus) mit gleichen Abständen getheilt.

Dieser Zusammenhang des Polarlichtes mit den feinsten Cirrus-Wölkchen verdient eine besondere Aufmerksamkeit, weil er uns die electro-magnetische Lichtentwickelung als Theil eines meteorologischen Processes zeigt. Der tellurische Magnetismus offenbart sich hier in seiner Wirkung auf den Dunstkreis, auf die Condensation der Wasserdämpfe. Was Thienemann, welcher die sogenannten Schäfchen für das Substrat des Nordlichts hält, in Island gesehen, ist in neueren Zeiten von Franklin und Richardson nahe am amerikanischen Nordpole, vom Admiral Wrangel an den sibirischen Küsten des Eismeeres bestätigt worden. Alle bemerkten, „daß das Nordlicht die lebhaftesten Strahlen dann schoß, wenn in der hohen Luftregion Massen des Cirro-Stratus schwebten, und wenn diese so dünn waren, daß ihre Gegenwart nur durch die Entstehung eines Hofes um den Mond erkannt werden konnte.“ Die Wolken ordneten sich bisweilen schon bei Tage auf eine ähnliche Art als die Strahlen des Nordlichts, und beunruhigten dann wie diese die Magnetnadel. Nach einem großen nächtlichen Nordlichte erkannte man früh am Morgen dieselben an einander gereihten Wolkenstreifen, welche vorher leuchtend gewesen waren. Die scheinbar convergirenden Polarzonen (Wolkenstreifen in der Richtung des magnetischen Meridians), welche mich auf meinen Reisen auf der Hochebene von Mexico wie im nördlichen Asien anhaltend beschäftigt haben, gehören wahrscheinlich zu derselben Gruppe der Tages-Erscheinungen.

5. Beispiel.

Naturschilderungen aus den frühen Zeiten des Christenthums.

(Kosmos. Th. II. S. 24.)

Von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röthen, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft ist keine Schilderung aus dem Alterthum auf uns gekommen; und doch gingen ununterbrochen

Staatsmänner, Heerführer und in ihrem Gefolge Literaten durch Helvetien nach Gallien. Alle diese Reisenden wissen nur über die unfahrbaren, scheußlichen Wege zu klagen, das Romantische der Naturscenen beschäftigte sie nie. Es ist sogar bekannt, daß Julius Cäsar, als er zu seinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benutzte, um „während des Ueberganges über die Alpen" eine grammatische Schrift de analogia anzufertigen. Silius Italicus (er starb unter Trajan, wo die Schweiz schon sehr angebauet war) beschreibt die Alpengegend als eine schreckenerregende, vegetationslose Einöde, während er mit Liebe alle Felsenschluchten Italiens und die buschigen Ufer des Liris (Garigliano) besingt. Auffallend ist dabei, daß der wundersame Anblick gegliederter Basaltsäulen, wie das mittlere Frankreich, die Rheinufer und die Lombardei sie in vielfältigen Gruppen darbieten, die Römer zu keiner Beschreibung, ja nicht einmal zu einer Erwähnung angeregt hat.

Während die Gefühle abstarben, welche das classische Alterthum belebten und den Geist auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Zustände und Beschauung der Außenwelt leiteten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete sich allmälig das Christenthum; und wie dieses, selbst wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechts für die niederen Volksclassen wohlthätig wirkte, so erweiterte es auch den Blick in die freie Natur. Das Auge haftete nicht mehr an den Gestalten der olympischen Götter; der Schöpfer (so lehren es die Kirchenväter in ihrer kunstgerechten, oft dichterisch phantasiereichen Sprache) zeigt sich groß in der todten Natur wie in der lebendigen, im wilden Kampf der Elemente wie im stillen Treiben der organischen Entfaltung. Bei der allmäligen Auflösung der römischen Weltherrschaft verschwinden freilich nach und nach, in den Schriften jener traurigen Zeit, die schöpferische Kraft, die Einfachheit und Reinheit der Diction; sie verschwinden zuerst in den lateinischen Ländern, später auch in dem griechischen Osten. Hang zur Einsamkeit, zu trübem Nachdenken, zu innerer Versenkung des Gemüths wird sichtbar; sie wirkt gleichzeitig auf die Sprache und auf die Färbung des Styls.

Wenn sich auf einmal etwas neues in den Gefühlen der Menschen zu entwickeln scheint, so kann fast immer ein früher, tiefliegender Keim, wie vereinzelt, aufgespürt werden. Die Weichheit des Mimnermos[1]) hat man oft eine sentimentale Richtung des Gemüthes genannt. Die alte Welt ist nicht schroff von der neueren geschieden; aber Veränderungen in den religiösen Ahndungen der Menschheit, in den zartesten sittlichen Gefühlen, in der speciellen Lebensweise derer, welche Einfluß auf den Ideenkreis der Massen ausüben, machten plötzlich vorherrschend, was früher der Aufmerksamkeit entgehen mußte. Die christliche Richtung des Gemüths war die,

1) Lieblicher, elegischer Dichter zu Solons Zeit.

aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und die Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung, die Verherrlichung der Gottheit aus ihren Werken, veranlaßte den Hang nach Naturbeschreibungen. Die frühesten und ausführlichsten finden wir bei einem Zeitgenossen des Tertullianus und Philostratus, bei einem rhetorischen Sachwalter zu Rom, Minucius Felix, aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts. Man folgt ihm gern im Dämmerlichte an den Strand bei Ostia, den er freilich malerischer und der Gesundheit zuträglicher schildert, als wir ihn jetzt finden. In dem religiösen Gespräch Octavius wird der neue Glaube gegen die Einwürfe eines heidnischen Freundes muthvoll vertheidigt.

Es ist hier der Ort aus den griechischen Kirchenvätern einige Naturschilderungen fragmentarisch einzuschalten, da sie meinen Lesern gewiß weniger bekannt sind, als was aus der römischen Literatur uns die altitalische Liebe zum Landleben überliefert hat. Ich beginne mit einem Briefe Basilius des Großen, für den ich lange schon eine besondere Vorliebe hege. Aus Cäsarea in Cappadocien gebürtig, hatte Basilius, nicht viel über dreißig Jahre alt, dem heiteren Leben zu Athen entsagt, auch schon die christlichen Einsiedeleien in Cölesyrien und Oberägypten besucht, als er sich nach Art der vorchristlichen Essener und Therapeuten[1]) in eine Wildniß am armenischen Flusse Iris[2]) zurückzog. Dort war sein zweiter Bruder Naucratius nach fünfjährigem strengen Anachoretenleben beim Fischen ertrunken. „Ich glaube endlich," schreibt er an Gregorius von Nazianz, „das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung mich mit Dir zu vereinigen, ich sollte sagen meine süßen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen Träume des wachenden Menschen genannt), sind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden von frischen, immerfließenden Wassern befeuchtet. Am Fuß des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt mich ab wie in eine feste Burg. Die Einöde ist von zwei tiefen Thalschluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge schäumend herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hinderniß,

---

1) Die jüdischen Essener führten zwei Jahrhunderte vor Christus ein Einsiedlerleben am westlichen Ufer des todten Meeres in Verkehr mit der Natur. Plinius nennt sie V. 15. mira gens, socia palmarum. — Die Therapeuten wohnten ursprünglich und mehr in klösterlicher Gemeinschaft in einer anmuthigen Gegend am See Möris.

2) Der Iris entspringt in Armenien, durchströmt die pontischen Landschaften und fließt, mit den Wassern des Lycus gemischt, in das schwarze Meer.

auf der anderen verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, daß ich die weite Ebene überschaue, wie den ganzen Lauf des Iris, welcher schöner und wasserreicher ist als der Strymon bei Amphipolis. Der Fluß meiner Einöde, reißender als irgend einer, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund: dem Bergwanderer ein anmuthiger, wundervoller Anblick, den Eingeborenen nutzbar zu reichlichem Fischfang. Soll ich Dir beschreiben die befruchtenden Dämpfe, welche aus der (feuchten) Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Wasserspiegel aufsteigen? soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht; denn meine Wildniß nährt Hirsche und Heerden wilder Ziegen, nicht eure Bären und eure Wölfe. Wie möchte ich einen anderen Ort mit diesem vertauschen! Alkmäon, nachdem er die Echinaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren. Es sprechen sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen als alles, was uns aus dem griechischen und römischen Alterthume überkommen ist. Von der einsamen Berghütte, in die Basilius sich zurückgezogen, senkt sich der Blick auf das feuchte Laubdach des tief liegendes Waldes. Der Ruhesitz, nach welchem er und sein Freund Gregorius von Nazianz so lange sich gesehnt, ist endlich gefunden. Die dichterisch mythische Anspielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer anderen, früheren Welt in die christliche herüberschallt.

Auch des Basilius Homilien über das Hexaëmeron zeugen von seinem Naturgefühl. Er beschreibt die Milde der ewig heiteren Nächte in Kleinasien, wo, wie er sich ausdrückt, die Sterne, „die ewigen Blüthen des Himmels,“ den Geist des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Wenn er in der Sage von der Weltschöpfung die „Schönheit des Meeres“ preisen will, so beschreibt er den Anblick der grenzenlosen Fläche in ihren verschiedenen, wechselnden Zuständen: „wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weißes, bald blaues, bald röthliches Licht zurückwirft, wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen.“ Dieselbe sentimental-schwermüthige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des Großen Basilius. „Wenn ich,“ ruft er aus, „jeden Felsenrücken, jeden Thalgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume, und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt: so wird mein Gemüth von Schwermuth ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbste die Früchte, fallen die Blätter, starren die Aeste des Baumes

ihres Schmuckes beraubt; so versenken wir uns (bei dem ewig und regelmäßig wiederkehrenden Wechsel) in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls."

Leitete eine solche Verherrlichung Gottes in liebevoller Anschauung der Natur die christlichen Griechen zu dichterischen Naturschilderungen, so waren sie dabei auch immer, in den früheren Zeiten des neuen Glaubens, nach der Eigenthümlichkeit ihrer Sinnesart, voll Verachtung aller Werke der menschlichen Kunst. Chrysostomus sagt in unzähligen Stellen: „Siehst du schimmernde Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Heerden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr goldenes (krokosgelbes) Licht über den Erdkreis gießt; wenn er, an einer Quelle im tiefen Grase oder unter dem dunkeln Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten dämmernd hinschwindenden Ferne?" Antiochien war damals von Einsiedeleien umgeben, und in einer derselben lebte Chrysostomus. Es war als hätte die Beredsamkeit am Quell der Natur, in den damals waldigen Berggegenden von Syrien und Kleinasien ihr Element, die Freiheit, wiedergefunden.

Als aber in den späteren, aller Geistescultur feindlichen Zeiten das Christenthum sich unter germanische und celtische Volksstämme verbreitete, die vormals, dem Naturdienst ergeben, in rohen Symbolen die erhaltenden und zerstörenden Mächte verehrten, wurden allmälig der nahe Umgang mit der Natur und das Aufspüren ihrer Kräfte, als zur Zauberei anregend, verdächtigt. Dieser Umgang schien eben so gefahrbringend wie dem Tertullian, dem Clemens von Alexandrien und fast allen älteren Kirchenvätern die Pflege der plastischen Künste. In dem zwölften und dreizehnten Jahrhunderte untersagten Kirchenversammlungen zu Tours (1163) und zu Paris (1209) den Mönchen das sündhafte Lesen physikalischer Schriften. Erst durch Albert den Großen und Roger Bacon wurden die Geistesfesseln muthvoll gebrochen, die „Natur entsündigt" und in ihre alten Rechte eingesetzt.

---

5. Hermann Ludwig Heinrich Fürst v. Pückler-Muskau.
Geboren 1785.

Hermann Ludwig Heinrich Graf von Pückler, Sohn des chursächsischen wirkl. Geheimraths Ludwig von Pückler und der Gräfinn von

von Callenberg-Muskau, wurde am 30sten Oktober 1785 zu Muskau in der Lausitz geboren. Sein Geschlecht leitete sich von dem im Nibelungenliede bekannten Rüdiger v. Pechlaren (Pückler) her und durch die Heirath seines Vaters kam die Grafschaft Muskau an sein Haus und blieb auch nach der Scheidung der Eltern. Er wurde auf dem Pädagogium in Halle erzogen[1]) und studirte von 1800 bis 1803 die Rechte in Leipzig. Nur kurze Zeit diente er nachher als Lieutenant bei der Garde in Dresden, nahm den Abschied als Rittmeister und ging aus Liebe zum Ungebundenen und Abenteuerlichen auf Reisen nach Süddeutschland, Frankreich und Italien. Hier lernte er auch, weil sein Vater mit ihm zerfallen war und ihm fernere Unterstützung versagte, da er sich selbst ernähren mußte, das Leben Unbemittelter kennen. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland kam er durch des Vaters Tod in den Besitz der Standesherrschaft Muskau und eines bedeutenden Vermögens, und lebte nun mit mehreren Freunden und Geistesverwandten wie Clemens Brentano, Baumeister Schinkel, vor allen mit Leopold Schefer ein gemüthliches Leben, wodurch schon jetzt manche Verschönerung seines Stammgutes ausgeführt wurde. — Ein Krankheit hinderte ihn bei dem ausbrechenden Freiheitskriege von Anfang an Theil zu nehmen, aber im Oktober 1813 trat er als Major in russische Dienste, wurde Adjutant beim Herzoge Bernhard von Weimar, zeichnete sich in den Niederlanden im Treffen bei Antwerpen und im Sturme auf Merren vortheilhaft aus,[2]) und wurde Oberstlieutenant und Militair- und Civil-Gouverneur von Brügge. Nach dem Frieden trat er in den Civilstand zurück, ging nach England, wo er ein Jahr lang blieb und die Sitten und Gebräuche des Landes gründlich kennen lernte. Hier faßte er den Gedanken, nach Art der englischen Vorbilder große Parkanlagen an seinem Geburtsorte auszuführen. So entstanden nach seiner Rückkehr die großartigen Gartenanlagen zu Muskau, dessen Park an beiden Seiten der lausitzer Neiße 1000 Morgen groß ist und 36,000 chaussirte Wege enthält, auch wurde das Hermannsbad mit starken salinischen Stahlwässern, Dampf- und Moorbädern und das Jagdschloß Hermannsruhe angelegt. — Er hielt sich jetzt während der Wintermonate abwechselnd in Dresden und Berlin auf und vermählte sich 1817 mit der verwittweten Reichsgräfinn von Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Im Jahre 1822 wurde er vom Könige

---

1) Vom Besuch einer herrnhutischen Lehranstalt zu Uhyst (?) ist uns nichts bekannt geworden. — Die Stammgüter seines Hauses namentlich Branitz bei Cottbus waren preußisch, erst durch die Erlangung von Muskau wurde sein Vater sächsischer Landstand.

2) In Westphalen besiegte er unter ruhigem Zuschauen beiderseitiger Truppen einen französischen Husarenoffizier im Zweikampfe, wie einst der römische Horatier.

von Preußen zum Ersatz für manche Gerechtsame, die er bei Vereinigung der Lausitz mit Preußen verloren hatte, in den Fürstenstand erhoben.

Von seiner Gemahlinn geschieden, man sagte, um ihm eine glänzende Verbindung frei zu lassen, lebte er doch mit ihr in Freundschaft zusammen, widmete sich aber nun ganz einem weltbürgerlichen Leben, durchstreifte ferne Länder und beobachtete Gebräuche und Einrichtungen fremder Völker und die Naturschönheiten anderer Himmelsstriche.

Er hatte im Jahre 1828 eine neue Reise nach England, Irland und Frankreich unternommen und betrieb seine Verschönerungen Muskaus nach seiner Rückkehr mit neuem Eifer, gab auch ein großes Werk über Landschaftsgärtnerei heraus. Jetzt erschienen aber auch 1830 seine „Briefe eines Verstorbenen" (4 Bde. Mannheim 1830 und Stuttgart 1831), welche ein Tagebuch aus England, Wales, Irland, Frankreich, Deutschland und Holland enthalten und zwar die Spuren großer Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit, wie großer Selbstgefälligkeit des Verfassers an sich tragen, aber allerdings die große Gewandheit und das bedeutende Talent zeigen in geistreicher oft nachlässiger Unterhaltungssprache gesellschaftliche Zustände und Personen lebendig zu schildern und eben so die Reize der Natur malerisch darzustellen, als sich mit Leichtigkeit über alle religiösen und kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse zu äußern, daß das Werk, das ohne Namen erschienen war, noch dazu, da Göthe es empfahl, den lautesten Beifall erhielt und seinen Verfasser veranlaßte, die schriftstellerische Bahn mit großer Behaglichkeit fortzugehen. — Der Fürst machte nun noch mehrjährige Reisen durch Nordafrika und Vorderasien, und zeigte sich als eifriger Bewunderer Mehmet Ali's. Seit 1844 lebte er wieder in Muskau, verkaufte aber 1845 diese Herrschaft an den Grafen Edmund von Hatzfeld, von welchem sie in den Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande gekommen ist. Er hält sich seitdem an verschiedenen Orten Deutschlands auf.[1])

Sein Stil ist bis auf den vornehm nachlässigen Gebrauch fremder Wörter und Redensarten anmuthig und gewandt, nur seine Urtheile wird man nicht immer begründet finden, am wenigsten vielleicht im Religiösen, wie eine Neigung zum Frivolen bei ihm nicht zu verkennen ist. Seine politischen Äußerungen erscheinen oft liberaler als man nach seiner Geburt und seinen sonstigen Ansichten glauben sollte. Witz, Ironie und Humor sind ihm nicht abzusprechen.

Seine Werke sind: 1. Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 u. 1829. Th. 1. u. 2. München 1830. (2. Aufl. 1831.) — Briefe eines Verstorbenen. E. fragm. Tagebuch aus Deutsch-

1) Der Fürst lebt jetzt in Branitz bei Cottbus, was er auf gleiche Weise wie Muskau zu verschönern sucht. Anmerk. des Setzers.

land, Holland u. England. Th. 3. u. 4. Stuttg. 1831. (2. Aufl. 1837.) (Th. 3 u. 4 sind die ersten Theile). — 2. Tutti frutti, aus den Papieren des Verstorbenen. 5 Bde. Stuttg. 1834. (Viel Unbedeutendes eingemischt.) — 3. Jugend-Wanderungen. Aus meinen Tagebüchern, für mich und andere. Stuttg. 1835. — 4. Semilasso's vorletzter Weltgang. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. 1. Th. Gang in Europa. 1. u. 2. Abth. Stuttg. 1835. 3. Abth. 1837. — 5. Semilasso in Afrika. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 5 Th. (Enth.: Algier, Baugie, Bone, Biserta, Tunis, Land der Beduinen, Reise im Innern des Königreichs Tunis. Sauwan, Keruan, Sfar, Susa. Die alten Städte Sufetula, Colonia, Scillitana, Hydrah, Thugga, Sicca Veneria u. s. w. Tunis). Mit 1 illum Steindruck. gr. 8. Stuttg. 1836. — Dazu gehört: 6. Atlas: Ansicht von Algier. — Bivouac in Khraschna. — Der Bey im Audienz-Saale. — Ankunft bei Sauwan — Ansicht von Tunis. — Villa des englischen Consuls. — Halt bei Thugga. gr. Fol 7 Bl. Ebend. 1837. — 7. Der Vorläufer, vom Verf. d. Briefe e. Verst. gr. 8. Ebend. 1838. — 8. Südöstlicher Bildersaal. 3 Bde. Ebend. 1840. — 9. Aus Mehmed Ali's Reich. 3 Bde. Ebend. 1844. — 10. Die Rückkehr. Bd. 1. Brl. 1846. — Noch zu nennen: 11. Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Bschreibung ihrer practischen Anwendung in Muskau. Mit 44 Ansichten u. 4 Grundplänen (in 4. ½. gr. Fol.) gr. 8. Stuttg. 1834. (40 Rthlr.) — „Leben des Fürsten von Pückler-Muskau" von Aug. Jäger. Stuttg. 1843. (soll ohne Werth sein.)

---

1. Beispiel.

Aus den Reisen in Wales.

(Briefe eines Verstorbenen. Th. 1. S. 107.)

Capel Cerrig spät Abends den 28sten Juli.

Da das Wetter sich aufklärte, und die Freunde, die ich erwartete, nicht kamen, so beeilte ich mich die ersten Sonnenblicke zu benutzen, um noch tiefer in das Gebirge einzudringen, und fuhr daher gegen sieben Uhr Abends, ohne Diener, und nur mit einiger Wäsche, nebst einem Wechselanzug in meinem leichten Mantelsacke, versehen — in einem irländischen Carr, mit einem Pferde bespannt, dem Bergpasse von Capel Cerrig zu. Diese Wagen bestehen aus einem offenen Kasten, der auf zwei Rädern steht, auf vier horizontalen Federn ruht, und zwei einander gegenüberliegende Sitzbänke enthält, wo vier Personen bequem Platz finden. Von hinten steigt man

ein, da die Thüre zwischen den Rädern angebracht ist; das Ganze ist sehr leicht und bequem.

Der Moment war außerordentlich günstig. Fast eine Woche langer Regen hatte alle Wasserfälle, Flüsse und Bäche so angeschwellt, daß sie sich in ihrer größten Schönheit zeigten; Bäume und Gras hatten ihr saftigstes Grün angelegt, und die Luft war rein und durchsichtig wie Crystall geworden. Ich bewunderte die reichen Massen farbiger Bergblumen und Eriken, welche in den Felsenspalten wucherten und bedauerte, zu wenig von der Botanik zu verstehen, um sie noch mehr als mit den Augen genießen zu können. Bald indeß erreichte ich die ernsteren Regionen, wo von Blumen nur noch wenig, von Bäumen gar nicht mehr die Rede ist. An dem Wasserfall von Idwal stieg ich aus, um einen kleinen See zu besichtigen, der sich nicht übel für den Eingang des Hades passen würde.

Die trostlose Oede und Wildheit des tiefen Felsenkessels ist wahrhaft Schauder erregend. Ich hatte gelesen, daß es möglich sey, von hier über den Trivaen (der Berg mit den Basaltsäulen, von dem ich Dir geschrieben) und die ihn umgebenden Felsen in gerader Linie nach Capel Cerrig zu gelangen, die Passage war aber als sehr schwierig, jedoch auch äußerst schön geschildert worden. Da nun eben ein Schafhirte von den Bergen herab kam, so fühlte ich große Versuchung mit dem Führer, den mir der Zufall so gefällig bot, diese Tour zu versuchen. Ich ließ ihm meinen Wunsch durch den Postillon verdolmetschen, er meinte aber, es sey nun schon zu spät, und das Heruntersteigen auf der andern Seite bei Nacht zu gefährlich; auf weiteres Dringen äußerte er jedoch, wenn ich ihm rüstig folgen könne, so glaube er, daß wir, bei dem zu erwartenden Mondscheine, wohl in zwei Stunden den Weg zurücklegen könnten, es gäbe aber sehr mißliche Oerter zu passiren. Ich hatte auf dem Snowdon meine Kraft zu gut wieder kennen gelernt, um mich davor zu fürchten, machte daher alles richtig, und befahl nur zur Vorsicht dem Postillon, eine Stunde auf mich zu warten, im Fall ich doch unverrichteter Sache zurückkehren müßte, und dann erst weiter auf der Landstraße nach Capel Cerrig zu fahren.

Wir mußten nun gleich von Anfang an sehr steil, über sumpfigen Boden und zwischen enormen einzeln zerstreuten Felsenblöcken, aufwärts klettern. Es mochte ohngefähr halb acht Uhr seyn. Von irgend einem gebahnten Fußwege war keine Spur, der Trivaen erhob seine grotesken Gipfel, wie eine crenelirte Mauer, vor uns, und nirgends war abzusehen, wie wir da hinüber kommen sollten. Hier thaten uns indeß die Bergschnucken wahre Liebesdienste, denn sie zeigten, vor uns klimmend, dem selbst oft ungewissen Führer, häufig die gangbarsten Stellen an. Nach einer Viertelstunde sehr ermüdenden Steigens, mit manchem schwindelnden Blick in die Tiefe, wogegen man aber bald gleichgültig wird, kamen wir auf ein kleines, nur aus einem Sumpfe bestehendes, plateau, wodurch wir, bis an die

Kniee in den weichen Moor sinkend, waden mußten. Hier war eine schöne Aussicht auf das Meer, die Insel Mann und das am Horizont dämmernde Irland. Gleich hinter dem Sumpf erwartete uns wieder ganz anderer Boden, nämlich eine vielfach gefurchte, schräg liegende, compacte Steinwand, an der wir mit Füßen und Händen herankriechen mußten. Die Sonne war schon hinter einen seitwärts stehenden hohen Berg gesunken, und röthete jetzt die ganze wilde Gegend, wie die Wand, an der wir hingen, mit dunkelrother, feuriger Gluth, einer der wunderbarsten Effecte, die ich je vom Sonnenlicht gesehen. Es glich einer Theaterdekoration der Hölle. Jetzt ging es noch durch einen angeschwollenen Bergstrom, über den eingestürzte Blöcke eine natürliche Brücke geformt hatten, und dann abermals an nackten Felsen, ohne alle Beimischung von Erde, hinan, bis wir endlich den hohen Kamm erreichten, der so lange vor uns gestanden, und wo ich das Ende aller Beschwerlichkeit erwartete. Ich war daher nicht wenig betreten, als ich von neuem eine andere bergtiefe Schlucht vor mir sah, in die wir erst hinab und dann wieder hinauf mußten, denn auf der, den kürzeren Weg zeigenden, halbmondförmigen Kante des Kammes. hätte kein menschlicher Fuß lange haften können. Wir hatten nun die frühere Aussicht nach dem Meere hin ganz verloren, und sahen dagegen landeinwärts, wo das Gebirge von Wales in seiner ganzen Breite, Gipfel an Gipfel sich reihend, vor uns lag — einsam, schweigend und gewaltig! Das stille Thal unter uns war mit nichts als umhergeschleuderten Riesensteinen angefüllt, und wahrlich: die Revolution, die einst hier mit Felsen wie mit Bällen gespielt, muß ein Schauspiel für Götter gewesen seyn! Während ich in Betrachtungen verloren, dieses Chaos anstaunte, hörte ich nahe über mir einen gellenden, mehrmals wiederholten Schrei, und sah, aufblickend, zwei majestätische Adler mit ausgebreiteten Schwingen über uns schweben, eine Seltenheit in diesen Gebürgen. Willkommen meine treuen Wappenvögel! rief ich, hier wo es nur harte Felsen, aber keine falschen Menschenherzen giebt — wollt ihr mich wie der Vogel Rock in ein Diamantenthal entführen, oder Kunde aus der lieben fernen Heimath bringen? die Thiere schienen mit ihrem fortwährenden Rufe antworten zu wollen, leider aber bin ich in der Vogelsprache noch nicht hinlänglich bewandert, und so verließen sie mich, immer höher und höher kreisend, bis sie zwischen den Säulen des Trivaen verschwanden. Diese wiederholten Attentionen der Raubthiere für mich, sehe ich als ein gutes Zeichen an.

Es war höchst unbequem, daß ich mit meinem Führer nicht mehr als mit den Adlern sprechen konnte, denn er verstand kein Wort englisch. Wir mußten uns daher nur durch Zeichen verständlich machen. Auf diese Weise zeigte er jetzt, nachdem wir eine Weile verhältnißmäßig ganz bequem hinabgestiegen waren, mit der Hand auf den Ort, wohin wir nun unsere Schritte lenken sollten. Hier waren wir an die „böse Passage“ gelangt.

Diese bestand nämlich in einer ganz steilen Wand, von gewiß nicht weniger als 600 Fuß Tiefe, und über dieser einen fast eben so steilen Erdabhang, vom Regen abgewaschen und mit kleinen losen Steinen besäet. Ueber den letztern sollten wir, wohl 1500 Schritt lang, hinwegschreiten. Ich hätte dieses Unternehmen früher für unausführbar gehalten, von der Nothwendigkeit gezwungen, fand ich es jedoch, nach den ersten ängstlichen Schritten, ganz leicht. Es sah allerdings halsbrechend aus, aber die vielen Steine und die feuchte weiche Erde gaben einen festern Tritt als sie erwarten ließen. Ueberhaupt klingen diese Dinge auch in einer nicht übertriebenen Beschreibung immer etwas gefährlicher als sie wirklich sind. Es ist ganz wahr, daß ein Fehltritt hier ohne Rettung Verderben brächte, aber man hütet sich eben schon vor einem solchen. So müßte man auch im Wasser ertrinken — wenn man zu schwimmen aufhörte. Wer also gehen kann, und einen festen Kopf hat, kann dergleichen ganz ohne Gefahr unternehmen.

Die Dämmerung fing nun an einzutreten, undeutlicher wurden die Berge, und unter uns lagen, wie ein Paar dampfende Suppenterrinen, die Nebel aushauchenden Seen von Capel Cerrig und Bethgellert. Wir hatten den höchsten Punct erreicht und eilten, so viel wir konnten, nach dem ersten der genannten Seen hinab. Noch einmal durchwadeten wir einen Sumpf und kletterten wieder über Felsen hinunter, bis wir an den, am wenigsten schwierig aussehenden, und dennoch ermüdendsten Theil des Weges ankamen, eine glatte und feste Rasenalp, sehr steil, und mit einem Steinuntergrund, der an manchen Stellen in weiten Platten zu Tage kam. Auf diesem abschüssigen Boden mußten wir oft ganze Stellen mehr hinabgleiten als steigen, und die Anstrengung wurde zuletzt so schmerzhaft in den Knieen, daß sowohl der Führer als ich, in der Dämmerung einigemal fielen, ohne uns jedoch Schaden zu thun. Die hohen umstehenden Berge hatten den Mond bisher verdeckt, der nun groß und blutroth über ihre Wellenlinien heraufstieg. Bald darauf verloren wir ihn jedoch wieder, und erst nahe am Ziel sahen wir ihn von neuem, jetzt goldgelb, klein und klar, sich im stillen Gewässer des See's spiegeln, an dessen Ufer unser Gasthof liegt. Der letzte Theil des Weges wurde auf ebner Landstraße zurückgelegt, und bot, im Vergleich mit dem vergangenen, eine solche Bequemlichkeit dar, daß ich darauf hätte gehend schlafen können. Es war, als wenn ich willenlose Schritte machte, von einem Uhrwerk fortgetrieben, wie die Kinderspielwerke, welche aufgezogen, unaufhaltsam auf dem Tische umherfahren. In 1¼ Stunden hatten wir die Tour vollbracht, und ganz stolz auf diese That, zog ich in Capel Cerrig ein, dessen Wirth kaum glauben wollte, daß wir den Weg in so kurzer Zeit bei Nacht zurückgelegt. Ich hatte mich in den letzten Jahren so verweichlicht, daß ich mich fast alt geworden glaubte, aber der heutige Tag bewies mir zu meiner Freude, daß ich nur Anlaß brauche, um Geist und Körper wieder frischkräftig zu fühlen,

Gefahr und Beschwerde zeigten sich ohnedem immer als das mir am besten zusagende Element, wenn die Umstände mir beides bescheerten.

Mein post boy war noch nicht mit dem Wagen angekommen, und ich mußte daher für den nöthigen Umzug die Garderobe des dicken Wirthes benutzen, in dessen Kleidern ich seltsam genug aussehen mag, während ich, am Kamin die meinigen trocknend, Dir hier abwechselnd schreibe, und meinen Abendthee verzehre. Morgen soll ich schon um 4 Uhr aus den Federn um — rathe was — aufzusuchen: Merlins des Zauberers Felsen, wo er dem König Vortigern die Geschichte der kommenden Zeiten prophezeihte, und wo seine Wunderschätze, — der goldne Thron, das diamantne Schwerdt — noch heut zu Tage in verborgnen Höhlen begraben liegen. Da gäbe es noch eine neue, weit sicherere Spekulation für die Bergwerksunternehmer in London und Elberfeld!

Bethgellert, den 29sten früh.

Bewundere, liebste Julie, mit mir die Thäler Merlin's, sie sind in der That bezaubernd — aber an seinen Felsen, an Dinas Emris, werde ich gedenken! Doch laß mich in der Ordnung erzählen.

Ich stand also, obgleich ich erst um 1 Uhr zu Bette gegangen, pünctlich um 4 Uhr auf, und in 10 Minuten war ich reisefertig, denn sobald man Diener und Luxus abgestreift, geht alles leichter und schneller von statten. Das gute Wetter hatte sich bereits wieder in den gewöhnlichen Nebel dieser Gebürge verwandelt, und mein Regenschirm, den ich gestern als Alpenstock gebraucht, that mir heute als Obdach gute Dienste im offenen Wagen, so wie mein alter 15jähriger Mantel, die geehrte Reliquie, in dem ich die Franken mitbekriegen half, und den aus hohem Luftballon ich einst mit allem übrigen Ballast herabwerfen mußte, um die Luftfahrt nicht im Wasser zu enden.

Im Anfang war die Straße ziemlich todt und uninteressant, bis wir an den Fuß des Snowdon kamen, der, obgleich eine Wolke unter ihm uns beregnete, sein Haupt doch zu derselben Zeit großmüthig enthüllte. Er sieht an dieser Stelle besonders majestätisch aus, da er sich fast senkrecht aus dem tiefen Thal von Gwynnant erhebt, das hier seinen Anfang nimmt. Dieses reich bewässerte Thal verbindet die blühendste Vegetation mit den erhabensten Ansichten. Die höchsten Berge von Wales gruppiren sich um dasselbe in mannichfaltigen Formen und Farben. Der Fluß, welcher es durchströmt, bildet in seinem Lauf zwei Seen, die nur wenig Breite, aber desto mehr Tiefe haben, denn das Thal ist durchgehends eng, welches die Größe der Colossen darum her, desto mehr hervorhebt. In dem üppigsten Theile desselben besitzt ein Kaufmann aus Chester einen Park, den er nicht mit

Unrecht „das Elysium“ benannt hat. An einem hohen, dicht mit Wald bedeckten Bergrücken, aus dessen dunklem Grün vielfache, in seltsamen Gestalten wetteifernde Felsen hervortreten, steht über dem Bergstrom auf lichter Wiese die anspruchlose, freundliche Villa. Vor ihr breitet sich in der Tiefe der See aus, und hinter diesem schließt Merlins, ganz isolirt dastehender, Wunderfelsen scheinbar das Thal, welches hier eine jählinge Biegung macht. Doppelt unvergeßlich bleibt mir Dinas Emris, einmal wegen seiner romantischen Schönheit, und zweitens weil ich auf ihm wörtlich zwischen Leben und Tod hing. Obgleich nicht höher als 4—500 Fuß, wird er doch nur von einer Seite als zugänglich angesehen. Ich hatte einen kleinen Knaben als Führer mitgenommen, der aber, an Ort und Stelle angekommen, seiner Sache nicht recht sicher schien. Der Weg, den er durch das Eichengestrüpp nahm, schien mir gleich von Anfang an, wegen seiner ungemeinen Steilheit verdächtig, indessen beruhigte er meine Besorgniß in gebrochnem Englisch, und ich konnte nichts andres thun als der kleinen Gemse, so gut als möglich, folgen. Merlin schien uns zu zürnen, es hatte sich ein heftiger Wind erhoben, und die Sonne, die uns einen Augenblick angeglänzt, lagerte sich hinter schwarze Wolken, das lange nasse Gras aber, welches über die Steinblöcke hing, machte das Klettern sehr gefährlich. Den barfußen kleinen Jungen focht dieß indeß nicht sehr an, desto mehr meine von gestern noch etwas steifen Glieder. Je höher wir uns empor arbeiteten, je steiler wurden die Felsen, oft war es nur, mit Hülfe der aus den Spalten wachsenden Sträucher, und den Blick hinter sich bestens vermeidend, möglich, sich heraufzuschwingen. Endlich bemerkte ich, daß der Knabe selbst ganz unschlüssig ward und, auf dem Bauche kriechend, sich bald nach der, bald nach jener Richtung ängstlich umsah. Wir wanden uns nun noch durch einige Spalten rechts und links, und standen dann plötzlich auf der Spitze einer glatten hohen Wand, mit kaum so viel Raum, um den Fuß darauf zu setzen, und über uns nichts als eine ähnliche Felsmauer blos mit einzelnen Grasbüscheln bewachsen, welche zum Gipfel führte, den sie überall zu umziehen schien.

Der Anblick war entmuthigend, das Kind fing an zu weinen, und ich überlegte mit klopfendem Herzen, was zu thun sey. Gern, ich gestehe es, wäre ich wieder zurückgeklettert und hätte Merlins Felsen allen Hexen und Gnomen überlassen, wenn ich es für möglich gehalten hätte, ohne Schwindel da wieder hinunter zu kommen, wo wir heraufgestiegen, oder nur denselben Weg wieder aufzufinden. Vor uns war aber keine Aussicht weiter zu gelangen, als die Mauer auf gut Glück zu eskaladiren. Der Knabe, als der Leichtere und Gewandtere, mußte also voran, ich folgte ihm auf dem Fuße, und an die Grasbüschel als einzige Stütze uns haltend, Hände und Füße wie Klauen in jede kleine Fuge einschlagend, erstiegen wir so, zwischen Himmel und Erde hängend, glücklich die halsbrechende Zinne. Ich war gänzlich erschöpft, als ich oben ankam, und fast ohnmächtig. Ein Kühnerer

mag über mich spotten, aber wenn ein Grasbüschel, eine Wurzel in meiner Hand jetzt zu wanken schien, und loszureißen drohte, ehe ich mich noch daran hinaufgeschwungen, fühlte ich, was Entsetzen heißt. Als ich nun, tiefathmend, auf dem Rasen lag, erblickte ich eine große schwarze Eidechse, mir gegenüber gelagert, die mich höhnisch anzublinzeln schien — als sey sie der boshafte Zauberer selbst im Morgennegligé. Ich ließ sie indeß gern gewähren, und war guter Dinge so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu seyn, obgleich ich dem kleinen „Imp," der mich wie ein neckender Berggeist, in die Gefahr gebracht, mit allen Schrecknissen drohte, wenn er nicht zur Rückkehr den rechten Weg ausfindig mache. Während seiner Abwesenheit besah ich die Ueberreste der Area, wie sie hier genannt wird, die demolirten Mauern, wo

„Prophetic Merlin sat, when to the British King
The changes long to come, auspiciously he told."

In dem Steinhaufen wühlte ich umher, in die verfallenen Gewölbe kroch ich — aber auch mir blieben, gleich andern guten Leuten, die Schätze verborgen! Ohne Zweifel war der rechte Moment noch nicht gekommen — dafür aber erschien frohlockend der Knabe und rühmte die Schönheit des endlich aufgefundenen Weges. War dieser nun auch nicht ganz so eben und leicht wie der der Sünde, so gehörte er doch wenigstens nicht zu den inaccessiblen, wie der frühere. Merlins Ungnade verfolgte uns aber noch ferner, in strömenden Regengüssen, die mich hier in Bethgellert wieder zwingen den Kamin zur Trockenanstalt zu benutzen. Gar anmuthig ist der unter hohen Bäumen völlig versteckte Gasthof, in dem ich ruhe. Nur vor meinem Fenster grünt eine frisch gemähte Wiese, und dahinter brüstet sich ein ungethümer Berg, von oben bis unten mit hochrother Erica bedeckt, die ohngeachtet des Streifregens und des bedeckten Himmels, wie das Morgenroth leuchtet. Indeß man mein Mittagsessen bereitet (denn ich esse heute, wie Suwaroff, früh 8 Uhr zu Mittag) spielt ein Harfner, bescheidenes Ueberbleibsel der welschen Barden, originelle Weisen auf seinem uralten Instrument. Er ist blind und auch sein Hund ist blind, der unermüdlich aufwartend neben ihm auf den Hinterbeinen steht, bis man seinem Herrn ein Stück Geld und ihm ein Stückchen Brod gespendet. Beth Gellert heißt Gellerts Grab, denn Bett und Grab wird poetisch in der welschen Sprache durch dasselbe Wort ausgedrückt. Daß hier nicht von dem deutschen Prosaiker die Rede ist, hat Dein Scharfsinn ohne Zweifel schon errathen, es handelt sich ganz im Gegentheil nur um die Ruhestätte eines Windhundes, dessen Geschichte aber so rührend ist, daß ich sie Dir erzählen will, sobald mein déjeuné dinatoire wieder abgetragen seyn wird, denn die Angst auf dem behexten Felsen hat mich verzweifelt hungrig gemacht.

Après diné.

Die versprochene Geschichte also ist folgende:

Llewellin der Große, Prinz über Wales, hatte einen Lieblingshund, mit Namen Gellert, ein Schrecken der Wölfe, aber die Freude seines Herrn. Als Llewellin sich indeß später mit einer jungen und schönen Gemahlinn vermählte, trat der Hund, wie billig, in den Hintergrund, blieb jedoch, wenn auch weniger geliebt, mit Hundestreue (car les hommes ne sont pas si bêtes!) seinem Herrn stets mit gleicher Anhänglichkeit ergeben. Llewellin's innigste Wünsche wurden erhört, und ein holder Knabe krönte sein eheliches Glück. Ueberall mußte nun dem überseeligen Vater der Säugling folgen, dessen Wiege immer neben seinem eigenen Lager aufgeschlagen stand. Einst hatte, auf einer Jagdstreifere im wilden Gebürge, die Fürstinn, durch Unpäßlichkeit verhindert, ihren Gemahl nicht begleiten können, dennoch durfte sein Sohn, von einer Amme gewartet, ihn nicht verlassen. Man hatte in einer schlechten Hütte übernachtet, und früh auf die Jagd ausziehend, übergab Llewellin den Knaben auf die wenigen Stunden der Amme und der Wache seines treuen Gellert, keine Gefahr für ihn, in dem tiefen Frieden, der damals im Lande herrschte, besorgend. Die Amme, von gleicher Sicherheit bethört, benutzte schnell die Freiheit, ihren nahen Liebhaber zu sehen, nur der Hund folgte streng gehorsam seiner Pflicht. Er ward dadurch des Knaben Retter — denn ein Wolf, die Einsamkeit des Hauses bemerkend, hatte sich herangeschlichen und mochte schon das schlafende Kind als sichere Beute ansehen, als Gellert hervorsprang, und nach langem Kampf, selbst schwer verwundet, den Feind bezwang und tödtete. Im Blute schwimmend, legte er sich zu der Wiege Füßen, abwechselnd des Knaben zarte Händchen und seine eignen Wunden leckend. In diesem Augenblicke kehrt Llewellin, noch mit dem Jagdspieß in der Hand zurück, tritt in das Zimmer und sieht mit Entsetzen die Stube, seinen Sohn mit Blut bedeckt, und den Hund über die Wiege gebeugt. Von Schreck und Zorn bethört, glaubt er, dieser habe sein Kind gemordet, und wüthend stößt er ihm den widergehackten Spies in die treue Brust. Die Augen klagend auf seinen Herrn gerichtet und in letzter Unterwürfigkeit noch einmal liebkosend mit dem Schweife wedelnd, verschied mit einem herzzerreißenden Schmerzensschrei das arme Thier, und kaum war sein letzter Seufzer verhallt, als Llewellin den getödteten Wolf, ausgestreckt am Boden, und seinen Sohn sanft lächelnd, in der Wiege erblickte. Der Sage nach, verfolgte seitdem des treuen Gellert's Schmerzenslaut den betrübten Fürsten bei Tag und Nacht, so daß er zu seinem Andenken ein Monument erbaute, auf dessen Platz noch jetzt eine alte gothische Kirche steht, und wo er lange strenge Bußübungen verrichtete.[1])

---

1) Die Geschichte finden wir mit einigen Abänderungen von Hans Sachs erzählt.

Später wollte er sogar seine neue Burg auf dem nahen Merlin's Felsen aufführen lassen, aber nimmer konnte er sie zu Stande bringen. Was am Tage gebaut war, fand man in der Nacht wieder in die Erde gesunken — nie erlaubte damals und seitdem der neidische Zauberer, durch fremde Behausung seinen Wohnplatz zu entweihen.

Die Sonne scheint wieder, denn hier dauert der April das ganze Jahr, et je pars. Adieu.

2. Beispiel.

Aus den Reisen in Irland.

(Briefe eines Verstorbenen. Th. 1. S. 307.)

Glengariff, den 26sten September 1828.

Um neun Uhr früh verließ ich Killarney in einem Carr (Karren) von der schlechtesten Beschaffenheit, und folgte der neuen Chaussee, die längs des mittlern und obern See's nach der Bay von Kenmare führt. Diese Straße entwickelt mehr Schönheiten, als man auf den Seen selbst findet, da diese den großen Nachtheil haben, an den meisten Stellen nur auf der einen Seite eine malerische Aussicht zu gewähren, auf der andern aber blos flaches Land darbieten. Hier auf der Straße hingegen, welche am Abhange der Berge durch den Wald führt, bilden sich bei jeder Wendung geschlossenere, und eben deshalb schönere Gemälde. Ich finde überhaupt, daß Aussichten, vom Wasserspiegel aus gesehen, immer verlieren, weil ihnen eine Hauptsache, der Vorgrund, fehlt.

Neben einer hübschen Cascade, und in der reizendsten Wildniß, hat sich, nahe der Straße, ein Kaufmann Garten und Park mit einer ländlichen Villa erbaut. Die Kosten dieser Anlagen müssen wenigstens 5—6000 Lstr. betragen haben, vielleicht weit mehr, dennoch steht der Grund und Boden nur 99 Jahre der Familie des jetzigen Nutznießers zur Disposition; nach dieser Zeit fällt er, mit Allem, was darauf erbaut ist, und was im vollkommen baulichem Stande übergeben werden muß, den Grundherren, den Lords von Kenmare wieder zu. Kein Deutscher möchte Lust haben, unter solchen Bedingungen sein Vermögen auf Verschönerungs=Anlagen zu verwenden; in England aber, wo fast aller Grund und Boden, entweder der Regierung, der Kirche, oder der mächtigen Aristokratie gehört, und daher sich nur selten Gelegenheit darbietet, solchen frei zu acquiriren; auf der andern Seite aber auch Industrie, durch ein weises Gouvernement, im richtigen Verhältniß neben dem Ackerbau befördert, den Handels= und Mittelstand ebenfalls reich gemacht hat, — kommen dergleichen Contrakte alltäglich vor und verhindern fast alle Nachtheile des zu großen Landbesitzes, ohne seinen großen Nutzen für den Staat zu schmälern.

Wir stiegen nun immer steiler heran, und befanden uns bald zwischen den kahlen Höhen, denn Pflanzungen werden hier fast immer nur bis zur Mitte der höheren Berge angetroffen; es ist nicht wie in der Schweiz, wo die üppige Vegetation sich überall fast bis an die Schneeregion erstreckt. Doch den Maaßstab der Schweiz überhaupt hier anlegen zu wollen, würde unpassend seyn. Beide Länder bieten romantische Schönheiten von ganz verschiedener Art dar, aber beide erwecken Bewunderung und Staunen über die erhabenen Werke der Natur, wenn gleich in der Schweiz vieles noch kolossaler erscheint. Der Weg war so gewunden gebaut, daß wir uns nach einer halben Stunde grade wieder, hoch oben, über der erwähnten cottage befanden, die mit ihrem grauen, glatten Strohdach, in solcher Tiefe wie ein Mäuschen aussah, das sich im grünen Grase sonnt — denn die Sonne war endlich nach dem langen Kampf unumschränkte Herrin des Himmels geworden. Acht Meilen von Killarney erreicht man den höchsten Punkt der Straße, wo ein einzelnes Wirthshaus liegt. Hier steht man vor der weiten Bergschlucht, die den größten Theil der drei Seen in ihrem Schooße beherbergt, so daß man sie alle mit einem Blicke übersieht.

Von nun an sinkt der Weg wieder, durch baumlose aber kühn geformte Berge führend, dem Meere zu. Als ich in Kenmare ankam, konnte ich, denn es war Markt daselbst, kaum das Menschengewühl mit meinem Einspänner durchdringen, besonders der vielen Betrunkenen wegen, die weder ausweichen wollten, noch vielleicht konnten. Der Eine fiel, in Folge dieser Weigerung, mit dem Kopfe so heftig auf das Pflaster, daß er bewußtlos fortgetragen werden mußte, was jedoch als etwas ganz Gewöhnliches gar nicht beachtet wurde. Die Hirnschädel der Irländer scheinen überhaupt von einer festern Masse als bei andern Nationen, wahrscheinlich weil sie von Jugend auf an die Schläge des Shileila gewöhnt sind. Während ich im Gasthof zu Mittag aß, hatte ich auch wieder von neuem Gelegenheit, mehreren solchen Kämpfen zuzusehen. Erst ballt sich gewöhnlich ein Haufen, schreiend und lärmend, immer dichter zusammen — dann im Nu schwirren hundert Shileila's in der Luft, und nun hört man die Puffe, welche größtentheils auf den Kopf applizirt werden, wie entferntes Gewehrfeuer bollern und knacken, bis eine Parthei den Sieg errungen hat. Da ich mich hier an der Quelle befand, kaufte ich mir durch Vermittelung des Wirths eines der schönsten Exemplare dieser Waffe, noch warm vom Gefecht. Sie ist so hart wie Eisen, und um ja den Zweck nicht zu verfehlen, überdies am Ende noch mit Blei ausgegossen.

Der berühmte O'Connel residirt jetzt, ohngefähr 30 Meilen von hier, auf seiner einsamen Veste, in der wüstesten Gegend Irlands. Da ich lange gewünscht habe ihn kennen zu lernen, schickte ich einen Boten mit der nöthigen Nachfrage von hier an ihn ab, und beschloß, bis die Antwort eintreffen könne,

unterdeß eine Exkursion nach Glengariff Bay zu machen, wohin ich mich auch nach dem Essen sogleich aufmachte.

Das Fahren hat nun gänzlich aufgehört, fortan ist nur auf Berg-Ponys, oder zu Fuß, weiter zu kommen. Ein solcher Pony trug mein Gepäck, der Führer und ich gingen daneben her, und war einer von uns müde, so mußte das gute Pferdchen ihn ebenfalls tragen. Die Sonne ging bald unter, aber der Mond schien hell. Die Gegend war nicht ohne Interesse, der Weg aber abscheulich, und führte oft durch Sümpfe und reißende Bäche, ohne Brücke noch Steg. Ueber alle Vorstellung beschwerlich, ward er aber nach sechs bis acht Meilen, wo wir einen hohen Berg fast perpendikulair hinaufklimmen mußten, nur auf loses und spitzes Gerölle tretend, auf welchem man jeden Augenblick halb so weit herabrutschte, als man vorhin hinangeklettert war. Noch schlimmer beinah ging es auf der andern Seite hinab, besonders wenn ein vortretender Berg den Mond auslöschte. Ich konnte vor Müdigkeit nicht weiter gehen, und setzte mich daher auf den Pony. Dieses Thier zeigte wahren Menschenverstand. Bergauf half er sich mit der Nase, und den Zähnen selbst, glaub ich, wie mit einem fünften Beine, und bergunter spann er sich, mit unaufhörlichen Drehungen des Körpers, wie eine Spinne herab. Kam er an einen Sumpf, in dem, statt des Steges, nur von Schritt zu Schritt einige Steine hineingeworfen waren, so kroch er mit der Langsamkeit eines Faulthieres hindurch, immer erst mit dem Fuße probirend, ob der Stein auch ihn und seine Last zu tragen im Stande sey. Die ganze Scene war höchst seltsam. Man sah bei der großen Helle weit um sich her, aber nichts, durchaus nichts als Felsen an Felsen gereiht, von jeder Art und Gestalt, und durch den Mondschein in noch riesenhaftere, abentheuerlichere, scharf sich gegen den Himmel abschneidende Formen gegossen. Kein lebendiges Wesen, und kein Busch war zu entdecken, nur unsere Schatten zogen langsam neben uns hin, kein Laut ertönte als unsere Stimmen und zuweilen das ferne Rauschen eines Bergbachs oder seltner das melancholisch tönende Horn eines Hirten, die in diesen ungemessenen Einöden, welche nur aus Felsen, Moos und Haidekraut bestehen, das frei umherirrende Vieh durch diese Musik zusammenhalten. Einmal nur sahen wir eine solche Kuh, welche, wie die Bergschafe in Wales, die Flüchtigkeit des Wildes angenommen haben, mitten im Wege liegen, aber bei unserer Annäherung, wie ein schwarzer Geist, brausend über die Felsen springen, wo sie bald im Dunkel verschwand.

Eine Stunde von Glengariff Bay wird die Landschaft eben so üppig und parkähnlich, als sie vorher kahl und wild ist. Hier ragen die Felsen in den allerwunderlichsten Formen, aus hesperischen Gebüschen von Arbutus, portugiesischem Lorbeer und andern lieblichen, süß duftenden Sträuchern hervor. Manche dieser Felsen erheben sich, gleich Pallästen, glatt wie Marmor, ohne Fugen und Unebenheit, andere bilden spitze Pyramiden, oder lange

fortlaufende Mauern. In dem Thalgrunde glänzten einzelne Lichter, und ein leiser Wind bewegte die Kronen hoher Eichen, Elsen und Birken, mit schönem Holly untermischt, dessen hochrothe Beeren selbst im Mondlicht sichtbar wurden. Die prächtige Bay aber schimmerte, von den zitternden Mondesstrahlen durchwebt, schon in der Nähe, und ich glaubte mich wirklich im Paradiese, als ich kurz darauf ihre Ufer erreichte, und mich an der Thür des freundlichsten Gasthauses glücklich angelangt fand.

III. Didaktische Prosa. (§. 153. 154.)

Satiriker.

Georg Christoph Lichtenberg. 1742—1799.

Georg Christoph Lichtenberg wurde am 1. Juli 1742 in Oberramstädt bei Darmstadt geboren. Durch die Unvorsichtigkeit seiner Wärterinn wurde er verwachsen und gebrechlich. Auf der Schule zu Darmstadt legte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung, in welcher er vornehmlich sein großes Talent für Mathematik und Physik ausbildete. Er bezog 1763 die Universität Göttingen, wo er sich viel mit Astronomie beschäfftigte und sich durch einige mit Kästner angestellten glücklichen astronomischen Beobachtungen zuerst einen Namen in der gelehrten Welt erwarb. Er erhielt im Jahre 1770 die mathematische Professur in Göttingen und begleitete dann zwei junge Engländer nach London, wo er sowohl von den Gelehrten als am Hofe mit Auszeichnung aufgenommen wurde und sowohl jetzt als auf einer zweiten Reise wichtige Verbindungen für seine wissenschaftliche Ausbildung anknüpfte. So brachte er auch einen vortrefflichen physikalischen Apparat zusammen, welcher späterhin in den Besitz der Universität überging. Im Jahre 1774 wurde er Mitglied der Societät der Wissenschaften in Göttingen, machte wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Electricität und glänzte vornehmlich in seinen sehr zahlreich besuchten Vorlesungen über Experimentalphysik. — Daneben blieb ihm kein anderes Feld geistiger Thätigkeit fremd. Er war sowohl als kluger, witziger und satirischer Kopf berühmt, wie seine Herzensgüte anerkannt war und Verstand und Gemüth bei ihm nahe neben einander lagen. — Nachdem er 1775 ordentlicher Professor geworden war, gab er seit 1776 den Göttinger Taschenkalender heraus, welcher nur prosaische Aufsätze lieferte und demnach als Gegensatz gegen die Musenalmanache dastand. Er wurde, wie sein streng wissenschaftlicher und klarer Geist und seine satirische Laune erwarten ließ, in manche literarische Fehde verwickelt, unter welchen besonders die mit Lavater über die Physiognomik

und die mit Voß über die Aussprache des Griechischen bedeutender waren. — Gegen Lavater war Lichtenberg schon im „Timorus," aufgetreten und hier mehr gegen sein religiöses Treiben. In der Schrift über die Physiognomik wider die Physiognomie wendet er sich gegen die phantastische Weise der Lavaterschen physiognomischen Deutungen, doch ohne eigentlich Lavater persönlich anzugreifen, wogegen ihn Hofrath Zimmermann in der Vorrede zu einer Schrift von Mendelssohn hart anließ. Das „Fragment von Schwänzen" ist schärfere Satyre. Später fand völlige Versöhnung statt. — Gegen Voss ist die Schrift „Über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands." (1782.) — Am berühmtesten sind seine witzigen Deutungen der Hogarthschen Kupferstiche geworden, welche als eigenes Werk: „Ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche mit Kopien derselben von Riepenhausen 1774—1779" in 5 Lieferungen erschienen. In den letzten Jahren seines Lebens wendete er sich ganz von der Welt und den Menschen ab und beschränkte sich, hypochondrisch ja menschenscheu, nur auf sein Haus und seine Familie, denn er war glücklicher Familienvater. Ein Brustübel, dem seine schwächliche Körperbeschaffenheit nicht zu widerstehen vermochte, machte schon am 24. Febr. 1799 seinem Leben ein Ende im seinem 57sten Jahre.

Er war einer der Haupt-Humoristen und Satiriker Deutschlands, von großer Reizbarkeit und Phantasie. Sein Schwanken zwischen Verstand und Gefühl gab ihm ein entschiedenes Mißtrauen gegen alles menschliche Wissen. So sehr er gegen Lavaters Wunderglauben und Schwärmerei polemisirte, war er doch nicht allein ein treuer Verehrer der heiligen Schrift und des Supranaturalismus, sondern auch selbst zum Aberglauben geneigt, achtete auf Träume und Vorbedeutungen, was er wohl als Krankheit (Pusillanimität) darstellte.

Seine Werke sind zum Theil erschienen in: 1. G. Ch. Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode gesammelt und herausgeg. von L. Ch. Lichtenberg, Sächs. Goth. Legationsrathe u. F. Kries, Professor am Goth. Gymnasium. 9 Bde. Göttingen 1800—1806. 8. (Inhalt: 1. Bd. Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers üb. sich selbst. — Fragmente. Bemerkungen verm. Inh. 2. Bd. Nachtrag zu den Bemerkungen des Verf. üb. sich selbst. — Bemerkungen verm. Inh. 3. Bd. Zehn Abhandlungen, worunter III. Timorus d. i. Vertheidigung zweyer Israeliten, die durch d. Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben. VI. Anschlagzettel im Namen Philadelphias. VII. Briefe aus England. IX. Ueber Physiognomik. X. Fragment von Schwänzen. — 4. Bd. Von ein Paar alten deutschen Dramen. — Aufsätze aus d. göttingischen u. hannoverschen Magazin. — Aufsätze aus den göttingischen Taschenbüchern. — 5. Bd. Kleinere Aufsätze (25). — 6—9. Bd. Physikalische u. mathematische Schriften.) Neue Aufl. von s. Söhnen seit 1844 in 6 Bde. — 2. G. Ch. Lich-

tenberg's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen. In 12 Lieferungen. 1800—1816. (NB. Nur 5 Lieferungen sind von Lichtenberg. Weniges in der sechsten. Alles Übrige ist mit Benutzung der engl. Erklärer von Kottenkamp. — Der Inhalt ist: 1. Lief. 1. Herumstreichende Comödiantinnen, die sich in eine Scheune ankleiden. — 2. Die Punsch-Gesellschaft. — 3. Die Tageszeiten in vier Blättern. — 2. Lief. Der Weg der Buhlerinnen in sechs Platten. — 3. Lief. Der Weg des Liederlichen in acht Platten. — 4. Lief. Die Heirath nach der Mode in sechs Platten. — 5. Lief. Fleiß u. Faulheit in sechs Platten.) — N. A. Hogarth's Zeichnungen nach den Originalien in Stein gestochen, mit der vollständigen Erklärung derselben von Lichtenberg, herausgeg. und fortgesetzt von Kottenkamp. Zw. Th. Stuttg. 1840.

---

1. Beispiel.

Ueber den deutschen Roman.

(Vermischte Schriften. Th. 1. S. 81—92.)

Unsere Lebensart ist nun so simpel geworden, und alle unsere Gebräuche so wenig mystisch; unsere Städte sind meistens so klein, das Land so offen, alles ist sich so einfältig treu, daß ein Mann, der einen deutschen Roman schreiben will, fast nicht weiß, wie er Leute zusammenbringen, oder Knoten schürzen soll. Denn da die Eltern jetzt in Deutschland durchaus ihre Kinder selbst säugen, so fallen die Kindervertauschungen weg, und ein Quell von Erfindung ist verstopft, der nicht mit Geld zu bezahlen war. Wollte ich ein Mädchen in Mannskleidern herumgehen lassen, das käme gleich heraus, und die Bedienten verriethen es, noch ehe sie aus dem Hause wäre; außerdem werden unsere Frauenzimmer so weibisch erzogen, daß sie gar nicht das Herz haben, so etwas zu thun. Nein, fein bey der Mama zu sitzen, zu kochen und zu nähen, und selbst eine Koch- und Näh-Mama zu werden, das ist ihre Sache. Es ist freylich bequem für sie, aber eine Schande für's Vaterland, und ein unüberwindliches Hinderniß für den Romanenschreiber.

In England glaubt man, daß, wenn zwey Personen von einerley Geschlecht in demselben Zimmer schlafen, ein Krankenfieber unvermeidlich sey; deßwegen sind die Personen in einem Hause des Nachts am meisten getrennt, und ein Schriftsteller darf nur sorgen, wie er die Hausthüre offen kriegt, so kann er in das Haus lassen, wen er will, und darf nicht sorgen, daß jemand eher aufwacht, als bis er es haben will.

Ferner da in England die Schornsteine nicht bloß Rauchcanäle, sondern hauptsächlich die Luftröhren der Schlafkammern sind, so geben sie zugleich einen vortrefflichen Weg ab, unmittelbar und ganz ungehört in jede beliebige Stube des Hauses zu kommen, und der ist so bequem, daß ich mir habe sagen lassen, daß, wer einmal einen Schornstein auf- und abgestiegen sey, ihn selbst einer Treppe vorzöge. In Deutschland käme ein Liebhaber schön an, wenn er einen Schornstein hinabklettern wollte. Ja wenn er Lust hätte, auf einen Feuerheerd, oder in einen Waschkessel mit Lauge, oder in die Antichambre von zwey bis drey Oefen zu fallen, die man wohl gar von innen nicht einmal aufmachen kann. Und gesetzt, man wollte den Liebhaber so in die Küche springen lassen, so ist die Frage, wie bringt man ihn aufs Dach? Die Kater in Deutschland können diesen Weg wohl zu ihren Geliebten nehmen, aber die Menschen nicht. Hingegen in England formiren die Dächer eine Art von Straße, die zuweilen besser ist, als die auf der Erde; und wenn man auf einem ist, so kostet es nicht mehr Mühe auf das andere zu kommen, als über eine Dorfgosse im Winter zu springen. Man will zwar sagen, man habe diese Einrichtung wegen Feuersgefahr getroffen; da aber diese sich kaum alle 150 Jahre in einem Hause ereignet, so stelle ich mir vor, daß man es vielmehr zum Trost bedrängter Verliebten und Spitzbuben für nützlich befunden hat, die sehr oft diesen Weg nehmen, wenn sie gleich noch andere wählen könnten, und gewiß allemal, wenn die Retirade in der Eil geschehen muß, gerade so wie etwa die Hexen und der Teufel in Deutschland zu thun pflegen.

Endlich eine rechte Hinderniß von Intriguen ist der sonst feine und lobenswürdige Einfall der Postdirectoren in Deutschland, durch den eine unzählige Menge von Tugenden des Jahres erhalten werden, daß sie statt der englischen Postkutschen und Maschinen, in denen sich eine schwangere Prinzessin weder fürchten noch schämen dürfte zu reisen, die so beliebten offenen Rumpelwagen eingeführt haben. Denn was die bequemen Kutschen in England und die dortigen vortrefflichen Wege für Schaden thun, ist mit Worten nicht auszudrücken.

Fürs erste, wenn ein Mädchen mit ihrem Liebhaber aus London des Abends durchgeht, so kann es in Frankreich seyn, ehe der Vater aufwacht, oder in Schottland, ehe er mit seinen Verwandten zum Schluß kommt; daher ein Schriftsteller weder Feen, noch Zauberer, noch Talismane nöthig hat, um die Verliebten in Sicherheit zu bringen; denn wenn er sie nur bis nach Charingcroß oder Hydepark-Corner bringen kann, so sind sie so sicher, als wenn sie in des Weber Meleks Kasten wären. Hingegen in Deutschland, wenn auch der Vater den Verlust seiner Tochter erst den dritten Tag gewahr würde, wenn er nur weiß, daß sie mit der Post gegangen ist, so kann er sie zu Pferde immer noch auf der dritten Station wieder kriegen.

Ein anderer übler Umstand sind die leider nur allzuguten Gesellschaften in den bequemen Postkutschen in England, die immer voll schöner, wohlgekleideter Frauenzimmer stecken, und wo, welches das Parlament nicht leiden sollte, die Passagiere so sitzen, daß sie einander ansehen müssen; wodurch nicht allein höchst gefährliche Verwirrung der Augen, sondern zuweilen eine höchst schändliche zum Lächeln von beiden Seiten reizende Verwirrung der Beine, und daraus endlich eine oft nicht mehr aufzulösende Verwirrung der Seelen und Gedanken entstanden ist; so daß mancher ehrliche junge Mensch, der von London nach Oxford reisen wollte, statt dessen zum Teufel gereist ist. So etwas ist nun, dem Himmel sey Dank, auf unsern Postwagen nicht möglich. Denn erstlich können artige Frauenzimmer sich unmöglich auf einen solchen Wagen setzen, wenn sie sich nicht in der Jugend etwas im Zaunbeklettern, Elsternesterstechen, Aepfelabnehmen und Nüsseprügeln umgesehen haben; denn der Schwung über die Seitenleiter erfordert eine besondere Gewandtheit, und wenige Frauenzimmer können ihn thun, ohne den untenstehenden Wagenmeister und die Stallknechte zum Lachen zu bringen. Für das zweyte, so sitzt man, wenn man endlich sitzt, so, daß man sich nicht in das Gesicht sieht, und in dieser Stellung können, was man auch sonst dagegen sagen mag, wenigstens Intriguen nicht gut angefangen werden. Die Erzählung verliert ihre ganze Würze, und man kann höchstens nur verstehen, was man sagt, aber nicht was man sagen will. Endlich hat man auf den deutschen Postwagen ganz andere Sachen zu thun, als zu plaudern; man muß sich fest halten, wenn die Löcher kommen, oder in den schlimmen Fällen sich gehörig zum Sprung spannen; muß auf die Aeste acht geben, und sich zur gehörigen Zeit ducken, damit der Hut oder Kopf sitzen bleibt; die Windseite merken, und immer die Kleidung an der Seite verstärken, von wo der Angriff geschieht; und regnet es gar, so hat bekanntlich der Mensch die Eigenschaft mit andern Thieren gemein, die nicht in oder auf dem Wasser leben, daß er stille wird, wenn er naß wird; da stockt also die Unterredung ganz. Kommt man endlich in ein Wirthshaus, so geht die Zeit mit andern Dingen hin: der eine trocknet sich, der andere schüttelt sich, der eine kaut seine Brustkuchen, und der andere bäht sich den Backen und was dergleichen Kindereyen mehr sind.

Hierbey kommt noch ein Umstand in Betrachtung, der auch alle freundschaftliche Mischung der Gesellschaft in den Wirthshäusern unmöglich macht. Nähmlich weil die Postwagen-Reisen mit so vielen Trübsalen verbunden sind, so hat man dafür gesorgt, daß die Wirthshäuser noch um so viel schlechter sind, als nöthig ist, um den Postwagen wieder angenehm zu machen. Ja man kann sich nicht vorstellen, was das für eine Wirkung thut. Ich habe Leute, die zerstoßen und zerschlagen waren und nach Ruhe seufzten, als sie das Wirthshaus sahen, wo sie sich erquicken sollten, sich mit einem Heldenmuth entschließen sehen weiter zu reisen, der wirklich etwas ähnliches mit

jenem Muth des Regulus hatte, der ihn nach Carthago zurückzugehen trieb, ob er gleich wußte, daß man ihn dort in eine Art von deutschen Postwagen setzen, und so den Berg hinunter rollen lassen würde.

Also fallen die Postkutschen-Intriguen mit den Postkutschen selbst, den rechten Treibhäusern für Episoden und Entdeckungen schlechterdings weg. Aber im Hannöverischen, wird man sagen, ist ja nun eine Postkutsche. Gut, ich weiß es, und zwar eine, die immer so gut ist, als eine englische. Also soll man alle Romane auf dem Wege zwischen Haarburg und Münden anfangen lassen, den man jetzt so geschwind zurücklegt, daß man kaum Zeit hat recht bekannt zu werden? Alles was ja die Fremden thun, ist, daß sie in das Lob des Königs ausbrechen, der dieses so geordnet hat, oder schlafen. Denn sie sind gemeiniglich, ehe sie in diese Kutsche kommen, so abgemattet, daß sie nun glauben, sie wären zu Hause oder lägen im Bette. Das sind aber in der That die rechten Gegenstände für einen Roman, fünf schlafende Kaufleute schnarchend einzuführen, oder ein Kapitel mit dem Lobe des Königs anzufüllen. Das erstere ist schlechterdings gar kein Gegenstand für ein Buch, und das letztere für keinen Roman. Aber ich bin durch diesen unnützen Einwurf nur von meiner Sache abgekommen. Ja wenn nicht noch zuweilen ein Kloster wäre, wo man ein verliebtes Paar unterbringen könnte, so wüßte ich mir keinen eigentlich deutschen Roman bis auf die dritte Seite zu spielen; und wenn es einmal keine Klöster mehr gibt, so ist das Stündchen der deutschen Romane gekommen.

2. Beispiel.

Anschlag-Zeddel im Namen von Philadelphia.

(Verm. Schrift. Th. 3. S. 231—238.)

AVERTISSEMENT.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem neunten Jenner dieses Jahres anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt,

darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerey zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königinn Oberea auf Otaheite mit dem größten Beyfall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die beßten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit

2) Nimmt er 6 Loth des beßten Arsenikts, pulverisirt und kocht ihn in 2 Kannen Milch und tractirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweyten Streich, da der Chapeau sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund wie vorher.

4) Er zieht drey bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses,

künftig aber hoch in freyer Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt sieht nichts. Göttingen den 7. Jenner 1777.

3. Beispiel.

Aus: Ueber Physiognomik wider die Physiognomie.
(Das. Th. 3. S. 429—439.)

Niemand wird läugnen, daß in einer Welt, in welcher sich alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Theil ein Spiegel des Ganzen ist. Wenn eine Erbse in die mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes Auge, als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer als das Auge dessen, der alles sieht, die Wirkung davon auf der chinesischen Küste verspüren. Und was ist ein Lichttheilchen, das auf die Netzhaut des Auges stößt, verglichen mit der Masse des Gehirns und seiner Aeste, anders? Dieses setzt uns oft in den Stand, aus dem Nahen auf das Ferne zu schließen, aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, aus dem Gegenwärtigen auf das Vergangene und Künftige. So erzählen die Schnitte auf dem Boden eines zinnernen Tellers die Geschichte aller Mahlzeiten, denen er beygewohnt hat, und eben so enthält die Form jedes Landstrichs, die Gestalt seiner Sandhügel und Felsen, mit natürlicher Schrift die Geschichte der Erde, ja jeder abgerundete Kiesel, den das Weltmeer auswirft, würde sie einer Seele erzählen, die so an ihn angekettet würde, wie die unsrige an unser Gehirn. Auch lag vermuthlich das Schicksal Roms in dem Eingeweide des geschlachteten Thieres, aber der Betrüger, der es darin zu lesen vorgab, sah es nicht darin. Also wird ja wohl der innere Mensch auf dem äußern abgedruckt seyn? Auf dem Gesicht, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen, werden Zeichen und Spuren unserer Gedanken, Neigungen und Fähigkeiten anzutreffen seyn. Wie deutlich sind nicht die Zeichen, die Clima und Handthierung dem Körper eindrucken? Und was ist Clima und Handthierung gegen eine immer wirkende Seele, die in jeder Fiber lebt und schafft? An dieser absoluten Lesbarkeit von allem in allem zweifelt Niemand. Auch ist es nicht nöthig, zum Beweis, daß es eine Physiognomik gebe, Exempel in Menge beyzubringen, wo man aus dem Aeußern eines Dinges auf das Innere zu schließen pflegt, wie einige Schriftsteller gethan haben. Der Beweis wird sehr kurz, wenn man sagt: unsere Sinne zeigen uns nur Oberflächen, und alles andere sind Schlüsse daraus. Besonderes Tröstliches folgt hieraus für Physiognomik, ohne nähere Bestimmung, nichts, da eben dieses Lesen auf der Oberfläche die Quelle unserer Irrthümer, und in manchen Dingen unserer gänzlichen Unwissenheit ist. Wenn das Innere auf dem Aeußern abgedruckt ist, steht es deßwegen für unsere Augen da? und können nicht

Spuren von Wirkungen, die wir nicht suchen, die bedecken und verwirren, die wir suchen? So wird nicht verstandene Ordnung endlich Unordnung, Wirkung nicht zu erkennender Ursachen Zufall, und wo zu viel zu sehen ist, sehen wir nichts. Das Gegenwärtige, sagt ein großer Weltweiser, von dem Vergangenen geschwängert, gebiert das Künftige. Sehr schön. Aber was für eiteles, elendes Stückwerk ist nicht gleich unsere Wetterweisheit? Und nun gar unsere prophetische Kunst! Trotz den Bänden meteorologischer Beobachtungen ganzer Academien, ist es noch immer so schwer vorher zu sagen, ob übermorgen die Sonne scheinen wird, als es vor einigen Jahrhunderten gewesen seyn muß, den Glanz des Hohenzollerischen Hauses voraus zu sehen. Und doch ist der Gegenstand der Meteorologie, so viel ich weiß, eine bloße Maschine, deren Triebwerk wir mit der Zeit näher kommen können. Es steckt kein freyes Wesen hinter unsern Wetterveränderungen, kein eigensinniges, eifersüchtiges, verliebtes Geschöpf, das um einer Geliebte willen einmal im Winter die Sonne wieder in den Krebs führte. Entwickelten sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegungen ihrer Seelen modificirt, und durch keine äußere Kräfte gestört, und bequemte sich die Seele wiederum rückwärts mit analogischer Biegsamkeit nach den Gesetzen, denen der Körper unterworfen ist: so würde die herrschende Leidenschaft, und das vorzügliche Talent, ich läugne es nicht, bey verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsformen hervorbringen, so wie verschiedene Salze in verschiedene Formen anschießen, wenn sie nicht gestört werden. Allein gehört denn unser Körper der Seele allein zu, oder ist es nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesetz er befolgen, und deren jeder er Genüge leisten muß? So hat jede einfache Steinart im reinsten Zustande ihre eigene Form, allein die Anomalien, die die Verbindung mit andern hervorbringt, und die Zufälle, denen sie ausgesetzt sind, macht, daß sich auch oft der geübteste irrt, der sie nach dem Gesicht unterscheiden will. So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Clima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschluß, sondern oft Zufall und oft Pflicht aussetzen. Sind die Fehler, die ich in einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers, oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze oder einer warmen Stube? Aeußerste Biegsamkeit des Körpers, Perfektibilität und Corruptibilität desselben, deren Grenze man nicht kennt, kommt hierin dem Zufall zu statten. Die Falte, die sich bey dem einen erst nach tausendfacher Wiederholung derselben Bewegung bricht, zeigt sich bey dem andern noch weniger; was bey dem einen eine Verzerrung und Auswuchs verursachet, den selbst die Hunde bemerken, geht dem andern unbezeichnet, oder doch menschlichen

Augen unmerkbar hin. Dieses zeigt, wie biegsam alles ist; und wie ein kleiner Funke das Ganze in dem auffliegen macht, der in dem andern kaum einen versengten Punkt zurückläßt. Bezieht sich denn alles im Gesicht auf Kopf und Herz? Warum deutet ihr nicht den Monath der Geburt, kalten Winter, faule Windeln, leichtfertige Wärterinnen, feuchte Schlafkammern, Krankheiten der Kindheit aus den Nasen? Was bey dem Mann Farbe wirkt, wirkte bey dem Kind Form, grünes Holz wirft sich bey dem Feuer, an dem ein trocknes bloß braun wird. Daher vermuthlich die regelmäßigeren Gesichtszüge der Vornehmen und Großen, die sicherlich weder an Geist noch Herz Vorzüge besitzen, die wir nicht auch erreichen könnten. Oder ist Versehen der Seele und der Amme einerley, und wird die erstere nach der Verdrehung ihres Körpers ebenfalls verdreht, daß sie nun gerade einen solchen Körper bauen würde, wenn sie wieder einen zu bauen kriegte? Wie? Oder füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssige, das allezeit die Form des Gefäßes annimmt: so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der schadenfroh wird, dem man die Nase platt drückt? Ein rohes Beyspiel, aber mit Fleiß gewählt. In unserm Körper selbst und den Säften desselben liegen hundert Quellen von gleich merklichen, aber minder gewaltsamen Veränderungen. Ferner, ihr läugnet nicht, daß lange nach Formirung der festen Theile des Körpers der Mensch einer Verbesserung oder Verschlimmerung fähig ist. Aber überzieht sich die blanke Stirne mit Fleisch, oder stürzt die convexe ein, wenn das Gedächtniß verschwindet? Mancher kluge Kerl fiel auf seinen Kopf und wurde ein Narr, und ich erinnere mich in den Memoiren der Pariser Academie gelesen zu haben, daß dort einmal ein Narr auf den Kopf stürzte und klug wurde. In beiden Fällen wünschte ich das Schattenbild des Antecessors neben dem Schattenbild seines Successors zu sehen, und die Lippen und Augenknochen beider zu vergleichen. Die Beyspiele sind freylich gesucht. Allein wollt ihr denn bestimmen, wo Gewaltthätigkeit anfängt und Krankheit aufhört? Die Brücke, die zwey Ideen-Reihen verbindet, kann so gut einstürzen, wenn ich mich erkälte, als wenn ich auf den Kopf falle, und am Ende wäre wohl gar Mensch seyn, so viel als krank seyn.

4. Beispiel.

Aus: Fragment von Schwänzen.

(Das. Th. 3. S. 593.)

1) Heroische kraftvolle.

B. Englischer Doggenschwanz.

B. Der du mit menschlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängst, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinführst, lieber

Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz, und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen Durchaus nichts weichlich, „hundselndes, nichts damenschößigtes, zuckernes“ mausknapperndes, winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtliches, kraftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen, zwischen den Beinen, und hühnerhündischer, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich der Scepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht hohe an menschliche Idiodität angrenzende Hundheit in der Krümmung bey a. An Lage wie nach der Erde, an Bedeutung wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerey warmen Dieners, und verleihe einen wie B.

Dieser Schwanz gehörte Heinrich des VIII. Leibhunde zu. Er hieß und war Cäsar. Auf seinem Halsbande stand das Motto: aut Cäsar, aut nihil, mit goldenen Buchstaben, und in seinen Augen eben dasselbe, weit leserlicher und weit feuriger. Seinen Tod verursachte ein Kampf mit einem Löwen, doch starb der Löwe fünf Minuten früher als Cäsar. Als man ihm zurief, Marx der Löwe ist todt, so wedelte er dreymal mit diesem verewigten Schwanze, und starb als ein gerochener Held.

Molliter ossa quiescant.

5. Beispiel.

Aus der ausführlichen Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche mit Copien von E. Riepenhausen.

Aus den Tags-Zeiten. 4. Der Mittag. (Erst. Lief. S. 212.)

Auf der entgegengesetzten Seite des Blatts[1]) kehrt der Künstler in sein Fach zurück, und da sieht man ihm mit Vergnügen zu. Zuerst ein Haus mit dem Kopfe Johannis des Täufers in der Schüssel, mit der Unterschrift: good eating (gut zu Essen, oder hier speiset man gut). Die beiden Hundszähne vom Löwen oder Wolf, worin das Motto eingeklammert zu seyn scheint, sind hier nicht so wohl die Parenthesen-Zeichen, als die Parenthese selbst: Gutes Essen (für ein Solches Gebiß nämlich). In London hatten ehemahls die meisten Häuser Schilde, oft ohne den geringsten Bezug auf den Stand oder das Gewerbe des Bewohners. Vielleicht

1) Auf der andern kommt ein süßliches Paar aus der Kirche, ein französischer Tanzmeister mit einer französischen Dame.

zog, nachdem der Kopf Johannis schon da war, ein Traiteur hinein. Gleich darneben hängt an dem Hause eines Branntweinbrenners (distiller), wie der Krug auf dem Pfosten und die am Hause herumhängenden hölzernen Krüge andeuten, ein Schild mit einer Frau ohne Kopf, worunter steht: The good woman (die gute Frau). Also dort ein Kopf ohne Körper, und hier ein Körper ohne Kopf. Wie man in England, wo, wie in Deutschland, die besten Weiber immer die besten Köpfe haben, so etwas hat dulden können, und noch immer duldet, ist mir unbegreiflich. Der Einfall ist nicht von Hogarth, denn wirklich ist diese Vorstellung in London sehr gemein, und wie Herr Ireland anmerkt, jetzt vorzüglich den Farbenhändlern eigen. Das verstehe ich nicht. Ein Mensch ohne Kopf bezeichnet hingegen eine Branntweinbrennerey nicht übel; denn Branntwein setzt Geist an die Stelle des Kopfs, und Geister können nicht gemahlt werden. Aber damit hat Hogarth nicht genug. In diesem Hause, wo man übrigens noch nach wahrer Zeit speiset, läßt er zwischen dem Manne und seiner guten Frau einen kleinen Dispüt über das Essen entstehen. Dieses nimmt ihre Güte so übel, daß sie die Hammelskeule mit sammt dem Gemüse, selbst am Sonntage, unter die Heiligen auf die Straße wirft. Das ist recht. Denn wenn schon das Essen durch die Versendung nicht besser wird, so ißt sichs doch nun oben mit mehr Ruhe. Lustig ist es, daß einige vorbeygehende Leute, die entweder den soliden Segen von Oben kommen hören, oder weil ihn der flüssige schon auf ihren Kleidern vorläufig angekündigt hat, plötzlich unten in das Haus hineinflüchten, Entschädigung für die Flecken zu fordern, oder zu warten bis der Schauer vorüber ist. Einer hat sogar, glücklicher Weise schon einen Besen bey sich, als wäre er gekommen um das gute Essen unten aufzusammeln.

Linker Hand im Vorgrunde, gerade unter dem Einfluß des ominösen Kopfs, wird des guten Essens auf und über dem Steinpflaster noch immer mehr. Ein Knabe hat einen in einer irdenen Schüssel im Backhause gebacknen Pudding (baked pudding), für die rissige Schüssel etwas zu hart, auf den Pfosten gesetzt; sie geht darüber entzwey, und der Pudding wird in demselben Augenblick good eating für ein gesundes, englisches Straßenmädchen, die vortrefflich mit dem französischen Zwerge contrastirt ist. Die Figur des armen Teufels, den dieses Unglück trifft, hat Hogarth aus einem Gemählde von Poussin genommen, das sich in der Sammlung des Herrn Hoare zu Stourhead befinden soll, und den Sabiner-Raub vorstellt. Hinter diesen ist eine üppige Coalition zwischen Africa und Europa. Das Mädchen, dessen Fülle vermuthlich vorsätzlich, der Flachheit der französischen Dame gegenüber gesetzt ist, so wie die derbe Sinnlichkeit des Mohren dem Platonischen Geflüster des Tanzmeisters, hat so eben auch aus dem Backhause eine Pastete geholt. Durch den nachgiebigen Widerstand, den sie ihrem schwarzen Bekannten leistet, fließt auch etwas davon

heraus auf die Straße. Das wäre also good eating zum drittenmahl, und der müßte Hogarth's Schalkheit schlecht kennen, der nicht im ersten Blick sähe, daß dieser Kuß hier als vierter Gang servirt wird. Umsonst stehen diese beiden Köpfe nicht so unmittelbar unter dem Motto. Ganz voran liegt, vermuthlich der Unreinlichkeit von Hoglane noch einen Hieb zu geben, eine zu Tode gesteinigte Katze; vielleicht auch neben her zugleich mit als good eating zum fünften und letzten Mahle.

Physiognom.

Johann Caspar Lavater. 1741—1801.

Johann Caspar Lavater wurde am 15. November 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater Heinrich Lavater Arzt und Mitglied der Zürcherischen Regierung war. Seine Erziehung wurde von einer trefflichen Mutter geleitet, wie sein Vater das Beispiel eines unsträflichen Bürgers war. Vor Allem wirkte der Mutter Frömmigkeit mit ausgezeichnetem Verstande verbunden auf den schönen zarten Knaben; doch rührte ihn als Kind das neue Testament weniger als das alte, und sein Herz, wie er sagt, bedurfte damals noch keinen Christus, bedurfte nur einen Gebet erhörenden Gott. Als Mann aber empfand er: „die Menschen bedürfen nicht nur einen anbetungswürdigen Gott, sondern einen, den sie als theilnehmend an ihren „Bedürfnissen darstellen können. Das ewige, unsichtbare, allerhöchste, alles „durchdringende Wesen kann ohne Christus allenfalls von den weisesten „und empfindlichsten Wesen angebetet, aber ohne ihn nicht angefleht „werden." — Christus ist ihm das Angesicht Gottes, „in dem sich mehr „als in keinem andern, mehr als in allen zusammengenommen, alle in Gott „verborgnen, in der Schöpfung offenbaren Gotteskräfte spiegeln." — An diesen damals von Wenigen erkannten Glauben schloß sich dann der auch von Stilling angenommene und bis zur Schwärmerei festgehaltene von der Erhörung jedes auch auf die äußerlichsten Dinge gerichteten ernstlichen Gebetes. — Lavater war zugleich ein stiller und lebhafter Knabe, immer in der Höhe schwebend und an der Tiefe klebend und dabei durchaus wahr und treu. Im zehnten Lebensjahre entschied er sich für den geistlichen Stand und kämpfte von nun um so mehr gegen seine natürliche Munterkeit und Lustigkeit immer mit glühendem Durst nach dem Höheren und Edleren sich sehnend.

In seinem zwölften Jahre kam Wieland nach Zürich zu Bodmer, und als seine Sehnsucht, den schon damals berühmten Mann zu sehen,

erfüllt wurde, prägte sich sein Bild seiner Seele auf immer unauslöschlich ein. Jetzt fesselte ihn auch die Lectüre, doch verfuhr er dabei ohne Plan, nahm sich nur vor, kein einziges Buch, was er zu lesen angefangen, unbeendigt aus der Hand zu legen. Im Jahre 1758 rückte er nach Beendigung seines Schulkursus in das akademische Gymnasium (collegium humanitatis), wo die Brüder Heinrich und Felix Heß, die mit ihm das Studium der Theologie theilten, und Heinrich Füßli seine innigen Freunde wurden. Bodmer und Breitinger waren seine Lehrer, und der erstere wirkte besonders auf sein dichterisches Talent. Am Ende des Jahres 1759 wurde er in die theologische Klasse aufgenommen und von da an war das Studium der Theologie, der Bibel und ihrer Anwendung auf jeden Vorfall die Hauptsache seines Lebens. Große Kämpfe hatte er mit sich selbst, und ob er in Anderer Augen als der unsträflichste Jüngling erschien, that er sich selbst doch nie genug. Im Jahre 1762 wurde er in's Ministerium aufgenommen und zeichnete sich bald als Redner wie als Menschenkenner aus.

Einen großen Ruhm erwarb sich Lavater durch seine feurige Rechtsliebe und den unerschrocknen Muth des freien Schweizers, womit er den ungerechten Landvogt Felix Grebel, den Schwiegersohn des damaligen Bürgermeisters, angriff und seine Absetzung und Flucht bewirkte. Drauf unternahm er mit seinen Freunden Felix Heß und dem Mahler Heinrich Füßli (der auch mit ihm gegen Grebel gekämpft hatte) eine Reise zum damaligen Präpositus Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern, wobei sie über Leipzig und Berlin gingen und viele berühmte Männer kennen lernten, Lavater aber in einem neunmonatlichen Aufenthalt bei Spalding Geist und Herz stärkte und dann über Quedlinburg, wo er den hochverehrten Klopstock fand, Braunschweig, Göttingen, Frankfurt a. M. 1764 nach der Vaterstadt zurückkehrte. — Im Jahr 1766 verheirathete er sich mit Anna Schinz, einer Kaufmannstochter, welche schon als Jungfrau durch stille Frömmigkeit sich auszeichnete. Er wurde 1769 Prediger an der Waisenhauskirche, welches Amt er 1778 mit dem Diakonat und 1786 mit der Pfarrstelle an der St. Peterskirche vertauschte.

Er hatte schon mehrere Schriften herausgegeben und 1767 erschienen seine Schweizerlieder, welche die schönsten und edelsten Thaten der Väter in einfachen Liedern darstellten, dann folgte sein christliches Handbüchlein und die „Aussichten in die Ewigkeit," wodurch er sich an Swedenborg anschließt, aber was jener geschaut haben will, nur als Vermuthung darstellt und den Glauben an persönliche Fortdauer und Unsterblichkeit unerschüttert und für Viele segensreich festhält, jedoch auch weit über die Aussprüche der heil. Schrift hinausgeht. — Auch seine Meinungen über Kraft des Glaubens, des Gebets und der Gaben des heiligen Geistes bildete er jetzt mehr aus. — Als er 1769 den zweiten Theil von: Bonnets Palingenesie oder Untersuchungen der Beweise für das Christenthum bearbeitete und

herausgab, weihte er sie Moses Mendelssohn und forderte diesen auf, sie zu widerlegen oder Christ zu werden. Mendelssohn antwortete ruhig und würdig und Lavatern that der Schritt später leid, er wurde aber nun häufig, anfangs auch von Lichtenberg als Proselytenmacher verschrieen, wie sein fester Glaube an Gebetserhörung und Wunder und sein schwärmerisches Auffassen unbewiesener Lehren ihm viele Feinde zuzog. Am meisten war dies aber der Fall, als er den Wunderthäter Gaßner, der im Namen Jesu Krankheiten zu heilen vorgab, nicht verwarf, 1774 bis 1778, und mit Dr. Semler, dem Hauptgegner der Dämonologie, deshalb Briefe wechselte, und als er, sich dem Studium der Physiognomik hingebend, davon immer gewisser wurde, daß das Wesentlichste der Anlagen und des Charakters eines Menschen in seinem Angesichte vorzüglich und in der ganzen Form seines Körpers lesbar sein müsse. Im Jahre 1775 erschien der erste Band seiner „physiognomischen Fragmente," welche allgemeines Aufsehen machten und eine Fluth von Widerlegungen aufregten, worunter die von Lichtenberg erschienenen Aufsätze am bedeutendsten sind. — Auch der Magnetismus erregte Lavaters ganze Aufmerksamkeit, befriedigte ihn aber nicht auf die Länge. — Im Jahre 1781 ließ er ein zweites Bändchen seiner vermischten Schriften drucken, worin sich eine Auswahl seiner Correspondenz und Auszüge aus Predigten finden. Auch gab er seine Poesieen in zwei Bänden heraus, wie 1780 eine poetische Umschreibung der Offenbarung Johannis: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn," herausgekommen war. In dieser Zeit bearbeitete er auch 1782—1785 seinen „Pontius Pilatus," worin sich viel Phantastisches, Übertriebenes und Ungenießbares findet, und von 1783—1786 seinen „Jesus Messias, oder die Evangelien und die Apostelgeschichte in Gesängen. 4 Bde.," „eine dichterische Messiade," sagt er, „wie die vier Evangelien und die Apostelgeschichte eine historische sind, welche freilich nicht der Klopstockschen gleichkommt, aber dieser viel verdankt.

Im Jahre 1793 reiste Lavater auf mehrmalige Einladung des Grafen Bernstorf nach Kopenhagen, wo ihn Steffens, damals 20 Jahr alt, über das Gebet predigen hörte und aufs allertiefste ergriffen wurde. Das Tagebuch dieser Reise, was nur für Freunde erscheinen sollte, erhielt aber nicht den erwarteten Beifall und blieb unvollendet. Vielmehr kam dagegen (von v. Knigge) eine witzige Parodie: Reise nach Fritzlar heraus, welches indeß die letzte Schrift gegen ihn war. Die Beschuldigungen seines Katholicismus und seiner Sectenmacherei ließen auch nach, wie freilich auch die auf seinen Reisen durch Deutschland oft bis zur Vergötterung getriebene Verehrung des merkwürdigen Mannes allmählich nachließ. — Sein für alles Gute und Schöne empfängliches Herz bewog ihn auch dazu einen Kreis Wahrheit liebender Männer zusammen zu bringen, um von Fichte, welcher seit 1794 sich in Zürich aufhielt und dort sich verheirathete, noch ehe er dem Rufe

nach Jena folgte, „Vorlesungen über die kritische Philosophie“ zu hören, weil er es für unverantwortlich hielt, einen solchen Mann wegziehen zu lassen, ohne ihn benutzt zu haben.

Wie Klopstock, so wurde auch er anfangs von der französischen Revolution freudig ergriffen, aber als sich in ihr Unsittlichkeit, Gewaltthat und Greuel aller Art zeigten, fühlte er sich auch eben so veranlasst kräftig gegen sie aufzutreten und vor ihrem Verderben zu warnen. Aber bald regte sich, wie er gefürchtet, auch der Revolutionsgeist in der Schweiz, dem er mit all seiner Kraft entgegentrat, und als nun auch die französische Macht sich nahte und als neuer Gesetzgeber sein Vaterland bedrückte, redete er unerschrocken und mit dem glühendsten Feuereifer auf der Kanzel und wo er konnte, gegen die Bedrücker, wie sein „Wort eines freien Schweizers an die große Nation“ beweiset. Auf der andern Seite suchte er auch ruhige Unterwerfung und Gehorsam gegen die Obern zu fördern und gab in diesem Sinn ein christliches Wochenblatt heraus. Seine Freimüthigkeit und Unerschrockenheit erregten aber den Widerwillen des Helvetischen Directoriums, und so wurde er eine Zeit lang als Freund der Östreicher und Russen nach Basel deportirt, musste aber bald wieder entlassen werden.

Als Zürich nach der Schlacht am 25. Septbr. 1799 von den Franzosen eingenommen wurde, und er am folgenden Tage einem von einem ungestümen Franzosen bedrohten Nachbar hülfreich beistehen wollte, erhielt er eine Schußwunde in den Unterleib, welche seine Gesundheit zerstörte und nach längerer Krankheit, nachdem er noch das neue Jahrhundert dichterisch begrüßt hatte, am 2ten Januar 1801 in seinem sechzigsten Jahre seinen Tod herbeizog.

Er gehörte unstreitig zu den bedeutendsten, wirksamsten, liebenswürdigsten und frömmsten Menschen seines Jahrhunderts, welcher der Welt im Ganzen wie seiner Gemeine, seinen Freunden, seiner geliebten Familie innigst und segensreich angehörte, vor allem auch der freigebigste Wohlthäter der Armen und ein durchaus aufrichtiger und wahrer Mensch und Geistlicher war.

Als Schriftsteller schildern wir ihn mit seines Landsmanns Hagenbachs Worten[1]): „Lavater mochte Briefe, Predigten, Gedichte, „Betrachtungen, Tagebücher schreiben oder was er wollte, er mochte mit „seinem Gott reden oder mit seinen Freunden sich unterhalten, oder mit „sich selbst, er gab sich wie er war, und wenn man ihn auch von Eitelkeit „nicht frei sprechen will, so wird man doch die mit der Eitelkeit so oft ver„bundene Affectation und Ziererei nicht finden; Natürlichkeit, Aufrichtigkeit,

1) Die Kirchengeschichte des 18ten u. 19ten Jahrhunderts von Dr. K. R. Hagenbach. Th. I. 2w. Aufl. S. 509.

„Freimüthigkeit, ein sich Geben wie man ist, bildeten immer den Grundzug „seines Charakters, und eben darin liegt, bei der Frömmigkeit seines Her„zens und den schönen Gaben seines Geistes, das Bedeutende und Große „seiner Erscheinung." — Göthe sagt unter Anderm von ihm[1]): „Lavater „hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war seiner „Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in „der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft „geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt „gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit „dem innern vollkommen übereinstimmt und deren früheste Bildung, stetig „zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. „Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geist„lichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, „ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt „nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem „Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der jedem sehr schmeichlerisch „in die Ohren raunte: man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Noth und „Gehalt genug in sich selbst, alles komme nur darauf an, daß man ihn „gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, „religiös im höheren, auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denk„weise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie „fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jüng„lings entschiedenster Trieb, und seine lieblichste Beschäftigung, wie auf sich „selbst, so auf andre zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zart„gefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das äußere erleichtert, ja auf„gedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstel„lung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit „allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich „niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er."

Seine bedeutenderen Werke sind: 1. Zween Briefe an Hrn. M. Bahrdt, betreffend seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit.[2]) Bresl. 1763. — 2. Schweizerlieder von e. Mitgliede der Helvet. Gesellsch. zu Schinznach. Bern 1767. 8. Dritt. Aufl. 1768. Neueste 1788. (Ode am Ende des 18. Jahrhund.) — 3 **Aussichten in die Ewigkeit,** in Briefen ~~von~~ J. G. Zimmermann. 3. Th. Zürich 1768—1773. Dritt. Ausg. 1777. Viert. Th. 1778. (Das Ganze besteht aus 26 Abschn. wie v. den himmlischen Wohnungen, v. den himml. Leibern, v. d. Sprache im Himmel) — 4. Hrn. K. Bonnets Philosophische Palingenesie od. Gedanken üb. den ver-

1) Aus meinem Leben. Th. III. S. 261. (Göthe's Werke. 26. Bd. 1829. 12.)

2) Ein Buch von Martin Crugot, Hofpred. in Carolath, das Barth unverschämt veränderte.

gang. u. künftigen Zustand lebender Wesen. A. d. Franz. 2 Th. Zürich 1769. 70. (Hieran knüpft sich Lichtenbergs Satire Timorus.) — 5. Geh. Tagebuch v. e. Beobachter seiner selbst. Lpz. 1772. — Fortsetzg. Nachdenken über mich selbst. Offenb. 1776. 8. — 6. Vermischte Predigten. Frankf. a. M. 1770. 8. (20 Pred.) — 7. Predigten über das Buch **Jonas**, gehalten in der Kirche des Waisenhauses. 1772. (Zw. Ausgabe 1782. Zwei Hälften.) — 8. Verm. Gedanken. Fünf Monate lang hrsg. Frkf. u. Lpz. 1775. — 9. Vermischte Schriften. 2 Bdch. Winterthur 1774—1782. (worin Meinung v. d. Gaben des heil. Geistes, Kraft des Glaubens und Gebets.) — 18 Festpredigten nebst einigen Gelegenheitspred. 1774. 8. — 10. J. C. Lavater von der Physiognomik. Lpz. 1772. Zw. Stück 1772. — **Physiognomische Fragmente** zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe von J. C. Lavater. Gott schuf den Menschen sich zum Bilde. 4 Versuche. Mit vielen Kupfern. Leipz. u. Winterth. 1775—78. Roy. Quart. (90 Rthlr. 16 Gr.)[1]) — 11. Abraham und Isaak, religiöses Drama. Winterthur. 1776. 8. — 12. Zw. Predigten bei Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins. — Nebst einigen histor. u. poet. Beilagen. Leipz. 1777. Gehalten bei Anlaß der in der Nacht am 12. Herbstmonats vor dem allgem Buß- u. Bettage verübten Greuelthat der Vergiftung des heil. Nachtmahlweins. — 13. Sammlung einiger Gebete auf die wichtigsten Angelegenheiten des menschl. Lebens. Lpz. 1778. — 14. Predigten üb. d. Existenz des Teufels nebst Erklärung d. Versuchungsgesch. Jesu. 1778. u. and. Aufl. — 15. Jesus Messias od. d. Zukunft des Herrn nach der Offenbarung Joh. (Eine poetische freie Paraphrase der Offenb. Joh. in 24 Ges. mit Kupf.) — 16. Pontius Pilatus, oder der Mensch in allen Gestalten, oder Höhe und Tiefe der Menschheit, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, oder ein Universal Ecce Homo, oder alles in Einem. 4 Bde. (Zürich.) 1782 bis 1785. 12. (Lavater sagt selbst: „Es ist e. Werk, das sehr vieles für sehr viele enthält; aber sehr wenigen, auch weisen und guten Menschen ganz tauglich, ganz genießbar sein kann. Die, so es ganz genießen können, gehören in den engsten Kreis meiner Freunde, oder der sympathetischen Seelen. Es ist ein Werk, wie's geschrieben sein muß, um sich viele Erzfeinde und wenig Erzfreunde zu machen, Abdruck meines Geistes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir, allemal von Individualität, und ohne das Medium meiner Selbst eine im Ganzen ungenießbare Speise.") — 17. Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen. 4 Bde. Winterthur. 1783—86 mit (schönen) Kupf. „Eine dichterische Messiade wie die Evangelien u. Apostelgeschichte eine historische." — 18. Sämmtliche

1) Den Gesammtinhalt s. bis Jördens. Lex. deutscher Dichter und Prosaisten. Bd. III. S. 202.

kleinere Schriften von 1763—1783. Erst. Bd. Winterthur. 1784. Zw. Bd. Gelegenheitspred. Dritt. Bd. Briefe. 1787. 8. — 19. Verm. gereimte Gedichte v. 1766—1785. Winterthur. 1785. in 7 Büchern. (Geistliche, worunter e. Cantate: Die Auferstehung der Gerechten, moralische, vaterländische, Gelegenheits-, Trauer- und Trost-Gedichte, an Verschiedene und Allerlei.) — 20. Nathanael, oder die eben so gewisse als unermeßliche Göttlichkeit des Christenthums. Für Nathanaele u. s. f. Winterth. 1786. — 21. Rechenschaft an s. Freunde. Zw. Blätter. (Über Magnetism., Cagliostro, Jesuitism. u. Katholicism. an Nikolai, Biester.) — 22. Lieder für Leidende. Tüb. 1787. 8. — 23. Betrachtungen üb. d. wichtigsten Stellen der Evangelisten. 2 Bd. Winterthur. 1789—90. — 24. Handbibliothek für Freunde. (Das menschl. Herz. E. Gedicht.) Zürich 1790. — 25. Joseph v. Arimathia in 7 Ges. Hamb. 1794. — 26. Freimüthige Briefe über das Deportationswesen. — 27. Privatbriefe von Paulus u. Saulus. Winterthur. 1807. u. a. m. — S. nachgelassenen Schriften, herausg. von Georg Geßner. 5 Bde. Zürich 1801. 1802. — Lebensbeschreibung v. Georg Geßner. 3 Bde. Winterthur. 1802. 1803. — Ausgewählte Schriften. Herausg. von J. K. Orelli. 6 Th. Zürich 1841.

---

1. Beispiel.

Pontius Pilatus.

(Orelli. I. S. 28.)

1.

Unter den berühmten Namen von Menschen, Sündern und großen Herren, der allerberühmteste.

2.

In Ansehung seiner Berühmheit, gleichsam — beneidenswerth? Als wenn Er sie nicht verdiente? Sogar zum Sprichwort geworden.

3.

Man sagt nämlich von gewissen berühmten, hocherhobenen, erzglücklichen Leuten, denen der blutarme Neid das armselige Erdeglückchen, das Ruhm oder Ruf heißt, nicht gönnen mag: „Sie kommen zu der Ehr' „und dem Glücke, wie Pontius ins Credo, deutsch: Wie Pilatus ins „apostolische Glaubensbekenntniß!“

4.

Pilatus also ist gerade so berühmt, wie Jesus Christus, der „unter „Pontius Pilatus gelitten hat, gekreuzigt worden und gestorben ist."

5.

Und wer mag Ihm diesen Ruhm mißgönnen?

6.

Und wer denkt nach und findet nicht, daß Er dieser Berühmtheit würdiger ist, als alle sterblichen Menschen, die je diesem fliehenden Fantome, deutsch: Traumbild, verstehe den Ruf oder Ruhm, nachgelaufen sind, oder die diesem verfolgenden Fantome entfliehen wollten, und von ihm erhascht wurden.

7.

Hat Ihn nicht der Finger dessen, „der Alles wirkt nach dem Rathe „seines Willens," vor allen Sterblichen ausgezeichnet? War Er nicht vor der Grundlegung der Welt auserſehen, „zu thun Alles, was Gottes Hand „und Rath vorher beschlossen hatte, daß es geschehen sollte?"

8.

War er nicht zum Werkzeuge bestimmt, zu vollführen die allerwichtigste, einzigste, unvergleichbarste Gottes- und Satansthat, die je gethan ward und gethan werden kann?

9.

„Ward Ihm nicht von oben herab die Gewalt gegeben," zu sein der Richter des Richters aller Richter und aller Gerichteten? mithin Gewalt, seinen und aller Welt Richter „zu kreuzigen oder ledig zu lassen?"

10.

War Er nicht der Mund aller Geister und des Vaters aller Geister? aller Satanskinder und aller Gotteskinder? Sprach nicht die Hölle durch Ihn: „Er werde gekreuzigt!" — Und der Himmel: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen!"

11.

War Er nicht Alles in Einem? „Licht und Finsterniß? Chri„stus und Belial? Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit? Ein kleines Glied, „das große Dinge anrichtete? Ein wenig Feuer, das einen großen Wald „anzündete? Eine Welt der Ungerechtigkeit und der Gerechtigkeit? Bene„deite Er nicht Gott den Vatrr, indem Er den Unschuldigen nicht für „schuldig erkennen wollte? Verfluchte Er nicht den Menschen, der in der „Gleichheit Gottes war? Eben aus Einem Munde ging Benedeiung und „Fluch! Der Feigenbaum brachte Oliven und der Weinstock Feigen. „Regte sich nicht Alles in Ihm? Die Weisheit von unten her? Die „irdische, menschliche, teuflische? Und die Weisheit von oben herab, die „lauter, friedsam, bescheiden ist, unparteiisch und ungleichsnerisch?"

12.

Welcher Mensch ist ausgezeichnet? wenn der nicht? Welcher ist Mensch im Großen? wenn der nicht? Wer ist der höchsten Berühmtheit würdig? wenn der nicht?

13.

Wer ist mehr einzig in seiner Art, und wer mehr allgemein?

14.

Wer bemerkenswerther? Und wer mehr der Bemerkung aller Zeiten und Nationen dargestellt?

15.

Wer ist, wie Er, ein Zeiten und Welten lehrendes Symbol? Sinnbild? Fingerzeig? Welch ein Mensch!

16.

Wie sprach die menschliche Schwachheit durch Ihn, stark, wie die Gottheit? Die Leidenschaft, wie die Vernunft? Der Spott wie die Wahrheit?

17.

Wann sprach die Gerechtigkeit gerechter? wann ungerechter die Ungerechtigkeit? wann die Weisheit weiser? wann die Thorheit thörichter? wann die Erhabenheit einfältiger? die Einfalt beredter?

18.

Und von seiner Weisheit und Beredtsamkeit, die durch so viele Jahrhunderte fortschallt, und der Text unzähliger Predigten und der Haupttext dieses Buches geworden ist — hatte Er wohl nicht den mindesten Begriff — nicht die leiseste Ahnung.

19.

Wie sprach Er so unendlich viel höher, tiefer, allgemeiner, sinnreicher, als Er zu sprechen dachte? Wie viel mehr schrieb Er, als Er selbst verstand?

20.

Wie unendlich vielmehr war Er, als Er wußte, daß Er war?

21.

Und wie unendlich vielmehr Gutes und Böses that Er in einem Zeitraume von vier und zwanzig Stunden, als Er nie zu thun gesinnt sein konnte? als vor Ihm und nach Ihm kein Mensch gethan hat?

22.

Kann mehr von einem Menschen gesagt und gethan werden, als Pilatus von einem Freitagsmorgen bis den nächsten Samstagsmorgen gethan und geredet hat?

23.

Kann ein Mensch mehr sehen, mehr hören, mehr fühlen, als Er in dieser Zeit sah, hörte, fühlte?

24.

War je ein so glücklicher Mann, als Er, der das so nahe vor sich hatte, „was so viele Propheten und Gerechte begehrten zu sehen, und nicht „sahen, zu hören, und nicht hörten?" als Er, in dessen Hand das Schicksal dessen zu stehen schien, von dem das Schicksal aller Geister abhängt.

25.

War je ein unglücklicherer Mann, als Er? — der das größte Glück, das Ihm so nahe war, sich so aus den Händen schlüpfen ließ? es so in sein höchstes Unglück verwandelte?

26.

Wann hat die Menschheit menschlicher und unmenschlicher, wahrer und sich selbst widersprechender gehandelt?

27.

Wer stand je auf einer solchen Bühne? Wer spielte je eine so offene weitschichtige Rolle vor Gott und Menschen? vor Engeln und Satanen? vor Himmel und Erde? vor Gegenwart und Zukunft?

28.

Zwar Niemand kennt die Größe seiner Rolle — sie sei so groß oder klein. Doch welche Rolle kann klein genannt werden? Aber wer kann seine kleine oder große Rolle weniger kennen, als Pilatus seine übergroße kannte?

29.

Noch einmal — und noch manchmal: Wer war je so Repräsentant von Allem an Alles? Gottes und des Menschen, des Himmels und der Hölle Repräsentant? sprach immer zugleich so in Aller Namen? handelte zugleich als Bevollmächtigter, Gedungener, Bezahlter von allen sich widersprechenden Wesen?

30.

Riefen nicht Stimmen des Abgrunds durch Ihn: „Lasset uns des „Herrn und seines Gesalbten Bande zerreißen und ihre Stricke von uns „werfen!"

31.

Rief nicht eine Stimme vom Himmel durch Ihn: „Ich habe dennoch „meinen König eingesetzt auf Sion, meinem heiligen Berg!"

32.

„That Er nicht den Willen des Himmels, indem Er den Willen der „Hölle that? und den Willen der Hölle, indem Er den Willen des „Himmels that?"

33.

Welch' ein Ecce Homo! Welch' ein Mensch ohne Seinesgleichen!

34.

Welche Ehre und Schande! welche Höhe und Tiefe der Menschheit!

35.

Wer kann nun noch fragen: „Was soll mir Pontius Pilatus?“ Doch, laßt uns jetzt dieß Alles für eine Zeit lang gänzlich vergessen, und uns genug sein lassen, daß wir von diesem überberühmten Manne noch nicht das Mindeste wissen.

Censur des Verfassers.

Ich habe dieß erste Kapitel des Pontius Pilatus Zeile für Zeile, Wort für Wort durchgelesen, und nichts darin gefunden, das der Wahrheit und dem Zwecke dieser Schrift entgegen und nicht eines genugthuenden Beweises fähig ist, — und ich weiß, daß die Folge Alles, was jetzt noch nicht einleuchtet, einleuchtend machen wird.

2. Beispiel.

XXXIV.

Christus, der Eine und Untheilbare.

(Daselbst. S. 328.)

Ich gestehe ganz frei, daß es mir schwindelt, wenn ich den ganzen, einfachen, ungetheilten Christus des Evangeliums so schulmäßig spalten und das, was Gott so sehr zu einem Meisterstücke der Einfachheit und Mannigfaltigkeit gemacht hat, so peinlich einander entgegensetzen sehe. Ich wollte es auf mich nehmen, zu beweisen, daß weder Christus, noch seine Apostel diese schulgerechte Aengstlichkeit kennen. Wenn ich nur mit dem millionsten Theile meiner Kraft handle, so handelt doch Lavater, und je vollkommener ich bin, desto mehr von Lavatern lege ich in jede meiner Handlungen; so viel jede von mir fassen mag, so viel lege ich darein.

Es ist immer der von Gott beseelte, von Gottes Geist gewürzte Christ, der handelt, wenn ein echter Christ handelt, ob viel, ob wenig seiner Kräfte zu seiner Handlung aufgeboten werden. Wenn Paulus in Einem Hauche schreibt: „Der Herr wird mich erlösen von allem bösen Werk und mir zu seinem himmlischen Reiche verhelfen; Ihm sei Ehre von Ewigkeit!“ und: „Den Mantel, den ich in Troas bei Carpos ließ, bringe mir, wenn du kommst, und die Bücher, sonderlich aber das Pergament,“ war es nicht derselbe Paulus? Ist es nicht lächerlich, wenn der Deist lächelt und sagt: „Kann dieses inspirirt sein?“ und lächerlich, wenn der Orthodoxe sagt: „Es ist durch ein Wunder inspirirt.“ Ist es hergegen nicht vernünftig: Alles schreibt derselbe erleuchtete, von Gott und Wahrheit und Liebe beseelte, der ganze, ungetheilte, vom Geist besalzene, gewürzte Paulus, talis qualis:? So Christus. Der einmal überhaupt hellsehende, gute

göttliche Mensch Christus blieb in allen seinen Handlungen, bei allen seinen Worten derselbe ganze, göttliche, ungetheilte, vom Geist der Wahrheit und Liebe beseelte Mensch Christus, und wenn er nur den millionsten Theil seiner Kräfte, die alle auch in ihm waren, anwandte; so wie derselbe Gott und desselben Gottes Licht Adlersaugen und Fliegenaugen erleuchtet.

Es ist mir nichts widerlicher, als die schulmäßigen Spaltungen des Menschen und seiner Wirkungen. So wie dieselbe Feder schrieb: „Der Herr Jesus Christus sei mit deinem Geist!" und: „Dich grüßet Eubulus;" so derselbe Paulus. Dasselbe Alles, was ein göttlicher Mensch thut, ist, so viel es die Sache der Natur zuläßt, göttlich und menschlich. Christus bedurfte keiner Inspiration, um zu sagen: „Ich gehe noch nicht auf das Fest hinauf;" dennoch sprach es der überhaupt inspirirte Christus, derselbe und kein anderer, der sagte: „Ich und der Vater sind Eins!"

Inspiration; Göttlichkeit, ist eine Art von Leben, ein bestimmter Grad entwickelter Seelenkräfte, von dem allemal nach Bedürfniß der Sache Gebrauch gemacht wird, so daß Alles an einem göttlichen Menschen ebenso göttlich als menschlich ist, so wie die Kraft, die mich jetzt diesen Buchstaben schreiben macht, ebendieselbe ist, nur dem Grade nach verschieden, womit ich allenfalls einen Centner aufhebe. Diese Vorstellungsweise scheint mir äußerst luminos und erhebt uns über tausend peinliche Schwierigkeiten. Die Evangelisten hatten zur Schreibung ihrer Geschichte keine besondere Inspiration nöthig; dennoch schreiben inspirirte Männer, deren innerer Sinn geöffnet war, deren Seelenkräfte durch Christus und seinen Geist bis auf einen gewissen Grad entbunden waren, die evangelische Geschichte. Freilich, dese Männer hatten dann noch überdieß zu besondern Aufträgen und Ermunterungen, nebst ihrer allgemeinen positiven Bevollmächtigung, bisweilen Privataudienzen und Conferenzen mit dem Herrn, Specialbefehle zu vollführen. Jede solche Privatconferenz mußte dann nothwendig dem ganzen System ihres Denkens und Empfindens neues Licht, neues Leben, neuen Schwung geben.

Sorglos, mein Lieber! wie Freunde mit Freunden conversiren, unbekümmert, ob Alles, wa ich sage, einem besondern Zwecke diene, gern und furchtlos mit Dir mich über unsere Christenangelegenheiten unterhaltend, schreibe ich fort und denke nicht, daß Du mir sagen werdest: „Wozu dieses Alles?" Alles soll Dir im Ganzen meinen Sinn klar machen, Dir Anlaß geben, mich zu belehren, Dich vor einer neuen, Dir bisher ganz ungewohnten, strengen Grenzlinienziehung verwahren, Dich und mich im freien, unschulmäßigen, naturgemäßen, schriftgemäßen Denken üben. Alles, denke ich, mein Lieber! floß in Christus, das, was unsere Sprache göttlich und übernatürlich nennen muß, mit dem, was sie menschlich, natürlich nennt, so in Eins zusammen, daß man kleinlich, unweise und widerbiblisch handelt, wenn man sagt: Das war göttlich ohne Menschheit, das

menschlich ohne Gottheit. Alles war das einfachste Eins. Mit seiner natürlichen Menschenweisheit, Menschenliebe, Menschenkraft floß jedes von Außen in Ihn hineinkommende neue Maß des Geistes, wie der Geist jeder Nahrung mit dem Geiste unsers Lebens, zusammen, so daß weder göttliche Weisheit, die nicht menschlich, noch menschliche, die nicht göttlich war, in Ihm zu unterscheiden hat. Jede Grenzlinie, die man ziehen wollte, in Ansehung seiner Worte zum Beispiel, würde uns alle Momente in die peinlichste Verlegenheit setzen. Er sprach viel tausend göttliche Worte mit solcher Menschlichkeit, wie wir. „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedriget! Wenn du geladen wirst, so lade Arme! Liebet eure Feinde! Von wem nehmen die Könige der Erde Zoll? Zeiget mir die Münze!“ oder: „Ich bin vom Vater ausgegangen! Alles, was der Vater hat, ist mein! Ich will, wo ich bin, sollen auch die Meinigen sein!“ Alles das sagt derselbe ganze Christus, das Eine ist wie das Andere inspirirt und nicht inspirirt, Alles wahr, Alles göttlich-menschlich, so wie jeder Mensch als dasselbe physisch-psychologische Wesen spricht, er mag sprechen, was er will. Nirgends ist eine Grenzlinie, weder bei Ihm, noch den Aposteln gezogen, ausgenommen wo Specialbefehle gegeben werden. In der Hauptsache ist gewiß mein Lieber auch meiner Meinung.

3. Beispiel.

Ein Wort eines freien Schweizers an die große Nation.

(Daselbst. II. S. 341.)

1.

Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht, Menschlichkeit sind die Aushängschilde zu allen Dekreten und Publikationen der Nation, die sich in mehr als Einer Absicht die Große zu nennen berechtigt glauben kann. Es wird also kein Verbrechen sein, mit Freiheit ein humanes Wort mit der gepriesenen Mutter der Freiheit und Humanität zu sprechen.

2.

Unzählige der besten Köpfe bewundern, was diese Nation als Philosophin, Politikerin, Heldin gethan und geleistet hat. „Welche Nation that je, was sie? Wer konnte für möglich halten, was sie wirklich machte? Wer sie nicht bewundert, kennt sie nicht, oder kann nichts mehr bewundern. Also nennt man sie mit Recht die große Nation, denn sie ist die Hervorbringerin der größten und, ich hoffe, zuletzt der wohlthätigsten Wirkungen, die je hervorgebracht worden. Sie ist ein von Gott (sie mag sagen, von dem Schicksal) bezeichnetes Universalwerkzeug der Umschmelzung unumschmelzbar geachteter Dinge.“

3.

Mir geziemt es nicht und es ist wider meinen gegenwärtigen Zweck, ein Wort zu sagen über die vielen kaum begreiflichen Inkonsequenzen, Widersprüche, Gewaltsamkeiten, Ungerechtigkeiten, Tyranneien, Grausamkeiten, Greuel, welche sich die französische Nation oder vielmehr von Zeit zu Zeit einige Führer derselben seit der Revolution zu Schulden kommen ließen. Aber Menschenrecht, Bürgerrecht und, darf ich hinzuthun, Hirtenrecht (denn auch meine Heerde leidet) nöthigt mich, ein Wort zu sagen über das Betragen der französischen Nation, oder ihrer Führer, oder ihrer Agenten gegen mein Vaterland.

4.

Alle Einwohner Helvetiens, die nicht durch die Taschenspielerworte, womit Alles geblendet werden sollte, geblendet sind, können nur Einer Meinung sein. Mag die terroristische Gewalt, welche unter dem Posaunenschalle von Freiheit ihre eiserne Hand auf ihren Nacken fallen läßt, sie schweigen machen, — Alle haben nur eine Meinung, und zwar diese:

„Die französische Nation, die mehrere Jahre Krieg mit den mächtigsten Nationen führt, — weßwegen? deßwegen, damit keine fremde Macht sich in ihre innern Angelegenheiten mische, — hat weder ihrer Uebermacht, noch ihres Siegesglücks wegen das mindeste Recht, und sie handelt sich selbst widersprechend, ja höchst ungerecht, sich in unsere innern Angelegenheiten gewaltthätig zu mischen."

5.

Es konnte der klugen, großen Nation zuträglich sein, zu wünschen, daß wir eine einzige untheilbare Republik ausmachen; die weisesten und besten Schweizer konnten dieß für die Schweiz selbst vortheilhaft finden. Der Gedanke war schön und groß; aber fordern konnte sie das nicht. That sie es, so handelte sie wider das Völkerrecht; that sie es mit Drohungen und die Waffen in der Hand, so that sie es als Tyrannin. Es könnte jeder Nation, welche es sein mag, einfallen: „Es ist gut, alle Republiken zu stürzen, allenthalben Monarchien emporzubringen, ja, alle Reiche der Welt Einem Haupte zu unterwerfen. Also fiat! Ich habe Gewalt, zu kreuzigen und ledig zu lassen!" Wo ist der Unweise, der das Rechtswidrige solcher Maximen nicht einsähe? wo ist ein Gerechter, der solche Maximen in sich aufnähme?

6.

Es ist ein Gesetz, geschrieben in aller Menschen Brust, so alt als die Welt, so heilig als die Menschheit: „Was du nicht willst, daß Andere dir thun, das thue auch ihnen nicht!" Keine Macht kann dieß Gesetz vernichtigen. Macht gibt kein Recht. Hunderttausende Bewaffnete sind nicht Ein Grund für die Vernunft, daß Etwas Ungerechtes gerecht sei. Frankreich hatte kein Recht, als das Tyrannenrecht des Stärkern, in Helvetien

einzudringen, um, wie es sagte, die Aristokratie zu stürzen. Daß die Aristokratie gestürzt ist, kann ein großes Glück, kann die Erfüllung des Wunsches vieler Edlen gewesen sein; aber, wenn ein Straßenräuber einen Menschen umbringt, der uns drückt, ist deßwegen der Straßenräuber weniger Straßenräuber? Ihr, Franken! kamet als Räuber und Tyrannen in die Schweiz! Ihr führtet Krieg wider ein Land, das euch nicht beleidigte! Waren, ich weiß es nicht, gab es Einzelne, die widerrechtlich euch beleidigten, so konntet ihr von diesen Einzelnen erst beweisen, daß sie beleidigten, dann Genugthuung fordern; von der Nation, die als solche euch nichts in den Weg legte, konntet ihr ohne schreiende Ungerechtigkeit keine fordern!

7.

Als Räuber führtet ihr die Schätze, die euch nicht gehörten, von den besiegten Städten, besonders von Bern, fort. Ihr bestahlet das ganze unschuldige Helvetien, indem ihr dieß thatet; das Helvetien, das ihr zu einer untheilbaren Republik, dessen Schätze ihr zu einem Nationalschatz zu machen gut fandet! Ihr nahmet Helvetien einen großen Theil seiner Kraft! Ihr befreitet es von den Mitteln, sich frei zu erhalten!

8.

Ihr sprachet von nichts als von Befreiung, und unterjochtet auf alle Weise. Könnet ihr es leugnen? Eure Worte mußten uns als Gebote gelten; eure Räthe waren Despotenbefehle. So ward uns nie geboten, da wir, eurer unwahrhaften Sage nach, Sklaven waren. So mußten wir nie blindlings gehorchen, wie da nun, wo wir, eurer Sage nach, frei sind.

Wer hat die Stirne, das zu leugnen?

9.

Ich bewundere die Konstitution, die ihr uns aufdranget (abgerechnet einige Solöcismen, die auf die Nichtkenntniß unserer Lage sich gründen), als ein Meisterstück des menschlichen Genie's, als ein ehrwürdiges Monument großer Politik. Ich glaube, man kann für gute Menschen nichts Erhabeneres ausdenken; aber ich verabscheue die Gewaltsamkeit, mit welcher ihr sie fordertet, gebotet, aufdranget. Dieß ist deiner unwürdig, große Nation! dieß ist deinen allenthalben affischirten Grundsätzen schnurstraks zuwider. Oben an jedem Dekrete Freiheit; auf demselben Blatte: der Obergeneral befiehlt, was folgt, mit solchen und solchen Drohungen. Du selbst, Nation! mußt, selbst deine billigen Führer müssen beim geringsten Nachdenken in meinen Abscheu mit einstimmen. Zehntausend deiner treuesten Vaterlandssöhne müssen sagen, und sagen es wirklich vor unsern Ohren: „Man geht infam mit der Schweiz um!“

10

Infam? Welch' ein Wort in dem Munde eines gesitteten Menschen! Das Wort ist nicht so schlimm, als die Handelnsweise, die dadurch bezeichnet wird. Ich weiß nicht, was mich abhalten soll, ein so gesetzwidriges, so

inhumanes, so despotisches Betragen mit seinem wahren Namen zu nennen! **Infamie** ist das gelindeste Wort, das ich finden kann. Oder, wie würdet ihr es nennen, Franken! wenn wir die Mächtigeren wären und euch, die Schwächern, so behandeln würden? Eure Beredsamkeit würde euch wohl noch ein kräftigeres, bezeichnenderes Wort, als dieß ist, finden lassen!

11.

O Franken! große Nation! Volk ohne Seinesgleichen! Du fühlst es! — wer hat mehr gefühlt, als du? — wir arme Schweizer wären nicht da, wo wir sind, wäre mein Vaterland kühn genug gewesen, die volle runde Sprache der Wahrheit früher und vor den Ohren von ganz Europa zu sprechen. Frankennation! du hättest dich geschämt gegen eine alte Bundesschwester so treulos zu handeln, wie du handeltest; du hättest dir nie erlaubt, mit dem heiligen Worte **Freiheit** ein so gewissenloses Spiel zu treiben. Hätte Religion, hätte Gerechtigkeit keine Macht mehr über dich gehabt, Ehrliebe (point d'honneur) hätte dich zurückhalten können.

12.

Doch, dieß ist nicht die einzige Schuld, welche, Gott weiß welche deiner Führer auf dem Gewissen haben.

Nachdem die Uebermacht der französischen Truppen gegen alles Völkerrecht ohne förmlich begründete Kriegserklärung bei der herrschenden Konfusion und Zwietracht, die von irgend einem Irrführer der fränkischen Republik geflissentlich angesponnen scheinen konnte, Bern, Freiburg, Solothurn unterjochte, plünderte aussog, — was that diese große Nation? oder was thaten ihre ungroßen Agenten? Sie rückten gegen den friedlichen Kanton Zürich an, forderten erst drohend die Konstitution, wie gesagt, widerrechtlich, gewaltthätig, allen Grundsätzen der Freiheit entgegen, in der Räubersprache: „Blut, oder Geld, Annahme oder Krieg." Stillschweigend, um des Friedens willen, nahmen wir sie **einmüthig** an, wie wir einmüthig und ohne Widerrede früher schon uns demokratisirt hatten. Nun glaubten wir Alles gethan zu haben; uns war, dieses Zwangs ungeachtet, ernst dabei, wie man uns auch immer des Gegentheils beargwohnte; aber was Unwürdiges, Gewaltthätiges, Falsches, Ungerechtes geschah weiter? Man nahm sich die Freiheit, der vorgelegenen und angenommenen Konstitution wenige Tage nachher, ohne einen Menschen darüber zu fragen, ohne dem frei erklärten, souverainen Volke eine Zeile vorzulesen oder ihm nur ein Wort davon zu sagen, eine andere, früher entworfene, noch weniger für uns passende Konstitution unterzuschieben. In jedem andern ähnlichen Falle hätte man ein solches Unterschieben lächerlich, unleidlich, absurd und in jedem Partikularfall durchaus abominabel gefunden!

Auch dieß uns gefallen lassen zu müssen, hatten wir die Freiheit. Nun glaubten wir Alles gethan zu haben, was die mächtige große Nation unserer nachgiebigen Achtung versichern könnte.

13.

Verheißen ward uns, mündlich wenigstens, von den Agenten der großen Nation: Keine fränkischen Truppen sollten in unsern Kanton einziehen; kein Sou sollte von uns gefordert werden. Das Gegentheil von Beiden geschah. Man hatte die Schamlosigkeit, uns drei Millionen Livres abzufordern; die Härte, in unsern Kanton französische Truppen unangefragt einzuführen und unser armes unschuldiges Land auszusaugen; mit andern Worten, man zwang uns nur die Freiheit auf, uns alle Freiheit rauben zu lassen.

14.

Unter dem saubern Titel, die Aristokratie, die nicht mehr war, und bei uns wenigstens (ich sage es frei, was immer Verleumdung lügen mag) keinen Finger mehr rührte, zu stürzen, zu strafen (wer gibt Frankreich Recht, fremde Sünden zu strafen? wer, fremde Tugenden?), legte man erst die ganze Last dieser drei Millionen auf die gesammten Mitglieder der vorigen Regierung.

Diese allein sollten bezahlen! Sie, deren Keiner sich vom Schweiße der Stadt= und Landbürger fett und reich machte, die, einen einzigen, durch Umstände und alte Gesetzform beinahe abgenöthigten, vergüteten Fall abgerechnet, von welchem auch sie für sich nicht den geringsten Vortheil zogen, — nur nie in den Verdacht von Oligarchen und Tyrannen fallen konnten! Sie, die, so lange die alte Konstitution dauerte, selbst gewissen harten Gesetzen unterworfen und verbunden waren, zwei Mal des Jahres nicht auf eine künftige, sondern die damals stehende Konstitution zu schwören! Sie, nach der jetzigen Form, nicht nach der ehevorigen, beurtheilen, ist, ich weiß nicht, ob größere Schiefsinnigkeit oder Schalkheit!

15.

Drei Millionen, Wofür?

Einen kleinen Thaler zu fordern, wäre eine Ungerechtigkeit; eine Million Thaler zu fordern, ist eine millionfache Ungerechtigkeit. Es ist die Forderung nicht einer gesitteten Nation, sondern, ich weiß nichts Anderes zu sagen, die Forderung einer schon organisirten, durch Kriegsglück übermüthig gewordenen, sich zu Allem berechtigt glaubenden Räuberbande. Wir bekriegten die Nation nicht! Wir stellten, wie während des ganzen Krieges, unsere wenige Mannschaft bundesgemäß an des Landes Grenzen!

Wir thaten, was ohne Treulosigkeit gegen unsere Bundesgenossen nicht unterlassen werden durfte. Wenn die Nation einen Funken Ehrfurcht für Recht und Tugend hat, so sollte sie uns dafür ihre Achtung bezeugen. Wer treu ist, ehrt die Treue in allen Gestalten; ehrt sie an dem Feinde, viel mehr an dem, der nie Feind war; aber die Räuberbande (ich weiß nicht, besteht diese aus Sieben oder Dreien, aus Fünfen oder Zweien, gewiß nicht aus fünfundzwanzig Millionen), die Räuberbande fordert von dem unoligarischen, glücklich regierten Zürich, das Besseres willig annahm,

der Nation, die kein Recht über uns hatte, dennoch in Allem gehorchte, — drei Millionen!

16.

Drei Millionen! und fordert diese nicht etwa von dem ganzen Lande? fordert sie? O, der schreienden Ungerechtigkeit! von den würdigsten, verdientesten Männern, die sie nicht anders, als durch Verleumdungen lichtscheuer oder leidenschaftlicher Menschen kennt; die sie nie verhört, nie befragt, in eine Klasse setzt mit oligarchischen Patriziern, was sie durchaus nicht sind; denn, wer weiß es nicht? unsere ehevorigen Regenten wurden aus allen Klassen von Bürgern größtentheils allen Bürgern erwählt.

17.

Drei Millionen von 200 Bürgern einer kleinen Stadt, deren 2600 Bürger so viel baares Geld nie zusammenbringen können! Und wenn diese Summe nun, wie es verlauten will, von den 2600 gefordert wird, weil Alle das Kapitalverbrechen auf sich haben, regierungsfähig zu sein, für welches Verbrechen der Regierungsfähigkeit dann die große Nation zur Rächerin von Rechtswegen bestimmt ist; wenn alle nun bezahlen müssen, ist dann die Forderung gerecht? Und wäre sie gerecht, wenn alle egal gewordenen Landessöhne sie bezahlen müßten?

Nur der erste Fünftel (ach, warum waret ihr, Bürger! schwach genug, den gesetzlosen Räubern Einen Schilling zu geben?) konnte kaum mit allem Zusammenflusse von Geräthen künstlicher Silberarbeit, Medaillen und sofort zusammen gebracht werden.

Gerade, indem ich dieß schreibe, vernehme ich, daß man das Silbergeräthe zur Bestreitung unerschwinglicher Staatsausgaben großmüthig zurück gab.

18.

Große Nation! hast du noch einen Funken von Menschlichkeit und Scham, so erröthe und eile, zu sagen: „Ich bin mißleitet, übel berichtet! Ich schäme mich! keinen Heller mehr! Alles, Alles zurück! alles Genossene und Empfangene an Munition und Fourage, wie es immer Namen haben mag, werde genau und völlig bezahlt! Europa müßte uns verfluchen! die Nachwelt müßte uns verdammen! Fern von uns, einer Räuberbande gleich zu sein! fern von uns die schamlose Heuchelei, uns Freunde von Zürich zu nennen und Blutsauger Zürichs zu sein.

19.

Doch, dieß Alles ist noch nichts; wer Unrecht that, thut weiter Unrecht. Wer über eine gewisse Grenze des Lasters hinausgeht, der findet der Lasterthaten kein Ende. Sünde straft sich mit Sünde! Verbrechen mit Verbrechen! Große Nation, das ist, ihr Agenten derselben! ihr hattet die nie erhörte Frechheit, die freien demokratischen Kantone zur Annahme eurer Konstitution mit trotzend hohnsprechender Waffenübergewalt zu zwingen! sie,

die Jahrhunderte, ehe Frankreich an Demokratie dachte, demokratischer waren, als eure kolossalische Republik je werden kann. Ihr vergaßet euch so sehr, sanket so tief in Ehrlosigkeit herab, über diese friedlichen, glücklichen, harmlosen Hirtenvölkleins wie Wölfe über die Heerde Schafe herzufallen, um ihnen ihre goldene Freiheit zu rauben und ihnen, wie es sie dünken mußte, eine Freiheit in falschen Assignaten aufzumorden.

Wie werdet ihr das entschuldigen können, ihr, die Beredtesten und Witzreichsten! ihr denen es nie an künstlichen Wendungen fehlt, alle Gräuel von Tyrannei in Tugenden umzulügen und nie an Frechheit, den ungeheuersten Despotismus mit dem Namen Freiheit zu stempeln? wie werdet ihr je ein Entschuldigungswort finden für diese Gräuelthat, diee in wiger Schandfleck sein wird eurer Staatsumwälzung, eurer Direktoren, wenn diese es befahlen; eurer Generale, wenn diese es unbeordert gern thaten; eurer Nation, wenn sie nicht Genugthuung gibt? wie werdet ihr je noch unter den Menschen wandeln dürfen? wie je noch euer Auge, eure Lippen öffnen und das Wort Freiheit aussprechen dürfen?

Als ein Frühstück dachtet ihr diese wackern, des Schweizernamens noch einzig würdigen Helden zu verzehren, die ihr euren schuldlosen Soldaten als Empörer vorloget; die Edlen (ach, wie blutet mir das Herz, daß wir ihnen nicht halfen, daß wir — o unabwaschbarer Fleck für unsern Kanton! — diesen Barbaren Kanonen und Munition gegen unsere edlern Brüder liehen!) — die Edlen stritten, wie ihre Väter; pflegten in der Morgenfrühe noch ihrer Heerden, eilten zur Gegenwehr; welche Gegenwehr war je rechtmäßiger? — kämpften, wie Helden je gekämpft, fielen als biedere Schweizer, und blieben von der sieggewohnten Nation unbesiegt! Tausende fielen auf beiden Seiten! als Freiheitsfreunde die Schweizer! als Freiheitsmörder die Franken! Welche Vergütungen gegen das Vaterland dieser Edlen, gegen die Wittwen und Waisen dieser Wackern, kann Reue und Schaam, kann Billigkeit oder Großmuth für diese schreienden Ungerechtigkeiten erfinden? welche Geschenke können diese ehrlosen Gewaltthätigkeiten bedecken? Doch sage ich dieß, damit noch das Möglichste, was geschehen kann, geschehe und alles ausgesonnen werde, was den Beschädigten das Leben leichter machen kann.

20.

Ich ziehe, Franken! den Vorhang weinend über Manches, über den ungeheuern Despotismus, den sich einzelne Männer, die sich eure Agenten nennen, in der Schweiz erlaubten; über die noch unvergüteten Plünderungen und Ermordungen, verübt an einzelnen harmlosen und wehrlosen Menschen inner unsern unfeindlichen Grenzen; über die uns peinlich aussaugenden, blutarm machenden Einquartirungen und die kostspieligen, unerschwinglichen Bewirthungen des Generalstabs; über die Besieglung und rechtswidrige Besitznehmung von einem Theile unsers öffentlichen, ach wie sehr erschöpften Schatzes, und so Manches!

21.

Fränkische Nation! nenne dich nicht mehr die große Nation! Kolossalische Größe ist nicht wahre Größe. Und 300 Millionen Chinesen würden euch lächerlich scheinen, nennten sie sich euch gegenüber die große Nation! nenne dich die Kleinlichste aller Nationen oder du mußt es leiden, daß alle großen und kleinen Nationen dich so nennen, wenn du nicht alle deine unerschöpflichen Erfindungsquellen erschöpfest, alles noch Vergütbare zu vergüten.

22.

Fränkische Nation! durch den Mund zwar nur eines furchtlosen Partikularen rufen dir einige hunderttausend freiheitwürdige Schweizer vor den Ohren aller Nationen zu: „Noch sind wir Sklaven! Sklaven, wie wir nie waren! Oligarchie, Gewaltherrschaft weniger beherrscht uns, drückt uns, entnervt uns! Wolltest du dieß? konntest du dieß wollen? Sprich ja oder nein! welches du sprechest; du verurtheilest dich selber."

23.

Fränkische Nation! auf allen deinen Blättern sprichst du von Freiheit, die Leben, Ehre, Eigenthum treuer Unschuld sichere! und diese Freiheit allein ist des Namens werth! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden, ist Freiheit, — freilich auch einer großen Nation, — der der Satane!

Segen dem, der die Erste emporbringt! Er soll auf Erden keinen muthigern Vertheidiger finden, als den Schreiber dieß, der, Gott weiß, unter allen irdischen Dingen nichts sehnlicher wünscht, als Freiheit und Gleichheit!

Fluch dem, der die Andere ausposaunet! Er soll auf Erden keinen entschlossenern Feind finden, als mich, den Appellanten an die fränkische Nation, an das Menschengeschlecht, an die Nachkommenschaft!

Oeffne die Augen, fränkische Nation! und befreie uns von dieser Freiheit der Hölle!

Ich fasse zusammen:

Große Nation, die ihresgleichen nicht hat, mache dich nicht vor allen Jahrhunderten verächtlich! Mache die schreienden Ungerechtigkeiten durch edle Vergütungen verstummen! Sei keine Geißel der Nationen! keine Tyrannin der Menschheit! Sei keine Unterjocherin der Freien! keine Zertreterin Helvetiens! keine Blutsaugerin Zürichs! Sei, was du scheinen willst, Befreierin, Wohlthäterin, Freundin und dann Königin unserer Herzen!

Zürich, im ersten Jahre der schweizerischen Sklaverei, den 10. Mai 1798.

Joh. Caspar Lavater, Pfarrer.

4. Beispiel.

Bruchstück aus der Physiognomik.

Einundvierzigstes Fragment.

G ö t h e.

Ein männliches Profil mit offenen Haaren.

Steinern nach Stein gearbeitet, aber äußerst charakteristisch für den Physiognomiker. Immer Larve eines großen Mannes, der das Kreditiv seiner Vollmacht, auf die Menschheit zu wirken, auf seinem Gesichte hat, sogar auf der harten Larve seines Gesichts. Auch ohne das blitzende Auge, auch ohne die geistlebendige Lippe, auch ohne die blaßgelbliche Farbe, auch ohne den Anblick der leichten, bestimmten und alltreffenden, allanziehenden und sanft wegdrängenden Bewegung, ohne alles das, welche Einfachheit und Großheit in diesem Gesichte! In der Stirn bis zu den Augenbraunen heller, richtiger, schneller Verstand. Sehr zwar wird der Eindruck dieser Stirn wieder verwischt durch den zu gedehnten und gewölbten Vorbug von den Augenbraunen bis an die Wurzel der Nase.

Das Auge hier hat bloß noch im obern Augenliede Spuren des kraftvollen Genies. Der Augapfel selbst ist in aller Betrachtung unerträglich.

Die Nase voll Ausdruck von Produktivität, Geschmack und Liebe, das heißt, von Poesie.

Übergang von Nase zum Munde, besonders der Oberlippe, grenzt an Erhabenheit, und abermals kräftiger Ausdruck von Dichtergefühl und Dichterkraft.

Die Unterlippe ist zu rund abgeschliffen und kontrastirt dadurch sehr mit der viel delikatern Oberlippe.

Das Kinn trefflich, besonders der Kinnball, nur um ein Haar zu kleinlich.

Der mächtige Zug vom Auge und Mund herab unwahr, voll Ernst und Stolz.

Im aufwärtsgehenden Kinn vom Halse her Adel und Stolz.

Im Ganzen Festigkeit und Bewußtsein seiner eignen, unadoptirten Kapitalkraft.

G ö t h e.

Hier endlich einmal Göthe! zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht wie das seinige auf Kupfer zu bringen möglich ist. Nein, auch das nicht, denn zu kraftlos unbestimmt ist doch der Schatten am Backenbeine, um ein Haar zu kleinlich das Auge und der Mund, und dennoch so wahr, als

irgend ein Portrait von ihm, oder von irgend einem interessanten Kopfe, in Kupfer gebracht worden ist. Wie viel wahrer als das Geyser'sche und Chodowiecki'sche? Im erstern fehlt vornehmlich Lebendigkeit; Adel und Feinheit im zweiten. Hier ist von beiden wie viel, viel mehr! wie viel Kühnheit, Festigkeit, Leichtigkeit im Ganzen! wie schmilzt da Jüngling und Mann in Eins! wie sanft, wie ohne alle Härte, Steifheit, Gespanntheit, Lockerheit! wie unangestrengt und harmonisch wälzt sich der Umriß des Profils vom obersten Stirnpunkte herab bis da, wo sich der Hals in die Kleidung verliert! wie ist drin der Verstand immer warm von Empfindung, lichthell die Empfindung vom Verstande!

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser nun gewiß gedächtnißreichen, gedankenreichen, warmen Stirn; bemerke das mit Einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge; die so sanft sich darüber hinschleichende Augenbraunen; diese an sich allein so dichterische Nase; diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten, von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde; dieß männliche Kinn; dieß offene, markige Ohr. Wer ist, der absprechen könne diesem Gesichte:

Genie?

Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz, ist, wie anderswo erwiesen werden soll, Unding; denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies.

Und nun sollte auch noch ein Wort von nachstehender Vignette, dasselbe Gesicht, gesagt werden. Aller Zeichnungsfehler ungeachtet, drückt dennoch keines von allen die dichterische, hochaufschwebende Genialität aus, wie dieses.

Und nun verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter, daß ich alles dieß von dir, ohne dein Wissen, hinstammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will.

Neun und vierzigstes Fragment.

Männliches und weibliches Geschlecht.

Ueberhaupt, (ich sage nichts, und kann und will nichts sagen, als das Bekannteste) überhaupt, wie viel reiner, zarter, feiner, reizbarer, empfindlicher, bildsamer, leitsamer, zum Leiden gebildeter ist das weibliche Geschlecht, als das männliche.

Der erste, innerste Grundstoff ihres Wesens scheint weicher, reizbarer, elastischer zu sein, als der männliche.

Geschaffen sind sie zu mütterlicher Milde und Zärtlichkeit; alle ihre Organe zart, biegsam, leicht verletzlich, sinnlich und empfänglich.

Unter tausend weiblichen Geschöpfen kaum Eins ohne das Ordenszeichen der Weiblichkeit, Weichheit, Rundheit, Reizbarkeit.

Sie sind Nachlaut der Mannheit, vom Manne genommen, dem Manne unterthan zu sein; zu trösten ihn mit Engelstrost, zu leichtern seine Sorgen; selig durch Kindergebären und Kindererziehen zum Glauben, zur Hoffnung, zur Liebe.

Diese Zartheit, diese empfindsame Beweglichkeit, dieß leichte Gewebe ihrer Fiebern und Organe, dies Schwebende ihres Gefühls macht sie so leitsam, so führbar und verführbar, so leicht unterliegend dem wagendern, kräftigern Mannesgeschlechte, durch ihre Reize aber doch verführender, als der Mann durch seine Kraft. Der Mann ist nicht zum ersten verführt worden, sondern das Weib, darnach auch der Mann durch das Weib.

Aber nicht nur äußerst verführbar, auch bildsam zur allerreinsten, edelsten, engelschönsten Tugend, zu Allem, was Lob und Lieblichkeit heißen mag.

Aeußerst empfindlich für Reinheit, Schönheit und Ebenmaaß aller Dinge, ohne alle Mal an inneres Leben, innern Tod, innere Verweslichkeit zu denken. Das Weib schaute an, daß der Baum gut war, davon zu essen, und lieblich anzusehen, daß er auch ein anmuthiger Baum wäre, dieweil er klug machte, und nahm von desselben Frucht.

Sie denken nicht viel, die weiblichen Seelen; Denken ist Kraft der Mannheit.

Sie empfinden mehr. Empfindung ist Kraft der Weiblichkeit.

Sie herrschen oft tiefer, kräftiger als die Männer, aber nicht mit Zorn und Donnerwort, (thun sie es, Weiber sind sie nicht mehr, sind Mißgeburten, insofern sie so herrschen,) herrschen mit diesem Blicke, dieser Thräne, diesem Seufzer.

Sie sind der reinsten Empfindsamkeit, der tiefsten, unaussprechlichsten Gefühle, der allvergessendsten Demuth, der unnennbarsten Innigkeit fähig.

Auf ihrem Antlitze schwebt ein Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, das jeder fühlende Mann ehrt. Dieses Zeichen bewirkt oft ovidische Verwandlungen.

Sie können, dahin gewendet, leicht durch die Reizbarkeit ihrer Nerven, durch die Unfähigkeit, zu denken, zu vernünfteln und zu scheiden, durch das Uebergewicht von Empfindung die hochfliegendsten, unwiederbringlichsten Schwärmer werden.

Ihre Liebe, so innig und tief sie ist, ist sehr wandelbar. Ihr Haß ist beinahe unheilbar, nur durch Uebergewicht schmeichelnder Liebe langsam zu vertilgen. Männer wirken mehr in die Tiefe, Weiber mehr in die Höhe.

Männer umfassen mehr das Ganze; Weiber bemerken mehr das Einzelne, belustigen sich mehr an Detail und Auseinanderlesen der Ingredienzen zum Ganzen. Der Mann trinkt mit offenem Blicke einen grauenvollen Gewitterhimmel und fühlt sich froh und ernst, wenn die Majestät der furchtbaren Wolken ihn überströmt.

Das Weib zittert dem Blitz und dem kommenden Donner entgegen, und verschließt sich bebend in sich selber, oder in den Arm des Mannes.

Wo Männer Einen Sonnenstrahl sehen, da ergötzen sich die Weiber am siebenfarbigen Regenbogen. Das Weib sieht ihn auf Einer Stelle, den Bogen des Friedens, der Mann verfolgt seine Millionen Strahlen durch den ganzen Halbzirkel, in dem sie sich spiegeln.

Das Weib lächelt, wo der Mann lacht; und weint, wo der Mann schweigt; und jammert, wo der Mann weint; und verzweifelt, wo der Mann jammert; und hat doch oft mehr Glauben als der Mann.

Ein Mann ohne Religion ist ein kränkelndes Wesen, das sich bereden will, gesund zu seyn und keines Arztes zu bedürfen Aber ein Weib ohne Religion ist ein wüthendes, abscheuliches Geschöpf

Ein Weib mit einem Bart ist nicht so widrig, als ein Weib, das den Freigeist spielt. Sie sind zur Andacht und Religion gebildet, die weiblichen Geschöpfe. Ihnen erscheint der Auferstandene zuerst; aber sie muß er auch abhalten, ihn nicht zu früh und zu brünstig zu umarmen; Rühre mich nicht an. Alles Neue, Ungewohnte ergreift sie schnell, führt sie weit hinweg.

Sie vergessen alles im Gefühle, in der Nähe dessen, was sie lieben.

Sie versinken in die unheilbarste Melancholie, so wie sie zur unerfliegbarsten Himmelswonne hinauffliegen.

Männergefühl ist mehr Imagination, Weibergefühl mehr Herz.

Wenn sie offen sind, sind sie offener, als die Männer; wenn verschlossen, verschlossener.

Ueberhaupt duldender, langmüthiger, glaubender, gutthätiger und — schamhafter.

Sie sind nicht Fundament, worauf gebaut wird, sondern Gold, Silber, Edelgestein, Holz, Heu, Stoppeln, was auf das männliche Fundament sich bauen läßt; Sauerteig des männlichen Charakters, oder noch besser: Oel zum Essig der Mannheit.

Die zweite Seite auf dem Blatte der Menschheit.

Mann allein nur halb Mann, wenigstens nur halb Mensch, König ohne Reich. Nur durch den Mann ist es stehend und gehend das Weib, das seine Weiblichkeit fühlt; aber auch nur durch das Weib ist der Mann das, was er sein kann und soll. Daher nicht gut, daß der

Mensch allein sei. Er verläßt Vater und Mutter und hängt an seinem Weibe und die Zwei sind Ein Fleisch.

Fünfzigstes Fragment.

Friedrich, der König von Preußen, zu Pferde.

Mit unbeschreiblicher Neugier habe ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzähligen Portraite von ihm in Eins zusammengeschmolzen standen vor mir bis auf den Moment, wo der, wo der Große, Er selber, vorbeiritt, ungefähr so, wie wir ihn hier erblicken. Wie die Sonne die Sterne verdrängt, weg auf einmal alle Bilder von ihm! O, wie ein ganz anderer Er stand vor mir! Damals wußte ich noch nicht was Physiognomie war; aber den Schauder vergesse ich nicht, der durch mich herabfuhr, als ich ihn selber sah. So war er, wie er da vor uns sitzt, (sofern es Kleinheit und Nadel und Einbildungskraft des Zeichners erreichen mag,) und nicht, wie Wille ihn herrlich metallisirte, Kilian verblaßte, Nilson ver — nürnbergerte, Reklam verteufelte, Hedlinger vergötterte. Nicht auf die Art schön, wie unphysiognomische Maler ihn idealisiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön; aber dennoch von der Natur, von seines Wesens erstem Anschuß an, zum großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menschengesichtern ist noch keines vor mein Auge gekommen, das so ganz eigentlich zum Königsgesichte geschaffen zu sein schien. Alle Neider, — doch ein König ist zu hoch, um Neider zu haben, als — seine Neben-Erdkönige? — Alle Neider und alle Antiphysiognomisten müssen beim Anblicke dieses Mannes, wo nicht sagen, doch empfinden: „Ein großer Mann!"

Ich rede jetzt nur von der Hauptform des Gesichts, wovon uns leider das Beste durch den Hut bedeckt, doch aus dem sichtbaren Profile der Nase leicht vermuthbar ist. Aus dieser Knochenform, was mußte daraus werden?

Des Monarchen Augen sind allberühmt. Bald heißt es:

Der Gnad' und Huld im scharfen Blick
Der großen Augen trägt.
Gleim.

Bald: „Leute, die es verstehen, sagen, daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge, des Königs aber in seinen Gesichtszügen, trage." Lichtenberg.

Ich habe dieses Auge lange und nahe angesehen. Mehr treffend, als blendend! durchdringend als blitzend! so wie es in unserm Bilde ist, nicht ganz wahr. Man sieht mehr vom Weißen; der Stern scheint daher so groß nicht, dafür concentrirter. Gewiß kann so eine Form keinen schlechten Blick

haben! Uebrigens habe ich diesen berühmten Blick, wenn ich so sagen darf, nicht in seinem Brennpuncte gesehen.

Aber man decke das Auge, man verbinde dem Physiognomisten die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühle der äußersten Fingerspitze von der Höhe der Stirn bis an's Ende der Nase sanft herabzuglitschen, Neuntausend neunhundert neun und neunzig werden vor ihm vorgeführt, Friedrich sei der Zehntausendste, und der Physiognomist wird niederfallen und ausrufen: „Ein prädestinirter König oder Welterschütterer! Ohne Thaten lebt der nicht, so wenig als ohne Odem! Vordrang, hohes Selbstgefühl, das in Menschenverachtung ausarten muß, weil es seines Gleichen nicht finden kann und die Nächsten bei ihm vielleicht gerade die Kleinsten sind."

Ja Menschenverachtung! Siehe, aus dieser mit der Nase Lineal, gerade fortgehenden Stirn muß sie auf Wange und Lippen fließen.

Faltenreich und kleingeadert ist des Königs Gesicht, voller Entwürfe und durcheinander sich furchender Anschläge.

Eine genaue Silhouette von diesem in seiner Klasse einzigen Individuum würde das Auge sehr wenig von dieser Verachtung sehen und den Verstand sehr viel davon vermuthen lassen; daher in der Natur und zum Theil auch in diesem Bilde der furchtbar auffallende Kampf von Größe und Mißmuthigkeit, daher die Möglichkeit, daß die Einen in diesem Gesichte den Himmel, die Andern die Hölle zu sehen glaubten.

Die Stellung ist nicht des muthigen Helden; Lasten von Jahren und Thaten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu liegen. Ich glaube, die Taille ist etwas zu lang, und diese Länge kontrastirt mit der, wenn ich so sagen darf, gleichsam eisernen Gedrängtheit des Gesichts.

Der spornlose Stiefel ist insofern physiognomisch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung ansehen kann; wenigstens harmonirt er mit der Nonchalance des Ganzen.

Das Pferd hat eine Königsphysiognomie, obgleich der Hals obenher um etwas zu dick ist. Der Tritt des Pferdes ist stolz und sanft mit gehaltenem Muthe.

Philosophen und Aesthetiker.

1. Immanuel Kant. 1724—1804.

Immanuel Kant, einer der ausgezeichnetsten und einflußreichsten Philosophen aller Zeiten, war der Sohn eines Riemers, am 22sten April 1724 zu Königsberg in Preußen geboren. Er erhielt den ersten gelehrten Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Collegium Fridericianum, bezog 1740 die Universität Königsberg und studirte anfänglich auch Theologie, widmete sich aber bald ganz und gar den Naturwissenschaften, der Mathematik und der Philosophie. Neun Jahre lang war er nach Ablauf seiner Studienzeit Hauslehrer in verschiedenen Häusern, gab hier schon seine erste Schrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräffte" (1747) heraus und wurde 1755 Magister. Er hielt nun Vorlesungen über Philosophie, Naturwissenschaften und Mathematik, konnte aber, nachdem er 1762 die Professur der Dichtkunst ausgeschlagen hatte, erst 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik erlangen. Während dieser Zeit hatte er sich schon durch mehrere scharfsinnige Abhandlungen (wie: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" 1755. „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" 1763 „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" 1764) als selbständiger Denker bekannt gemacht; aber bald trat er nun als der Hauptphilosoph seiner Zeit „der Alles zermalmende Kant" auf. Die Abhandlung, mit welcher er seine Professur antrat: de mundi sensibilis et intelligibilis forma et principiis, leitete schon sein großes, obschon erst 1781 erscheinendes Hauptwerk; „Kritik der reinen Vernunft" ein. Sie ist das erste bedeutende Originalwerk deutscher Speculation in deutscher Sprache, giebt die schärfste, allgemeinste Revision der Philosophie und fasst alle Gedanken der Philosophie zusammen. Ihr folgten nun rasch andere ausgezeichnete Werke; die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik" 1783; die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" 1785; „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" 1786; „die Kritik der praktischen Vernunft 1788; „die Kritik der Urtheilskraft" 1790; „die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft" 1793; „die metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre" und „die Rechtslehre" 1797 und endlich nach mehr als fünfzigjähriger Thätigkeit seine „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" 1798. — Große Umwälzungen kommen in Kants Leben nicht vor. Er verließ nie auf eine längere Zeit oder zu einer größeren Reise seinen Geburtsort, blieb unverheirathet, lebte aber gesellig und in vielseitigem Verkehr, war ein sehr rechtlicher, wahrheitliebender und religiöser Mensch und starb im 80sten Lebensjahr den 12. Februar 1804.

Kant wollte durch die Macht des Gedankens den großartigsten Einfluss auf die deutsche Geisteswelt ausüben. Hume's scharfsinnige Zweifel an der objectiven Gültigkeit unserer Erkenntnissbegriffe namentlich des höchst wichtigen Begriffs der Causalität veranlassten ihn das Erkenntnissvermögen selbst und die in ihm liegenden Quellen der Erkenntniss einer prüfenden Kritik zu unterwerfen. Durch diese Kritik sollte zuerst das Nothwendige und Allgemeingültige in unsrer Erkenntniss vom bloß Empirischen vollständig und genau gesondert, dann aber die Grenzen des Wissens bestimmt werden. — So hob er gegen Locke's Analysen, der den Grund aller Erkenntniss in die Wahrnehmung setzte und gegen Hume's Zweifel, der bei diesem Grundsatze nur Zufälligkeit des Vorstellens und Meinens sah, an dem Causalitätsbegriffe das Reinvernünftige hervor, was nicht durch Erfahrung und Wahrnehmung gewonnen werden könne, und wies auch die übrigen Kategorieen oder allgemeinen Formen des Denkens als apriorische Begriffe nach, so daß das Ich die über die Erfahrung hinausgehende transcendentale Einheit sei, welche dem Inhalt der Erfahrung die Form der Allgemeinheit gebe. So müsse erkannt werden, daß das Denken sich nicht nach den Gegenständen, sondern diese nach jenem sich richten müssten, und daß also die Vernunft selbst den wahren Inhalt der Erfahrung bilde, insofern sie das Urprincip allgemein gültiger und nothwendiger Wahrheit sei. — In praktischer Beziehung machte Kant gegen allen Materialismus den Adel der menschlichen Natur geltend, wie sich dieser in der sittlichen Freiheit offenbart. In der Kritik der praktischen Vernunft zeigt er, wie die Vernunft bei ihrer Theilnahme an einer übersinnlichen Welt über die bloß sinnlichen Beweggründe des Handelns erhaben ist, und der reine Wille seinen Inhalt nur aus sich selbst nimmt und alles Fremdartige der Triebe und Neigungen von sich ausschließt. Die höchsten Vernunftideen, Gott, Unsterblichkeit, Freiheit bewähren sich durch das freie sittliche Selbstgebot und werden Postulate der praktischen Vernunft. — In der Moral tritt das Unbedingte, Uebersinnliche vor unsern Geist und die Anwendung des formalen Gebots: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als allgemeines Gesetz gelten könne;" (kategorischer Imperativ) auf das menschliche Begehren führt zur Rechts- und Sittenlehre und zu der Begründung der Postulate. In der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft entwickelt Kant den Begriff des Schönen und setzt als das eigenthümliche Kennzeichen desselben das reine, uninteressirte Wohlgefallen an der Form. — So wurde auf jedem Gebiete geistiger Forschung durch Kant eine große und eingreifende Umwälzung bewirkt. — Kants Stil, wo er nicht in die Tiefen der Spekulation eingeht, ist klar und einfach, oft selbst blühend und lebendig.

Vollständige Sammlungen seiner Werke sind von G. Hartenstein: Kants Werke. 10 Bde. Lpz. 1838. 39. — Von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Kants Werke. 12 Bde. Leipz. 1838—1844. —

Kants physische Geographie von Rink. Königsb. 1802. 2 Bde. Dieselbe v. Vollmer. 2 Bde. Hamb. 1801—1805. — Kants vermischte Schriften v. Tieftrunk. 3 Bde. Halle 1799. (4. Bd. Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebener kleiner Schriften von K. Königsb. 1800.) — Lebensbeschreibungen Kants sind von Borowsky: Darstellung des Lebens und Charakters K's. Königsb. 1804. v. Schubert: J. K's. Biographie in der Ausg. sr. Werke. Bd. 11. — v. Wasianski: K. in s. letzten Lebensjahren. Königsb. 1804. u v. Jachmann: K. geschildert in Briefen. Königsberg 1804.

---

1. Beispiel.

Gottseligkeit.

(Aus: die Religion innerhalb der Grenzen der blosen Vernunft. Kant's Werke. Gesammtausg. Sechst. Bd. S. 367.)

Gottseligkeit enthält zwei Bestimmungen der moralischen Gesinnung im Verhältnisse auf Gott; Furcht Gottes ist diese Gesinnung in Befolgung seiner Gebote aus schuldiger (Unterthans-) Pflicht d. i. aus Achtung für's Gesetz; Liebe Gottes aber, aus eigner freier Wahl und aus Wohlgefallen am Gesetze (aus Kindespflicht). Beide enthalten also, noch über die Moralität, den Begriff von einem mit Eigenschaften, die das durch diese beabsichtigte, aber über unser Vermögen hinausgehende höchste Gut zu vollenden erforderlich sind, versehenen übersinnlichen Wesen, von dessen Natur der Begriff, wenn wir über das moralische Verhältniß der Idee desselben zu uns hinausgehen, immer in Gefahr steht, von uns anthropomorphistisch und dadurch oft unseren sittlichen Grundsätzen gerade zum Nachtheil gedacht zu werden, von dem also die Idee in der speculativen Vernunft für sich selbst nicht bestehen kann, sondern sogar ihren Ursprung, noch mehr aber ihre Kraft gänzlich auf die Beziehung zu unserer auf sich selbst beruhenden Pflichtbestimmung gründet. Was ist nun natürlicher in der ersten Jugendunterweisung und selbst in dem Kanzelvortrage: die Tugendlehre vor der Gottseligkeitslehre, oder diese vor jener, (wohl gar ohne derselben zu erwähnen,) vorzutragen? Beide stehen offenbar in nothwendiger Verbindung mit einander. Dies ist aber nicht anders möglich, als, da sie nicht einerlei sind, eine müßte als Zweck, die andere blos als Mittel gedacht und vorgetragen werden. Die Tugendlehre aber besteht durch sich selbst (selbst ohne den Begriff von Gott), die Gottseligkeitslehre enthält den Begriff von einem Gegenstande, den wir uns in Beziehung auf unsre Moralität, als ergänzende Ursache unsers Unvermögens in Ansehung des moralischen Zweckes vorstellen. Die Gottseligkeitslehre

kann also nicht für sich den Endzweck der sittlichen Bestrebung ausmachen, sondern nur zum Mittel dienen, das was an sich einen bessern Menschen ausmacht, die Tugendgesinnung zu stärken, dadurch, daß sie ihr (als einer Bestrebung zum Guten, selbst zur Heiligkeit,) die Erwartung des Endzweckes, dazu jene unvermögend ist, verheißt und sichert. Der Tugendbegriff ist dagegen aus der Seele des Menschen genommen. Er hat ihn schon ganz, ob zwar unentwickelt, in sich, und darf nicht, wie der Religionsbegriff, durch Schlüsse herausvernünftelt werden. In seiner Reinigkeit, in der Erweckung des Bewußtseins eines sonst von uns nie gemuthmaßten Vermögens, über die größten Hindernisse in uns Meister werden zu können, in der Würde der Menschheit, die der Mensch an seiner eigenen Person und ihrer Bestimmung verehren muß, nach der er strebt, um sie zu erreichen, liegt etwas so Seelenerhebendes und zur Gottheit selbst, die nur durch ihre Heiligkeit und als Gesetzgeber für die Tugend anbetungswürdig ist, Hinleitendes, daß der Mensch, selbst wenn er noch weit davon entfernt ist, diesem Begriffe die Kraft des Einflusses auf seine Maximen zu geben, dennoch nicht ungern damit unterhalten wird, weil er sich selbst durch diese Idee schon in gewissem Grade veredelt fühlt, indessen daß der Begriff von einem, diese Pflicht zum Gebote für uns machenden Weltherrscher noch in großer Ferne von ihm liegt, und wenn er davon anfinge, seinen Muth, (der das Wesen der Tugend mit ausmacht,) niederschlagen, die Gottseligkeit aber in schmeichelnde, knechtische Unterwerfung unter eine despotisch gebietende Macht zu verwandeln in Gefahr bringen würde. Dieser Muth, auf eigenen Füßen zu stehen, wird nun selbst durch die darauf folgende Versöhnungslehre gestärkt, indem sie, was nicht zu ändern ist, alles abgethan vorstellt, und nun den Pfad zu einem neuen Lebenswandel für uns eröffnet, anstatt daß, wenn diese Lehre den Anfang macht, die leere Bestrebung, das Geschehene ungeschehen zu machen (die Expiation), die Furcht wegen der Zueignung derselben, die Vorstellung unsers gänzlichen Unvermögens zum Guten und die Aengstlichkeit wegen des Rückfalls in's Böse dem Menschen den Muth benehmen und ihn in einen ächzenden moralisch-passiven Zustand, der nichts Großes und Gutes unternimmt, sondern Alles von Wünschen erwartet, versetzen muß. — Es kommt in dem, was die moralische Gesinnung betrifft, Alles auf den obersten Begriff an, dem man seine Pflichten unterordnet. Wenn die Verehrung Gottes das Erste ist, der man also die Tugend unterordnet, so ist dieser Gegenstand ein Idol, d. i. er wird als ein Wesen gedacht, dem wir nicht durch sittliches Wohlverhalten in der Welt, sondern durch Anbetung[1]) und Einschmeich-

---

1) Wäre aber Anbetung und Einschmeichlung dasselbe? „läge nicht eben in Anbetung die tiefe Anerkenntniß der unendlichen Hoheit und Liebe des Schöpfers, neben welcher von Einschmeichlung, einem so niedern selbstsüchtigen Gefühle, gar nicht die Rede sein kann?

lung zu gefallen hoffen dürften; die Religion aber ist alsdann Idololatrie. Gottseligkeit ist also nicht ein Surrogat der Tugend, um sie zu entbehren, sondern die Vollendung derselben, um mit der Hoffnung der endlichen Gelingung aller unsrer guten Zwecke bekrönt werden zu können.

2. Beispiel.

Von den Bewohnern der Gestirne.

(Aus der allgem. Naturgesch. u. Theorie des Himmels. Kants Werke. Gesammtausg. Achter Bd. S. 378.)

So hängt denn Alles in dem ganzen Umfange der Natur in einer ununterbrochenen Gradfolge zusammen, durch die ewige Harmonie, die alle Glieder auf einander beziehend macht. Die Vollkommenheiten Gottes haben sich in unsern Stufen deutlich geoffenbart, und sind nicht weniger herrlich in den niedrigsten Klassen als in den erhabeneren.

Welch' eine Kette, die von Gott den Anfang nimmt, was für Naturen
Von himmlischen und irdischen, von Engeln, Menschen bis zum Vieh,
Vom Seraphim bis zum Gewürm! O Weite, die das Auge nie
Erreichen und betrachten kann!
Von dem Unendlichen zu dir, von dir zum Nichts!

Pope.

Wir haben die bisherigen Muthmaßungen treulich an dem Leitfaden der physischen Verhältnisse fortgeführt, welcher sie auf dem Pfade einer vernünftigen Glaubwürdigkeit erhalten hat. Wollen wir uns noch eine Ausschweifung aus diesem Gleise in das Feld der Phantasie erlauben? Wer zeigt uns die Grenze, wo die gegründete Wahrscheinlichkeit aufhört und die willkührlichen Erdichtungen anheben? Wer ist so kühn, eine Beantwortung der Frage zu wagen: ob die Sünde ihre Herrschaft auch in den andern Kugeln des Weltbaues ausübe, oder ob die Tugend allein ihr Regiment daselbst aufgeschlagen?

Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister.

v. Haller.

Gehört nicht ein gewisser Mittelstand zwischen der Weisheit und Unvernunft zu der unglücklichen Fähigkeit, sündigen zu können? Wer weiß, sind also die Bewohner jener entfernten Weltkörper nicht zu erhaben und zu weise, um sich bis zu der Thorheit, die in der Sünde steckt, herabzulassen, diejenigen aber, die in den unteren Planeten wohnen, zu fest an die Materie geheftet und mit gar zu geringen Fähigkeiten des Geistes versehen, um die Verantwortung ihrer Handlungen vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit tragen zu dürfen? Auf diese Weise wäre die Erde, und vielleicht

noch der Mars, (damit der elende Trost uns ja nicht genommen werde, Gefährten des Unglücks zu haben,) allein in der gefährlichen Mittelstraße, wo die Versuchung der sinnlichen Reizungen gegen die Oberherrschaft des Geistes ein starkes Vermögen zur Verleitung haben, dieser aber dennoch diejenige Fähigkeit nicht verleugnen kann, wodurch er im Stande ist, ihnen Widerstand zu leisten; wenn es seiner Trägheit nicht vielmehr gefiele, sich durch dieselbe hinreißen zu lassen, wo also der gefährliche Zwischenpunct zwischen der Schwachheit und dem Vermögen ist, da ebendieselben Vorzüge, die ihn über die niederen Klassen erheben, ihn auf eine Höhe stellen, von welcher er wiederum unendlich tiefer unter diese herabsinken kann. In der That sind die beiden Planeten, die Erde und der Mars, die mittelsten Glieder des planetischen Systems, und es läßt sich von ihren Bewohnern vielleicht nicht mit Unwahrscheinlichkeit ein mittlerer Stand der physischen sowohl, als moralischen Beschaffenheit zwischen den Endpuncten vermuthen; allein ich will diese Betrachtung lieber denjenigen überlassen, die mehr Beruhigung bei einem unerweislichen Erkenntnisse, und mehr Neigung dessen Verantwortung zu übernehmen, bei sich finden.

Beschluß.

Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch anjetzo wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtsein und die Sinne hievon belehren sollten; wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappt die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande, und strebt in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punct des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines nähern Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von Weitem ihre Neugierde so reizen, in der Nähe soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in anderen Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten?

Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen; allein Niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsicheren Bildern der Einbildungskraft gründen. Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben, so wird der unsterbliche Geist mit einem schnellen Schwunge sich über Alles, was end-

lich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welche aus einer näheren Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringt, sein Dasein fortsetzen. Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äußeren Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben, und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit rühren.

In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen und den vorhergehenden, sein Gemüth erfüllt hat, so giebt der Anblick eines bestirnten Himmels, bei einer heiteren Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne redet das verborgene Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und gibt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen gibt, die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so großer Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fast an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erziehen können? Wie glücklich aber ist sie andererseits, da ihr unter den allerannehmungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervortheilhafteste Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann.

3. Beispiel.

Die Erziehung des Menschen[1]).

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß. Unter der Erziehung wird die Wartung (Pflege, Unterhaltung), die Zucht (Disciplin) und die Unterweisung nebst der Bildung, verstanden.

Er kann nur Mensch werden durch Erziehung und er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Und er kann nur durch Menschen erzogen werden, welche ebenfalls erzogen sind. Daher macht auch Mangel an Zucht und Unterweisung einige Menschen zu schlechten Erziehern ihrer Zöglinge. Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung

1) Aus: Imman. Kants goldenes Schatzkästlein, oder das Schönste u. Geistreichste aus dessen Schriften in 74 Abschnitten herausgeg. von Dr. Bergk. Quedlinb. u. Lpz. 1838. S. 6.

annähme, so würde man doch sehen, was aus dem Menschen werden könne. Da die Erziehung aber dem Menschen theils Einiges lehrt, theils Einiges auch nur bei ihm entwickelt, so kann man nicht wissen, wie weit bei ihm die Naturanlagen gehen. Würde hier wenigstens ein Versuch durch Unterstützung der Großen und durch die vereinigten Kräfte Vieler gemacht, so würde uns das auch schon Aufschlüsse darüber geben, wie weit es der Mensch etwa zu bringen vermöge. Aber es ist für den speculativen Kopf eine eben so wichtige, als für den Menschenfreund traurige Bemerkung, zu sehen, wie die Großen meistens nur immer für sich sorgen und nicht an dem wichtigen Versuche der Erziehung in der Art Theil nehmen, daß die Natur einen Schritt näher zur Vollkommenheit thue.

Die Zucht ändert im Menschen die Thierheit in die Menschheit um und verhütet, daß er nicht von seiner Bestimmung — der Menschheit — abweiche. Sie unterwirft ihn den Gesetzen dieser und fängt an, ihm den Zwang der Gesetze fühlen zu lassen; dies muß jedoch frühzeitig geschehen. Daher muß der Mensch zeitig gewöhnt werden, sich den Vorschriften der Vernunft zu unterwerfen. Hat man ihm in der Jugend den Willen gelassen und hat ihm da nichts widerstanden, so behält er durch sein ganzes Leben eine gewisse Wildheit, die sich durch die Unabhängigkeit von Gesetzen zeigt.

Es ist Niemand, der nicht in seiner Jugend verwahrloset worden wäre und es in reiferen Jahren nicht einsehen sollte, daß er entweder in der Zucht oder in der Unterweisung vernachlässigt worden sey. Wer nicht gebildet und belehrt worden, der ist roh; wer nicht in der Zucht gehalten worden ist, der ist wild. Die Verabsäumung der Zucht ist ein größeres Uebel als die Verabsäumung der Bildung und der Unterweisung; denn diese können noch späterhin nachgeholt werden, aber Wildheit läßt sich nicht wegbringen und ein Versehen der Zucht kann nie wieder gut gemacht werden. Vielleicht daß die Erziehung immer besser und jede folgende Generation einen Schritt näher zur Vervollkommnung der Menschheit thun wird; denn hinter der Erziehung steckt das große Geheimniß der Vollkommenheit der menschlichen Natur. Von jetzt an kann dieses geschehen, denn nun erst fängt man an, deutlich einzusehen, was eigentlich zu einer guten Erziehung gehört. Es ist entzückend sich vorzustellen, daß die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden und daß man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns die Aussicht zu einem künftigen bessern Menschengeschlechte.

Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herrliches Ideal und es schadet nichts, wenn wir auch nicht sogleich im Stande sind, es zu verwirklichen. Man muß nur nicht sogleich die Idee für ein Hirngespinnst halten und sie als einen schönen Traum verrufen, wenn auch Hindernisse bei ihrer Ausführung eintreten. — Eine Idee ist nichts anderes, als der Begriff von einer Vollkommenheit, die sich in der Erfahrung noch nicht

vorfindet. Ist sie deswegen unmöglich? Erst muß unsere Idee richtig seyn und dann ist sie bei allen Hindernissen, die ihrer Ausführung noch im Wege stehen, gar nicht unmöglich. Und die Idee einer Erziehung, die alle Naturanlagen im Menschen entwickelt, ist allerdings wahrhaft.

In der Menschheit liegen viele Keime und nun ist es unsere Sache, die Naturanlagen gleichmäßig zu entwickeln und die Menschheit aus ihren Keimen zu entfalten und zu machen, daß der Mensch seine Bestimmung erreiche. Dieser muß erst suchen, sie zu erreichen; dieses kann aber nicht geschehen, wenn er nicht einmal einen Begriff von seiner Bestimmung hat.

Die Erziehung ist eine Kunst, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommnet werden muß. Jede Generation, versehen mit den Kenntnissen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zu Stande bringen, die alle Naturanlagen gleich- und zweckmäßig entwickelt, und so die ganze Menschengattung zu ihrer Bestimmung führt. Die Vorsehung hat gewollt, daß der Mensch das Gute aus sich selbst herausbringen soll, und spricht zu ihm: „gehe in die Welt. Ich habe dich ausgerüstet mit allen Anlagen zum Guten. Dir kommt es zu, sie zu entwickeln, und so hängt dein eigenes Glück und Unglück von dir selbst ab."

Sich selbst besser machen, sich selbst ausbilden und vervollkommnen und wenn der Mensch böse ist, Sittlichkeit bei sich hervorzubringen, das soll er: dies ist sehr schwer; daher ist die Erziehung die größte und schwerste Aufgabe, welche dem Menschen vorgelegt werden kann; denn Einsicht hängt von der Erziehung und Erziehung wieder von der Einsicht ab. Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts thun und nur dadurch, daß eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntnisse der folgenden überliefert, diese wieder etwas hinzuthut, und so es der folgenden übergiebt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entspringen. Welche große Bildung und Erfahrung setzt also nicht dieser Begriff voraus? Er konnte demnach auch nur erst spät entstehen.

Ein Grundsatz der Erziehungskunst, den besonders solche Männer, welche Plane zur Erziehung machen, vor Augen haben sollten, ist, **Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftigen möglich besten Zustande des menschlichen Geschlechts d. i. der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden.** Dieser Grundsatz ist von großer Wichtigkeit: Eltern erziehen gewöhnlich ihre Kinder nur so, daß sie in die gegenwärtige Welt, sey sie auch verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde. Es finden sich aber hier zwei Hindernisse: 1) die Eltern sorgen gemeiniglich nur dafür, daß ihre Kinder gut in der Welt fortkommen und 2) die Fürsten betrachten ihre Unterthanen nur als Werkzeuge zu ihren Absichten. Eltern sorgen für das Haus, Fürsten für den Staat. Beide haben nicht das Welt-

beste und die Vollkommenheit, wozu die Menschheit bestimmt ist, und wozu sie die Anlage hat, zum Endzwecke. Die Anlage zu einem Erziehungsplane aber muß weltbürgerlich (kosmopolitisch) gemacht werden. Und ist denn das Weltbeste eine Idee, die uns in unserm Privatbesten schädlich seyn kann? Nirgends! denn wenn es gleich scheint, daß man bei ihr etwas aufopfern müsse, so befördert man doch nichts desto weniger durch sie immer auch das Beste seines gegenwärtigen Zustandes. Und dann, welche herrliche Folgen begleiten sie! Gute Erziehung ist gerade das, woraus alles Gute in der Welt entspringt. Die Keime, die im Menschen liegen, müssen nur immer mehr entwickelt werden; denn die Gründe zum Bösen findet man nicht in den Naturanlagen des Menschen. Das nur ist die Ursache des Bösen, daß die Natur nicht unter Regeln gebracht wird. Im Menschen liegen nur Keime zum Guten.

Alle Bildung fängt vom Privatmanne an und breitet sich von daher aus. Bloß durch die Bemühungen der Personen von ausgebreiteten Kenntnissen und edlem Herzen, welche Antheil am Weltbesten nehmen und der Idee eines zukünftigen bessern Zustandes fähig sind, ist die allmähliche Annäherung der menschlichen Natur zu ihrem Zwecke möglich.

Bei der Erziehung muß der Mensch also 1) disciplinirt werden. Discipliniren heißt zu verhüten suchen, daß die Thierheit nicht der Menschheit, in dem Einzelnen sowohl als im gesellschaftlichen Menschen, zum Schaden gereiche. Disciplin (Zucht) ist also bloß Bezähmung der Wildheit.

2) Muß der Mensch cultivirt (ausgebildet) werden. Die Cultur begreift unter sich die Belehrung und Unterweisung. Sie ist Verschaffung der Geschicklichkeit. Diese ist der Besitz eines Vermögens, welches zu allen beliebigen Zwecken zureichend ist. Sie bestimmt also gar keine Zwecke, sondern überläßt dies nachher den Umständen.

3) Muß man darauf sehen, daß der Mensch auch klug werde, in die menschliche Gesellschaft passe, daß er beliebt sey und daß er Einfluß habe. Hierzu gehört eine Art von Bildung (Cultur), die man Civilisirung nennt. Zu derselben sind Manieren, Artigkeit und eine gewisse Klugheit erforderlich, der zufolge man alle Menschen zu seinen Zwecken gebrauchen kann. Sie richtet sich nach dem wandelbaren Geschmacke jedes Zeitalters.

4) Muß man auf die Moralisirung (Versittlichung) sehen. Der Mensch soll nicht bloß zu allerlei Zwecken geschickt seyn, sondern auch eine solche Gesinnung bekommen, daß er nur lauter gute Zwecke erwähle. Gute Zwecke sind diejenigen, die nothwendiger Weise von jedermann gebilligt werden und die auch zu gleicher Zeit jedermanns Zwecke seyn können.

Bei der Erziehung kommt es vorzüglich auch mit darauf an, daß Kinder denken lernen. Gewöhnlich aber wird bei der Erziehung das wichtigste Stück — die Versittlichung — noch wenig in Ausübung gebracht, aber wie unendlich wichtig ist es, die Kinder von Jugend auf das Laster

verabscheuen zu lehren, und zwar weil es in sich selbst verabscheuungswürdig ist! Wir leben im Zeitpunkte der Disciplinirung, der Cultur und Civilisirung, aber noch lange nicht in dem der Moralisirung.

---

2. Friedrich Heinrich Jacobi. 1743—1817.

Friedrich Heinrich **Jacobi** wurde am 25. Januar 1743 zu Düsseldorf[1]) geboren. Sein Vater, ein hannöverscher Kaufmann, welcher sich hier niedergelassen hatte, bestimmte auch den Sohn zum Kaufmannsstande, und dieser ging, 16 Jahr alt, als Lehrling nach Frankfurt a. M. ab, hatte aber seiner innigen Religiosität wegen in dieser Lage viel zu leiden. Als er sich späterhin drei Jahre lang in Genf aufhielt und hier seine Liebe zur Wissenschaft durch Umgang, Unterricht und die Erzeugnisse der franz. Literatur auf alle Weise nährte, ging er nur mit schwerem Herzen zur Vaterstadt zurück, des Vaters Handlung zu übernehmen. — Eine mit allem Reichthum des Geistes und Körpers geschmückte Gattinn, Betty von Clermont aus Vaels bei Achen, wurde jetzt Stolz und Freude seines Lebens und bald gelang es ihm auch, schon fortwährend wissenschaftlicher Thätigkeit, vornehmlich aber einem lebhaften Verkehr mit gelehrten Freunden, hingegeben, auch seine Handelsgeschäffte niederlegen zu können. Jetzt wurde er auch mit Wieland, noch inniger und tiefer mit Göthe bekannt. Pempelfort bei Düsseldorf wurde nun der angenehmste und heiterste Aufenthalt geistreicher Menschen und kommt uns im Leben der bedeutendsten Genien Deutschlands wie Goethes, Lavaters, Stillings, Hamanns u. a. entgegen. Auch nachdem er 1776 in den Besitz des bedeutenden Vermögens seiner Gattinn gekommen war, behielt er das ihm übertragene Amt eines Mitgliedes der Bergischen Hofkammer, ja folgte nach einigen Jahren 1779 dem Rufe nach München, wo er zum Geh. Rath ernannt wurde. Hier raubten ihm zwar bald seine freimüthigen und wahren Aeußerungen über die Schädlichkeit des bairischen Mauthwesens die fürstliche Gnade, doch blieb er zunächst in seinem Wirkungskreise; als aber eine schwere Krankheit und der Tod der geliebten Gattinn sein Lebensglück untergruben, zog er sich wieder in sein stilles Pempelfort zurück. Von hier aber vertrieben ihn die Stürme der Revolution 1794 nach Holstein, wo er bei seinen Freunden zu Wandsbeck, Hamburg, vornehmlich zu Eutin lebte, bis er dem Rufe an die neu zu errichtende Akademie der Wissenschaften in München folgte, zu dessen Annahme auch seine zerrütteten Vermögensumstände ihn aufforderten. Vom Jahre 1807 an war er Präsi-

---

[1]) Sein älterer Bruder Joh. **Georg** Jacobi (oben Thl. IV. S. 509.) war am 2. Septbr. 1740 ebendaselbst geboren.

dent der Akademie, legte aber dies Amt mit Beibehaltung seines Gehalts 1813 nieder und starb am 10. März 1817. —

Jacobis großes Streben war, Theologie und Philosophie mit der Poesie zu verbinden; doch wie eifrig er sich auch hierin gezeigt hat, zu etwas recht Gediegenem hat er es doch nicht bringen können, weil die rechte Strenge wissenschaftlicher Zucht und die rechte Kraft und Gediegenheit eines tiefen Denkens ihm fehlte. So konnte er wohl auf Fehler aufmerksam machen, Lücken wahrnehmen, über das, was sein sollte, gemüthlich sprechen; aber weil er selbst keinen innern Haltpunct gewinnen konnte, so Großes nicht vollbringen. Gemüthsphilosophie war die Sphäre seines Lebens, aber immer schwankte er zwischen Kopf und Herz, Glauben und Wissen, mehr dem augenblicklichen Eindruck seines Gefühls als der unwandelbar fest erkannten Wahrheit hingegeben. Alles was Glauben und Gemüth antastete war Gegenstand seiner Bekämpfung.

Seine beiden Romane „Allwills Briefsammlung" und „Woldemar" sollten seine Moralphilosophie enthalten, aber zunächst sind die Hauptcharaktere selbst zu unbeständig und unentschieden, als daß sie zu einer rechten Ruhe und Freiheit geistiger Darlegung kommen können, wie viel einzelnes Schöne und welch anziehender Blick namentlich in die Gemüthswelt der Frauen uns auch geöffnet wird. — Der Streit mit Mendelssohn über Lessing's Spinozismus oder Atheismus, oder wie er es auch nennen will Kosmodeismus, führt ihn immer tiefer in den Kampf gegen jede Philosophie, welche irgend wie Glauben und Gemüth antastet, obschon er wieder in seinem Glauben nicht ohne schwere Zweifel und harte Kämpfe bleibt. In seiner Abhandlung: „über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen," wies er auf die Mängel und Einseitigkeiten der verständigen Abstraction hin und machte ihr gegenüber das Recht idealvernünftiger Betrachtung geltend.

Seine Werke erschienen in einer Gesammtausgabe: „Fr. Heinr. Jacobi's Werke." Sechs Bände gr. 8. Lpz. 1812—24. Bd. 4—6 hrsg. von J. F. Köppen u. K. J. F. Roth. (Inh. 1r Bd. Allwill's Briefsamml. — Vermischte Briefe. 2r Bd. Dav. Hume über d. Glauben oder Realismus u. Idealismus; ein Gespräch. — Ueber d. Unzertrennlichk. des Begriffes der Freih. u. Vorsehung vom Begriffe der Vernunft. — Etwas, das Lessing gesagt hat, ein Commentar zu den Reisen der Päpste. — Ueber das Buch: Des lettres de Cachet. — Einige Betrachtungen über den frommen Betrug u. über eine Vernunft, die d. Vernunft nicht ist. — 3r Bd. Jacobi an Fichte. Ueber d. Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen. — Ueber eine Weissagung Lichtenberg's. — Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. — Briefe. 4r Bd. Abth. 1. 2. Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn. — Abth. 3. J. G. Hamann's Briefwechsel mit F. H. Jacobi, hrsgb. v. F. Roth. — 5r Bd. Woldemar.

— 6r Bd. Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. — An Schlosser über dessen Fortsetzung des Platonischen Gastmales. — Vorrede zu einem überflüssigen Taschenb. für 1800. — Fliegende Blätter. — Politische Rhapsodien. — Ueber Recht und Gewalt. — Alexis od. vom goldnen Zeitalter. — Besondere Ausg. der Romane: Jacobi F. H. Eduard Allwills Briefsammlung. Hrsg. mit einer Zugabe von eignen Briefen. Ausg. letzter Hand, gr. 8. Lpz. 1826. — Woldemar. Ausg. letzter Hand. Ebend. 1826. — Jacobi's Leben von Schlichtegroll. — Fr. Caj. v. Weiller und Fr. Thiersch: Fr. H. Jacobi nach Leben, Lehren u. Werken dargestellt. gr. 8. München 1819.—Auch: Weihe. Eine Gedächtnißrede auf Jacobi, geh. vor einer Versamml. seiner akadem. Mitbürger am 10. März 1832. Halle 1832.

---

1. Beispiel.

Aus dem „Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi."
(1846.)

Jacobi an Goethe.
Den 21. Oktober 1774.

Vorgestern Abend ließ ich Rosten[1]) sagen, er möchte herüber kommen; Werther's Leiden seien endlich da. Bisher hatte ich vor ihm die Ankunft des lieben Buchs heimlich gehalten, weil ich's ganz in Ruhe genießen wollte mit den Meinigen, und weil die bloße Vorstellung der grellgierigen Augen, mit welchen Rost mein Büchlein ermessen, der ängstlichen Hastigkeit, womit er, sobald ich es nur einen Augenblick aus der Hand ließ, darnach greifen, ungeduldig darin hin und her rasseln und alles überpoltern würde, mir das Herz umkehrte. Als er jetzt in mein Zimmer trat, sagte ich ihm gleich: Sie dürfen mir das Buch nicht anrühren! Ich will Ihnen und George[2]) (dieser war zugegen) daraus vorlesen. Er fragte, kuckte nach ein und andern; setzte sich dann nieder und ich hub an.

Gleich bei den ersten Seiten ward ihm wunderlich. Sinn, Geist, Phantasie, Schreibart, alles war anders, als er geträumt hatte. Er äußerte Bewunderung, Freude; sehnte sich, daß wir in die eigentliche Geschichte kämen, welches dann flugs geschah.

Der arme Rost ward übermannt, gerieth außer sich, sein Angesicht glühte, seine Augen thaueten, seine Brust hob sich empor; Bewunderung, Entzücken erfüllte seine Seele: „Ueber alles, was Goethe bisher gemacht

---

[1]) W. Heinse.

[2]) Joh. Georg Jacobi.

hat, sagte er, ist dies göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Leben, aber damit auch alle seine Kraft, all sein Leben: da steht er nun in seiner höchsten Größe, an der äußersten Grenze seiner Jünglingschaft." — Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter, und wund meinen Mann immer höher und höher, bis er endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte, Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen, als Werthers Leiden.

Es ward 9 Uhr bis wir mit dem Buche fertig wurden. Der arme Rost schwankte umher, wie ein Rohr, in einer so wahrhaften Entäußerung seiner selbst, daß es einen jammerte. Er beschloß, Werthers Leiden in der Iris anzuzeigen, wir sollten sehen! Man rief zu Tische. Da konnte nun wieder natürlicher Weise von nichts anderm gesprochen werden, als von Dir und Deinem Roman. Ich fuhr fort an Rost zu spannen und Georg stand mir ehrlich bei. Darüber kamen wir von neuem auf die Frage, ob's möglich sei, daß Dein Genie noch etwas eben so vortreffliches, als Werthers Leiden, hervorbringe. Rost behauptete schlechterdings nein und ich half ihm Anfangs; hernach wendete ich mich und machte das Gegentheil so wahrscheinlich, daß Rost sich auf einige Zwar ergeben mußte. Aber zum Henker, fiel ich unversehens ein, an die Schurken von Recensenten haben wir noch nicht gedacht! wie werden diese sich bei dieser Erscheinung gebehrden? Rasend möcht' ich werden bei der bloßen Vorstellung so eines Kerls, der mir meinen Werther ausgrübe, um ihn auf das Theatrum anatomicum zu schleppen, ihm das Haupt öffnete, und das Herz, und alle Muskeln und Nerven besichtigte, die Gebeine ablösete, siedete, mit Draht wieder an einander heftete, und ein schneeweißes, künstliches, abscheuliches Skelett davon darstellte; das Messer hier könnt' ich dem Hund in die Brust jagen! — „Das läßt sich auch gewiß keiner ankommen, erwiederte Rost; es giebt doch noch menschlich Gefühl und Schaam in der Welt!" — „Menschlich Gefühl, Schaam? Hat sich was! Erinnern Sie sich nur der Berliner Litteratur-Briefe über Rousseaus Julie, und das war doch auch ein Buch, ein Buch, wahrhaftig wovon ich nicht weiß, wenn ich mir das Hirn ein wenig zurecht schüttle, ob ich es für Göthes Roman hingäbe." — Rost stutzte. — Ich fuhr fort, pries die neue Heloise, ging über zum Humor, zum Ossian, zum Shakespear — was doch das all' für Männer sind — den Ariost nicht zu vergessen: aber das ist eben die Zaubermacht des Genies, daß es uns unwiderstehlich in seinen Wirbel schleudert, wo dann alle Sonnen draußen wie Lämpchen aussehen. Freilich, freilich, lächelte Rost, und stieg allgemach eine Stufe nach der andern zu sich selbst herab, erinnerte sich seiner übersetzten Armida aus dem Tasso, nahm sich vor, den Rest des Gedichts auch noch in's Deutsche zu bringen, seine schöne Biographie des Dichters noch vortrefflicher auszuarbeiten, und ehestens mit dem Ganzen das deutsche Publikum in Erstaunen zu setzen.

Beim Weggehn drückte er mir in zärtlicher Ergebenheit die Hand, und hatte gewiß mich von Herzen lieb. — Den folgenden Morgen um ½9 Uhr schickte er mir schon eine Ankündigung des Werthers für die Iris, wovon beikommend die Abschrift. Was sagst Du dazu? Gedruckt soll das alberne Ding nicht werden; aber Du mußtest es doch sehen!

Lieber, der arme Rost hat kein Herz; seine Seele ist in seinem Blute; ein Feuer ist bloße Glut der Sinne. Darum hat seine Laidion mir nie recht behagen wollen; ergötzt hat sie mich ausnehmend; aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohl gethan.

Ich schrieb Dir heute mehr; aber ich muß in den Rath, und dann bin ich auch durch meinen Schwager Clermont aus Vaels verhalten. J.

2. Beispiel.

Aus einem Briefe Sylli's[1]) an Lenore und Clärchen.

(Allwill's Briefsammlung.)

Ich möchte wissen was Ihr heute treibt. Beysammen seyd Ihr gewiß, denn es ist Sonntag; aber was für eine Art Wohlleben Ihr mit einander habt, wie und wohin Ihr Euch mit einander weidet, darauf sinn ich. Ist Amalia die Herführerin, dann gehts wohl nach der Fasanerie, und Ihr bekommt Gebackenes, Milch und Musik; ist aber Clerdon an der Spitze, dann geht es in den Wald, oder über die Felder längs der Donau, und Ihr holt Euch Hunger- und Durst. — Und Euer eigenes Geschäft dabey, Ihr zwei losen Mädchen? Was wohl unter Euren Schalksaugen sich für Glück und Unglück zuträgt? ... Daß nur von Eduard keine Frage sey! An diesem Eduard in Eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden; und ich sehe aus einem Briefe, den ich gestern von Clerdon erhielt, und der größtentheils von Allwill handelt, wie sehr dieser unter Euch gelitten ist. Was ich von ihm erfahre, was mir auch mein Bruder von ihm meldet, der doch gewaltig auf ihn hält, macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Mensch mag wohl dabey ein wackerer Junge sein, und es mit andern gewöhnlich besser meinen, als mit sich selbst; aber dadurch wird er nur gefährlicher; das giebt ihm die offene, unschuldige Miene, wogegen kein Rath ist, worauf man ihm die Hand von ferne reicht, sich ihm anschlingt, und Gemeinschaft mit ihm macht. Erst hintennach wird man gewahr, was er für unsichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handel ist, wie wohlfeil er

---

[1]) Sylli, geb. von Wallberg, die liebenswürdige Wittwe August's Clerdon schreibt an ihre leiblichen Cousinen Lenore und Clärchen v. Wallberg. Clerdon ist ihr Schwager, Amalie dessen Gattinn, Ed. Allwill Clerdons Freund.

seine Haut bietet, und folglich die seines Genossen mit . . . Nun ein Mädchen, das seines Weges käme — diesem auszuweichen — wie wäre es möglich? So ward unsere Luzie hingewagt, so ging uns das süße Geschöpf verloren; denn sie stirbt, Kinder, und ihr Tod ist dieser Allwill?

Nie war der Holden ein Jüngling erschienen wie Allwill — so voll Geist und edlen Strebens, und zugleich so an sich haltend, so innig und umsichtig. Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht an ihm abspiegelte, wie Sonn im Meere. Und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur! Jede Vortrefflichkeit fast überschätzend im Andern, schien er bescheiden und war es auch wohl, in seinem aufrichtigen Entzücken, sogar bis zur Schüchternheit; er wollte nur sich nähern dürfen, nur gelitten seyn in dieser Nähe. Diese Einfalt bey so viel Vorzügen, bey dem schönsten Jugendglanze, rührte, bezauberte. Unserer Luzie — dies alles vor Augen! . . . O, ich sehe den Engel — still und unbemerkt in der Ferne schweben — beten für den seltnen Jüngling. — Entzündet nur in Freude, in reiner Engels-Freude über den Edlen! . . . Und dennoch war es Gift! . . . Kinder! wenn es Euch nur hierbey schaudern könnte, wie es mich schaudert! . . .

Thöricht! Es kann Euch so dabey nicht schaudern. Aber wie rette ich Euch? Clerdon, Amalia, hütet mir die zwey lieben Geschöpfe!

Es soll unerhört seyn, daß diesem Eduard je ein Anschlag mißlungen wäre. Er wagt sein Alles an die Erreichung jedes Zwecks. Wer ihm abgewönne, gewönne ihm nie weniger als sein Leben ab. Clemens nennt ihn einen Besessenen, dem es fast in keinem Falle gestattet sey, willkührlich zu handeln. — Ein furchtbarer Charakter! — Und wie täuschend da, wo er das Schöne und Gute sich aus Lust zu eigen macht! — O, hütet euch! O, flieht! — Du Lenore besonders; du mit dem zarten durchdringlichen Sinn! — Glaube mir, Beste! Liebe macht uns Weiber immer unglücklich. Die Männer verdienen so wenig das Opfer unseres Daseyns, daß sie nicht einmal anzunehmen wissen, was wir ihnen geben. Das Glück ein ganzes Herz zu besitzen — wie sollten sie das schätzen können, da ihr Herz nie einen Augenblick ganz, nie ein Gefühl des Herzens bey ihnen lauter ist? Keine Wonne, nicht die höchste der Menschheit, gilt ihnen so viel, daß sie dieselbe rein bewahrten. Keine Empfindung ist ihnen in dem Grade lieb, daß sie nicht durch ekelhafte Vermischungen sie trübten, ihr Bild entweihten. Die Fülle des Köstlichen — die schmecken sie nie, haben sie nie; darum kann ihnen nie genügen; darum sind sie — ohnmächtig zur Liebe. Wir Arme merken das nicht gleich; wir glauben wohl gar eine Zeitlang stärker geliebt zu seyn, als wir selbst lieben. Aber, o wie bald offenbart sich das anders! — Da stehen wir dann dem Geliebten gegenüber, und fühlen durch unser ganzes Wesen: — Dein! — fühlen durch unser ganzes Wesen: — nicht Mein! . . . Wenn Du das Gräßliche — die unaussprechliche Schmach des

Gefühls ahnden könntest: — ich — Dein! Du — nicht Mein! — — Verloren zu seyn, ganz verloren an einen andern . . Unser eigenes Selbst entflohen aus uns — entflohen aus Ihm — Gar kein Daseyn mehr! Man ist verschwunden unter den Lebendigen; getilget mit Schande aus ihrer Zahl Elend ohne Maß, ohne Namen! . . .

3. Beispiel.

An Wilhelm Heinse nach Genua.

(Thl. I. S. 337.)

Pempelfort den 28. Octob. 1780.

Heute gleich nach Tische, mein liebster Heinse, habe ich angefangen, Ihre Briefe nach der Reihe wieder durchzulesen, und jetzt, um sechs Uhr, bin ich kaum zur Hälfte damit fertig geworden. Antworten wie ich wünschte, kann ich Ihnen nicht. Aber tausendfachen Dank, mein Bester, will ich Ihnen bringen. Ich fühle das im Innersten der Seele, wie gut Sie sind, so oft mitten im Genuß inne zu halten, um ihn mit mir zu theilen. — Wie oft ich an Sie denke, wie sehr ich mich nach Ihnen sehne, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, da Sie wissen, was Sie mir waren und sind.

Von meiner Reise nach Wandsbeck, die durch eine Menge Um- und Abschweifungen zu einer Odyssee geworden ist, aber ohne Schiffbrüche, könnte ich Ihnen vier Wochen lang erzählen, und würde nicht fertig.

Mein erstes Ziel zum Verweilen war, wie Sie wissen, Wolfenbüttel. Lessing nöthigte mich mit meiner Begleiterin, bey ihm einzukehren. Ich konnte nicht weg von dem herrlichen Manne, und mußte beym Abschiede ihm feyerlich versprechen, meinen Rückweg wieder über Wolfenbüttel zu nehmen.

Mein verlängerter Aufenthalt bey Lessing hatte Klopstock, Claudius, und zumal meine Kinder — da anstatt des Mannes wiederholt nur verschiebende Briefe angekommen waren, — etwas ungeduldig werden lassen. Zum Glück gelang es durch einen Zufall, daß ich sie am Ende doch noch um einen Tag früher, als sie gegenwärtig hofften, überraschen konnte. Am 13ten Julius Morgens hielt mein Wagen vor Claudius Thüre, und unser aller Freude war sehr groß.

Der Wandsbecker Bote hat in jeder Rücksicht meine Erwartung übertroffen. Er ist ein wahrer Bote Gottes; sein Christenthum so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht bloß höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß. Uebrigens erscheint er im Leben ganz so wie in seinen Schriften; erhaben nur insgeheim, voll Scherz und Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch ernste

Worte fallen zu lassen, treffende, tiefergreifende, wenn Geist und Herz ihm sagen, es sei die Zeit und der Ort.

Klopstocken fand ich ganz so wieder, wie ich ihn fünf Jahre früher zu Rastadt und Mannheim gesehen hatte, nur noch freundschaftlicher und wärmer. Er mochte ungern mich aus den Augen lassen, und übernachtete öfter in Wandsbeck, wie dagegen wir auch zuweilen in dem nur eine Stunde weit davon entfernten Hamburg, das ich mit seiner Elbe, ihren Ufern und Inseln seiner reichen Schifffahrt, seinem schönen Alsterbecken, seinen unzähligen Gärten und Lustörtern, seinen gebildeten und gastfreyen Bewohnern und Umwohnern Ihnen zu beschreiben nicht unternehme.

Nach vierzehn Tagen trennte ich mich von Klopstock zu Aschberg, einem gräflich Ranzowischen Rittersitze, wo uns die Gräfin, eine junge Wittwe, fürstlich bewirthete. Der Park erstreckt sich über einen ansehnlichen Hügel, an dessen Fuße der Plöner See sich ausbreitet: grün und klar, wie der Genfer und in die schönsten Gegenden gesenkt. Einer von Claudius Brüdern, ein derber geistvoller Mann, ist dort Verwalter. Der dritte Bruder, ein Arzt und sehr guter Kopf, kam von Lützenburg zu uns. Als wir auf der Höhe des Parkes voll Entzücken rund umher schauten, wünschte sich der Verwalter, an einem gegenüberliegenden fernen Ufer des Sees einen Berg Vesuw. Hirn! rief Claudius: nicht wahr, du stellst dir so einen feuerspeyenden Berg wie eine Pfeife Tabak vor. Unaufhörlich hatten sich die drey losen Leute zum Besten, zogen mich und meine Schwester mit ins Spiel, und machten uns unendliche Freude. So vereint in fortgehender Lust machten wir auch eine Fahrt nach Rastorf, einem andern Rittersitze der Gräfin . . . . . Claudius betrug sich an dem Hofe der Frau Gräfin von Ranzau, gerade wie an dem Hofe zu Japan, und ergötzte uns mit seinen sinnvollen Albernheiten über alle Maßen.

Von Aschberg ging es wie im Fluge nach Lübeck, wo uns Gerstenberg und die Ostsee zwei sehr schöne Tage machten.

Ich blieb jetzt nur noch drey Tage an den schönen und prachtvollen Ufern der mir so lieb gewordenen Elbe, wo ich die Bekanntschaft vieler merkwürdiger Menschen gemacht, und besonders mit der ehrwürdigen Familie Reimarus, nach Lessings Wunsch, mich eng befreundet hatte.

Claudius begleitete mit seiner Rebecka uns nach Haarburg, wo wir zusammen übernachteten, und dann tief bewegt von einander schieden.

Ich eilte über Zelle nach Braunschweig, wo ich am dritten Tage morgens ankam, und gleich einen Boten nach Wolfenbüttel schickte. Lessing hatte sich von selbst schon auf den Weg gemacht, und überraschte uns bei Tische in dem Hause des lieben alten Schmidt, Eschenburgs Schwiegervater, der sich zum Unterschiede von den Schmidten mit Beynahmen, den Schmidt tout court nennt. Lessing schätzt ihn sehr. Schön ging uns der Rest des Tages hin. Beim gute Nacht geben bat mich Lessing, ihn am folgenden Morgen

in seinem Absteigequartier zu besuchen, damit wir gewiß ungestört blieben. Ich fand ihn sehr bewegt. Er erzählte mir seine Lage, was er, seit dem Streite über die Fragmente, von Menschen erfahren habe, wie sein Gemüth davon angegriffen, das Leben ihm verekelt worden. Bey zwey Zügen besonders, die er mir erzählte, veränderte sich sein Gesicht auf eine Weise, die mir unvergeßlich bleiben wird — des edlen Mannes Herz ist gebrochen. — Er will jetzt noch ein Werk zur Aufklärung der Kirchengeschichte herausgeben, lauter Excerpte, und damit seine theologische Laufbahn beschließen. Nur bis dahin wird er noch in Wolfenbüttel bleiben, dann aber sich frey zu machen suchen. Die Einleitung dazu ist schon getroffen. Vielleicht finden Sie den Trefflichen bei Ihrer Zurückkunft aus Italien in Pempelfort.

Am Abend dieses Tages besuchte ich mit Lessing das Schauspiel. Hamlet wurde gegeben. Zum Nachtessen hatte ich mich bey Jerusalem versagen müssen. Der herrliche Alte steht noch in voller Kraft, hat die Munterkeit und Heiterkeit eines Jünglings, singt bey Tische, besucht das Schauspiel, und duldet alles, was die Huldgöttinnen dulden. Er zürnte mir, daß ich Lessing, den er im Schauspiel bey mir gesehen, nicht mit zum Nachtessen gebracht hätte. „Er ist wohl in den Bann gethan, sagte er, aber man kann doch mit ihm essen." Ich hatte wirklich Lessing schon Tags vorher darum angelegen, und er hatte mir es auch versprochen; aber hernach bekam er Reue, und schützte Kopfschmerz vor. Das sagte ich Jerusalem, der durchaus noch schicken, und Lessing bitten lassen wollte. Er sprach öffentlich mit großer Achtung und herzlicher Zuneigung von ihm.

Am folgenden Morgen ging, in Lessings Begleitung, die Reise nach Halberstadt zu Vater Gleim. Wir hatten das köstlichste Wetter und wurden sehr heiter. Da ich mich der schönen Gegend längs dem Blocksberge laut freute, sagte Lessing: diesen Genuß entbehre ich. — Ich hatte das schon öfter gehört, daß Lessing für diese Gattung des Schönen, wie auch für Musik, wenig Sinn habe, und fragte ihn um das Wahre an der Sache. Wirklich, antwortete er, gewähret mir, was man schöne Gegenden nennt, nicht den Genuß, den mir Andere rühmen. Einen angenehmen sinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; mir ist wohler hier, als es mir auf der Lüneburger Haide seyn würde. Doch selbst auf der Lüneburger Haide hielte ich es besser aus, als in einem schiefgebauten Zimmer; in einem solchen kann ich schlechterdings nicht leben. Etwas lebhaft erwiederte hierauf meine Schwester: Nun glaube sie auch, daß er damals im Ernst geredet habe, da er zu jemand gesagt, der sich im Frühjahre gefreut, daß nun bald alles wieder grün seyn werde: „Ach, es ist schon so oft grün geworden, ich wollte es würde einmal roth." — Lessing lachte, gestand das Wort ein, und, daß es ihm damit wohl hätte Ernst seyn können, wenn die Augen Roth so gut vertrügen als Grün.

Wie uns Vater Gleim empfing, bewirthete, unterhielt, brauche ich

Ihnen nicht zu erzählen. Wir verweilten bey ihm bis zum vierten Tage. — Genug für heute.

4. Beispiel.

Aus der Abhandlung von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.

(Thl. III. S. 397.)

Ueber dem Thierreich, so wie über dem gesammten, Beseeltes und Unbeseeltes in sich vereinigenden Naturreich, erhebet sich das Reich der Geister. In diesem herrschet die Liebe des Schönen und Guten, herrschen Absicht und Erkenntniß — Weisheit, Vorsehung. Das ist das hohe Eigenthum des Geistes, daß nicht das Schicksal über ihm, sondern daß er, der Geist, waltet über dem Schicksal. Kraft dieses Eigenthums ist der Geist Schöpfer; und wie seine Schöpferkraft, so ist seine Freiheit; das Maß der einen in jedem Wesen ist genau das Maß der andern.

Der Mensch, unstreitig dem Natur- und Thierreich angehörig, gehört eben so unstreitig auch dem Geisterreiche an, und ist nach einem allgemein bekannten, treffenden Ausdruck, ein Bürger zweier verschiedener, wunderbar auf einander sich beziehender, Welten, einer sichtbaren und einer unsichtbaren, einer sinnlichen und einer übersinnlichen. Von dieser doppelten Angehörigkeit hat er das innigste Bewusstseyn. Wissentlich schwebet er in der Mitte zwischen dem Sinnlichen und Natürlichen, und dem Uebersinnlichen und Uebernatürlichen; fühlet und weiß sich der Natur zugleich unterworfen und über sie erhaben, und nennet das, was sich in ihm über die Natur erhebt, seinen edlern und bessern Theil, seine Vernunft, seine Freiheit.

Der im Menschen über die Natur sich erhebende Geist ist aber keinesweges ein der Natur widerwärtiger und ihr feindlicher Geist; er will nicht scheiden den Menschen von dem Menschen: eine solche Scheidung würde Vernichtung seyn. Alles was ist, außer Gott, gehöret der Natur an, und kann nur im Zusammenhange mit ihr bestehen; denn alles außer Gott ist endlich, die Natur aber ist der Inbegriff des Endlichen. Die Natur vernichten wollen, würde demnach so viel heißen als die Schöpfung vernichten wollen. Ein thörichter Wunsch, der aber von den Weisen dieser Erde auf das vielfältigste ausgesprochen worden ist. Auch in den neuesten Zeiten ist laut genug der Rath erschollen: Mensch, entschließe dich, höre selbst zu seyn auf, und lasse Gott allein seyn, so ist dir geholfen, so bist du selig.

Natur ist der Anfang der Dinge. Am Anfang, spricht die ehrwürdige älteste Sage — Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Licht brach hervor; es bewegten und schieden sich die Elemente; ein Weltall entstand. Und Gott sprach zu der Erde: Es lasse die Erde aufgehen Gras und

Kraut, das sich besaame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen Saamen bey ihm selbst auf Erden. Und es geschah also.

Und Gott sprach zu den Wassern: Es errege sich das Wasser unter und über der Veste mit webenden und lebendigen Thieren, und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege.

Und wieder sprach Gott zu der Erde: die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art; Vieh, Gewürm und Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. Und es geschah also.

Endlich sprach Gott — nicht zu der Erde, nicht zu den Wassern, nicht zu der gesammten Natur, sondern — zu sich selbst sprach Gott: Lasset uns Menschen machen, unser Bild, Gestalt der Aehnlichkeit, die uns gleiche.

Gott selbst schuf den Menschen, und gab ihm unmittelbar aus seinem Geiste den Geist. Das ist der Mensch, das in ihm ist der Othem Gottes des Allmächtigen, des Urhebers der Natur, des Beginnenden, des absolut Unabhängigen und Freien.

Geistes-bewusstsein heißet Vernunft. Der Geist aber kann nur seyn unmittelbar aus Gott. Darum ist Vernunft haben, und von Gott wissen Eins; so wie es Eines ist, von Gott nicht wissen und Thier seyn.

Eine Gottesunwissenheit wie im vernunftlosen Thiere kann im Menschen nie Statt finden; er muß Gott denken, und kann ihn nur läugnen, wie er auch seine Freiheit, den Geist in ihm selbst läugnen, aber das Wissen von ihm nie ganz vertilgen kann — im innersten Gewissen.

Also wie der Mensch sich selbst erkennet, als ein freies, das heißt, als ein durch Vernunft über die Natur erhabenes Wesen; als ein Wesen, dem geboten ist zu schaffen das Gute und Schöne nach einem ihm inwohnenden Urbilde; wie er dergestalt sich selbst erkennet; so erkennt er auch, daß über der Natur und über ihm selbst seyn muß, ein allerhöchstes Wesen: Gott! Und wie er sich nicht erkennet als ein freies, durch seinen Geist von der Natur unabhängiges Wesen; so erkennet er auch Gott nicht, sondern erblickt überall blos Natur.

Natur ist die Macht, die im Weltall alle Theile außer einander und zugleich in Verbindung erhält. Trennung und Verbindung setzen sich in ihr gegenseitig voraus, und in einer Mitte zu seyn, ist das Wesen aller Naturwesen. Daher Raum und Zeit, und jene ununterbrechbare Verkettung von Allem mit Allem, der Grund und Abgrund menschlicher Wissenschaft und Erkenntniß mit ihrer unendlichen Fülle und unendlichen Leerheit. Was in der Natur erfolgt, erfolgt nach dem Gesetze des Zusammenhanges aller ihrer sich gegenseitig voraussetzenden Theile, das heißt, auf eine durchaus nothwendige, blos mechanische Weise. Von sich selbst übt sie weder Weisheit noch Güte aus, sondern überall nur Gewalt; sie ist, was ohne Freiheit,

ohne Wissen und Willen wirkt; in ihr herrscht allein das Gesetz der Stärke. Wo aber Güte und Weisheit mangeln, und nur das Gesetz der Stärke waltet, da ist, sagt ein alter Spruch, keine wahre Erhabenheit, da ist keine Majestät: „Sine bonitate nulla majestas!"

5. Beispiel.

Aus: Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn M. Mendelssohn.

(Th. IV. Abth. 1. S. 240.)

Wenn allen Nationen von jeher die Ueberzeugung sich aufgedrungen hat: Religion sey das einzige Mittel, der elenden Natur des Menschen aufzuhelfen; und wenn alle Weise wie aus einem Munde gelehrt haben: Erkenntniß, die nur irdische Dinge zum Gegenstande habe, sey nicht würdig dieses Namens; Alle: daß man zur Erkenntniß des Ueberirdischen nicht gelangen könne, als durch überirdische Gesinnung; daß Gott sich den Herzen kund thue, und sich denen verberge, die ihn mit dem Verstande allein suchen: daß die Gesetze Gottes Flügel für die Seele seyen, sich in seine Gegenwart hinaufzuschwingen; — was Wunder dann, daß, wo die menschliche Natur sinkt, auch die Erkenntniß Gottes sinke und ihm Thiere allmählich ganz verschwinde; daß im Gegentheile, wo eben diese Natur sich hebt, die schaffende Liebe immer fühlbarer, und daß es ganz unmöglich werde, daß der Mensch an dem ihn durchdringenden Daseyn Gottes zweifle; ohne alle Vergleichung unmöglicher, als daß ein irdischer Unterthan an der Wirklichkeit seines Landesherrn zweifle, wenn er ihn gleich nie gesehen, seinem weit entfernten Aufenthalte sich nie genähert hat.

Aus dem Genusse der Tugend entspringt die Idee eines Tugendhaften; aus dem Genusse der Freyheit, die Idee eines Freyen; aus dem Genusse des Lebens, die Idee eines Lebendigen; aus dem Genusse des Göttlichen die Idee eines Gott Aehnlichen — und Gottes.

Wie die lebendige Philosophie, oder die Denkungsart eines Volkes, sich aus seiner Geschichte, oder Lebensweise ergiebt; so ergiebt sich seine Geschichte oder Lebensweise aus seinem Ursprunge, aus hervorgegangenen Anstalten und Gesetzen.

Alle Geschichte geht in Unterricht und Gesetze vorwärts aus, und alle Bildung der Menschen schreibt sich von ihnen her. Nicht von Vernunftgesetzen oder rührenden Ermahnungen; sondern von Anweisung, Darstellung, Vorbild, Zucht, Hülfe, Rath und That, Dienst und Befehl.

Wenn die ersten Menschen als Schwämme aus der Erde, oder als Würmer aus dem Schlamm, — ohne foramen ovale, und ohne Nabelschnur, — nicht weit vollkommener hervorgegangen sind, als sie jetzt aus

Mutterleibe geboren werden: so mußte Etwas sich ihrer annehmen. Das Ohngefähr? Oder, Was?

Alle sagen aus Einem Munde: es habe Ein Gott sich ihrer angenommen, und noch ehe denn sie waren.

Von einem höheren Wesen gehen alle Verfassungen aus; alle in ihrem Ursprunge waren theokratisch. Das erste nothwendigste Bedürfniß, wie für den einzelnen Menschen, so für die Gesellschaft, ist ein Gott.

Vollkommene Unterwerfung unter ein höheres Ansehen, strenger, heiliger Gehorsam, ist der Geist jeder Zeit gewesen, welche große Thaten, große Gesinnungen, große Menschen in Menge hervorbrachte. Der heiligste Tempel der Spartaner war der Furcht geweiht.

Wo der feste Glaube an ein höheres Ansehen nachließ, eigener Dünkel die Oberhand gewann, da sank jede Tugend, da brach das Laster durch, da verdarb Sinn, Einbildung und Verstand.

Und bey keinem Volke hat dieser Glaube nachgelassen, als nachdem es sich von Leidenschaft bethören ließ, die kein Gebot hat, und den Geist in Ketten legt, so daß nun jeder von dem Baume der Erkenntniß nahm, und selbst wußte, was gut und böse sey.

Sieh deine Kinder an, oder die Kinder deines Freundes. Sie gehorchen dem Ansehen, ohne den Sinn des Vaters zu begreifen. Sind sie widerspenstig und gehorchen nicht, so werden sie nie dieses Sinnes inne werden, nie den Vater selbst wahrhaft erkennen. Sind sie folgsam, so geht des Vaters Sinn, sein inneres Leben, allmählich in sie über; ihr Verstand erwacht, sie erkennen den Vater. Keine Erziehungskunst, kein Unterricht war vermögend sie dahin zu bringen, ehe die lebendige Erkenntniß aus dem Leben selbst erwuchs. Der Verstand beim Menschen kommt überall nur hinten nach. Zucht muß den Unterricht, Gehorsam die Erkenntniß vorbereiten.

Je umfassender, tief eingreifender, erhabener ein Gebot ist; je mehr es sich auf die innerste Natur des Menschen und ihre Verbesserung, auf Verstand und Wille, Tugend und Erkenntniß bezieht; desto weniger kann vor der Befolgung seine innere Güte von dem Menschen eingesehen werden, desto unfähiger ist seine Vernunft es zu billigen, desto mehr bedarf es Ansehen und Glauben.

— — Silber und Gold erspäht der Mensch,
bringt Erz aus der Erden und die Nacht ans Licht,
aber wo findet er Weisheit?
wo ist Verstandes Ort?
Im Lande der Lebenden ist sie nicht;
der Abgrund spricht: sie ist nicht in mir!
und das Meer schallt wieder: ist nicht in mir! —
Woher kommt Weisheit dann?

wo wohnt der Verstand?
verholen den Augen der Lebenden
verborgen den Vögeln des Himmels!
Höll' und der Tod antworten:
wir hörten von fern ihr Gerücht.
Gott weist den Weg ihr und weiß wo sie wohnt.
Er schaut die Enden der Erden,
Er schaut, was unter dem Himmel —
Und als er den Wind wog
und als er das Meer maß
und gab Gesetze dem Regen
und Donner und Blitzen den Weg;
da sah er sie und zählte sie
und forschte sie tief und bestimmte sie,
und sprach zum Menschen: dir ist die Furcht des Herrn Weisheit
und meiden das Böse, das ist Verstand.

Aber wer ist der Herr dessen Furcht Weisheit ist, und aus dessen Geboten Licht und Leben kommt? — Ist er der erste der beste und dürfen wir nur blindlings nach ihm tappen?

Blindlings, wenn du blind bist! Aber bist du es in der That? Und was hat alles Lichtes dich beraubt?

Ich will nicht in dich dringen, und dir Geständnisse abnöthigen. Aber höre einen Vorschlag, ob er dir gefällt?

Irgend einem Unsichtbaren dienst du, oder willst du dienen: Sey es der Ehre!

Wer der Ehre huldigt, schwört zum Altare des unbekannten Gottes. Er verspricht einem Wesen zu gehorchen, welches das Innere siehet: denn das ist der Dienst der Ehre, daß wir seyen was wir scheinen, kein angenommenes Gesetz willkührlich oder insgeheim übertreten; kurz, unverbrüchliches Wort: WAHRHEIT!

So gehe hin, und gehorche deinem unbekannten Gotte treu und ganz. Scheine überall was du bist, und sey überall was du scheinst. Aber hüte dich, daß keine Tücke unterlaufe, denn dein Gott sieht das Inwendige; das ist sein Wesen, seine Kraft. Und wenn er denn nicht bald dir seinen Namen kund thut, du nicht bald erfährst, wer der Herr ist, dessen Furcht Weisheit ist, und aus dessen Geboten Licht und Leben kommt: so nenne vor der ganzen Welt mich einen Betrüger, einen Thoren, einen Schwärmer — was du willst!

„Wir haben einen Freund in uns — ein zartes Heiligthum in „unserer Seele, wo die Stimme und Absicht Gottes lange Zeit sehr hell „und klar wiedertönet. Die Alten nannten sie den Dämon, den guten „Genius des Menschen, dem sie mit so vieler Jugendliebe huldigten, mit

„so vieler Ehrfurcht folgten. Christus begreifts unter dem klaren Auge, „das des Lebens Licht ist und den ganzen Leib licht macht. David bittet „darum, als um den guten, freudigen Lebensgeist, der ihn auf rechter „ebener Bahn führe u. s. Mögen wirs nun Gewissen, innern Sinn, „Vernunft, den λογον in uns nennen, oder wie wir wollen; genug, es „spricht laut und deutlich, zumal in der Jugend, ehe es durch wilde „Stimmen von aussen und innen, durch das Gebrause der Leidenschaft, „und das Geschwätz einer klügelnden Unvernunft allmählich geschweigt „oder irre gemacht wird. Wehe dem, bey dem es so stumm und irre „gemacht ward! insonderheit dem Jünglinge und Kinde! Er wird all„mählich ohne Gott in der Welt, geht wie ein irres Schaaf umher, „ohne gesunden moralischen Sinn, ohne das θειον in Einer Sache des „Lebens an sich und andern zu fühlen. Nur so viel haben wir von Gott „und seiner Vorsehung, als wir beyde lebendig erkennen, im Einzelnen „und Allgemeinen. Je mehr wir es (ohne Schwärmerey und Seelen„kälte) thätig ersehen, wie und wozu er mit uns handle? desto mehr ist „er Unser, unser allein. Laß nun einen Schwätzer und Zweifler dagegen „sagen, was er will: Erfahrung geht über Geschwätz und Zweifel."

Noch einmal, der Verstand des Menschen hat sein Leben, sein Licht nicht in ihm selbst, und der Wille entwickelt sich nicht durch ihn. Im Gegentheile entwickelt sich der Verstand des Menschen durch seinen Willen, der ein Funken aus dem ewigen reinen Lichte, und eine Kraft der Allmacht ist. Wer mit diesem Lichte geht, aus diesem Vermögen handelt, der wird aus einer Klarheit in die andere geläutert, der erfährt seinen Ursprung und seine Bestimmung.

Daß alles was geschieht, jede Veränderung und Bewegung von einem Willen herrühren, die Kraft dazu aus einem Willen hervorgehen müsse, ist eine allgemeine Offenbarung — oder Lüge der Natur. Wenn es in Einem Falle zutrifft: vox populi, vox dei; dann gewißlich hier. Und so irrt der rohe Wilde, wie oft er auch Aeusserliches mit Innerlichem verwechselnd für Sache, Schein für Wesen halten mag, so weiß er doch von beydem, und irrt nicht in der Sache selbst. Der gelehrte Klügling hingegen, der nur Aeusserliches anerkennt, Schein für Sache, und Sache für Schein hält — der irrt in der Sache selbst.

Ich kenne die Natur des Willens, einer sich selbst bestimmenden Ursache, ihre innere Möglichkeit und Gesetze nicht. Denn ich bin nicht durch mich selbst. Aber ich fühle eine solche Kraft als das innerste Leben meines Daseyns; ahnde durch sie meinen Ursprung, und lerne im Gebrauch derselben, was mir Fleisch und Blut allein nicht offenbaren konnten. Auf diesen Gebrauch finde ich alles bezogen in der Natur und in der Schrift; alle Verheissungen und Drohungen sind an ihn — an die Reinigung und Verunreinigung des Herzens geknüpft. — Daneben lehren mich Erfahrung

und Geschichte, daß des Menschen Thun viel weniger von seinem Denken, als sein Denken von seinem Thun abhängt; daß seine Begriffe sich nach seinen Handlungen richten, und sie gewissermassen nur abbilden, daß also der Weg zur Erkenntniß ein geheimnißvoller Weg ist — kein syllogistischer — kein mechanischer.

Gott sprach — und es ward — und es war alles gut. „Wahrer und faßlicher," sagt ein ehrwürdiger Jerusalem, „konnte diese Handlung „unserer Vernunft nicht gemacht werden. Denn dieß ist der einzige Grund, „worin die Vernunft ihre Beruhigung findet: der Allmächtige wollte und „es ward. Zugleich ist dieß die Grenze aller Philosophie, die Grenze, wo „auch Newton ehrerbietig stehen blieb; und der Philosoph, dem es zu klein „däucht, bey diesem göttlichen Willen stehen zu bleiben, sondern hierüber „hinaus von Ursache zu Ursache ins Unendliche fortzugehen, und selber Welten zu bauen sich vermißt, der wird sich in ewigen Finsternissen verirren, „wo er endlich den Schöpfer selbst verlieren wird."

Dieß ist die Herrlichkeit des Herrn, das Antlitz Gottes, wohin ein sterbliches Auge nicht vermag sich zu erheben. Aber mit seiner Güte läßt er sich zu uns herab, mit seiner Gnade wird der Ewige dem Menschen gegenwärtig, und er spricht mit ihm — dem er Odem gab aus seinem Munde — durch Gefühle seines eigenen Lebens, seiner eigenen Seligkeit... O, daß ich stark und schnell wäre ihn zu laufen, den Einzigen herrlichen Weg der Gottes Liebe, der Gottes Seligkeit!

---

3. Johann Gottlieb Fichte. 1762—1814.

Johann Gottlieb Fichte war der Sohn eines armen Bandwebers, geboren am 19ten Mai 1762 zu Rammenau bei Camenz (oder Bischofswerda) in der Oberlausitz. Die früh sich ankündigenden Geistesgaben des Knaben bewogen einen Freiherrn von Miltitz sich seiner Ausbildung anzunehmen. Er wurde zunächst in die Erziehung eines Pfarrers zu Niederau bei Meißen gegeben und besuchte dann Schulpforte. Im Jahre 1780 bezog er die Universität Jena und später Leipzig. Seit 1784 war er in verschiedenen Häusern Sachsens Hauslehrer, weil er aber in den beschränkten Dogmatismus der Theologie nicht eingehen wollte und seine Ansichten den oberen Behörden misfällig waren, verhinderte dies seine Anstellung. Mit großer, ja furchtbarer Noth kämpfend erhielt er endlich im Sommer 1788 eine Hauslehrerstelle in Zürich, wo er Pestalozzi's Freund war und seine nachherige Gattinn, eine Nichte Klopstock's, kennen lernte. Er ging indessen 1790 wieder nach Leipzig zurück, lebte von Unterrichtertheilen und studirte

Kants Werke mit großem Eifer. Bedeutende Verluste des Vaters seiner Braut verhinderten seine eheliche Verbindung und bewogen ihn, eine Hauslehrerstelle in Warschau anzunehmen, welche er bald wieder aufgab und nun seine Rückreise über Königsberg antrat, um Kant zu begrüßen. Diesem sich vortheilhaft anzukündigen, schrieb er in wenigen Tagen seinen „Versuch einer Kritik aller Offenbarung, Königsb. 1792", welcher bald allgemeine Aufmerksamkeit erregte und für eine Schrift Kants gehalten wurde, bis dieser Fichte selbst öffentlich für den Verfasser erklärte und so sein Ruhm als vorzüglichster Nachfolger Kants gegründet war. Dennoch musste er eine Stellung als Hauslehrer des Grafen Krokow bei Danzig annehmen, welche er aber im Frühling 1793 aufgab, nach Zürich zurückkehrte, mit der Langgeliebten sich verband, im Hause seines Schwiegervaters in Heiterkeit und rastloser Thätigkeit lebte und hier den Ruf als Professor der Philosophie an Reinholds Stelle nach Jena erhielt. Auf Lavaters Veranlassung, welcher einen so bedeutenden Mann nicht ungenützt aus Zürich weggehen lassen wollte, hielt er noch in Zürich philosophische Vorlesungen, worin er schon die Grundideen seines philosophischen Systems niederlegte. Auch schrieb er noch hier seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franz. Revolution. (2 Bde. 1793 u. A. 1795.)" — In Jena, wo Fichte, wie durch die Kraft des Gedankens und seines Vortrags, so auch durch die Tüchtigkeit seiner Gesinnung einen großen Einfluß ausübte, gehörte er zu den ersten Zierden dieser Hochschule. Hier stellte er unter dem Namen der „Wissenschaftslehre" sein philosophisches System auf, das sich zuerst an Kant anschließend, bald von diesem sich entfernte und an die Stelle des Kriticismus den Idealismus entwickelte, wie er in der Religion nicht das Moralprincip als das höchste ansah, sondern das wahrhafte Leben, das Verbundensein mit Gott.

In Jena erschienen noch von ihm: die Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre 1794, die Rechtslehre 1796 u. 97 und die Sittenlehre 1798. Von großem Erfolge waren seine: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, wodurch er auch der Sittenrohheit der Studirenden entgegen zu wirken suchte, und deshalb in manche Mishelligkeiten mit einzelnen Studenten verwickelt wurde. Kaum waren diese Zwistigkeiten beigelegt und eine erfreuliche Thätigkeit zurückgekehrt, als Fichte wegen eines in das von ihm und Niethammer herausgegebene „philosophische Journal" eingerückten Aufsatzes (Bd. 8, Heft 1.) „Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung" [1]) von dem kurfürstlich-

---

[1]) Fichte bezeichnete darin die moralische Weltordnung selbst als Gott und sagte: „wir bedürften keines andern Gottes und könnten keinen andern fassen. Das Dasein aber dieses Gottes sei ein unzweifelhaftes, das Gewisseste, was es gebe und der Grund

sächsischen Consistorium atheistischer Lehren beschuldigt und in eine Untersuchung verwickelt wurde. Um einem Verweise zu entgehen nahm Fichte selbst seinen Abschied, und begab sich nun, da ihm anderwärts der Aufenthalt versagt wurde, nach Berlin 1799. —

Von nun an blieb Preußen sein Vaterland, dem er mit unerschütterlicher Treue angehörte, für welches und mit dem er kämpfte und duldete mit der ganzen Kraft seines Geistes bis zum letzten Athemzuge. — Er lebte nun fünf ruhige Jahre in Berlin und hielt vor Gebildeten, unter denen die ersten Staatsmänner waren, Vorlesungen über Philosophie. Hier erschienen seine: Bestimmung des Menschen 1800; Antwortschreiben an Reinhold. 1801; Sonnenklarer Bericht über das Wesen der neusten Philosophie 1801 und seine Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. 1805. — In diesem Jahre wurde ihm eine Professur der Philosophie an der Universität Erlangen übertragen, doch konnte er den Winter in Berlin zubringen. Er verlebte aber nur einen Sommer in Erlangen; denn als er im Winter zu Berlin seine berühmten Vorträge über Religion: „Anweisung zum seligen Leben" gehalten hatte, welche 1806 erschienen, brach schon im Herbst 1806 der Krieg gegen Frankreich aus, welcher bald Berlin in die Hände der Franzosen brachte und den für Preußen begeisterten Philosophen, welcher der fremden Oberherrschaft sich nicht beugen wollte, nach Königsberg zu fliehen bewog. Hier las er über Wissenschaftslehre; weil aber nach Danzigs Fall auch Königsberg nicht mehr vor dem Feinde sicher war, ging Fichte nach Kopenhagen, um nach geschlossenem Frieden schon im August 1807 nach Berlin zurückzukehren. Noch während des Aufenthalts der Franzosen hielt er seine: „Reden an die Deutschen," welche freilich von den Franzosen in ihrem ganzen Sinne nicht verstanden wurden, aber doch Zeugniss von dem kühnen Muthe des Mannes geben. —

Als bei der Neubelebung Preußens Berlin eine Hochschule erhalten sollte, erhielt Fichte selbst den Auftrag, den Plan dazu auszuarbeiten, was er auch that („deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, gedr. Stuttg. 1817") doch sind seine Rathschläge nicht berücksichtigt worden. Seit 1809 lehrte er dann als Professor der Philosophie an der neuen Universität in Berlin, deren erster Rektor er war, und suchte auch hier, wie einst in Jena, die Studirenden von der Rohheit des akademischen Lebens zu würdiger und edler Haltung hinüberzuführen. — Als die große

---

aller andern Gewisſsheit. Der Begriff von Gott als einer besonderen Substanz sei hingegen unmöglich und widersprechend. Es sei erlaubt, dieß aufrichtig zu sagen, das Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe." Daran mochte sich freilich manch frommes Gemüth stoßen und Fichte den rechten christlichen Gottesglauben absprechen.

Erhebung Preußens gegen den Dränger von Westen mit dem Jahre 1813 ihren Anfang nahm, war Fichte auf alle Weise mit patriotischem Eifer für dies große Werk thätig und that, weil thätig im Felde mitzuwirken ihm versagt war, Alles durch begeisterte Rede und kräftige Unterstützung wohlthätiger Anstalten, was er vermochte. So hielt er seine ergreifenden Vorlesungen über den Begriff des „wahren Krieges" und wollte, als Deutschlands Erlösung ihm segenreichen Frieden gegeben, zur ausführlichen Darstellung seiner Lehre übergehen, als der Tod ihn als ein späteres Opfer der großen Zeit hinwegnahm. Seine würdige Gattinn nehmlich hatte mit treuer Hingebung fünf Monate lang der Krankenpflege in den Lazarethen sich geweiht, als sie vom nervösen Lazarethfieber ergriffen wurde; zwar genas sie, aber Fichte wurde angesteckt und erlag nach schweren Kämpfen seiner kräftigen Natur der Gewalt des Fiebers am 27. Januar 1814. —

Fichte gehörte zu den bedeutendsten und kräftigsten Menschen der neuern Zeit. Festigkeit des Willens auf Redlichkeit und Wahrheit gegründet und kühner, unerschütterlicher Kampfesmuth auch gegen eine Welt von Ungerechtigkeit war der Grundzug seines Wesens, welchem er sich bis an sein Ende getreu erwiesen hat. Als Philosoph hat er die höchste Würde des Menschengeschlechts erkennen lehren und die Menschen zum lebendigen Handeln in Gott führen wollen. Man muſs in seinem Denken mehrere Perioden unterscheiden.[1]) „Er faſste den Geist, das Ich, als absolute Thätigkeit, Thätigkeit aus sich durch sich; Thätigkeit, Bewuſstsein im Seyn, Gegenstand in Einem. Das Wissen selbst ist nichts Anderes als das Ich, und die philosophische Erkenntniß strebt nach nichts Anderem, als dies Wissen zu wissen; sie ist daher Wissenschaftslehre; in dieser entfaltet sich die Thatkraft des Ichs, welches als absolute Freiheit das Princip des Wissens wie des Seins ist. Schöpferisch tritt das Ich durch die Form des Erkennens in die Welt, und wie es sich durch sein erkennendes Handeln selbst hervorbringt, so bestimmt es die Realität der Welt durch sich selbst. Somit ist das Ich der subjectiv-productive Urgeist; aber so sehr auch das Ich, welches sich selbst gleich ist, den Trieb hat, die gegenständliche Welt das Nicht-Ich aufzuheben und sich selbst hervorzubringen; so tritt doch der Gegensatz zwischen der Freiheit des Ichs und der Nothwendigkeit des Nicht-Ichs immer von neuem hervor und findet endlich seine Lösung in dem Glauben an eine moralische Weltordnung, daß endlich gelingen müsse, was sein sollte, und daß die Vernunft ihr Recht behaupten werde gegen die blinde Naturgewalt und gegen Unvernunft. Das letzte Resultat ist das Streben

---

[1]) Worte Biese's in Thl. II. S. 645. flg. seines Handbuchs der Gesch. der deutschen Literatur, welche uns am kürzesten das Wesen der Fichteschen Philosophie zusammen zu fassen scheinen.

und die höchste Thätigkeit das Sehnen, welches in der unendlichen Liebe, in der Religion Befriedigung findet." — Wenn er früher das Ich als Thätigkeit dargestellt hat, die sich selbst setzt dem Nicht-Ich entgegen, als subjectiv-productiven Urgeist; setzt er in der letzten Umarbeitung seiner Wissenschaftslehre (1810) das Wesen Gottes als solchen. „Nicht das endliche Bewusstsein (das durch die Reflection beschränkte Ich, welche Ich's, da es unendlich viele Reflexionen und Beschränkungen geben kann, die Unendlichkeit des Endlichen bilden), sondern das Unbewusstsein, Gott ist der letzte Grund alles Seins, die endlichen Ich's nur Offenbarungen des ewigen. Das endliche Ich, was sich in sich selbst, nicht als Theil und Erscheinung des ewigen begreifen will, ist unselig und eitel. Alles Sein ist an sich selbst lebendig, selbstthätig, vorstellend und schaffend, weil alles Sein als ein besonderes nur in und durch das ewige absolute Sein (Gott) lebt und seiner bewußt ist. Der unendliche Inhalt des göttlichen Seins in unendlich-vielen, unendlich verschiedenen Erscheinungen besonderer, selbstständiger, in und durch Gott lebendiger Organismen, darin das eine göttliche Leben sich darstellt, ist die Welt, und nun mit vollkommenem Wissen durch diese relativ-selbstständigen Gestaltungen, jede auf ihrem Standpunkt objectiv wahr, bis zur absoluten Anschauung des Absoluten selbst durchzudringen, ist Aufgabe der Philosophie." Den Gedanken der absoluten göttlichen Lebensoffenbarung führt Fichte in der „Anweisung zum seligen Leben" 1805, auch zum Theil in den „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten" und selbst in der Staatslehre (1813) mehr populär aus und die Liebe, die über dem Wissen und der Vernunft steht, die Leben und Zeit schafft, gilt ihm als Prinzip der wahren Speculation.

Seine Werke sind in 8 Bänden erschienen: Johann Gottlieb Fichte's sämmtliche Werke. Herausg. von (seinem Sohne) J. H. Fichte. 8 Bde. Berlin 1845. Veit u. Comp. — (Inh. Erste Abth. Zur theoretischen Philosophie. Erst. Bd. 1. Recension des Aenesidemus. 1794. 2. Ueb. den Begriff der Wissenschaftslehre od. der sogen. Philosophie. 3. u. 4. Grundlage u. Grundriss der gesammten Wissenschaftslehre, 1794 und Rede üb. d. Würde des Menschen. 5. u. 6. Erste u. zweite Einl. in die Wissenschaftslehre. 1797. 7. Versuch einer neuen Darstellung der W. 1797. — Zw. Bd. (2) 1. Darstellung der Wissenschaftsl. 1801. 2. Die Bestimmung des Menschen. 1800. 3. Populairer u. krit. Anhang. 4. Die Thatsachen des Bewusstseins. 1810. 5. Die Wissenschaftslehre in ihrem allgem. Umrisse. 1810. — Zw. Abth. Zur Rechts- u. Sittenlehre. Erst. Bd. (3) 1. Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre. 1796. Der geschlossene Handelsstaat. 1800. Zw. Bd. (4). 1. System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftlehre 1798. 2. Die Staatslehre od. üb. das Ver-

hältniss des Urstaats zum Vernunftreiche in Vorlesungen. 1813. 3. Rede an s. Zuhörer d. 19. Febr. 1813. — Zw. Abth. B. Zur Religionsphilosophie. Dr. Bd. (5) 1. Aphorismen üb. Religion u. Deismus. 1790. 2. Versuch einer Kritik aller Offenbarung. 1792. 3. Ueb. den Grund unsers Glaubens an e. göttliche Weltregierung. 1790. 4. Appellation a. d. Publikum geg. d. Anklage des Atheismus. 1799. 5. Gerichtl. Verantwortg. geg. d. Ankl. des Ath. 1799. 6. Rückerinnerungen, Antworten, Fragen. 7. Die Anweisung zum seligen Leben od. auch d. Religionslehre, 1806. — Dritte Abtheilung. Populair philosoph. Schriften. Erst. Bd. (6) A. Zur Politik, Moral u. Philosoph. der Gesch. 1. Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens. 1793. 2. Beitr. z. Bericht. der Urtheile üb. d. franz. Revol. 2 Bde. 1793. 3. Einige Vorlesungen üb. d. Bestimmung des Gelehrten. 1794. 4. Ueb. d. Wesen des Gelehrten u. seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 1805. 5. Rede üb. d. einzig mögl. Störung der acad. Freiheit. Zw. Bd. (7) 1. Die Grundzüge des gegenw. Zeitalters. 2. Reden an d. deutsche Nation. 1800. 3. Anhang zu den Reden. 1806. 4. Politische in 3 Abschn. — Fragm. üb. Deutschlands Gesch. u. Verf. in 3 Absch. — Dr. Bd. (8) B. Vermischte Schriften u. Aufsätze. 1. Nicolai's Leben u. sonderbare Meinungen u. 7 andere Aufsätze, wie den deducirten Plan einer in Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt u. a. m., auch kleinere Gedichte). — Nachgelassene Werke. Herausg. v. J. H. Fichte. Bonn 1835. 3 Bde. (Hierin Vorlesungen üb. Wissenschaftslehre, üb. Rechts- u. Sittenlehre a. d. J. 1812. Ueb. d. Bestimmung des Gelehrten 1812. Zwei Gespräche üb. Patriotism. u. s. Gegenth., üb. Machiavelli, Tageb. üb. den thierischen Magnetismus u. Kritisches.) — Joh. Gottlieb Fichte, Leben und literarischer Briefwechsel, hrsg. v. s. Sohne Imm. Herm. Fichte, 2 Th. Sulzb. 1830—31.

---

1. Beispiel.

Leben, Liebe und Seligkeit.

Aus der: Anweisung zum seligen Leben.

Erste Vorlesung. (Ges. Werke 5, Bd. S. 401.)

Ehrwürdige Versammlung.

Die Vorlesungen, welche ich hiermit eröffne, haben sich angekündigt als die Anweisung zu einem seligen Leben. Uns fügend der

gemeinen und gewöhnlichen Ansicht, welche man nicht berichtigen kann, ohne fürs erste an dieselbe anzuknüpfen, konnten wir nicht umhin, uns also auszudrücken: ohnerachtet, der wahren Ansicht nach, in dem Ausdrucke seliges Leben, etwas Ueberflüssiges liegt. Nemlich das Leben ist nothwendig selig, denn es ist die Seligkeit; der Gedanke eines unseligen Lebens hingegen enthält einen Widerspruch. Unselig ist nur der Tod. Ich hätte darum, streng mich ausdrückend, die Vorlesungen, welche zu halten ich mir vorgesetzt hatte, nennen sollen die Anweisung zum Leben, oder die Lebenslehre — oder auch den Begriff von der andern Seite genommen, die Anweisung zur Seligkeit, oder die Seligkeitslehre. Dass inzwischen bei weitem nicht alles, was da lebendig erscheint, selig ist, beruht darauf, dass dieses Unselige in der That und Wahrheit auch nicht lebet, sondern nach seinen mehrsten Bestandtheilen in den Tod versenket ist, und in das Nichtseyn.

Das Leben ist selber die Seligkeit, sagte ich. Anders kann es nicht seyn: denn das Leben ist Liebe, und die ganze Form und Kraft des Lebens besteht in der Liebe und entsteht aus der Liebe. — Ich habe durch das soeben Gesagte einen der tiefsten Sätze der Erkenntniss ausgesprochen; der jedoch meines Erachtens, jeder nur wahrhaft zusammengefassten und angestrengten Aufmerksamkeit auf der Stelle klar und einleuchtend werden kann. Die Liebe theilet das an sich todte Seyn gleichsam in ein zweimaliges Seyn, dasselbe vor sich selbst hinstellend, und macht es dadurch zu einem Ich oder Selbst, das sich anschaut, und von sich weiss; in welcher Ichheit die Wurzel alles Lebens ruht. Wiederum vereinigt und verbindet innigst die Liebe das getheilte Ich, das ohne Liebe nur kalt und ohne alles Interesse sich anschauen würde. Diese letztere Einheit, in der dadurch nicht aufgehobenen sondern ewig bleibenden Zweiheit, ist nun eben das Leben; wie jedem, der die aufgegebenen Begriffe nur scharf denken und aneinander halten will, auf der Stelle einleuchten muss. Nun ist die Liebe ferner Zufriedenheit mit sich selbst, Freude an sich selbst, Genuss ihrer selbst, und also Seligkeit; und so ist klar, dass Leben, Liebe und Seligkeit schlechthin Eins sind und dasselbe.

Nicht alles, was als lebendig erscheine, sey lebendig in der That und Wahrheit, sagte ich ferner. Es gehet daraus hervor, dass, meines Erachtens, das Leben aus einem doppelten Gesichtspunkte angesehen werden kann, und von mir angesehen wird; nemlich theils aus dem Gesichtspunkte der Wahrheit, theils aus dem des Scheins. Nun ist vor allem voraus klar, dass das letztere bloss scheinbare Leben nicht einmal zu erscheinen vermöchte, sondern völlig und durchaus in dem Nichts bleiben würde, wenn es nicht doch auf irgend

eine Weise von dem wahrhaftigen Seyn gehalten und getragen würde; und wenn nicht, da nichts wahrhaftig da ist, als das Leben, das wahrhaftige Leben auf irgend eine Weise in das nur erscheinende Leben einträte und mit demselben sich vermischte. Es kann keinen reinen Tod geben, noch eine reine Unseligkeit; denn indem angenommen wird, dass es dergleichen gebe, wird ihnen das Daseyn zugestanden; aber nur das wahrhaftige Seyn und Leben vermag dazuseyn. Darum ist alles unvollkommene Seyn lediglich eine Vermischung des Todten mit dem Lebendigen. Auf welche Weise im allgemeinen diese Vermischung geschehe, und welches, sogar in den niedrigsten Stufen des Lebens, der unaustilgbare Stellvertreter des wahrhaften Lebens sey, werden wir bald tiefer angeben. — Sodann ist anzumerken, dass auch dieses nur scheinbaren Lebens jedesmaliger Sitz und Mittelpunkt die Liebe ist. Verstehen Sie mich also: Der Schein kann auf mannigfaltige und ins Unendliche verschiedene Weisen sich gestalten; wie wir dieses bald näher ersehen werden. Diese verschiedenen Gestaltungen des erscheinenden Lebens insgesammt nun leben überhaupt, wenn man nach der Ansicht des Scheines redet; oder sie erscheinen als lebend überhaupt, wenn man sich strenge nach der Wahrheit ausdrückt. Wenn aber nun weiterhin die Frage entsteht: wodurch ist denn das allen gemeinsame Leben in den besonderen Gestaltungen desselben verschieden; und was ist es denn, das jedem Individuum den ausschliessenden Character seines besonderen Lebens giebt: so antworte ich darauf: es ist die Liebe dieses besonderen und individuellen Lebens. — Offenbare mir, was du wahrhaftig liebst, was du mit deinem ganzen Sehnen suchest und anstrebest, wenn du den wahren Genuss deines selbst zu finden hoffest — und du hast mir dadurch dein Leben gedeutet. Was du liebest, das lebest du. Diese angegebene Liebe eben ist dein Leben, und die Wurzel, der Sitz und Mittelpunkt deines Lebens. Alle übrigen Regungen in dir sind Leben nur, inwiefern sie sich nach diesem einzigen Mittelpunkt hinrichten. Dass vielen Menschen es nicht leicht werden dürfte, auf die vorgelegte Frage zu antworten, indem sie gar nicht wissen, was sie lieben, beweist nur, dass diese eigentlich nichts lieben, und eben darum auch nicht leben, weil sie nicht lieben.

So viel im Allgemeinen über die Einerleiheit des Lebens, der Liebe und der Seligkeit.

2. Beispiel.

Napoleon.

Aus: die Staatslehre, oder über das Verhältniß des Staats zur Vernunftlehre. Berlin 1820. S. 64.

Lassen Sie uns den Mann sehen, der an die Spitze jenes Volkes [1]) sich gestellt hat. Zuvörderst, er ist kein Franzose. Wäre er dies, so würden jene geselligen Grundansichten, jene Achtung für die Meinung Anderer, und kurz für etwas außer ihm selber, einige wohlthätige Schwäche und Inconsequenz seinem Charakter beimischen, wie dergleichen sich zum Beispiel im vierzehnten Ludwig, meines Erachtens der schlimmsten Ausgeburt des französischen Nationalcharakters, vorfanden. Aber er ist von einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und in Folge dieses Kampfes in die Sklaverei eines nur schlaueren Herrschers gefallen, und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen sein. Unter der französischen Nation, die auf diese Weise ihm zuerst bekannt wurde, erhielt er seine Bildung, sie legte sich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu schauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigster Klarheit dieselbe ergreifen lernen, als eine höchst regsame Masse, die da fähig wäre, durchaus jedwede Richtung anzunehmen, keinesweges aber durch sich selbst sich eine bestimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er diese Nation fand, der er selbst seine Verstandesausbildung dankte, und die er ungefähr für die erste halten mochte, so auch das ganze übrige Menschengeschlecht ansahe? Von einer höhern sittlichen Bestimmung des Menschen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher sollte er sie bekommen, da sie nicht, wie etwa bei den Franzosen durch eine glückliche Angewöhnung in früher Jugend ihm zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelst der Philosophie oder des Christenthums, seine spätere Bildung sie ihm auch nicht darbot? Zu dieser vollkommenen Klar-

---

[1]) Es war vorher S. 61. gesagt worden: „Ein Stamm, der sich Franken nannte, zog aus und eroberte die schönsten Provinzen des römischen Reichs“ und nachher: „alle Bildung der Einzelnen ging von der Volkseinheit, keineswegs umgekehrt die Volkseinheit aus von der Bildung der Persönlichkeit.“

heit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volke begründeter und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher Wille. Mit diesen Bestandtheilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohlthäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn und so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten, was jede beiden Bestandtheile rein für sich, und ohne irgend eine Anschauung des Geistigen geben können. Es bildete sich ihm hieraus folgendes Erkenntnißgebäude: daß die gesammte Menschheit eine blinde, entweder gänzlich stagnirende, oder unregelmäßig und verwirrt durcheinander und mit einander streitend sich regende Masse von Kraft sey; daß weder jene Stagnation seyn solle, sondern Bewegung, noch jene unordentliche, sondern eine nach Einem Ziele sich richtende Bewegung: daß selten und durch Jahrtausende getrennt Geister geboren würden, die bestimmt seyen, dieser Masse die Richtung zu geben, dergleichen Einer Karl der Große gewesen sey, und er der Nächste nach ihm, daß die Eingebungen dieser Geister das Einzige und wahrhaft Göttliche, und Heilige, und die ersten Principien der Weltbewegung seyen, und daß für sie schlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit oder des Genusses aufgeopfert, für sie alle Kräfte in Bewegung gesetzt, und jedwedes Leben in Beschlag genommen werden müsse, und daß es Auflehnung sey gegen das höchste Weltgesetz, solchen Anregungen sich entgegen zu setzen. In ihm sey erschienen dieses Weltgesetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Culturstaate, unter seiner Oberherrschaft ausführen wolle; das nächste Glied dieser Ordnung sey dermalen die Freiheit der Meere, wie er sagt, die Oberherrschaft der Meere in seinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für diesen allernächsten durch das Weltgesetz gesetzten Zweck müsse alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen; denn dafür allein sey es da. Diesen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menschenlebens sich hinausstreckt, soll nun nach ihm seine Dynastie fort- und ausführen, so lange bis etwa nach einem Jahrtausend ein anderer inspirirter Held wie er auftreten, und mit neuer Offenbarung in seine und Karls Schöpfung eingreifen wird.

Man hat geahnt, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrschern. So ist es auch. Oeffentliche Blätter zwar meinten, daß die Gesinnungen eines Generals in ihm verschwinden würden durch Einführung der Erbfolge für seine Dynastie. Nicht recht begriffen. — So verhält es sich: Jene sind gewohnt, sich als Vertheidiger des Eigenthums und Lebens anzusehen, als Mittel zu diesem Zwecke, der drum nie aufgeopfert werden darf: dieser setzt sich als Vertheidiger eines ab-

soluten, — selbst Zweck seyenden — Willens, eines Weltgesetzes, in der That aber nur eines individuellen Willens, einer G r i l l e, ausgerüstet mit der formalen Kraft des sittlichen Willens. (Dies ist sein wahres unterscheidendes Wesen. Jene sind nicht im Stande, ihren gegen sie immer noch erhabenen Gegner auch nur zu begreifen.) Es ist allerdings wahr, das Alles aufgeopfert werden soll — dem Sittlichen, der Freiheit; d a ß Alles aufgeopfert werden solle, hat er richtig gesehen, für seine Person beschlossen, und er wird sicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge; dafür bürgt die Kraft seines Willens. — Seine Denkart ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn ist, und den Genuß verschmäht; darum verführt sie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüther. — Nur soll es eben nicht geopfert werden seinem eigensinnigen Entwurfe; diesem aufgeopfert zu werden, ist er selbst sogar viel zu edel; der Freiheit des Menschengeschlechts sollte er sich aufopfern, und uns alle mit sich, und dann müsste z. B. ich, und Jeder, der die Welt sieht, wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme.

In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit beruhet seine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niedern Lüften, und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herabzustürzen, und sie sich zu Nutze zu machen. In der Festigkeit: die Andern wollen auch wohl herrschen, aber sie wollen noch so vieles Andere nebenbei, und das Erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherglanz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehren bleiben; sie wollen wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben etzt er daran, der Hitze, dem Froste, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt: auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht seyn, sondern ruhiger Herr der Welt will er seyn, und falls er das nicht kann, gar nicht seyn. Dies zeigt er jetzt, und wird es ferner zeigen. Die haben durchaus kein Bild von ihm, und gestalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und seiner Dynastie, wie er sie will, sich etwas Anderes schließen lasse, denn Waffenstillstände. Ehre und Treue? Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgesprochen, daß ein Herrscher damit es halte, wie die Zeiten es mit sich bringen: so lange es ihm selbst zuträglich ist, — ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neuern Staatsschriften desselben das Wort: R e c h t, gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, sondern es ist allenthalben

nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhme der Armee, den Trophäen, die er in allen Landen erfochten.

So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit. Ob diese nun in uns lebt und mit derselben Klarheit und Festigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat seine Grille, und durch Täuschung oder Schrecken Alle für sie in Thätigkeit zu setzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen.

Ich habe gethan, was mir obliegt, indem ich mit der Klarheit, die mir beiwohnt, diese meine Ansicht mittheile denen, die meine Mittheilung begehren, und in ihnen den Funken dieser uns nöthigen Begeisterung zur Flamme anzufachen suche.

3. Beispiel.

Aus den: Reden an die deutsche Nation.

Ende der vierzehnten Rede S. 478.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verläumder eurer selbst; weiset sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, daß ihr eben so unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt, und lernen, gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schiksals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weise, dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichelei, niemals aber Wahrheit hören wollt, über diese Reden nicht beklagen. Dies alles sey vergessen, so wie wir andern alle auch wünschen, daß unser Antheil an der Schuld vergessen werde. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glüks würdig, wie keiner Zeit, und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Aus=

rottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deutscher Unabhängigkeit, und Selbstständigkeit; auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu seyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen, und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltner gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend und entscheidend halten. Lasset eure Räthe sich berathschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen, nur, daß es eben so entscheidend sey. Die Ueberzeugung aber, daß etwas geschehen müsse, und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas durchgreifendes und entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln, und der Hinhaltungsmittel, vorüber sey; diese Ueberzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervorbringen, dem sie zu eurem Biedersinne noch in das meiste Vertrauen hegen.

Euch Deutsche insgesammt, welchen Plaz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden, und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns: überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen, und der Abstammung von uns, gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel, und groß, und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein, und die Begeisterten, des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsere Ehre in Schimpf, und unsere Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem, und besiegten es; ihr seyd verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben,

und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschik zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesammt, als beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seyd ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Rettet auch unsere Ehre, rufen sie euch zu. Uns war nicht ganz klar, wofür wir stritten; außer dem rechtmäßigen Entschlusse, in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen, trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsezt werden, und der Geist allein, rein, und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln, und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen, dafür floß unser Blut. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsezt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses als das lezte, worauf alle bisherige Entwickelung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberrauschenden leeren Possenspiele, und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.

Es beschwören euch eure noch ungebohrne Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße: machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mitelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen, als einer niedern, barbarischen, sklavischen, daß wir unsre Abstammung verbergen, oder einen fremden Namen, und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, seyn wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte; ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt: sogar über die Gebühr schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Geschichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung, oder Kunde genug gehabt, um die Ueberwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er sie herabwürdigt, desto gerechter steht er selbst da. Wer kann wissen, welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten, manches Volkes der Vorwelt, in Vergessenheit gerathen sind, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Ueberwinder, seinen Zwecken gemäß, unwidersprochen, Bericht über sie erstattete.

Es beschwöret euch selbst das Ausland, in wiefern dasselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht, und noch ein Auge hat für seinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft, und der Wahrheit, an das Menschengeschlecht, eitel und ein leeres Trugbild seyen, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sey zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesammte neuere Menschheit, rechnet auf euch. Ein großer Theil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben; diese bei der Bildung, die sie von uns, als Unterpfand eines höhern Glücks, bekommen haben, — uns selbst auch für sie, und um ihrer willen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rathes, unsers Beispiels, unsrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines höhern, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung, und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Daseyn zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seyen keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, Recht behalten sollen, oder diejenigen, die in in ihrem Thier- und Pflanzen-Leben hinschlummern, und jedes Auffluges in höhere Welten spotten — darüber ein letztes Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken, durch die eigne Unwürde, und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden, dargelegt worden, Wahrheit, so seyd unter allen neuren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Fortschritt in der Entwiklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde, so gehet mit euch zugleich alle Hofnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Hoffet nicht, und tröstet euch nicht, mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweitesmal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue auf den Trümmern der ersten, aus einer halb bar-

barischen Nation, hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erforderniſſen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Unterganges zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdeken können. Auch uns ist die gesammte Oberfläche der Erde recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich faſſen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müſſen. Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hofnung einer einstigen Wiederherstellung.

Dies war es, E. V. was ich Ihnen, als meinen Stellvertretern der Nation, und durch Sie der gesammten Nation, am Schluſſe dieser Reden noch einschärfen wollte, und sollte.

---

4. Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling geb. 1775.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling wurde am 27sten Januar 1775 zu Leonberg in Würtenberg geboren, wo sein Vater Prediger war, welcher später Generalsuperintendent in Maulbronn wurde. Er studirte zuerst in Tübingen, wo er schon Hegel kennen lernte, dann kurze Zeit in Leipzig, aber bald zog ihn das lebendige Treiben für Philosophie in Jena an, wo erst Reinhold, dann mit gewaltiger Kraft Fichte lehrte. Diesem schloſs auch er sich zuerst an und gab schon 1795 die Schrift: „Ueber die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt" heraus, welche er, kaum zwanzig Jahr alt, geschrieben hatte, wurde auch schon während Fichte's Aufenthalt in Jena 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie und nachdem Fichte schon 1799 sein Amt niedergelegt hatte, 1800 sein Nachfolger als ordentlicher Professor. Im Jahre 1802 erhielt er auch durch seinen Freund, den in Bamberg und Würzburg hochverdienten Arzt Marcus, welcher sich der Naturphilosophie anschloſs, die medicinische Doctorwürde und 1803 ging er als Professor der Philosophie nach Würzburg. Als aber nach dem Presburger Frieden Würzburg von Baiern an den Großherzog von Salzburg, Ferdinand von Toscana, abgetreten war, wurde Schelling 1807 nach München als Mitglied der Academie berufen, erhielt 1808 die Stelle eines Generalsecretairs der königl. Academie der bildenden Künste und wurde von König Maximilian Joseph in den Adelstand erhoben. In diesem Amte

blieb er bis bis 1820, wo er auf Anlaß eines Streites mit dem Präsidenten der Academie Urlaub nahm und eine Zeitlang an der Universität Erlangen philosophische Vorlesungen hielt. Im Jahre 1827 wurde er, nachdem er 1823 seines Amtes entlassen worden war, nach München an die neuerrichtete Universität als ordentlicher Professor der Philosophie mit dem Titel eines Geh. Hofraths berufen und später zum wirkl. Geh. Rath, Vorstand der Königl. Academie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen in München erhoben. Diese Stellung bekleidete er bis ihn der Ruf des Königs Friedrich Wilhem IV. 1841 nach Berlin zog, wo er als Mitglied der Academie Vorlesungen an der Universität, (welche er am 15. Novbr. 1841 mit einer „ersten Vorlesung" begann), über Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung 1842 gehalten hat, welche wider seinen Willen aus einem nachgeschriebenen Hefte von Paulus herausgegeben worden sind. Daraus hat sich ein Streit erhoben, an welchem sich aber Schelling nur in Beziehung auf den gegen ihn geübten Nachdruck betheiligt hat, wodurch freilich die Echtheit des Werks zugestanden ist.

Schellings Philosophie geht aus von der intellectuellen Anschauung, welche in der Aufhebung des Gegensatzes vom subjectivem Denken und objectivem Sein besteht, und ist also der wahrhaft philosophische und speculative Standpunct, in welchem der subjective Geist sich seiner schlechten Endlichkeit entäußert, um nicht bloß sich selbst, sondern die objective Wahrheit, wie sie der ganzen Welt immanent ist, zu erkennen und sie zum Bewußtsein zu bringen. So ist das objective Sein der Natur erst erkennenswerth und interessant, denn die Natur ist, wie der Geist durch und durch vernünftig und die Vernunft ist die Vereinigung von Natur und Geist und kommt keinem für sich, sondern allen beiden zugleich zu. Dies Bewußtsein die Natur erkennen zu können und in ihr ein eignes Wesen zu finden, musste den denkenden Geist mit hoher Begeisterung zu der wirklichen Erkenntniss des natürlichen Lebens oder über die empirische Physik hinaus zur Naturphilosophie hinführen. Diese, welche Schelling vorzugsweise bearbeitet hat, hat die Aufgabe die Natur als die reale Darstellung der objectiven Vernunft zu erkennen und in jeder natürlichen Erscheinung ihre eigenthümliche Bedeutung und Innerlichkeit, welche sie im vernünftigen System des Ganzen nimmt, denkend zu deduciren. In dieser Deduction der natürlichen Erscheinungen besteht die Construction. — Die absolute Einheit von Natur und Geist aber an und für sich ist die absolute Vernunft, ist Gott. Was also von subjectiver Seite die intellectuelle Anschauung ist, ist von objectiver die absolute Vernunft. Diese ist das einzig Wahrhafte und Wirkliche, ist eben so sehr objectives Sein, wie subjectives Denken und Erkennen und beide Momente sind absolut vereinigt, das Absolute erkennt nichts Anderes als sich selbst und ist demnach, in dem es sich erkennt, Subject-object. Diese absolute Identität ist das eigentliche Fundament der

Schellingschen Philosophie und in Bezug hierauf heißt sie das Identitätssystem. Die Differenzen des Subjectiven und Objectiven nennt Schelling Potenzen und stellt als solche auf im Realen: Schwere und Materie, Licht und Bewegung, Leben und Organismus, im Idealen; Wahrheit und Wissenschaft, Güte und Religion, Schönheit und Kunst. Die Kunst fasst Schelling überhaupt auf als die ewige Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste und seine Philosophie ist die erste, welche Kunst und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Ideen anerkennt. — Naturphilosophie und Geistesphilosophie sind also die wesentlichen Glieder des Schellingschen Systems. Für die Ausführung dieses Systems hat Schelling nur fragmentarisch gearbeitet auch in der neusten Zeit vergebens auf die Vollendung seines Systems warten lassen und sie auch nicht in seiner letzten Vorlesung der positiven Philosophie der Offenbarung, wie er seine neu umgestaltete urd vollendete Philosophie nennen wollte, gegeben. — Der Stil Schellings ist oft streng wissenschaftlich, oft schwungreich und blühend, wie man ihn den Dichter unter den Philosophen genannt hat.

Seine Werke sind folgende: 1. Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt. Tüb. 1795. — 2. Vom Ich als Princip der Philosophie. Tüb. 1795. — 3. Philosophische Briefe über Dogmatismus und Kriticismus. 1795. — 4. Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre. — 5. Ideen zu e. Philosophie der Natur. Lpz. 1797. (2. Aufl. Landsh. 1803.) — 6. Von der Weltseele, e. Hypothese der höhern Physik z. Erläuterung des allgem. Organismus. Hamb. 1798. (3. Aufl. 1809.) — 7. Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie nebst Einleitung. Jena 1799. — 8. System des transcendentalen Idealismus. Tüb. 1800. — 9. Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge. Berl. 1802. — 10. Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Stuttg. u. Tüb. 1803. — 11. Philosophie u. Religion. Tüb. 1804. (Polemisch geg. Eschenmayer. — 12. Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichteschen Lehre. Tüb. 1806. — 13. Üb. das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur. 1807. (Rede zur Feier des 12. Okt., als des Namensfestes Sr. K. Maj. v. Baiern gehalten in der Akademie der Wissensch. zu München.) — 14. Philosophische Schriften. 1r (u. letzter) Bd. seiner gesammelten philosoph. Schriften. Landsh. 1809. (Hierin die ausgezeichnete Abh. „Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit u. die damit zusammenhängenden Gegenstände.) — 15. Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn F. H. Jacobi u. der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus. Tüb. 1812. — 16. Die Gottheiten von Samothrace. Tüb. 1816. Mythologische Vorstufe zu seiner neuen Offenbarungsphilosophie.) — 1

Vorrede zu e. von Beckers herausg. Übersetzung einer Abhandlung von Cousin üb. französische u. deutsche Philosophie. 1834 (worin e. sehr scharfes u. geringschätzendes Urtheil üb. d. Hegelsche Philosophie.) — 18. Vorrede zu den nachgelassenen Schriften Steffens. Berl. 1846. (worin sich Sch. über die kirchlich-refotmatorisch. Bestrebungen der Zeit ausspricht.) — Außerdem hat Schelling eine „Zeitschrift für speculative Physik" u. „Neue Zeitschrift für speculative Physik." Jena u. Tüb. 1801—1803. — auch Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft. Tüb. 1805 u. 1806 herausgegeben. — Über seine letzten Vorlesungen erschienen: „S's Vorlesungen in Berlin, Darstellungen u. Kritik der Hauptpuncte derselben von Frauenstädt. Berlin 1842" und „Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung, hrsg. von H. E. G. Paulus. Darmst. 1843. (Dies letztere Werk nach einem ausführlichen wörtlich nachgeschriebenen Hefte, weshalb Sch. ohne die Echtheit zu bestreiten, einen Rechtshandel mit Paulus wegen unbefugter Veröffentlichung angefangen hat, der gegen ihn entschieden worden ist.) — Hierüber überhaupt gegen ihn sind in letzterer Zeit folgende Schriften erschienen: v. Schellings religionsgeschichtliche Ansicht nach Briefen aus München u. e. Vorbericht über S's jüngste literarische Fehden. Berl. 1841 (sehr harte Anklagen). Rosenkranz: Schelling. Vorlesungen geh. im Sommer 1842. Danz. 1843 — u. C. Michelet: Entwickelungsgesch. der neusten deutschen Philosophie mit bes. Rücksicht auf den Kampf S's mit der Hegel'schen Schule. Berl. 1843. — J. Salat: Schelling in München, e. literarische u. akademische Merkwürdigkeit. Freib. 1837. — F. W. J. v. Schelling. E. Beitrag z. Gesch. des Tags v. e. vieljährigen Beobachter. Lpz. 1843.

Als Dichter hat v. Schelling unter dem Namen Bonaventura in dem Musenalmanach für das Jahr 1802 v. A. W. Schlegel u. L. Tieck mehrere Gedichte gegeben, von denen: „die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland" am berühmtesten geworden sind.

---

1. Beispiel.

Aus der Rede: über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur.

München 1807. S. 35.

In Natur und Kunst strebt das Wesen zuerst nach der Verwirklichung, oder Darstellung seiner selbst im Einzelnen. Darum zeigt sich die größte Strenge der Form in den Anfängen beider: denn ohne Begränzung könnte das Grän-

zenlose nicht erscheinen, wäre nicht Härte, so könnte die Milde nicht seyn, und soll die Einheit fühlbar werden, so kann dieß nur durch Eigenheit, Absonderung und Widerstreit geschehen. Im Beginn daher erscheint der schaffende Geist ganz verloren in die Form, unzugänglich, verschlossen und selbst im Großen noch herb. Je mehr es ihm aber gelingt, seine ganze Fülle in Einem Geschöpfe zu vereinigen: desto mehr läßt er allmälig von seiner Strenge nach, und wo er die Form völlig ausgebildet, so daß er in ihr befriedigt ruht und sich selbst faßt, erheitert er sich gleichsam und fängt an in sanften Linien sich zu bewegen. Dieses ist der Zustand der schönsten Reife und Blüthe, wo das reine Gefäß vollendet da steht, der Naturgeist frei wird von seinen Banden und seine Verwandtschaft mit der Seele empfindet. Wie durch eine linde Morgenröthe, die über der ganzen Gestalt aufsteigt, kündigt sich die kommende Seele an: noch ist sie nicht da, aber alles bereitet sich durch das leise Spiel zarter Bewegungen zu ihrem Empfang: die starren Umrisse schmelzen und mildern sich in sanfte: ein liebliches Wesen, das weder sinnlich noch geistig, sondern unfaßlich ist, verbreitet sich über die Gestalt und schmiegt sich allen Umrissen, jeder Schwingung der Gliedmaßen an. Dieses wie gesagt, nicht begreifliche und doch allen empfindbare Wesen ist, was die Sprache der Griechen mit dem Namen Charis, die unsrige als Anmuth bezeichnet.

Wo in völlig ausgewirkter Form Anmuth erscheint, da ist das Werk von Seiten der Natur vollendet, es gebricht ihm nichts mehr, alle Foderungen sind befriedigt. Auch hier schon ist Seele und Leib in vollkommnem Einklang; Leib ist die Form, Anmuth ist die Seele, obgleich nicht Seele an sich, sondern die Seele der Form, oder die Naturseele.

Die Kunst kann auf diesem Punkt verweilen und stehen bleiben; denn schon ist von Einer Seite wenigstens ihre ganze Aufgabe erfüllt. Das reine Bild der auf dieser Stufe angehaltenen Schönheit ist die Göttin der Liebe. Die Schönheit aber der Seele an sich, mit sinnlicher Anmuth verschmolzen: diese ist die höchste Vergöttlichung der Natur.

Der Geist der Natur ist nur scheinbar der Seele entgegengesetzt; an sich aber das Werkzeug ihrer Offenbarung: er wirkt zwar den Gegensatz der Dinge, aber nur damit das einzige Wesen, als die höchste Milde und Versöhnung aller Kräfte, hervorgehen könne. Alle andern Geschöpfe sind von dem bloßen Naturgeist getrieben und behaupten durch ihn ihre Individualität; im Menschen allein als im Mittelpunkt geht die Seele auf, ohne welche die Welt wie die Natur ohne die Sonne wäre.

Die Seele ist also im Menschen nicht das Princip der Individualität, sondern das wodurch er sich über alle Selbstheit erhebt, wodurch er der Aufopferung seiner selbst, uneigennütziger Liebe, und was das höchste ist, der Betrachtung und Erkenntniß des Wesens der Dinge, eben damit der Kunst, fähig wird. Sie ist nicht mehr mit der Materie beschäftigt, noch verkehrt

sie unmittelbar mit ihr, sondern nur mit dem Geist, als dem Leben der Dinge. Auch im Körper erscheinend, ist sie dennoch frei von dem Körper, dessen Bewußtseyn in ihr, in den schönsten Bildungen, nur wie ein leichter Traum schwebt, von dem sie nicht gestört wird. Sie ist keine Eigenschaft, kein Vermögen, oder irgend etwas der Art insbesondere; sie weiß nicht, sondern sie ist die Wissenschaft, sie ist nicht gut, sondern sie ist die Güte, sie ist nicht schön wie es auch der Körper sein kann, sondern sie ist die Schönheit selber.

Zuerst oder zunächst zeigt sich freylich in dem Kunstwerk die Seele des Künstlers, durch die Erfindung im Einzelnen, und im Ganzen, wenn sie als Einheit über ihm in ruhiger Stille schwebt. Aber sie soll im Dargestellten sichtbar werden; als Urkraft des Gedankens, wenn menschliche Wesen ganz erfüllt von einem Begriff, einer würdigen Betrachtung vorgestellt werden; oder als einwohnende, wesentliche Güte. Beydes findet auch im ruhigsten Stande seinen deutlichen Ausdruck, lebendigeren jedoch, wenn die Seele sich thätig und im Gegensatz offenbaren kann; und weil es hauptsächlich die Leidenschaften sind, welche den Frieden des Lebens unterbrechen, so ist allgemein angenommen, daß sich die Schönheit der Seele hauptsächlich durch die ruhige Gewalt im Sturme der Leidenschaften zeige.

Allein es ist hier eine bedentende Unterscheidung zu machen. Denn um diejenigen Leidenschaften zu mäßigen, welche nur eine Empörung niederer Naturgeister sind, muß die Seele nicht herbeigerufen werden; noch kann sie im Gegensatz mit denselben gezeigt werden, denn wo die Besonnenheit noch mit diesen ringt, ist die Seele überhaupt noch nicht aufgegangen; diese müssen schon durch die Natur des Menschen, durch die Macht des Geistes gemäßigt seyn. Allein es giebt höhere Fälle, in denen nicht nur eine einzelne Kraft, in denen der besonnene Geist selbst alle Dämme durchbricht; ja Fälle, wo auch die Seele durch das Band, das sie mit dem sinnlichen Daseyn verknüpft, dem Schmerz, der ihrer göttlichen Natur fremd seyn sollte, unterworfen wird, wo der Mensch sich nicht durch bloße Naturkräfte, sondern durch sittliche Mächte bekämpft und in der Wurzel seines Lebens angegriffen fühlt, wo unverschuldeter Irrthum ihn in Verbrechen und damit in Unglück reißt, tiefgefühltes Unrecht die heiligsten Gefühle der Menschlichkeit zur Empörung aufruft. Es ist dieß der Fall aller wahrhaft und im erhabnen Sinn tragischen Zustände, wie sie uns das Trauerspiel des Alterthums vor Augen stellt. Wenn blind leidenschaftliche Kräfte aufgeregt sind, so ist der besonnene Geist als Hüter der Schönheit gegenwärtig; wenn aber der Geist selbst wie durch eine unwiderstehliche Gewalt fortgerissen wird, welche Macht schützt da, wachend über sie, die heilige Schönheit? Oder wenn auch die Seele mitleidet, wie rettet sie sich von Schmerz und vor Entweihung?

Willkührlich die Kraft des Schmerzens, des empörten Gefühls zurückhalten, wäre gegen Sinn und Zweck der Kunst gesündigt, und verriethe Mangel an Empfindung und Seele in dem Künstler selbst. Schon dadurch,

daß die Schönheit auf große und feste Formen gegründet zum Charakter geworden ist, hat sich die Kunst das Mittel bereitet, ohne Verletzung des Ebenmaßes die ganze Größe der Empfindung zu zeigen. Denn wo die Schönheit auf mächtigen Formen wie auf unverrückbaren Säulen ruht, läßt uns schon eine geringe, und jene kaum berührende Veränderung ihrer Verhältnisse auf die große Gewalt schließen, welche nöthig war, sie zu bewirken. Noch mehr heiligt Anmuth den Schmerz. Ihr Wesen beruhet darauf, daß sie sich selbst nicht kennet; wie sie aber nicht willkührlich erworben wird, so kann sie auch nicht durch Willkühr verloren gehen: wenn ein unerträglicher Schmerz, ja wenn Wahnsinn, von strafenden Göttern verhängt, Bewußtseyn und Besinnung raubt, steht sie noch als schützender Dämon bei der leidenden Gestalt, und macht daß sie nichts ungeschicktes, nichts der Menschheit widerstrebendes vollbringe, sondern, wenn sie fällt, wenigstens als ein reines und unbeflecktes Opfer falle. Noch nicht die Seele selbst, aber die Ahndung derselben, bringt sie schon durch natürliche Wirkung hervor, was jene durch eine göttliche Kraft, indem sie Schmerz, Erstarrung, ja den Tod selbst in Schönheit verwandelt.

Dennoch wäre diese in der äußersten Widerwärtigkeit bewährte Anmuth todt ohne ihre Verklärung durch die Seele. Welcher Ausdruck aber kann ihr in dieser Lage zukommen? Sie rettet sich vom Schmerz und tritt siegreich, nicht besiegt, hervor, indem sie ihr Band mit dem sinnlichen Daseyn aufgiebt. Der Naturgeist mag für dessen Erhaltung seine Kräfte aufbieten, die Seele geht nicht ein in diesen Kampf; aber ihre Gegenwart besänftigt selbst die Stürme des schmerzhaft ringenden Lebens. Jede äußere Gewalt kann auch nur äußere Güter rauben, die Seele nicht erreichen; ein zeitliches Band zerreißen, das ewige einer wahrhaft göttlichen Liebe nicht auflösen. Nicht hart und empfindungslos, oder die Liebe selbst aufgebend, zeigt sie vielmehr diese allein im Schmerz, als die das sinnliche Daseyn überdauernde Empfindung, und erhebt sich so über den Trümmern des äußern Lebens oder Glücks in göttlicher Glorie.

Dieses ist der Ausdruck der Seele, den uns der Schöpfer der Niobe im Bilde gezeigt hat. Alle Mittel der Kunst wodurch auch das Schreckliche gemäßigt wird, sind hier in Wirkung gesetzt. Mächtigkeit der Formen, sinnliche Anmuth, ja die Natur des Gegenstandes selber lindert den Ausdruck, dadurch, daß der Schmerz, allen Ausdruck übertreffend, ihn selbst wieder aufhebt und die Schönheit, welche lebendig zu retten unmöglich schien, durch die eintretende Erstarrung vor Verletzung bewahrt wird. Was wäre dennoch alles ohne die Seele, und wie offenbaret sich diese? Wir sehen auf dem Antlitz der Mutter, nicht den Schmerz allein über die schon hingestreckte Blüthe der Kinder, nicht die Todesangst allein um die Rettung der noch übrigen und der jüngsten in ihren Schooß sich flüchtenden Tochter, nicht Unwillen gegen die grausamen Gottheiten, am wenigsten, wie vorgegeben

wird, kalten Trotz; wir sehen jenes alles, aber nicht für sich, sondern durch Schmerz, Angst und Unwillen strahlt wie ein göttliches Licht die ewige Liebe als das allein Bleibende, und in dieser bewähret sich die Mutter, als eine solche, die es nicht war, die es ist, die durch ein ewiges Band mit den Geliebten verknüpft bleibt.

2. Beispiel.

Aus: Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge.

E. Gespräch. Berl. 1802.

Anselmo.

Willst du uns wiederholen, o Lucian, was du gestern, als wir von Einrichtung der Mysterien sprachen, über die Wahrheit und Schönheit behauptet?

Lucian. Meine Meinung war, daß in vielen Werken die höchste Wahrheit seyn könne, ohne daß ihnen darum auch der Preis der Schönheit zuerkannt werden dürfte.

Anselmo. Du aber, Alexander, erklärtest dagegen, daß die Wahrheit allein alle Foderungen der Kunst erfülle und daß einzig durch diese ein Werk wahrhaft schön werde.

Alexander. So behauptete ich.

Anselmo. Gefällt es euch, daß wir diese Rede wieder aufnehmen und den Streit jetzt entscheiden, der unentschieden blieb, als die Zeit Trennung gebot? Denn glücklich hat uns, nicht offenbare Verabredung zwar, doch geheime Übereinstimmung wieder hier vereinigt.

Lucian. Willkommen jede Welle des Gesprächs, die in den Strom der Rede uns zurückführt.

Alexander. Immer tiefer in den Kern der Sache bringt gemeinsamer Rede Wetteifer, die leise beginnend, langsam fortschreitend, zuletzt tief anschwillt, die Theilnehmer fortreißt, alle mit Lust erfüllt.

Anselmo. Lag nicht der Ursprung des Streites in dem, was von uns über die Mysterien und die Mythologie, so wie über das Verhältniß der Dichter festgesetzt worden war?

Lucian. So war es.

Anselmo. Dünkt es euch nicht gut, daß, indem wir diesen Streit beilegen, die Rede zugleich in ihren Ursprung zurückkehre, damit wir nachher ungestört auf den gelegten sichern Grund weiter bauen?

Alexander. Vortrefflich.

Anselmo. Du also, Lucian, indem es dir möglich dünkt, daß ein Werk, ohne schön zu seyn, der höchsten Wahrheit Vollendung haben könne,

scheinst etwas Wahrheit zu nennen, dem wir Philosophen vielleicht auch diesen Namen nicht zugestehen würden. Du aber, Alexander, indem du ein Werk nur durch seine Wahrheit schön seyn lässest, bezweifelst daß es einen Punkt geben könne, wo beyde, gleich unbedingt, keine von der andern abhängig, oder ihr untergeordnet, jede für sich das Höchste, so schlechthin Eins und dasselbe sind, daß eine an die Stelle der andern gesetzt, und das Werk, welches jenen Punkt ausgedrückt hat, auf völlig gleiche Weise unter beyden Eigenschaften betrachtet werden kann. Haltet ihr es also nicht für nöthig, daß wir vor allem übereinzukommen suchen, was Wahrheit, dann auch, was Schönheit zu nennen sey, damit wir nicht entweder irgend etwas, was nur untergeordneter Weise dafür gehalten wird, der Schönheit gleichstellen, oder indem wir diese Wahrheit, die es nicht an sich ist, als unvergleichbar mit der Schönheit setzen, das, was allein wahrhaft Wahrheit ist, zugleich mit aus den Augen verlieren?

Lucian. Ein würdiger Stoff und Gegenstand der Unterredung.

Anselmo. Bist du es aber zufrieden, o Vortrefflicher, der du der Wahrheit vor der Schönheit den Preis zuerkannt hast, unbekümmert daß sie wenige zählt, die ihr strenges Antlitz ertragen oden der Anblick der Aegide, so wende ich mich an dich.

Alexander. Sehr gern folg' ich dir, o Freund, mich über die Idee der Wahrheit zu verständigen.

Anselmo. Die Wahrheit also über alles und selbst über die Schönheit setzend, o Freund, wirst du um soweniger anstehn können, ihr auch ferner die höchsten Eigenschaften beyzulegen, und diesen ehrwürdigen Namen nicht wie es kommt auf alles anwenden lassen, was man insgemein darunter begreift.

Alexander. Gewiß.

Anselmo. Du wirst demnach die Eigenschaft der Wahrheit keiner Erkenntniß zugestehn, welche nur eine gegenwärtige, oder überhaupt vergängliche Gewißheit mit sich führt.

Alexander. Keinesweges werde ich.

Anselmo. Du wirst aus diesem Grunde niemals einer solchen Erkenntniß, welche durch die unmittelbaren Affectionen des Leibes vermittelt ist, oder sich unmittelbar nur auf sie bezieht, Wahrheit zuschreiben.

Alexander. Unmöglich, da ich weiß, daß diese, zusammt dem Gegenstande, der sie erleidet, den Bedingungen der Zeit unterworfen sind.

Anselmo. Aus demselben Grunde wirst du keiner Erkenntniß Wahrheit zugestehn, die verworren, undeutlich, unangemessen der Sache wie sie an sich, ist.

Alexander. Keine, denn eine jede ist bloß sinnlicher Art und durch Affectionen vermittelt.

Anselmo. Würdest du aber ferner, was überhaupt zwar eine bleibende, aber doch in so fern nur untergeordnete Gewißheit hat, daß es nur

für die menschliche oder irgend eine andre Betrachtungsweise, welche nicht die höchste ist, Gültigkeit hätte, mit dem erhabenen Namen der Wahrheit bezeichnen?

Alexander. Auch dieses nicht, wenn es eine solche gäbe.

Anselmo. Du zweifelst, ob es eine solche gebe. Laß demnach sehn, was du jener von uns vergänglich genannten entgegenstellest, oder worein du die unvergängliche Gewißheit setzest.

Alexander. Nothwendig in diejenige Wahrheit, die nicht nur von einzelnen Dingen, sondern von allen, und nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern für alle Zeit gilt.

Anselmo. Solltest du wirklich die unvergängliche Gewißheit in das setzen, was zwar für alle Zeit, aber doch überhaupt in Beziehung auf Zeit Gültigkeit hat? Ist es nicht offenbar, daß die Wahrheit, die überhaupt für die Zeit und Dinge in der Zeit gilt, unvergänglich ist nur in Bezug auf das, was selbst nicht ewig ist, also nicht schlechthin und an sich betrachtet? Es ist aber undenkbar, daß, was überhaupt nur vom Endlichen, obgleich es allgemein davon gilt, einen höheren Werth habe, als dieses selbst, und daß wir ihm eine mehr als relative Wahrheit zugestehen können, da es mit dem Endlichen zugleich steht und fällt. Denn wer der Menschen wird läugnen, daß einer jeden Wirkung ihre Ursache vorausgehe, und daß diese Gewißheit, ohne an den Gegenständen geprüft zu werden, unmittelbar durch die bloße Beziehung des endlichen Erkennens auf den Begriff des Erkennens, unzweifelhaft sey? Wenn aber derselbe Satz außer der Beziehung auf das an sich Endliche keine Bedeutung hat, so ist es auch unmöglich, daß ihm Wahrheit zukomme. Denn bist du nicht mit mir übereingekommen, daß, was nur für eine untergeordnete Betrachtungsweise Gewißheit hat, nicht im ächten Sinne für wahr gehalten werden könne?

Alexander. Freylich.

Anselmo. Du wirst aber ferner nicht in Abrede seyn können, daß die Erkenntniß des Endlichen und Zeitlichen, als solche, selbst nur im endlichen Erkennen, nicht aber im absoluten, Statt habe. Würdest du dich aber mit einer Wahrheit begnügen, welche blos für das Erkennen endlicher Wesen und nicht schlechthin und auch in Ansehung Gottes und des höchsten Erkennens Wahrheit ist, oder geht nicht alles unser Bestreben darauf, die Dinge so zu erkennen, wie sie auch in jenem urbildlichen Verstande vorgebildet sind, von dem wir in dem unsrigen die bloßen Abbilder erblicken?

Alexander. Es ist schwer zu läugnen.

Anselmo. Dieses höchste Erkennen aber, kannst du es überhaupt unter Zeitbedingungen denken?

Alexander. Unmöglich.

Anselmo. Oder auch nur als bestimmt durch Begriffe, die, obgleich

an sich allgemein und unendlich, dennoch sich nur auf die Zeit und das Endliche beziehen?

Alexander. Als bestimmt durch solche Begriffe zwar nicht, aber wohl als bestimmend diese Begriffe.

Anselmo. Dies gilt uns hier gleichviel; denn wir im endlichen Erkennen erscheinen uns nicht als bestimmend jene Begriffe, sondern als durch sie bestimmt, und wenn als bestimmend, offenbar durch ein höheres Erkennen. Wir müssen daher auf jeden Fall es als einen ausgemachten Satz annehmen, daß derjenigen Erkenntniß, die sich überhaupt auf die Zeit oder das zeitliche Daseyn der Dinge bezieht, gesetzt auch, daß sie nicht selbst zeitlich entstehe und für die unendliche Zeit so wie für alle Dinge in der Zeit gelte, dennoch keine absolute Wahrheit zukomme, denn sie setzt ein höheres Erkennen voraus, welches von der Art ist, unabhängig von aller Zeit und ohne allen Bezug auf die Zeit, an sich selbst, demnach schlechthin ewig zu seyn.

Alexander. Diese Folge ist unvermeidlich nach den ersten Voraussetzungen.

Anselmo. Wir werden also erst dann auf den Gipfel der Wahrheit selbst angekommen seyn, und die Dinge sowohl mit Wahrheit erkennen als darstellen, nachdem wir mit unsern Gedanken zu dem unzeitlichen Daseyn der Dinge und den ewigen Begriffen derselben gelangt sind.

Alexander. Ich kann es nicht läugnen, obgleich du noch nicht gezeigt hast, wie wir dazu gelangen können.

Anselmo. Auch geht diese Frage uns hier nicht an, da wir uns bloß um die Idee der Wahrheit bekümmern, die wir darum tiefer zu stellen, oder von ihrer Höhe herabzusetzen, damit sie den meisten leichter zu erreichen sey, für unwürdig halten. — Aber ist es dir gefällig, daß wir auf diese Weise in unsern Untersuchungen fortgehen?

Alexander. Allerdings.

Anselmo. So laß uns weiter den Unterschied des ewigen und zeitlichen Erkennens betrachten. Hältst du es also für möglich, daß, was wir irrig, verkehrt, unvollkommen u. s. w. nennen, alles dies wirklich an sich, oder daß es solches vielmehr nur in Ansehung unsrer Betrachtungsweise sey?

Alexander. Ich kann mir nicht denken, daß z. B. die Unvollkommenheit irgend eines menschlichen Werks nicht wirklich in Ansehung dieses Werks Statt finde; noch das, was wir uns nothwendig als irrig denken, nicht auch wirklich falsch sey.

Anselmo. Laß dir, o Freund, den Sinn der Frage nicht entgehen. Nicht davon rede ich, was das Werk sey, einzeln betrachtet, losgetrennt vom Ganzen. Daß also jener anstatt eines vollkommenen Werks etwas durchaus Verkehrtes, dieser statt wahrer keine andern als falsche Sätze hervorbringt, ist, wahrhaft betrachtet, weder Verkehrtheit noch Irrthum. Vielmehr wenn jener, so beschaffen als er ist, etwas Vollkommenes und irgend etwas anders,

als das Widersinnige und Thörichte hervorbringen könnte, so wäre dies vielmehr ein Irrthum und eine wirkliche Verkehrtheit der Natur zu nennen, welches beydes unmöglich ist. Da nun keiner etwas anders hervorbringt, als was theils aus der Eigenthümlichkeit seiner Natur, theils aus den Einwirkungen, welche auf ihn von außen geschehen sind, nothwendig folgt, so drückt jeder, der eine durch seinen Irrthum, der andere durch die Unvollkommenheit seines Werks, die höchste Wahrheit und die höchste Vollkommenheit des Ganzen aus und bestätigt eben durch sein Beyspiel, daß in der Natur keine Lüge möglich sey.

Alexander. Du scheinst dich in deinen eignen Reden zu fangen. Denn daß der Irrthum des einen Wahrheit, die Unvollkommenheit des andern Vollkommenheit sey, folgt freilich aus der zugestandenen Verkehrtheit ihrer Natur, —

Anselmo. Die wiederum an sich betrachtet keine Verkehrtheit ist. Denn nachdem z. B. jener von einem solchen Vater gezeugt, dieser durch solche Einwirkungen von außen bestimmt worden ist, so ist ihre jetzige Beschaffenheit ganz in der Regel und in der allgemeinen Ordnung der Dinge nothwendig.

Alexander. Nach dieser Ansicht wirst du dich nur hüten müssen, einen Anfang der Unvollkommenheit zuzulassen.

Anselmo. Freylich, so wie es überhaupt unmöglich ist, einen Anfang des Zeitlichen zu denken. Alle Unvollkommenheit findet nur in derjenigen Ansicht Statt, für welche das Gesetz der Ursache und Wirkung selbst Princip, nicht für die höhere, die, da sie keinen Anfang des Endlichen zugiebt, auch das Unvollkommene von Ewigkeit bey dem Vollkommenen, das heißt selbst als Vollkommenheit setzt. — Scheint es dir aber nicht, daß, was wir bisher mehr auf die Werke der Menschen eingeschränkt, auch auf die Werke der Natur und überhaupt alle Dinge ausgedehnt werden müsse, nämlich, daß an sich betrachtet nichts mangelhaft, unvollkommen und unharmonisch sey?

Alexander. Es scheint so.

Anselmo. Dagegen daß sie unvollkommen seyen, nur die für die bloß zeitliche Betrachtungsweise, oder war es nicht so?

Alexander. Auch dies.

Anselmo. Laß uns nun weiter gehn und sage mir, ob nicht anzunehmen ist, daß der schaffenden Natur bey allen ihren Hervorbringungen im Ganzen nicht nur, sondern auch im Einzelnen ein Typus vorgeschrieben sey, nach welchem sie sowohl die Gattungen als die Individuen bildet?

Alexander. Offenbar ist dies, da wir nicht nur die verschiedenen Gattungen der Thiere und Pflanzen näher oder entfernter eben dieselbe Grundform ausdrücken sehen, sondern auch in den Individuen der Gattung sich genau dieselbe Anlage wiederholt.

Anselmo. Wenn wir nun die Natur, sofern sie der lebendige Spiegel ist, worin alle Dinge vorgebildet sind, die urbildliche, die Natur aber, sofern sie jene Vorbilder in der Substanz ausprägt, die hervorbringende nennen, so sage mir, ob wir die urbildliche Natur oder die hervorbringende dem Gesetz der Zeit und des Mechanismus unterworfen denken müssen.

Alexander. Nicht die urbildliche, wie mir scheint, denn das Urbild jedes Geschöpfes muß gedacht werden als sich immer gleich und unwandelbar, ja sogar als ewig, sonach auf keine Weise der Zeit unterworfen und weder als entstanden, noch als vergänglich.

Anselmo. So sind es also die Dinge in der hervorbringenden Natur, welche nicht freiwillig, sondern gezwungen dem Dienst der Eitelkeit unterworfen sind. Jene ewigen Urbilder aber der Dinge sind gleichsam die unmittelbaren Söhne und Kinder Gottes, daher auch in einer heiligen Schrift gesagt wird, daß die Creatur sich sehne und verlange nach der Herrlichkeit der Kinder Gottes, welche die Vortrefflichkeit jener ewigen Urbilder ist. Denn es ist nothwendig, daß in der urbildlichen Natur oder in Gott alle Dinge weil sie von den Bedingungen der Zeit befreyt sind, auch viel herrlicher und vortrefflicher seyen, als sie an sich selbst sind. Die Erde z. B. welche gemacht worden, ist nicht die wahre Erde, sondern ein Abbild der Erde, insofern sie nicht gemacht, und weder entstanden ist, noch jemals vergehen wird. In der Idee der Erde aber sind auch die Ideen aller in ihr enthaltenen oder auf ihr zum Daseyn kommenden Dinge begriffen. Es ist also auch auf der Erde kein Mensch, kein Thier, kein Gewächs, kein Stein, dessen Bildniß nicht in der lebendigen Kunst und Weisheit der Natur weit herrlicher leuchtete, als in dem todten Ausdruck der geschaffenen Welt. Da nun dieses vorgebildete Leben der Dinge weder jemals angefangen hat, noch je aufhören wird, das nachgebildete dagegen unter dem Gesetz der Zeit, nicht frei und bloß seiner eignen Natur gemäß, sondern unter dem Zwange der Bedingungen entsteht und wieder vergeht, so werden wir also zugeben müssen, daß so wenig als in seinem eigenen Daseyn irgend etwas unvollkommen und mangelhaft ist, so wenig auf zeitliche Art irgend eine Vollkommenheit, welche sie sey, entstehen könne, und daß vielmehr, zeitlich angesehen, nothwendig alles unvollkommen und mangelhaft sey.

Alexander. Wir werden nicht umhin können, dies alles zu behaupten.

Anselmo. Nun sage mir, ob du die Schönheit für eine Vollkommenheit, den Mangel an Schönheit für eine Unvollkommenheit hältst?

Alexander. Freylich, und zwar halte ich dafür, daß die Schönheit, welche nur der äußere Ausdruck der organischen Vollkommenheit ist, die unbedingteste Vollkommenheit sey, die ein Ding haben könne, weil nämlich jede andere Vollkommenheit eines Dinges nach seiner Angemessenheit zu einem Zweck außer ihm geschätzt wird, die Schönheit aber bloß an sich selbst

betrachtet, und ohne alle Beziehung auf ein äußeres Verhältniß das ist, was sie ist.

Anselmo. So wirst du mir also noch vielmehr zugeben, daß die Schönheit, weil sie nämlich unter allen Vollkommenheiten die größte Unabhängigkeit von Bedingungen fordert, auf keine zeitliche Weise entstehe, und daß hinwiederum auf zeitliche Weise nichts schön genannt werden könne.

Alexander. Nach dieser Ansicht würden wir uns in einem großen Irrthume befinden, indem wir einige Dinge der Natur oder Kunst schön zu nennen pflegen.

Anselmo. Auch läugne ich nicht das Daseyn der Schönheit überhaupt, sondern das zeitliche Daseyn. Überdieß könnte ich dir dasselbe erwiedern, was Sokrates beym Plato, daß derjenige, welcher nicht etwa unlängst eingeweiht ist in den Mysterien, wenn er die sinnliche Schönheit erblickt, welche von der Schönheit an und für sich den gleichen Namen borgt, durch jene nicht so leicht angetrieben wird, diese sich vorzustellen; wer aber jüngst eingeweiht worden, und solcher nun ein göttliches Angesicht erblickt, wo die Schönheit oder vielmehr das unkörperliche Urbild nachgeahmt ist, erstaunt und zuerst erschrickt, indem eine der vormaligen ähnliche Furcht über ihn kommt, hernach aber sie als eine Gottheit anbetet. Diese, welche die Schönheit an und für sich selbst gesehen haben, sind auch gewohnt, ungestört von den Mängeln, welche der widerstrebenden Natur durch den Zwang der Ursachen aufgedrungen sind, in dem unvollkommenen Abdrucke das Urbild zu sehen, alles aber zu lieben, was sie an die vormalige Seligkeit des Anschauens erinnert. Das was an jeder lebenden Gestalt dem Urbilde der Schönheit widerspricht, ist aus dem natürlichen Princip zu begreifen, niemals aber das, was ihm gemäß ist, denn dieses ist seiner Natur nach eher, der Grund davon aber liegt in der idealen Natur selbst und der Einheit, die wir zwischen der hervorbringenden und der urbildlichen Natur setzen müssen, welche auch daraus offenbar wird, daß die Schönheit allenthalben hervortritt; wo es der Naturlauf gestattet, sie selbst aber ist niemals entstanden, und überall, wo sie zu entstehen scheint, (sie scheint es aber immer nur) kann sie nur entstehen, weil sie ist. Wenn du also ein Werk oder Ding schön nennst, so ist nur dieses Werk entstanden, die Schönheit aber nicht, welche ihrer Natur nach, also mitten in der Zeit, ewig ist. Indem wir also unsre Schlüsse überrechnen, so findet sich, nicht nur daß die ewigen Begriffe vortrefflicher und schöner seyen, als die Dinge selbst, sondern vielmehr, daß sie auch allein schön, ja daß der ewige Begriff eines Dinges nothwendig schön sey.

Alexander. Gegen diese Schlußfolge ist nichts einzuwenden. Denn nothwendig ist, daß, wenn die Schönheit etwas unzeitliches ist, jedes Ding nur durch seinen ewigen Begriff schön sey; nothwendig, wenn die Schönheit nie entstehen kann, daß sie das Erste, Positive, die Substanz der Dinge selbst

sey; nothwendig, wenn das entgegengesetzte der Schönheit bloße Verneinung und Einschränkung ist, daß diese nicht in jene Region dringen könne, wo nichts als Realität angetroffen wird, daß also auch die ewigen Begriffe der Dinge allein und nothwendig schön seyen.

Anselmo. Sind wir aber nicht früher übereingekommen, daß eben diese ewigen Begriffe der Dinge auch allein und absolut wahr, alle andern täuschend oder nur relativ wahr seien, und daß, die Dinge mit absoluter Wahrheit erkennen, so viel heiße als: sie in ihren ewigen Begriffen erkennen?

Alexander. Freilich sind wir übereingekommen.

Anselmo. Haben wir also nicht die höchste Einheit der Wahrheit und der Schönheit aufgezeigt?

Alexander. Ich kann nicht widersprechen, nachdem du mich in diese Schlußfolge verstrickt hast.

Anselmo. Du hattest also ganz recht, wenn du urtheiltest, daß ein Kunstwerk einzig durch seine Wahrheit schön sey, denn ich glaube nicht, daß du unter Wahrheit irgend etwas schlechteres oder geringeres verstanden habest, als die der intellektualen Urbilder der Dinge. Außer dieser aber haben wir noch eine untergeordnete und trügerische Wahrheit, die den Namen von jener leiht, ohne ihr der Sache nach gleich zu seyn, und die theils in einer verworrenen und undeutlichen, immer aber in einer bloß zeitlichen Erkenntniß besteht. Diese Art der Wahrheit, welche sich auch mit dem Unvollkommenen und Zeitlichen an den Gestalten, dem was ihnen von außen aufgedrungen ist, nicht lebendig aus ihrem Begriff sich entwickelt hat, verträgt, kann nur der zur Regel und Norm der Schönheit machen, welcher nie die unsterbliche und heilige Schönheit erblickte. Aus der Nachahmung dieser Wahrheit entstehen diejenigen Werke, an welchen wir nur die Kunst bewundern, mit der sie das Natürliche erreichen, ohne es mit dem Göttlichen verbinden zu können. Von dieser Wahrheit aber kann nicht einmal gesagt werden, was Lucian gethan hat, daß sie der Schönheit untergeordnet sey, sondern vielmehr, daß sie gar nichts mit ihr gemein habe. Jene einzig hohe Wahrheit aber ist der Schönheit nicht zufällig, noch ist es diese jener, und wie die Wahrheit, die nicht Schönheit ist, auch nicht Wahrheit, so kann hinwiederum die Schönheit, welche nicht Wahrheit ist, auch nicht Schönheit seyn, wofür wir an den uns umgebenden Werken, wie mir dünkt, offenbare Beyspiele haben. Denn sehn wir nicht die meisten zwischen zwei Extremen schwanken, und den einen, welcher die bloße Wahrheit hervorbringen will, statt dieser der rohen Natürlichkeit hingegeben, und indem er ganz auf jene geheftet ist, dagegen dasjenige versäumen, was durch keine Erfahrung gegeben werden kann, den andern, dem es ganz an Wahrheit gebricht, einen leeren und schwächlichen Schein von Form, den die Unwissenden als Schönheit bewundern, hervorbringen?

Die höchste Schönheit und Wahrheit aller Dinge also wird angeschaut in einer und derselben Idee.

3. Beispiel.

Ansicht des Christenthums.

(Aus den Vorlesungen üb. d. Methode des acad. Stud. Tüb. 1803. S. 179.)

Die historische Construction des Christenthums kann von keinem andern Punct, als der allgemeinen Ansicht ausgehen, daß das Universum überhaupt und so auch in wie fern es Geschichte ist, nothwendig nach zwei Seiten differenziirt erscheine, und dieser Gegensatz, welchen die neuere Welt gegen die alte macht, ist für sich zureichend, das Wesen und alle besonderen Bestimmungen des Christenthums einzusehen.

Die alte Welt ist insofern wieder die Naturseite der Geschichte, als die in ihr herrschende Einheit oder Idee, Seyn des Unendlichen im Endlichen ist. Der Schluß der alten Zeit und die Gränze einer neuen, deren herrschendes Princip das Unendliche war, konnte nur dadurch gemacht werden, daß das wahre Unendliche in das Endliche kam, nicht um dieses zu vergöttern, sondern um es in seiner eigenen Person Gott zu opfern und dadurch zu versöhnen. Die erste Idee des Christenthums ist daher nothwendig der Menschgewordene Gott, Christus als Gipfel und Ende der alten Götterwelt. Auch er verendlicht in sich das Göttliche, aber er zieht nicht die Menschheit in ihrer Hohheit, sondern in ihrer Niedrigkeit an, und steht als eine von Ewigkeit zwar beschlossene, aber in der Zeit vergängliche Erscheinung da, als Gränze der beyden Welten; er selbst geht zurück ins Unsichtbare und verheißt statt seiner nicht das ins Endliche kommende, im Endlichen bleibende Princip, sondern den Geist, das ideale Princip, welches vielmehr das Endliche zum Unendlichen zurückführt und als solches das Licht der neuen Welt ist.

An diese erste Idee knüpfen sich alle Bestimmungen des Christenthums. Die Einheit des Unendlichen und Endlichen objectiv durch eine Symbolik, wie die griechische Religion, darzustellen, ist seiner ideellen Richtung nach unmöglich. Alle Symbolik fällt ins Subject zurück, und die nicht äußerlich, sondern bloß innerlich zu schauende Auflösung des Gegensatzes bleibt daher Mysterium, Geheimniß. Die durch alles hindurchgehende Antinomie des Göttlichen und Natürlichen hebt sich allein durch die subjective Bestimmung auf, beyde auf eine unbegreifliche Weise als Eins zu denken. Eine solche subjective Einheit drückt der Begriff des Wunders aus. Der Ursprung jeder Idee ist nach dieser Vorstellung ein Wunder, da sie in der Zeit entsteht, ohne ein Verhältniß zu ihr zu haben. Keine derselben kann auf zeitliche Weise

entstehen, es ist das Absolute, d. h. es ist Gott selbst, der sie offenbart, und darum der Begriff der Offenbarung ein schlechthin nothwendiger im Christenthum.

Eine Religion, die als Poesie in der Gattung lebt, bedarf so wenig einer historischen Grundlage, als die immer offene Natur ihrer bedarf. Wo das Göttliche nicht in bleibenden Gestalten lebt, sondern in flüchtigen Erscheinungen vorübergeht, bedarf es der Mittel, diese fest zu halten und durch Ueberlieferung zu verewigen. Außer den eigentlichen Mysterien der Religion giebt es nothwendig eine Mythologie, welche die exoterische Seite derselben ist, und die sich auf die Religion gründet, wie sich die Religion der ersten Art vielmehr umgekehrt auf die Mythologie gründete.

Die Ideen einer auf Anschauung des Unendlichen im Endlichen gerichteten Religion müssen vorzugsweise im Seyn ausgedrückt seyn, die Ideen der entgegengesetzten, in der alle Symbolik nur dem Subject angehört, können allein durch Handeln objectiv werden Das ursprüngliche Symbol aller Anschauung Gottes in ihr ist die Geschichte, aber diese ist endlos, unermeßlich, sie muß also durch eine zugleich unendliche und doch begränzte Erscheinung repräsentirt werden, die selbst nicht wieder real ist, wie der Staat, sondern ideal, und die Einheit aller im Geist bey der Gesammtheit im Einzelnen als unmittelbare Gegenwart darstellt. Diese symbolische Anschauung ist die Kirche, als lebendiges Kunstwerk.

Wie nun die Handlung, welche die Einheit des Unendlichen und Endlichen äußerlich ausdrückt, symbolisch heißen kann, so ist dieselbe, als innerlich, mystisch und Mysticismus überhaupt eine subjective Symbolik. Wenn die Aeußerungen dieser Anschauungsart fast zu jeder Zeit in der Kirch Widerspruch und zum Theil Verfolgung gefunden haben, so ist es, weil sie das Esoterische des Christenthums exoterisch zu machen suchen: nicht aber als ob der innerste Geist dieser Religion ein anderer, als der jener Anschauung wäre.

Wenn man die Handlungen und Gebräuche der Kirche für objectiv symbolisch halten will, da ihre Bedeutung doch blos mystisch gefaßt werden kann, so haben wenigstens diejenigen Ideen des Christenthums, die in den Dogmen symbolisirt wurden, in diesen nicht aufgehört, von ganz speculativer Bedeutung zu seyn, da ihre Symbole kein von der Bedeutung unabhängiges Leben in sich selbst erlangt haben, wie die der griechischen Mythologie.

Versöhnung des von Gott abgefallenen Endlichen durch seine eigne Geburt in der Endlichkeit, ist der erste Gedanke des Christenthums und die Vollendung seiner ganzen Ansicht des Universum und der Geschichte desselben in der Idee der Dreieinigkeit, welche eben deswegen in ihm schlechthin nothwendig ist. Bekanntlich hat schon Lessing in der Schrift: Erziehung des Menschengeschlechts, die philosophische Bedeutung dieser Lehre zu enthüllen gesucht, und was er darüber gesagt hat, ist vielleicht das Speculativste, was

er überhaupt geschrieben. Es fehlt aber seiner Ansicht noch an der Beziehung dieser Idee auf die Geschichte der Welt, welche darinn liegt, daß der ewige, aus dem Wesen des Vaters aller Dinge gebohrene, Sohn Gottes das Endliche selbst ist, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist und welches als ein leidender und den Verhängnissen der Zeit untergeordneter Gott erscheint, der in dem Gipfel seiner Erscheinung, in Christo, die Welt der Endlichkeit schließt und die der Unendlichkeit, oder der Herrschaft des Geistes, eröffnet.

Wäre es für den gegenwärtigen Zweck verstattet, weiter in diese historische Construction einzugehen, so würden wir auf die gleiche Weise alle Gegensätze des Christenthums und Heidenthums, so wie die in jenem herrschenden Ideen und subjectiven Symbole der Ideen als nothwendige erkennen. Es genügt mir, im Allgemeinen die Möglichkeit davon gezeigt zu haben. Wenn das Christenthum nicht nur überhaupt, sondern auch in seinen vornehmsten Formen historisch nothwendig ist, und wir hiermit die höhere Ansicht der Geschichte selbst als eines Ausflusses der ewigen Nothwendigkeit verbinden: so ist darinn auch die Möglichkeit gegeben, es historisch als eine göttliche und absolute Erscheinung zu begreifen, also die einer wahrhaft historischen Wissenschaft der Religion oder der Theologie.

4. Dichterisches.

a. Loos der Erde.

(Aus Musenalmanach für das Jahr 1802. Hrsg. v. A. W. Schlegel u. F. Tieck S. 273.)

Ist denn Krieg von Liebe so unzertrennlich auf Erden?
Giebt's kein ruhiges Glück, nimmer auch glückliche Ruh?
Nein! Denn siehe die Erde, die gleichen Muthes am Himmel
Zwischen Venus und Mars wandelt die stürmische Bahn.
Schaffend der Erde gleich, du Erdegeborner, bewege
Unverdrossen dich denn zwischen der Lieb' und dem Krieg.

L. L.

b. Lied. (Das. S. 241.)

In meines Herzens Grunde,
Du heller Edelstein,
Funkelt all' Zeit und Stunde
Nur deines Namens Schein.
Erfreuest mich im Bilde
Mit Spiel und leichtem Scherz,
Rührend so süß als milde
Mir an das wilde Herz.

Ich will dich nicht umfassen,
Nur fliehe nicht von mir.
Das Bild kann ich nicht lassen,
Noch läßt es auch von mir.
Bey dir nur ist gut wohnen,
Drum ziehe mich zu dir.
Endlich muß sich doch lohnen
Schmerz, Sehnsucht und Begier.

Ueber Berge seh' ich ziehen
Dein' jugendlich' Gestalt,
Doch, wie die Wolken fliehen,
Das Bild vorüberwallt;
Es führt mich fort durch Wiesen
Weit ab in Thales Grund,
Doch wenn ichs will genießen,
Zerfließet es zur Stund.

Bringt jeder Tagesschimmer
Doch neuer Hoffnung Schein,
Und schreibt uns beyd' noch immer
Ins Buch des Lebens ein.
Drum laß mich vor dir grünen,
Und leben froh und frey.
Gerne will ich dir dienen,
Daß treu dein Herze sey.

Bonaventura.[1])

---

5. Georg Friedrich Wilhelm Hegel. 1770—1831.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel wurde am 27sten August 1770 zu Stuttgart geboren, wo er auch seine Gymnasialbildung erhielt. Er bezog 1788 die Universität Tübingen und studirte hier im theologischen Stifte fünf Jahre Theologie und Philosophie. Hier war Schelling sein Stubengenosse (und sie tanzten, erzählt die Zeitung f. d. elegante Welt, hier einst im glücklichen Rausch der Jugend um einen Freiheitsbaum); auch Hölderlin war sein Bekannter. Da die philosophischen Vorlesungen ihn wenig befriedigten studirte er um so eifriger Platon's und Kant's Schriften, ergab sich auch mit großer Theilnahme den Naturwissenschaften und der Mathematik. Nach seinen akademischen Studien wurde er zuerst Hauslehrer in Bern (1793—96), dann in Frankfurt a. M. (1797—1800) und beschäftigte sich in diesem Zeitraum in der Schweiz zunächst mit der Kritik des Lebens Jesu und der Untersuchung des Begriffs der Religion und mit mancherlei historischen Studien. In Frankfurt führte ihn Kant's Rechtslehre auf politische Studien und die Philosophie, welche damals durch Fichte und Schelling einen raschen Umschwung erfahren hatte, wurde der Mittelpunkt aller seiner Arbeiten und seines Denkens; ja die ersten Entwürfe eines Systems der Philosophie gehören noch seinem Aufenthalt zu Frankfurt an. Als der Tod seines Vaters (1799) ihm ein kleines Vermögen verschafft hatte, ging er nach Jena, um sich dort als Docent der Philosophie zu habilitiren und mit seinem frühern Universitätsfreund Schelling in nähere Verbindung zu treten, mit dessen philosophischen Ansichten er sympathisirte. Er schrieb: „über die

---

[1]) Zu diesem Namen, unter dem in dem bezeichneten Musenalmanach (außer a. u. b.) verzeichnet sind: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning in Seeland“ und „Thier und Pflanze“ hat sich Schelling bekannt.

Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems. Jena 1801" und habilitirte sich durch die Abhandlung: de orbitis planetarum. Jena 1801, gab mit Schelling das „kritische Journal der Philosophie, Tüb. 1802—03" heraus, worin mehrere Aufsätze (wie „Glauben und Wissen" 1802, „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt," 1802, „über die wissenschaftliche Behandlung des Naturrechts," 1803) ihn schon als in die Geschichte der Philosophie eingetreten darstellten und hielt als Privatdocent philosophische Vorlesungen. Hier war er noch immer auf dem Standpuncte Schellings des jüngeren und genialeren Freundes, den er aber an unermüdlichem Scharfsinn und consequentem Tiefsinn übertraf, und so späterhin durch seine scharfe Dialektik und seine aus langem und tiefem Nachsinnen hervorgehenden Werke alles bisherige philosophische Treiben in seinen Grundfesten erschütterte und dem Gedanken eine neue eigenthümliche Richtung gab. — Er war 1806 außerordentlicher Professor der Philosophie geworden und vollendete in der Nacht vor der Schlacht bei Jena die letzten Blätter des Werkes, was ihn seit mehreren Jahren beschäftigt hatte, und 1807 unter dem Titel: „Phänomenologie des Geistes" als erster Theil des „Systems der Wissenschaft" zu Bamberg erschien. Hier richtete er sich eben sowohl gegen den Inhalt der Schellingschen Identitätsphilosophie als gegen ihre Form. — Nach der Katastrophe von Jena ging Hegel nach Bamberg und übernahm hier die Zeitungsredaction bis er 1808 zum Rector des Gymnasiums in Nürnberg und Professor der philosophischen Vorbereitungswissenschaften ernannt wurde. Hier arbeitete er die Grundlage seines Systems: „Wissenschaft der Logik." 3 Bde. Nürnb. 1812—16, aus und wurde durch Daub's Vermittelung im Herbst 1816 als Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo mit Daub seine Freunde und Verehrer Thibaut und Creuzer ihn freudig begrüßten. Hier schrieb er die „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften," Heidelb. 1817 (3 Aufl. 1830), welche sein System in gedrungenster Kürze überschauen läßt; aber schon im Jahre 1818 folgte er, nachdem besonders Solger die Aufmerksamkeit des Unterrichtsministers Altenstein auf ihn gelenkt hatte, dem Rufe nach Berlin und begann hier vom Herbst 1818 seine einflußreichen philosophischen Vorlesungen. Im Jahre 1821 erschien eines der vollendetsten seiner Werke, das aus seinen Vorlesungen hervorging, seine „Philosophie des Rechts", in welcher er die Rechts- und Staatsideen entwickelt, dann vom Begriff des Völkerrechts zu dem der Weltgeschichte und zum Umriss einer Philosophie der Geschichte übergeht, welche letztere Wissenschaft er zuerst im Winter 1822—23 vortrug. Im Jahre 1827 veranlasste er die Stiftung der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. — Mitten in seiner thätigsten Wirksamkeit wurde Hegel plötzlich von der Cholera befallen und starb am 14. Novbr. 1831.

Das logische begreifende Denken, welches Schelling, der die höhere

intellectuelle Anschauung für das Auffassen seiner Identitätslehre begehrte, von sich gewiesen, stellte Hegel in den Mittelpunct seiner Philosophie und erhob die Realität der Vernunft zu bestimmtem Selbstbewusstsein. „Mit „Recht ist, sagte er, die Production des Denkens und bestimmter die Philo„sophie Weltweisheit genannt worden, denn das Denken vergegenwärtigt „die Wahrheit des Geistes, führt ihn in die Welt ein und befreit ihn so in „seiner Wirklichkeit und an ihm selbst." — Die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven, welche bei Schelling Voraussetzung ist, wird bei Hegel zum Resultat, indem sein System eben nichts anderes als die Vermittelung zwischen diesen bezweckt. Da sich die Idee als das schlechthin mit sich identische Denken erweist und dieß zugleich als die Thätigkeit sich selbst um für sich zu sein, sich gegenüber zu stellen und in diesem andern nur bei sich selbst zu sein; so zerfällt die Wissenschaft in die drei Theile: 1. die Logik, der Wissenschaft der Idee an und für sich (der reinen Idee, der Idee im abstracten Elemente des Denkens); 2. die Naturphilosophie als die Wissenschaft der Idee in ihrem Anderssein; 3. die Philosophie des Geistes als der Idee, die aus ihrem Anderssein in sich zurückkehrt. — Die Logik zerfällt in die Lehre vom Sein, vom Wesen, von dem Begriff und der Idee; die Natur in Mechanik, Physik und Organik; die Philosophie des Geistes behandelt den subjectiven, objectiven und absoluten Geist. — Im Gegensatz gegen Kant, der der menschlichen Vernunft das Recht abgesprochen über göttliche Dinge zu philosophiren, fordert Hegel dieses Recht, nach Gott zu forschen wieder zurück, nur nach seiner Weise. Ihm begreift sich Gott selbst im Menschen, kommt in ihm zum Bewusstsein und wird noch immer Mensch in uns. Das Wesentliche der Offenbarung findet Hegel darin, daß sie uns Gott als den Dreieinigen aufstellt, was mit seiner sonstigen Trilogie gut übereinstimmt. Ihm heißt aber Gott in seiner abstracten unterschiedslosen Allgemeinheit der Vater; insofern er aber als der Gewußte von dem Wissenden sich unterscheidet, mit dem er gleichwohl Eins ist, heißt er der Sohn, während der Geist es ist, der die Zweiheit von Vater und Sohn im Wesen Gottes zur Einheit des Bewusstseins vermittelt; was denn freilich von der praktischen Bedeutung der christlichen Heilslehre sehr fern liegt.

Hegel's Werke sind nach seinem Tode in einer Gesammtausgabe erschienen unter dem Titel: Hegel's, G. W. F., Werke: Vollständige Ausgabe, durch einen Verein von Freunden des Verewigten. 18 Bde. 1 Supplm.-Bd. u. Einl. gr. 8. Berl. Duncker u. Humbl. 1834—1845. (Inhalt: Bd. I. Philosoph. Abhandlungen, hrsg. v. Dr. C. L. Michelet.— Bd. II. Phänomenologie des Geistes; hrsg. v. Dr. J. Schulze. — Bd. III.-V. Logik I. 1, 2 u. II. hrsg. v. Dr. Leop. v. Henning. — Bd. VI.-VII. Encyclopädie. 1. Th. die Logik v. Dr. L. v. Henning. 2. Th. die Naturphilosophie v. Dr. C. L. Michelet. 3. Th. Philosophie

des Geistes v. Dr. L. Boumann. — Bd. VIII. Philosophie des Rechts, hrsg. v. Dr. Ed. Gans. — Bd. IX. Philosophie der Geschichte v. Dr. Ed. Gans. — Bd. X. in 3 Theilen: Ästhetik; hrsg. v. Dr. Hotho. — Bd. XI. u. XII. Religionsphilosophie. 1. u. 2. Th. von Dr. Phil. Marheinecke. — Bd. XIII.–XV. Gesch. der Philosophie. 3 Th. v. Dr. Michelet. — Bd. XVI. u. XVII. Vermischte Schriften, 2 Th., hrsg. v. Dr. F. Förster u. Dr. L. Boumann. — Bd. XVIII. Philos. Propädeutik; hrsg. v. K. Rosenkranz. — Supplementbd. Hegels Leben; hrsg v. K. Rosenkranz. — Einl. in Hegel's philosoph. Abhandlungen v. C. L. Michelet. — Von den 15 ersten Bdn. ist schon d. 2. Aufl., vom Bd. 9 d. 3. erschienen. — Noch ist zu merken: Hegel als Gymnasial-Rector von F. Kapp. Minden 1835 u. Hegel als Politiker v. A. Stahr, in den Jahrb. der Gegenwart. Novbrhft. 1844.

---

1. Beispiel.

Das Wesen der Religion.

(Einl. in die Religionsphilosophie in den Vorlesungen üb. d. Philosoph. d. Relig. Erst. Th. S. 3. Werke. Bd. 11.

Zuerst ist im Allgemeinen daran zu erinnern, welchen Gegenstand wir in der Religionsphilosophie vor uns haben und welches unsere Vorstellung von der Religion ist. Wir wissen, daß wir uns in der Religion der Zeitlichkeit entrücken und daß sie diejenige Region für unser Bewußtseyn ist, in welcher alle Räthsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe, des ewigen Friedens. Wodurch der Mensch Mensch ist, ist der Gedanke überhaupt, der concrete Gedanke, näher dieß, daß er Geist ist; von ihm als Geist gehen dann die vielfachen Gebilde der Wissenschaften, Künste, Interessen seines politischen Lebens, Verhältnisse, die sich auf seine Freiheit, auf seinen Willen beziehen, aus. Aber all diese mannigfachen Gebilde und weiteren Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, Alles, was Werth und Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtseyn, Gefühl Gottes. Gott ist daher der Anfang von Allem und das Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück; und ebenso ist er die Mitte, die Alles belebt, begeistet und alle jene Gestaltungen in ihrer Existenz, sie erhaltend, beseelt.

In der Religion setzt sich der Mensch in Verhältniß zu dieser Mitte, in welche alle seine sonstigen Verhältnisse zusammengehen, und erhebt sich damit auf die höchste Stufe des Bewußtseyns und in die Region, die frei in der Beziehung auf Anderes, das schlechthin Genügende, das Unbedingte, Freie und Endzweck für sich selber ist.

Die Religion als die Beschäftigung mit diesem letzten Endzweck ist darum schlechthin frei und ist Zweck für sich, denn in diesen Endzweck laufen alle andern Zwecke zurück und vor ihm verschwinden sie, bis dahin für sich geltend. Gegen ihn hält kein anderer aus und allein in ihm finden sie ihre Erledigung. In der Region, wo sich der Geist mit diesem Zweck beschäftigt, entladet er sich aller Endlichkeit und gewinnt er die letzte Befriedigung und Befreiung; denn hier verhält sich der Geist nicht mehr zu etwas Anderem und Beschränktem, sondern zum Unbeschränkten und Unendlichen und das ist ein unendliches Verhältniß, ein Verhältniß der Freiheit und nicht mehr der Abhängigkeit; da ist sein Bewußtseyn absolut freies und selbst wahrhaftes Bewußtseyn, weil es Bewußtseyn der absoluten Wahrheit ist. Als Empfindung bestimmt ist dieß Verhältniß der Freiheit der Genuß, den wir Seligkeit nennen; als Thätigkeit thut es nichts anderes, als die Ehre Gottes zu manifestiren und seine Herrlichkeit zu offenbaren, und dem Menschen ist es in diesem Verhältniß nicht mehr um sich selbst zu thun, um sein Interesse seine Eitelkeit, sondern um den absoluten Zweck. Alle Völker wissen, daß das religiöse Bewußtseyn das ist, worin sie Wahrheit besitzen und sie haben die Religion immer als ihre Würde und als den Sonntag ihres Lebens angesehen. Was uns Zweifel und Angst erweckt, aller Kummer, alle Sorge, alle beschränkten Interessen der Endlichkeit lassen wir zurück auf der Sandbank der Zeitlichkeit, und wie wir auf der höchsten Spitze eines Gebirges, von allem bestimmten Anblick des Irdischen entfernt, mit Ruhe alle Beschränkungen der Landschaft und der Welt übersehen, so ist es mit dem geistigen Auge, daß der Mensch, enthoben der Härte dieser Wirklichkeit, sie nur als einen Schein betrachtet, der in dieser reinen Region nur im Strahl der geistigen Sonne seine Schattirungen, Unterschiede und Lichter, zur ewigen Ruhe gemildert, abspiegelt. In dieser Region des Geistes strömen die Fluthen der Vergessenheit, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, und die Dunkelheiten dieses Lebens werden hier zu einem Traumbild gemildert und zum bloßen Umriß für den Lichtglanz des Ewigen verklärt.

Dieß Bild des Absoluten kann der religiösen Andacht mehr oder weniger gegenwärtige Lebendigkeit, Gewißheit, Genuß darbieten, oder als ein Ersehntes, Gehofftes, Entferntes, Jenseitiges dargestellt werden, immer bleibt es doch Gewißheit und strahlt es als ein Göttliches in die zeitliche Gegenwart und giebt es das Bewußtseyn von der Wirksamkeit der Wahrheit auch neben dem Angstvollen, das hier in dieser Region der Zeitlichkeit die Seele

noch quält. Der Glaube erkennt es als die Wahrheit, als die Substanz der vorhandenen Existenzen und dieser Inhalt der Andacht ist das Beseelende der gegenwärtigen Welt, macht sich wirksam in dem Leben des Individuums und regiert es in seinem Wollen und Lassen. Das ist die allgemeine Anschauung, Empfindung, Bewußtseyn, oder wie wir es nennen wollen, — der Religion. Ihre Natur zu betrachten, zu untersuchen und zu erkennen, ist es, was die Absicht dieser Vorlesungen ist.

Zunächst müssen wir aber über unsern Zweck das bestimmte Bewußtseyn haben, daß es der Philosophie nicht darum zu thün ist, die Religion in einem Subject hervorzubringen, sie wird vielmehr als Grundlage in jedem vorausgesetzt. Es soll der Substanz nach nichts Neues in den Menschen gebracht werden; dieß wäre eben so verkehrt, als wenn man in einen Hund Geist hineinbringen wollte dadurch, daß man ihn gedruckte Schriften kauen ließe. Wer seine Brust nicht aus dem Treiben des Endlichen heraus ausgeweitet, in der Sehnsucht, Ahndung oder im Gefühl des Ewigen die Erhebung seiner selbst nicht vollbracht und in den reinen Aether der Seele geschaut hat, der besäße nicht den Stoff, der hier begriffen werden soll.

2. Beispiel.

Klopstock.

Aus: Hegel, Vorlesungen über Aesthetik. Herausgeg. v. Hotho. (3 Th.) 3r Th. 2. Auflage 1843. pag. 475.—78.

Ich will mich — zum Schluß noch — darauf beschränken, einen deutschen Dichter herauszuheben, von dem aus unsere vaterländische Lyrik in neuerer Zeit wieder einen großartigen Umschwung genommen hat und dessen Verdienste die Gegenwart zu wenig würdigt: ich meine den Sänger der Messiade. Klopstock ist einer der großen Deutschen, welche die neue Kunstepoche in ihrem Volke haben beginnen helfen; eine große Gestalt, welche die Poesie aus der enormen Unbedeutenheit der Gottschedischen Epoche, die, was in dem deutschen Geiste noch Edles und Würdiges war, mit eigner steiffster Flachheit vollends verkahlt hatte, in muthiger Begeisterung und innerem Stolze herausriß, und, voll von der Heiligkeit des poetischen Berufs, in gediegener, wenn auch herber Form Gedichte lieferte, von denen ein großer Theil bleibend klassisch ist. Seine Jugendoden sind Theils einer edlen Freundschaft gewidmet, die ihm etwas Hohes, Festes, Ehrenhaftes, der Stolz seiner Seele, ein Tempel des Geistes war; Theils einer Liebe voll Tiefe und Empfindung, obschon gerade zu diesem Felde viele Produkte gehören, die für völlig prosaisch zu halten sind; wie z. B. „Selmar u. Selma," ein trübseliger langweiliger Wettstreit zwischen Liebenden, der sich nicht ohne viel

Weinen, Wehmuth, leere Sehnsucht und unnütze melancholische Empfindung um den müßigen leblosen Gedanken dreht, ob Selmar oder Selma zuerst sterben werde. Vornehmlich aber tritt in Klopstock in den verschiedenen Beziehungen das Vaterlandsgefühl hervor. Als Protestanten konnte ihm die christliche Mythologie, die Heiligenlegenden u. s. f., (etwa die Engel ausgenommen, vor denen er einen großen poetischen Respekt hatte, obschon sie in einer Poesie der lebendigen Wirklichkeit abstrakt und todt bleiben,) weder für den sittlichen Ernst der Kunst, noch für die Kräftigkeit des Lebens und eines nicht blos weh- und demüthigen, sondern sich selbst fühlenden, positiv frommen Geistes genügen. Als Dichter aber drängte sich ihm das Bedürfniß einer Mythologie, und zwar einer heimischen, auf, deren Namen und Gestaltungen für die Phantasie schon als ein fester Boden vorhanden wären. Dies Vaterländische geht für uns den griechischen Göttern ab, und so hat denn Klopstock, aus Nationalstolz kann man sagen, die alte Mythologie von Wodan, Hertha u. s. f. wieder aufzufrischen den Versuch gemacht. Zu objektiver Wirkung und Gültigkeit jedoch vermochte er es mit diesen Götternamen, die zwar germanisch gewesen — aber nicht mehr sind, — so wenig zu bringen, als die Reichsversammlung in Regensburg das Ideal unserer heutigen politischen Existenz sein könnte. Wie groß daher auch das Bedürfniß war, eine allgemeine Volksmythologie, die Wahrheit der Natur und des Geistes, in nationaler Gestaltung poetisch und wirklich vor sich zu haben, so sehr blieben jene versunkenen Götter doch nur eine völlig unwahre Hohlheit, und es lag eine Art läppischer Heuchelei in der Prätension, zu thun, als ob es der Vernunft und dem nationalen Glauben Ernst damit sein sollte. Für die bloße Phantasie aber sind die Gestalten der griechischen Mythologie unendlich lieblicher, heiterer, menschlich freier und mannigfacher ausgebildet. Im Lyrischen jedoch ist es der Sänger, der sich darstellt, und diesen müssen wir in Klopstock um jenes vaterländischen Bedürfnisses und Versuches willen ehren, eines Versuches, der wirksam genug war, noch später Früchte zu tragen, und auch im Poetischen die gelehrte Richtung auf die ähnlichen Gegenstände hinzulenken. Ganz rein, schön und wirkungsreich endlich tritt Klopstocks vaterländisches Gefühl in seiner Begeisterung für die Ehre und Würde der deutschen Sprache, und aller deutscher historischer Gestalten hervor, Hermann's z. B., und vornemlich einiger deutscher Kaiser, die sich selbst durch Dichtkunst geehrt haben. So belebte sich in ihm immer berechtigter der Stolz der deutschen Muse, und ihr wachsender Muth, sich in frohem Selbstbewusstsein ihrer Kraft mit den Griechen, Römern und Engländern zu messen. Eben so gegenwärtig und patriotisch ist die Richtung seines Blicks auf Deutschland's Fürsten, auf die Hoffnungen, die ihr Charakter in Rücksicht auf die allgemeine Ehre, auf Kunst und Wissenschaft, öffentliche Angelegenheiten und große geistige Zwecke erwecken könnte. Einestheils drückte er Verachtung aus gegen diese unsere Fürsten, die, „im sanften Stuhl, vom Höfling rings

„umräuchert, jetzt unberühmt und einst noch unberühmter" sein würden, anderntheils seinen Schmerz, daß selbst Friedrich der Zweite

Nicht sah, daß Deutschlands Dichtkunst sich schnell erhob,
Aus fester Wurzel daurendem Stamm, und weit,
Der Aeste Schatten warf! —

und eben so schmerzlich sind ihm die vergeblichen Hoffnungen, die ihn in Kaiser Joseph den Aufgang einer neuen Welt des Geistes und der Dichtkunst erblicken ließen. Endlich macht dem Herzen des Greisen nicht weniger die Theilnahme an der Erscheinung Ehre, daß ein Volk die Ketten aller Art zerbrach, tausendjähriges Unrecht mit Füßen trat, und zum erstenmale auf Vernunft und Recht sein politisches Leben gründen wollte. Er begrüßte diese neue

Labende, selbst nicht geträumte Sonne.
Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach sechzigen
fortdauert; denn sie war's, so weit hin
brachte sie mich, daß ich dieß erlebte!

Ja er redet sogar die Franzosen mit den Worten an:

Verzeiht, o Franken, (Namen der Brüder ist
Der edle Name) daß ich den Deutschen einst
Zurufte, das zu fliehn, warum ich
Ihnen itzt flehe, euch nachzuahmen.

Ein um so schärferer Grimm aber befiel den Dichter, als dieser schöne Morgen der Freiheit sich in einen gräuelvollen blutigen, freiheitmordenden Tag verwandelte. Diesen Schmerz jedoch vermochte Klopstock nicht dichterisch zu bilden, und sprach ihn um so prosaischer, haltungsloser und fassungsloser aus, als er seiner getäuschten Hoffnung nichts Höheres entgegenzusetzen wußte, da seinem Gemüthe keine reichere Vernunftforderung in der Wirklichkeit erschienen war.

In dieser Weise steht Klopstock groß im Sinne der Nation, der Freiheit, Freundschaft, Liebe und protestantischen Festigkeit da, verehrungswerth in seinem Adel der Seele und Poesie, in seinem Streben und Vollbringen, und wenn er auch nach manchen Seiten hin in der Beschränktheit seiner Zeit befangen blieb, und viele bloß kritische, grammatische und metrische, kalte Oden gedichtet hat, so ist doch seitdem, Schiller ausgenommen, keine in ernstlicher männlicher Gesinnung so unabhängige edle Gestalt wieder aufgetreten. —

Dagegen aber haben Schiller und Goethe nicht blos als solche Sänger ihrer Zeit, sondern als umfassendere Dichter gelebt, und besonders sind Goethe's Lieder das vortrefflichste, tiefste und wirkungsvollste, was wir Deutsche aus neuerer Zeit besitzen, weil sie ganz ihm und seinem Volke angehören, und

wie sie auf heimischem Boden erwachsen sind, dem Grundton unseres Geistes nun auch vollständig entsprechen.

3. Beispiel.

Schiller.

(Ebendaselbst pag. 305.)

Die dritte Stufe in dieser Sphäre [des Liedes] wird, durch eine Behandlungsweise ausgefüllt, deren Character neuerdings unter uns Deutschen am schärfsten in Schiller hervorgetreten ist. Die meisten seiner lyrischen Gedichte, wie die Resignation, die Ideale, das Reich der Schatten, die Künstler, das Ideal und das Leben, sind ebensowenig eigentliche Lieder als Oden oder Hymnen, Episteln, Sonetten oder Elegien im antiken Sinne; sie nehmen im Gegentheil einen von allen diesen Arten verschiedenen Standpunkt ein. Was sie auszeichnet, ist besonders der großartige Grundgedanke ihres Inhalts, von welchem der Dichter jedoch weder dithyrambisch fortgerissen erscheint, noch im Drange der Begeisterung mit der Größe seines Gegenstandes kämpft, sondern desselben vollkommen Meister bleibt, und ihn mit eigner poetischer Reflexion, in eben so schwungreicher Empfindung als umfassender Weite der Betrachtung mit hinreißender Gewalt in den prächtigsten volltönendsten Worten und Bildern, doch meist ganz einfachen aber schlagenden Rhythmen und Reimen, nach allen Seiten hin vollkommen explicirt. Diese großen Gedanken und gründlichen Interessen, denen sein ganzes Leben geweiht war, erscheinen deshalb als das innerste Eigenthum seines Geistes, aber er singt nicht still in sich oder in geselligem Kreise, wie Goethe's liederreicher Mund, sondern wie ein Sänger, der einen für sich selbst würdigen Gehalt einer Versammlung der Hervorragendsten und Besten vorträgt. So tönen seine Lieder, wie er selbst von seiner Glocke sagt:

Hoch, über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.

4. Beispiel.

J a c o b i.

(Aus den Recens. üb. F. H. Jacobi's Werke. Erst. Bd. in Hegels Werke Bd. 16. Verm. Schriften Bd. I. S. 203.

Jacobi ist gleich einem einsamen Denker, der am Morgen des Tages ein uraltes Räthsel fand, in einen ewigen Felsen gehauen. Er glaubt an das Räthsel, aber er bemüht sich vergeblich, es aufzulösen. Er trägt es den ganzen Tag mit sich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreun, mit edeln Wünschen und Ahnungen beleben; aber die Auflösung mißlingt, und er legt am Abend sich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächste Erwachen ihm das Wort seiner Sehnsucht nennen werde, an das er so fest geglaubt hat.

Die Aufgabe, die dieser Schriftsteller sich vorgesetzt zu haben scheint, ist eine stete Vertheidigung des einen Räthselhaften aber Nothwendigen, das er als den heiligen Grund aller Erscheinung erkannte. Bei einem stillen Umtreiben in diesem Bezirk, und einer treuen Verbundenheit mit den gleichdenkenden Edlen der Vor= und Nachwelt, spricht aus ihm ein würdiger Ernst weise seyn zu wollen, Andere weise zu machen. Er nimmt die ihm verliehene Kraft redender Kunst zu Hülfe, wie er sie an seinem eigenen warmen Herzen und tiefen Verstand, wie er sie an den besten Mustern ausgebildet hat, um seine Fürsprache für Tugend und Wahrheit, für das Daseyn eines Ewigen, Göttlichen, in mancherlei reizenden Formen zu entwickeln. Er steht in einer praktischen Vernünftigkeit, welche die unmoralische Sophistik aus den Winkeln hinausleuchtet, und in Hader mit dem Aberglauben lebt, aber auch unter letzterm Namen abstreift, was ihr forthelfen könnte, und sich furchtsam in in sich selbst zurückzieht. — Dieser Geist ist gleichsam das Kind der sogenannten Aufklärung, das die boshaften Schwächen seiner Mutter flieht, und dem entfernten Vater, dem Glauben, nachreist, ohne ihn zu erreichen. Er hält sich endlich selbst für den Glauben und für die Erkenntniß, weil er sich und sein Streben so gut fühlt, obgleich er sein Nichtwissen gesteht, und umringt sich gern mit den Denkern des griechischen Alterthums, die ihn durch Form und verwandtes Begehren ansprechen, und schöpft aus ihrem Mund Göttersprüche. Selber dichterisch in der Behandlung seiner Gedanken, ist er den Poeten ungefähr wie sein Plato gram und fürchtet sich überall vor dem Formen und Bilden des Höheren, als wenn man ihm einen Fetisch machen wollte. Daher streitet er dafür, daß er einen Gott und den wahrhaftigsten habe, und doch hat die moralische Welt, welche er zeichnet, mit ihrem lichtblauen Himmel, ihren Blüthenbäumen, und allen reinen Kräften

aus Natur und Gesellschaftsleben, die klare, auch darin etwas Ähnliches mit der trübern ossianischen, daß ihr des Himmels Himmel fehlt. Daher wird ihm als Philosoph der Schmerz, daß man in seinen redlich gesuchten Beweisen für das Daseyn Gottes das gerade Gegentheil finden will. Er will blos Reinmenschliches; in diesem erblickt er den Spiegel des unendlichen Wesens, dessen einzige Offenbarung in seiner eigenen Brust seyn soll. Das Sittengesetz allein ist ihm Stimme Gottes, alles Andere nur damit übereintreffende, vorüber wankende Erscheinung, Gestaltung des Einen in der Vielheit; und er wähnt selber das Eine, Uebersinnliche zu ergreifen mit schrankenlosem Gemüth, indem er doch die edle Beschränktheit neben sich um ihren Frieden beneiden muß.

Sich selber zeichnet unser Schriftsteller auf diese Weise durchgängig sprechend, und ohne viel Mannigfaltigkeit; er gleicht sich überall in seinem fühlenden, herzlichen, trachtenden, ringenden Wesen, seinem eigensinnigen Bewußtseyn, Gutes und Wahres zu wollen, seinem Hang zum Großen, Tiefen, Trefflichen, seiner Eingeschränktheit auf das menschliche Ich, und dem Sprung davon auf das Unbedingte, seinem Verachten der eigentlichen Leergeisterei, und dem Nichtlieben des Positiven, seinem liebreichen, gebildeten Familiensinn, seiner eleganten, geistreichen, oft zu überschwänglichen Gesprächigkeit mit Lakonismen untermischt, seinem nie ruhenden Selbstbeschauen, Ausgeben und Sehnen. Die Figuren, die er schafft, sind meistens von ihm abgeschattet; bei wenigen treten einzelne Züge dieses Characters als gut oder böse mit auffallender Stärke hervor. Sie alle aber, indem sie ihre Umgebungen mit einer Art von Vergötterung überschimmern, sind im Herzen, je edler und größer sie erscheinen, desto ärmer an Seligkeit.

---

6. Johann Friedrich Herbart. 1776—1841.

Johann Friedrich Herbart wurde am 4. Mai 1776 zu Oldenburg geboren, wo sein Vater Justizrath war. Schon der zwölfjährige Knabe fühlte sich durch den Religionsunterricht eines der Zeitphilosophie ergebenen Lehrers veranlasst, über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit tiefer nachzudenken und wurde darin durch Bekanntschaft mit Wolfs und Kants Lehren weiter gefördert. Nach Vollendung seiner Studien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt bezog er in seinem 18ten Jahre 1794 die Universität Jena und ergab sich bald, obschon er zur Jurisprudenz bestimmt war, durch Fichte neu belebt, seinem tiefgefühlten philosophischen Bedürfnisse. Aber auch in dem näheren persönlichen Verkehr mit Fichte bewahrte er sich seine Selbstständigkeit und fühlte sich zum Widerspruch wider den Lehrer aufgeregt, wie er auch Schellings

erste Schriften seiner Kritik unterwarf und diese Fichte mittheilte. Nach den Universitätsjahren 1797 wurde er Hauslehrer in Bern, studirte hier eifrig die Philosophie der Alten, vornehmlich der vorsocratischen Zeit, wie Mathematik und Naturwissenschaften und kam schon damals auf die ersten Anfänge seiner mathematischen Psychologie, wie sich hier schon sein lebendiges Interesse an der Erziehung entwickelte. Familienverhältnisse riefen ihn 1800 nach Deutschland zurück und nach einem längern Aufenthalt in Bremen wurde er 1802 Docent in Göttingen, 1805 außerordentlicher Professor. Hier erschienen die ersten Früchte seiner wissenschaftlichen Bestrebungen: „Pestalozzi's Idee eines A.=B.=C. der Anschauung wissenschaftlich ausgeführt. Gött. 1802. (2. Aufl. 1804.)"; „Allgemeine Pädagogik. Gött. 1806;" „Über philosoph. Studium. Gött. 1807; „Hauptpuncte der Metaphysik. Gött. 1807;" „Allgem. praktische Philosophie. Gött. 1808." Im Jahre 1809 folgte er dem Rufe als ordentl. Prof. der Philosophie und Pädagogik nach Königsberg, wo er auch neben den Studien seines Amtes durch Anlegung eines pädagogischen Seminars (seit 1812) in seinem Hause practisch pädagogischer Thätigkeit sich widmete. — Hier schrieb er außer einer Menge kleinerer Reden und Abhandlungen sein „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Königsb. 1813. (4. Aufl. 1837);" „Lehrbuch zur Psychologie. Königsb. 1816. (3. Aufl. 1834);" die Hauptwerke „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. 2 Bde. Königsb. „1824—26" u. „Allgem. Metaphysik nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. 2 Bde. Königsb. 1828—29" und endlich: „Die Encyclopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspuncten. Halle 1831. (2. Aufl. 1841)." — Unter den kleinern Schriften sind seine: „Psychologische Bemerkungen zur Tonlehre. 1811." „Gespräche „über das Böse. 1817." „Üb. d. Möglichkeit u. Nothwendigkeit Mathematik auf Psychologie anzuwenden. 1822" besonders wichtig. — Wiederum mehr in den Mittelpunkt geistigen Verkehrs zu kommen, nahm er im Jahre 1833 den Ruf zu einer Professur in Göttingen an, schrieb hier noch mehrere Abhandlungen, wie den „Umriß pädagogischer Vorlesungen. Gött. 1834", sahe aber sein Leben in den letzten Jahren durch die unglücklichen politischen Ereignisse in Hannover getrübt und starb am 14. August 1841.

Herbart's Philosophie wollte vornehmlich die verschiedenen Reihen philosophischer Untersuchungen, welche er vielfach in einander gewirrt fand, wieder sondern und die ursprünglichen Probleme genau feststellen und lösen. — Er will kein einzelnes Princip und keine einzelne Methode, sondern nimmt, um alle Erkenntniß aus Begriffen darzulegen, drei Classen philosophischer Untersuchungen an, welche im Allgemeinen der alten Unterscheidung zwischen Physik, Ethik, Dialektik entsprechen. Er unterscheidet dann die theo=

retischen Aufgaben, welche sich auf Begriffserkenntnisse dessen was ist und geschieht, beziehen von den ästhetisch-praktischen, deren Principien eine beurtheilende Werthbestimmung bezeichnen, wozu noch die formale Aufgabe der Logik kommt, die Gesetzmäßigkeit in der Bestimmung und Verknüpfung der Gedanken überhaupt zu untersuchen. Die theoretische Grundwissenschaft ist ihm die Metaphysik, ihr Ausgangspunkt das Gegebene, ihre Nothwendigkeit die Widersprüche in allen Hauptbegriffen, unter welche die Erscheinungswelt fällt. Darum fordert er strenge Auffassung der Begriffe des Seins und des Seienden. — Das Resultat seiner Metaphysik (im Gegensatz zu jeder Form der Identitätslehre und des Atomismus) ist, daß die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der gegebenen Erscheinungswelt sich nicht unter der Voraussetzung nur Eines Realen begreifen lasse, sondern daß die nothwendige Voraussetzung für jeden Versuch einer Naturphilosophie die Annahme einer Vielheit des Realen (Monaden) sei, aus deren Verbindungen und Verhältnissen sowohl die Form der Erscheinungswelt (Raum, Zeit), als das wirkliche Geschehen in ihr, d. h. die äußere Natur ebenso, wie die das geistige Leben bestimmenden Kräfte sich müssen ableiten lassen. Dies hat Herbart vornehmlich auf die Psychologie angewendet, die Unhaltbarkeit der gewöhnlichen Lehre von den Seelenvermögen gezeigt und durch den Versuch die Vorstellungen (die innern Zustände der Seele) als die wahren psychischen Kräfte zu betrachten und aus den mathematischen bestimmbaren Verhältnissen ihrer Wirksamkeit die physischen Erscheinungen abzuleiten, der Psychologie ganz neue Bahnen eröffnet. Weniger ausgeführt sind die Anwendungen der Metaphysik auf die Naturphilosophie. — Der theoretischen Speculation gegenüber stellt H. das zu den Ideen den Musterbildern des Schönen und Guten sich erhebende Denken, dessen Beurtheilung im Allgemeinen eine ästhetische ist. Er vertheidigt die selbstständige absolute Geltung der Ethik und macht die fünf praktischen Ideen der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit zur Grundlage seiner praktischen Philosophie. — Für die Ästhetik im engern Sinn hat er vorzugsweise nur auf das Beispiel der musikalischen Harmonielehre hingewiesen. Die ethische Ideenlehre findet aber die wichtigsten Gebiete ihrer Anwendung in der Pädagogik[1]) und Politik. — Im Religiösen leistet er auf ein strenges speculatives Wissen über Gott und göttliche Dinge deshalb Verzicht, weil ein solches Wissen zu erreichen, hinreichende Data der menschlichen Erfahrung fehlen und knüpft den religiösen Glauben an die teleologische Naturauffassung.

Sein Stil ist klar, deutlich und ohne besondere Lebendigkeit.

---

[1]) Vergl. Strümpell: die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart. Braunschw. 1843 u. E. v. Kayserlingk: Vergleich zwischen Fichte's und Herbart's System. Königsb. 1817.

Es erscheint jetzt eine Ausgabe von Herbart's sämmtlichen Werken, unt. d. Titel Joh. Friedr. Herbart's sämmtliche Werke. Herausg. v. G. Hartenstein. Erst. Band. Schriften zur Einl. i. d. Philosophie. Mit H's Bildn. Leipz. Voss. 1850. (Hierin: Lehrb. z. Einl. i. d. Phil. — Kurze Darstellung eines Plans zu phil. Vorlesungen 1804. Üb. phil. Studium. 1807. — Hptpuncte der Logik. 1808 u. einzelne Reden u. Abh.) Zw. Bd. wird enthalten: Encyklop. der Philos. a. prakt. Gesichtspuncten. (1. Aufl. 1831, 2te 1841.) — Dr. Bd. Hauptpuncte der Metaphysik. 1808. — Allg. Metaphys. 1 Bd. 1828. Viert. Bd. Allg. Metaphys. 2 Bd. Philosoph. Aphorism. — Fünft. Bd. Lehrb. der Psychologie. (1. Aufl. 1816, 2. Aufl. 1834.) — Psychologie als Wissensch., neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik u. Mathematik. Bd. 1. 1824. — Sechst. Bd. Psychologie als Wissensch. Bd. 2. 1825. — Sieb. Bd. Psychol. Bemerk. z. Tonlehre. 1811. — Ueb. d. dunkle Seite der Pädagogik. — Psychol. Untersuchungen. Heft 1, 2. 1839 u. mehrere einzel. hergehörige Abh. — Acht. Bd. Allg. prakt. Philosophie. 1808. — Analyt. Beleuchtung des Naturrechts u. d. Moral. 1836. — Neunt. Bd. Abhandlungen üb. prakt. Philosophie z. B. Ueb. den freiwilligen Gehorsam als Grundzuges echten Bürgersinnes in Monarchieen, üb. das Böse. 1817. — Ueb. d. gute Sache. Geg. Steffens. 1819 u. a. m. — Zehnt. Bd. Allg. Pädagogik a. d. Zweck der Erziehg. abgel. 1806. — Umriß pädagogischer Vorlesungen. 1. Aufl. 1825. 2. 1836. — Briefe üb. Anwendung der Phil. auf Pädag. — Elft. Bd. Pädagog. Abhandl. z. B. üb. Pestalozzi's Schrift: wie Gertrud ihre Kinder lehrte. 1802. — Pestalozzi's Idee eines A.-B.-C. der Anschauung u. s. f. 1. Aufl. 1802, 2. Aufl. 1804. u. a. m. — Zwölft. Bd. Versuch e. Beurtheilg. v. Schelling's Schriften üb. d. Möglichk. e. Form der Phil. überhpt u. Vom Ich. — Ueb. Fichte's Ansicht der Weltgesch. 1814 u. a. Reden, Abhandlungen, auch lateinische, und Recensionen.) — Eine kurze Biographie findet sich in H's kleinern philosoph. Schriften u. Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftl. Nachlasse, hrsg. v. G. Hartenstein. 3 Bde. Lpz. 1842. 43. 8.

---

1. Beispiel.

Aus der Rede: Ueber den Hang des Menschen zum Wunderbaren.

(A. d. sämmtl. Werken. Bd. 1. S. 490. D. Rede am 3. Aug. 1817 gehalten.) [1])

Alles dessen ungeachtet nun, höchstgeehrte Anwesende! wird das menschliche Denken seinen Gang immer fortsetzen; die Wissenschaften werden zwar langsam, doch immer weiter vorschreiten, — und auch die Tugend — wird immer bleiben was sie war, nämlich gross und schön in sich selbst, und selten genug unter den Menschen. Daneben werden auch allerlei Meinungen fortdauern, dreiste und ängstliche, leichtfertige und empfindsame; alle diese Meinungen aber werden, bei der höchsten sonstigen Verschiedenheit, sich darin gleichen, dass sie laut reden und noch lauter als die Wissenschaft. Der Gegenstand nun, um den man eigentlich streitet, wird bald kein andrer sein als die Ohren der Menschen; und die höchste Kunst wird darin bestehen, sich Gehör zu verschaffen. Daraus folgt, dass eine Zeit kommen muss, wo der eigentliche Denker sich zurückziehen wird, um den Redekünstlern Platz zu lassen, so wie es schon in der alten Welt gegangen ist, ungefähr um die Zeit, da Platon erklärte, kein weiser Mann könne sich mit der Staatsverwaltung unter einem so unruhigen und leichtsinnigen Volke, wie das atheniensische sei, befassen. Die Sprache wird alsdann wechselsweise allen Partheien fröhnen; nur für die Wahrheit wird sie keine Worte mehr haben. Die Revolutionen im Reiche der Meinungen werden alsdann immer schneller, immer gewaltsamer auf einander folgen; und alle Uebel, die sie durch ihre Einwirkung auf das bürgerliche Leben nur immer herbeiführen können, werden zu den Leiden des Menschengeschlechts hinzukommen. In solcher Zeit der Noth und des Zwiespalts ist ein Wunder von nöthen, damit das Drängen und Treiben aller Köpfe widereinander beschwichtigt werde, und die Besinnung zurückkehre, dass allein der Wissenschaft es zukommt, im Reiche der Meinungen zu herrschen. Irgend einmal, — wer weiss wie spät — wird man ihr diese Ehre gern und willig einräumen; bevor aber dieser Augenblick erscheint, wird sie Zeit genug

---

[1]) Vorher ist e. Stelle aus Jacobi angeführt und widerlegt worden, welche die Mechanik anklagt und den menschlichen Verstand, welcher durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende machen und das Weltall entzaubern will.

gehabt haben, ihre jetzigen Vorübungen zu vollenden, und sich stark und würdig genug zu solcher Ehre zu fühlen. Dann wird auch der Glaube, den man jetzt feindselig der Wissenshaft entgegenstellt, sich mit ihr befreunden; die Welt der Wunder wird immer noch ebenso gross sein wie heute, denn sie ist unermesslich, und was man ihr auch abgewinne, es beträgt Nichts im Vergleich gegen die Grösse des Ganzen. Sie bleibt unendlich wenigstens für den Menschen, der nicht zum allermindesten eine Reise in den Mittelpunct unsers Systems, — ich meine, in die Sonne, wird gemacht haben. Wie viel oder wie wenig eine solche Reise helfen könnte, um uns über das Bruchstück von Zweckmässigkeit, was unsre Augen auf diesem Erdkörper wahrnehmen, Aufschluss zu geben, das weiss ich nicht; so viel aber wage ich zu versichern, dass, so lange diese nächste aller Bedingungen, um unsre Erfahrungen bis zur Begreiflichkeit zu erweitern, nicht erfüllt wird, wir den offenbaren Finger Gottes in der Natur nur anstaunen, von seiner Wirkungsweise aber niemals auch nur so viel verstehn werden, als wir ohne Fernröhre von der Mechanik des Himmels möchten begriffen haben.

Für den Hang des Menschen zum Wunderbaren wird demnach immer noch Nahrung genug übrig bleiben; und die unnütze Aengstlichkeit, womit er die Fortschritte der Wissenschaften betrachtet und bewacht, verdient wenigstens eben so sehr, als die Bewunderung selbst, eine Tochter der Unwissenheit genannt zu werden. Es beweisst insbesondere wenig Kenntniss des Moralischen, sowohl seines Wesens überhaupt, als der moralischen Natur des Menschen, — doch was sage ich Kenntniss? — es beweist wenig Vestigkeit und Entschiedenheit derjenigen Achtung und Ehrfurcht, welche der Tugend gebührt, wenn man sich dem Wahne hingeben kann: die Tugend verdanke ihre Vortrefflichkeit nur, oder doch zum Theil, ihrer Unbegreiflichkeit, und es möchte ihrer Würde schaden, wenn Jemand einsähe, wie das zugehe, dass ein Andrer tugendhaft sei. Ein solcher Wahn kann wohl in den Vorurtheilen und Irrthümern, aber nicht in der sittlichen Gesinnung des redlichen Freundes der Tugend, fest gewurzelt sein. Denn die Schätzung des Guten ist unabhängig von allem Begreifen oder Nichtbegreifen. Und wäre es möglich in die Seelen eines Epaminondas und Socrates hineinzuschauen, dann eben würde der ganze Contrast zwischen ihnen und ihren Verläumdern am Tage liegen; dann gerade würden alle edlen Züge ihrer Gemüther im Einzelnen erkannt werden; und was das Wichtigste ist, es würde in solchen Characteren — und jene Männer besassen doch wohl Character? — nicht jenes Phantom einer ewig schwankenden Freiheit, in der das

Gute immer noch durch die Möglichkeit des Bösen verunreinigt ist, sondern, an deren Stelle, etwas von jener göttlichen Nothwendigkeit und Zuverlässigkeit sich offenbaren, in welche eingeschlossen, das höchte Wesen nimmermehr von dem Rechten sich entfernt. Denn worin liegt das Erhabene der Allmacht? Es liegt in ihrem gänzlichen Unvermögen jemals das Böse zu wollen.

Und so verliere sich denn die Scheu vor jenem für schrecklich gehaltenen Worte: Mechanik; sie sei nun Mechanik des Himmels oder Mechanik des Geistes. Mechanik ist Wissenschaft von der Gesetzmässigkeit der Bewegungen. Die ganze Natur, die körperliche und die geistige, ist stets in Bewegung; ja wir erkennen sie dem grössten Theile nach durch ihre Bewegungen. Darum ist Mechanik der wesentlichste Theil der Naturforschung; sie ist überdies der schönste und vortrefflichste, denn sie ist der Mittelpunct des schärfsten und vollkommensten Denkens. Hier giebt es für den Geist keine Fessel, sondern nur Hülfsmittel. Aber freilich die Regeln, die Formeln der Mechanik spotten dessen, der sie für todte Formeln hält, er hat sie vergeblich gelernt, und sie weigern sich ihm zu helfen, denn er hat sie nicht in lebendige Gedanken seines Geistes verwandelt, so wie sie waren in den Geistern ihrer Erfinder, und wie sie sein werden in denen, die sie zu benutzen wissen.

Dass nun die Unwissenheit sich fürchtet vor der Wissenschaft, ist so lange nicht zu ändern, wie sie Unwissenheit ist und bleibt. Dass sie ein frommes Werk zu verrichten glaubt, wenn sie mit allerlei Warnungen wider ihre Gegnerin unter den Menschen sich vernehmen lässt, dies kennen wir längst als eine alte Ordnung der Dinge. Dergleichen fromme Werke aber, wenn man ihnen nicht Einhalt thut, pflegen zu wachsen im Laufe der Zeit; sie können wachsen bis zu fanatischen Gräueln. Darum Heil der Reformation, die eine feste Burg wider den Fanatismus errichtet und den gesunden Verstand mit einer mächtigen Volkskraft bewaffnet hat, welche zugleich eine Kraft der Staaten und Regierungen, und ein Schutz für den einzelnen Denker geworden ist. Heil dem Lande. Heil diesem Königreiche, Heil dem Könige, worin die Reformation ihre starke, ihre unzerbrechliche Stütze findet; dieses Land und dieser König, sie haben die Probe gegeben, was sie gemeinsam wirkend vermögen, wo es gilt, muthvollen Widerstand zu leisten, und aus ungerechtem Drucke das Haupt emporzuheben.

2. Beispiel.

Rede zum Gedächtniss Kants. 1824.

(Aus J. F. Herbarts kleinern philosoph. Schriften u. Abh., nebst dessen wissenschaftlichem Nachlass, hrsg. v. Hartenstein. Bd. III. S. 108.)

Bevor wir zum heitern Mahle gehn, lassen sie uns einige Augenblicke der ernsten Betrachtung widmen! Denn ernste Gedanken ziemen dem Feste, das uns hier von verschiedenen Seiten her zahlreich versammelte. Kein Glanz eines Herrschers oder Feldherrn, kein lautes, und jedem Ohr vernehmliches Lob eines Dichters, Redners oder Künstlers, — es ist die stille Grösse eines Denkers, die wir feiern, wohl fühlend, wie schwer es sey, sie nachdenkend zu umfassen und zu ermessen! Und was ist's, das uns antreibt zu dieser Feier? Wollen wir den Manen Kant's ein Geschenk darbringen mit den Zeichen unserer Verehrung? Nach seiner erhabenen Lehre vermag der Mensch nie mehr zu thun als seine Pflicht Vielleicht gilt das auch jetzt von uns! Vielleicht ist's eine theure, heilige Pflicht, deren leiser Stimme wir horchten, da wir uns entschlossen, uns hierher zu begeben. Lassen Sie uns das näher überlegen.

Jahrhunderte verfliessen; sie nehmen die grossen Männer, die sie brachten, mit sich hinweg. Ihre Spuren selbst verschwinden, wenn nicht vestgehalten durch fromme Sorgfalt der Erinnerung. Was der Geist des Einzelnen wirken solle, das hängt ab von der Empfänglichkeit Vieler, die ihm entgegenkommen oder nicht; wie lange die Wirkung dauern solle, das richtet sich nach dem Gedächtniss, nach Fortarbeit und Benutzung im Kreise der Ueberlebenden; wie rein, wie lauter, — oder wie verfälscht, wie entstellt die Nachwelt das Bild des Entschlafenen auffassen werde, darüber bestimmt zunächst seine Mitwelt durch das Zeugniss, welches sie ihm mitgiebt oder nachsendet. Denn das Grab für sich allein ist kalt und stumm; es redet nur dann, wo ihm Sprache geliehen wird von warmen Herzen. —

Man traue nicht den Büchern allein! Sie waren sonst bessere Hüter eines grossen Ruhmes, als jetzt; in unserer Zeit tödtet ein Buch das andre, und alle sind nur Wellen einer grossen Fluth, worin jährlich manches Köstliche versinkt.

Man traue nicht den Lehren allein! zumal den philosophischen Lehrern. Denn was ist Philosophie? Auf diese alte und berühmte Frage möchte ich leicht voll Unmuths über langjährige

Erfahrung, mit zwei Worten also antworten: Philosophie ist der Spielball der Missverständnisse.

Auch Kant ist oftmals missverstanden worden. Seine Lehre, so gut wie manche frühere, bedarf gar sehr des guten Willens, gar sehr des redlichen Selbstforschens, um in ihrem eigenen Geiste gefasst, im wahren Verhältnisse zu ihren wesentlichen Zwecken gedacht zu werden. Denn die Kühnheit, womit Kant das vermeinte Wissen angegriffen, die Zurechtweisung, womit er es auf ein bescheidenes Glauben zurückgeführt hat, ist nicht ähnlich den neuesten Meinungen, die jetzt am lautesten reden. Kant war ein Denker, und die Quelle des Denkens lag in ihm selbst; sie war das inwendige Eigenthum seiner Persönlichkeit. Es liegt klar am Tage, dass er von seinen Vorgängern nur eine schwache Anregung in sich aufgenommen, dass er sein Bestes sich selbst geschaffen hatte. Solches ureignes Denken aber ist oftmals strenge, es stellt sich dar in harten Formen; es schmückt sich nicht mit schönen Worten; es nimmt nicht viel Rücksichten auf Dinge und Personen rechts und links; es berechnet nicht klüglich die Aufnahme, die man ihm gönnen werde; es schmeichelt nicht den schwachen Seiten der Menschen. nicht einmal den allgemeinen Schwächen der menschlichen Natur; sondern es hat einen geraden Gang, den Gang seiner innern Nothwendigkeit; wird ihm dieser Gang versperrt, so geht es gar nicht; es spricht dann wenigstens nicht, sondern zieht sich zurück, in die geheimsten Gegenden der innern geistigen Welt. — Kant nun traf ein Zeitalter an, worin er frei reden konnte; ja ein solches, worin die freie Rede selbst zuweilen darum, weil sie frei war, Beifall erlangte. Die heutige Welt würde ihm nicht gerade Zwang angethan, aber kalt und spröde bei seinem Unternehmen vorüber gegangen seyn, sie würde etwas von todter Verstandes-Reflexion gesprochen und sich weiter nicht viel gekümmert haben.

Darum ist es heut zu Tage keinesweges leicht, Kant's Andenken in seinem gebührenden Glanze zu erhalten. Näher und näher rückt von mehrern Seiten die Gefahr, dass der starke und heitere Geist Kant's durch warme aber abspannende Winde verscheucht, dass der Kern seiner Werke trocken, dass die Welt seiner Gedanken zu eng für die spätern Phantasien gefunden werde. — Doch nein! die Philosophie, wenn sie rechnet vom Geburtstage Kant's, beginnt heute ein neues Jahrhundert. Sie erblickt hier einen ehrenwerthen Kreis, versammelt, um das neue Jahrhundert fröhlich zu begrüssen! Sie fühlt, — denn sie hat nicht bloss einen Verstand, sondern auch ein Herz! — sie fühlt, sage ich, mit welcher edlen Dankbarkeit sich die Schüler Kant's erheben zur frohen Hoffnung, dass auch dem neuen

Jahrhundert der erhabene Meister noch angehören werde. Wie sollte sie denn verzagen? Wenn der Mann, dessen ganze Seele in der reinen Wahrheitsliebe ihr einziges Wesen hatte, solche Schüler finden konnte, welche die Flamme der aufrichtigen und rücksichtlosen Verehrung von einem Jahre zum andern stets heller leuchten lassen, sie stets mit neuer Nahrung versehen: so darf man ja nicht mehr fragen, ob die Wahrheit noch Freunde besitze unter den Menschen? Freudig muss man es ausrufen: die Wahrheit hat Freunde, sie schafft sich Freunde, sie ist mächtig genug durch den Reiz, der von ihr selbst ausgeht; und das menschliche Auge ist für das Licht, was sie aus weiter Ferne strahlen lässt, noch empfindlich genug. So wird denn auch die Verehrung Kant's noch lebendig bleiben bei späten Nachkommen! Nicht bloss das zweite Jahrhundert nach Kant, sondern auch das dritte und die folgenden, — sie werden erfahren, dass die in vorchristlichen Zeiten nur selten erschienene, und seit Christus bei weitem nicht immer vestgehaltene, auch in den neuesten Zeiten oft genug verdorbene, Reinheit der ächten Sittenlehre, bei uns durch Kant, der in diesem Punct unser Platon ist, wieder hergestellt, und mit solchem Nachdruck, wie ihn das Zeitalter bedurfte, eingeschärft ist. Sie werden es vernehmen, dass einem Geschlechte, welches den alten Unterscheidungen zwischen Schein und Wahrheit längst entfremdet, schon die schwachen Hume'schen Zweifel für sehr vermessenen Skepticismus hielt, wiederum ganz von neuem Geschmack für die höhere Speculation beigebracht wurde durch unsern Kant! Unsern Kant! Werden Sie, verehrteste Anwesende, mich entschuldigen, wenn ich so dreist bin, ihn auch den Meinigen zu nennen? Zwar nicht in dieser Stadt leuchtete mir zuerst das Licht der Sonne; aber das Licht der Kanteschen Lehre hat mir geleuchtet und geholfen, seitdem ich dafür empfänglich war. Und wie die Pflanze sich hinzieht zum Lichte: so sehnte sich mein Jünglingsalter nach Königsberg, ohne die geringste Ahnung, dass dereinst mein Fuss diesen Boden betreten würde. Gesehen habe ich ihn nicht, den Weisen, aber gleich nach meiner Ankunft wurde ich geführt in diesen Kreis, denn es traf sich, dass eben sein Jahresfest gefeiert wurde. Seitdem sah ich diese Versammlung vielfältig abnehmen und wieder wachsen; ich erkannte mehr und mehr den starken Lebenskeim, den sie in sich trägt; ich sehe, wie die Verehrung, wie das fromme Gedächtniss, nachdem die erste Möglichkeit des Vergessens überwunden ist, an Energie vielmehr gewinnt als verliert, wie das theure Bild, das ihr vorschwebt, mehr und mehr einer überirdischen Klarheit sich nähert, und von der Vergänglichkeit eine Spur nach der andern ab-

zulegen scheint. So schwebte wohl in alter Zeit, in der Sprache des Alterthums, ein Mensch zu den Göttern empor, denn man fühlte, dass man dessen stets gedenken werde, der schon so lange war gefeiert, und jedesmal gleich ernst und aufrichtig gepriesen worden. Das wahrhaft Ehrwürdige kann nicht veralten; es bleibt sich gleich; es fesselt unsre Blicke wie vormals, so heute, und so immerdar! Darum glaube ich, dieses Fest wird auch dann noch fortdauern, wenn ich nicht mehr bin; es wird sich erneuern, so oft das Jahr seinen Kreis vollendet; der Weise von Königsberg wird ein stets lebender Mitbürger seiner Vaterstadt seyn; sie wird so lange sie steht, Kant's Ruhm erhalten zu ihrem eigenen Ruhme. Möge sie bestehen, so lange irgend das allgemeine Loos aller irdischen Vergänglichkeit es gestattet; möge sie blühen durch beides, durch Wohlstand und durch Weisheit.

3. Beispiel.

Das Verhältniß der Schule zur Kirche.

Aus d. Abhandl.: Ueber das Verhältniss der Schule zum Leben. Ebendas. Bd. III. S. 95.

Es bleibt noch übrig, die Kirche neben die Schule zu stellen;[1]) die Kirche, die unter den Formen des gesellschaftlichen Lebens beinahe eben so wichtig ist als der Staat. Aber wie sollen wir in diesem Verhältnisse uns die Kirche denken? Will sie als eine ausgebildete Hierarchie vorgestellt seyn, die den Glauben, die Lehre und den Cultus streng bewacht: die jedes Glied ihrer Gemeine unter genauer Aufsicht hält, um das Seelenheil mit ähnlicher Pünktlichkeit zu besorgen, wie eine gut eingerichtete Armen-Anstalt darauf sieht, dass dem Fähigen Arbeit, dem Unfähigen Brodt, dem Kranken Arznei gereicht werde? Ich wünschte zu dieser Vergleichung keine Veranlassung gefunden zu haben; auch liegt dieselbe wahrlich nicht in dem, was die Kirchen jetzt sind, sondern in dem, was nach einigen lautgewordenen Vorschlägen daraus würde gemacht werden. — Die Kirche hat ihre ewige Grundlage im Bedürfnisse des Glaubens an Gott, welches so allgemein ist, dass weder die Schule noch der Staat sich demselben entziehen könnten, wenn es ihnen auch einmal einfiele, einen Versuch der Art zu machen. Aber der Glaube

---

[1]) Früher war das Verhältniß der Schule zu Natur und Staat beleuchtet worden.

ist seiner Natur nach etwas Schwebendes, welches mit tausendfachen Verschiedenheiten der Gemüthslage in beständiger Wechselwürkung sich befindet. Dass der Glaube nicht zu heftigen Schwankungen gereizt werde, dies zu verhüten ist gewiss wohlthätig, so lange nicht irgend ein vorhandenes Missverständniss eine Abänderung, eine Reformation, unvermeidlich herbeiführt. Längst aber hat die Kirche es sich selbst gesagt, dass sie auch vielen Spielraum lassen müsse, damit nicht ein unfreiwilliges äusserlichas Bekenntniss die Stelle des Glaubens einnehme; ein tödtender Buchstabe statt des lebendig machenden Geistes. Und mit derjenigen Kirche nun, die das wohl erwogen hat, kann die Schule im Allgemeinen kaum anders, als in einem freundschaftlichen Verhältnisse sich befinden. Mag immerhin unter den Freunden eine Ungleichheit eingetreten, mag immerhin der Eine vornehmer geworden seyn, weil er einer viel grösseren Anzahl von Menschen sich unentbehrlich machte, die ihn erheben, ihn köstlich ausstatten, die jedes seiner Worte als Rath befolgen, als Trost verdanken; während der andere zu der Menge zu reden nicht versteht, und nur in einem engen Kreise sich bewegt: des wird die Gesinnung nicht ändern, womit beide einander seit langer Zeit zu umfassen gewohnt sind. Viel schlimmer wäre es, wenn einer dem andern durch Zudringlichkeit sich lästig machte. Sehr schlimm, wenn die Schule sich's einfallen liesse, den Glauben, der lange vorhanden ist, von neuem hervorbringen zu wollen, wenn die mehrern Schulen, sofern es deren giebt, unter sich wetteifernd versuchten, welche von ihnen wohl am meisten Einfluss auf die Kirche gewinnen könne. Wird so etwas unternommen; dann erhebt unfehlbar die Kirche sich mit Stolz, und lässt es fühlen, dass sie ihre Anhänger nach Millionen zählt, wo die Schule deren nicht Hunderte nachweisen kann; sie lässt es fühlen, dass sie in die Gemüther unmittelbar eingreift, zu welchen jene den langen Umweg durch den Verstand so oft vergeblich sucht. Und straft sie mit Recht zugleich und mit Kraft, den Vorwitz der Schule. Doch wolle auch sie sich hüten, sich einzumischen in die Verhandlungen der Schule und die Kreise zu zerrütten, die sie nicht gezeichnet hat. Denn sie bedarf manches stillen Dienstes, bald um die Gefühle des frommen Glaubens mit einem gewissen Grade von Deutlichkeit des Gedankens auszusprechen, bald um dem Aberglauben seine Götzen umstürzen, dem Unglauben seine Waffen entwinden zu können, bald endlich um auch der Wahrheitsliebe derjenigen zu genügen, die zu wissen wünschen, warum der Glaube älter sey als die Einsicht, und warum er sich nicht längst schon ganz in Einsicht verwandelt habe. Alle solche Dienste kann nur die Schule leisten; also ist von derselben

zwar nicht viel zu fürchten, aber Manches zu hoffen, was verweigert werden kann, wenn die Bereitwilligkeit, mit der es sich darzubieten pflegt, durch Kränkung und Zurückstossung eine Verminderung erleidet. Soll die Freundschaft bestehn: so müssen beide Theile die gehörige Rücksicht gegen einander beobachten; und Niemand muss sie zu nahe zusammendrängen, oder die Vorzüge der einen durch Zurücksetzung der andern geltend machen wollen; sonst wird Reibung erfolgen, die mit Trennung endigt.

Die Unvollkommenheit der flüchtigen Umrisse, in welchen ich hier das Verhältniss der Schule zum Leben, theils im Allgemeinen, theils zu dessen grössten gelellschaftlichen Formen, dem Staate und der Kirche, anzudeuten versuchte, bedarf einer besondern Bitte um Nachsicht. Zwei Worte von Kant, welche den nehmlichen Gegenstand betreffen, bringe ich noch in Erinnerung:

„Wenn die Moral an der Heiligkeit ihres Gesetzes einen Ge-„genstand der grössten Achtung erkennet, so stellt sie auf der „Stufe der Religion an der höchsten, jene Gesetze vollziehenden „Ursache einen Gegenstand der Anbetung dar, und erscheint „in ihrer Majestät. Aber alles, auch das Erhabenste, verkleinert „sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee des-„selben zu ihrem Gebrauche verwenden. Was nur sofern wahr-„haftig verehrt werden kann, als die Achtung dafür frei ist, wird „genöthigt, sich nach solchen Formen zu bequemen, denen man „nur durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen kann; und was „sich schon selbst der öffentlichen Kritik jedes Menschen bloss „stellt, das muss sich einer Kritik, die Gewalt hat, das heisst „einer Censur unterwerfen."

Seitdem Kant auf diese Weise klagte über Missverhältnisse der Schule gegen den Staat und die Kirche, ist ohne Zweifel Manches unter uns besser geworden. Möge nun das Gute beharren, und nicht unter neuen Verbesserungen erliegen!

---

7. Karl Wilhelm Ferdinand Solger. 1780—1819.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger wurde am 28sten November 1780 zu Schwedt in der Uckermark geboren und am 18. December desselben Jahres getauft. Sein Vater, Director der markgräflichen Kammer daselbst, ein fester, strenger, wissenschaftlich durchgebildeter, rechtschaffener und gerechter Mann, war ihm Vorbild und Muster und leitete mit der gütigen und sanften

Mutter seine und drei andrer Geschwister Erziehung aufs liebevollste. Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhielt er in einer kleinen Freischule, dann besuchte er die schwedtsche wohl versorgte Stadtschule und kam nach zurückgelegtem 14ten Lebensjahre nach Berlin um das Gymnasium des grauen Klosters unter Gedicke zu besuchen. Hier legte er sich vornehmlich auf das Studium der alten Sprachen, machte aber auch in den übrigen Gegenständen des Unterrichts rasche und bedeutende Fortschritte, daß er mit den trefflichsten Zeugnissen versehen Ostern 1799 die Universität Halle beziehen konnte. Hier lernte er unter andern F. v. d. Hagen, Sotzmann, Friedr. v. Raumer, und später (den nachherigen Justizrath) Krause kennen, welche später seine vertrauten Freunde wurden. Da er nach des Vaters Wunsche sich zum Geschäftmann ausbilden sollte, studirte er die Rechte, aber die Art der Behandlung dieser Wissenschaft konnte ihn nicht lebhaft fesseln, weshalb das Sprachstudium, wozu Wolfs geistreicher Vortrag noch mächtiger anregte, seine Lieblingsbeschäftigung blieb; doch theilte er nicht minder die Freuden und Ergötzlichkeiten, wie die ernstern und lehrreichen Unterhaltungen seiner Freunde, wozu auch mehrere kleinere Reisen nach Leipzig, Kassel, den Harzgegenden und Dresden zu rechnen sind. Im J. 1800 starb zu seinem großen Schmerz sein Vater, was aber seine Studien nicht unterbrach, welche er bis Michaelis 1801 in Halle, seit dieser Zeit aber in Jena fortsetzte, wo er außer seinem verehrten Lehrer Schelling, auch Göthe, Voß, Schiller und Böttiger sah. Im Frühjahr 1802 wurde ihm ein langgehegter Wunsch erfüllt, mit einem Freunde, v. Schütz, eine größere Reise zu machen. Er ging über Frankfurt a. M. nach Koblenz, dann über Mainz, Heidelberg und Schwetzingen nach Straßburg, wo er einen Monat blieb, dann nach Schaffhausen, über Zürich und die Waldstätte Bern und Basel nach Straßburg zurück und von hier nach Paris, von wo er ins Vaterland zurückkehrte. — Im Anfange des Jahres 1803 ließ er sich in Berlin bei der Kriegs- und Domainenkammer anstellen und erfuhr hier im Februar den Tod seiner ältern innig geliebten Schwester. Er arbeitete hier treulich in seinem Beruf, fühlte aber, daß er doch den Wissenschaften angehöre, welchen er sich mit aller Liebe hingab, wie er hier auch Fichte's Vorlesungen mit lebendigem Antheil hörte und gab 1806 seine Anstellung zum Bedauern seiner Vorgesetzten auf, um sich ganz der Gelehrsamkeit zu widmen. Das erste Werk seines Fleißes war die Uebersetzung des Sophokles (die beste der gesammten Werke), welche in zwei Bänden 1808 erschien, daneben aber weihte er sich ganz besonders der Philosophie und lebte größtentheils in Schwedt. Im Herbste 1809 ging er als Dr. der Philosophie nach Frankfurt a. d. O., wo er bald Professor extraord. wurde und mit vielem Beifall philosophische Collegia las. Er wurde hier zum Bürgermeister der Stadt erwählt, was ihm erfreuliche Aussichten eröffnete, aber er wollte seinem Berufe nicht untreu werden und arbeitete rüstig fort. — Im Herbste 1811 als die Frankfurter Universität nach

Breslau verlegt wurde, erhielt Solger den Ruf als ord. Professor nach Berlin, wo fortan der Ort seines Wirkens war. Im Frühjahr 1813 verheirathete er sich mit Henriette von Gröben, welche er zuerst in Frankfurt und dann auf einer Reise nach Dresden kennen gelernt hatte und mit der er die glücklichste nur allzu kurze Ehe führte. Er gab sich nun der erfreulichsten Thätigkeit hin. Es erschien von ihm: „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin 1815", das lange mit Tieck durchsprochen und beurtheilt war. Ebenso erschienen: „Philosophische Gespräche. Berlin 1817" und vielfach war noch Solger mit Religion und Philosophie beschäftigt, wollte auch mit Tieck gemeinschaftlich ein Journal herausgeben, fing aber zu kränkeln an. Im August 1818 mußte er Carlsbad besuchen, wo er auch Göthe kennen lernte, den er früher in Jena schon gesehen hatte; doch kam er nicht in ein näheres Verhältniß mit ihm, schreibt aber: „Es ist mir doch lieb, daß ich von der sinkenden Sonne noch einige Strahlen selbst gesehen habe.[1]) — Solger reiste noch durch Böhmen nach Breslau, wo er im Verkehr mit Rdumer und andern lieben Freunden schöne Tage verlebte und fühlte sich nach seiner Rückkehr in Berlin sehr wohl, vornehmlich von Mißmuth und Hypochondrie geheilt, beschäftigte sich mit Politik und indischen Religionsgeschichten und bereitete ein Werk über die Religion und sein Journal mit Tieck vor. — Im Jahre 1819 war er noch vielfach thätig, auch die Untersuchungen über politische Verbindungen und demagogische Umtriebe der Studirenden beschäftigten und die Kränklichkeit seiner Gattinn bekümmerte ihn sehr. Im October ward ihm seine jüngste Tochter geboren und Gram um die Gesundheit der Mutter und vielfache Unannehmlichkeiten, auch Erkältungen, zogen ihm eine Unpäßlichkeit zu, die sich bald bedenklich steigerte und in eine Halsentzündung überging, welche ihn noch in der Blüthe seiner Jahre am 20sten Oktober 1819 hinwegnahm.

Als Gatte, Vater, Freund, Lehrer und Staatsbürger wird man ihn als Vorbild zur Nachahmung preisen können. Er war ein gläubiger Christ, ein tiefer und vielseitiger Philosoph, der noch das Herrlichste versprach, als er der Welt zu früh entrissen wurde. — Nur wenigen Menschen war solcher Zauber der Sprache verliehen und sein Stil ist so trefflich, daß Schwab sich bewogen fand, mit ihm eine neue Periode des prosaischen Stils zu beginnen.

Seine Werke sind: 1. Erwin; vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. 2 Bde. gr. 8. Berl. 1815. — 2. Philosophische Gespräche. 1e Samml. gr. 8. Brl. 1817. — 3. Vorlesungen über Aesthetik. Hrsg. v. K. W. L. Heyse. gr. 8. Lpz. 1829. — 4. Nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Hrsg. v. L. Tieck u. F. v. Raumer. 2 Bde. 8. Lpz. 1826. (Bd. 1. enthält: Kleine Aufsätze und Briefe auch seiner

---

[1]) Göthe überlebte Solger noch 13 Jahr.

Freunde v. 1800—1819. Bd. 2. fünfzehn größere Aufsätze, vorzüglich üb. Philosophie, Sophokles, dramatische Kunst u. s. f.) — 5. Uebersetzung des Sophokles. Brl. 1808. 2 Bde. (N. A. 1824.)

---

1. Beispiel.

Ueber Göthe's Wahlverwandschaften.

(Solger's nachgelassener Schrift- und Briefwechsel. Erst. Bd. 1826. S. 175.)

Wenn ich meine vorläufige Meinung über die Wahlverwandschaften sagen soll, so muß ich schon diesmal nach Art der Recensenten, die freilich nicht meine Lieblingsart ist, mit etwas allgemeiner Theorie anfangen. Doch bitte ich recht sehr, dies nur als ein vorläufiges Wort anzusehen. Es ist hier wieder ein unerschöpfliches Kunstwerk, ein immensum infinitumque, und ich kann noch blos vom ersten Eindruck sprechen.[1])

Die ganze alte Welt ist die Welt der Gattung als eins und aus einem Stücke. Das Ebenbild Gottes in ihr ist als die Idee der gesammten Menschheit erschienen und es gab nur Menschen innerhalb der Nationen. Es gab also auch nur ein Geschick der Menschheit: denn diese war die erste Erzeugung Gottes, die zweite erst setzte einzelne Menschen ab. Diese einzelnen konnten daher nur bestehen, so lange sie das Geschick der Menschheit zu dem ihrigen machten: wollten sie ihr eigenes für sich haben, so wurden sie von jenem allgemeinen ergriffen und zertrümmert. Dies beweist nicht allein die Kunst, welche es in seinen tiefsten Keimen darstellt, sondern auch die Geschichte in den höchsten Resultaten mit ihren Verbannungen, Ostracismen u. s. w. Kein großer Mann Griechenlands, der es durch seine Individualität war, ist anders als im Elende gestorben.

Was ist nun aber jenes allgemeine Geschick der Menschheit? Äußerlich, was das Geschlecht begrenzt, die physischen Gebrechen, denen jeder unterworfen ist; innerlich die nothwendige Art zu denken, die unwillkürliche Verknüpfung der Gedanken, die in dem Großen und Kleinen, dem Edlen und Schlechten dieselbe ist. Und daß er diesen allgemeinen Gesetzen nicht entweichen kann, das stürzt eben den Einzelnen. Das Drama ist die wahrste Darstellung der Gattung als des Erstgebornen und des Individuums als des zweiten. Die alte Kunst ist also in ihren innersten Gründen dramatisch; selbst in der Erzählung, wie bekannt, im Homer.

---

[1]) Es fehlen einige Worte an seinen Freund Krause gerichtet.

Ich übergehe die sogenannte romantische Welt, welches mich zu weit führen würde, und komme auf die moderne. Hier ist das Erstgeborne das Individuum, welches das Ebenbild Gottes in sich trägt. Und zwar trägt es dasselbe in sich nicht als das Allgemeine oder als den absoluten Gott, sondern als das, welches grade diesen bestimmten Punct endlicher Erscheinung (welchen wir eben Individuum nennen) mit seinem eigenen durchaus nur ihm gehörigen Wesen beseelt. Es kann also heut zu Tage jeder seinen Gott nur in sich selbst finden und auch seine Philosophen und seine Kunst oder wie Ihr es nennen wollt. Das Zweite ist die Gattung, und um kurz zu sein, sage ich nur, der Mensch lebt in der Gattung durch Anschauung aller übrigen Individualitäten, welches das System der Ehre und der zweckmäßigen Staatseinrichtungen bildet. Sein Geschick aber ist seine Individualität, oder (recht verstanden) sein Charakter, und der Ausdruck dieses Geschicks die Liebe und Freundschaft. Nur dadurch kann ihm das Ebenbild Gottes in ihm zugleich wirklich werden. Der Mensch hat jetzt kein anderes Geschick als die Liebe. Wer seiner Individualität sein Verhältniß zu der Gattung unterwirft, oder dies mit ihr vereinigt, der kommt durch. Und das stellt die Kunst im Roman dar. Alle heutige Kunst beruht auf dem Roman, selbst das Drama (Iphigenie Tasso). Wer seine Individualität falsch versteht und meistert, oder (wie Krause so wahr sagt) die Stimme des Gewissens überhört und dem klügelnden Verstande folgt, der geht unter. Und das ist der Gipfel der heutigen Kunst, der tragische Roman. Bei den Alten giebt es dagegen eine (so zu sagen) romantische Tragödie, wo der Charakter gerechtfertigt und im Sturze selbst verklärt wird (Ödipus in Kolonos).

Alles dies ist von mir sehr roh hingestellt. Ihr werdet Euch das Wahre herausfühlen. Die πρώταρχος ἄτη[1]) liegt hier nicht blos in dem Entschlusse den Hauptmann und Ottilien kommen zu lassen, sondern schon in dem schwankenden Zustande, in dem die weislich von Gott getrennte Verbindung Eduards und seiner ehemaligen Geliebten, die ihm noch dazu selbst Ottilien bestimmte, doch geschlossen wird. Aber hier sind grade die Motiven so in einander gewirrt, wie es sein muß, wo Unheil entstehen soll. Ich denke niemand wird verkennen, wie im Verlaufe der Handlung selbst alles von den Individualitäten ausgeht, und diese immer einseitiger werden (besonders Eduard), je mehr sie gegen die Umgebungen zu kämpfen haben. Diese Betrachtung, daß sie dadurch immer einseitiger werden, rechtfertigt mir auch den Eduard, der mir sonst zu wenig seiner selbst mächtig ist. Und doch bin ich nicht ganz mit ihm zufrieden. Ich glaube, alles würde gewonnen haben, wenn er innerlich größer wäre und doch fallen müßte. Aber das Größte und Heiligste darin ist wahrlich die so tief innerliche Ottilie, die ihr keusches Inneres

---

[1]) Die erste Verirrung.

herausgeben muß an den Tag des Schicksals, der dieser Sturm ihre Knospe aufweht und ihren heiligen Blüthenstaub verstreut. Und göttlich ist es, daß auch ihr erhabener Vorsatz und ihr Gelübde nichts mehr hilft. Sie kann ihre eigene innere Macht nur noch dazu anwenden, sich durch sich selbst zu vernichten. So ist es gründlich durchgeführt.

Die vielen Reflexionen und Beobachtungen sind recht charakteristisch. Sie gehen immer auf Beobachtung und Untersuchung menschlicher Individualität, selbst wenn sie von der Natur ausgehen. Seht, wohin selbst das Studium der Natur diesen wahrhaften Dichter des Zeitalters geführt hat! In der Natur selbst erkennt er die Liebe; das sind die Wahlverwandschaften.

Eben dazu gehören die Details der Umgebungen, wovon ich mir auch nicht ein Jota rauben lasse. Gerade diese sind das sichtbare Kleid der Persönlichkeiten. Und sie haben noch eine andere hohe Bedeutung. Sie sind das tägliche Leben, worin sich die Persönlichkeit ausdrückt, sofern sie mit andern in äußere Berührung kommt und sich von ihnen unterscheidet. Diese bleiben immer der eigenthümliche gleichartige Ausdruck desselben, während das Innere sich gewaltsam umkehrt. Diese Umkehrung ist eben schrecklich einleuchtend, wenn einmal der Blick zugleich auf die eigenthümlichem Umgebungen fällt, die immer dieselben blieben oder gleichartig fortschritten.

Es konnte vielleicht scheinen, als wenn manches von dem, was ich zuerst gesagt habe, einen Widerspruch erlitten durch die Art, wie hier die Natur behandelt ist, ja wie sich dieses ganze Buch auf die Natur gründet. Der geheime innere Zusammenhang zwischen Eduard und Ottilien, „die sich sogar in den Kopfschmerz getheilt haben," der zuletzt, wo sie so still neben einander zu sitzen pflegen, zur wahren Anziehungskraft wird, Ottiliens Auffindung der Steinkohlenlagers durch bloße hohe Sensibilität, die Thätigkeit des Pendels in ihrer Hand, endlich überhaupt die Wahlverwandschaften selbst zeigen deutlich, daß hier die allgemeine Verwandschaft der Natur mit sich selbst das Schicksal ist, welches alles hervorbringt. Nun könnte man sagen: also geht es nicht von dem Individuum aus, sondern von jener allgemeinen Macht.

Aber bei tieferer Ansicht wird jeder entdecken, daß dieser Macht in der Hervorbringung der einzelnen Begebenheiten, Handlungen, Verhältnisse auch nicht der geringste Spielraum verstattet ist, sondern sie nur im Hintergrunde liegt, nicht als wirkliche Erscheinung hervortritt, sondern als das Wesen, welches innerhalb der Erscheinung ist. Und wie das durchgeführt ist, das ist wieder eine der außerordentlichsten Vollendungen der Kunst, der fast nichts aus irgend einer Zeit vorgezogen werden darf. Jede einzelne Regung oder Bewegung in dem ganzen Verlaufe ist unmittelbar in dem Charakter der Personen gegründet, und wo jenes Naturverhältniß ausdrücklich erwähnt wird, erscheint es entweder als zufällig bemerkt, oder gar als Folge der persönlichen Verhältnisse, wie eben jene gegenseitige Anziehung der beiden Liebenden. Ich muß noch einmal zurückgehn auf die Vergleichung mit den

Alten. Bei ihnen beruht das Geschick nicht auf Gesetzen der sogenannten physischen Natur, sondern der sittlichen, und diese sondert sich auch schon ganz als Princip des Schicksals von jener ab. Bei ihnen werden auch die Handlungen der einzelnen Personen gänzlich vom Geschick selbst hervorgebracht, und der Charakter der Menschen supplirt jenes erst; hier ist es grade umgekehrt.

Die Größe des Gegenstandes und die erhabene und reine Ansicht desselben hat eine solche Einfachheit der äußeren Hülfsmittel der Darstellung hervorgebracht, daß sich auch hierin das Werk der alten Tragödie sehr nähert und daß man nach gemeiner Ansicht die Geschichte selbst fast nur das Gerippe eines Romans nennen könnte. Daher rührt auch die große Kürze der Erzählung gegen die langen und häufigen Reflexionen, und auch dieses, daß die Erzählung oft in das Präsens übergeht und mit kurzen, auf den ersten Anblick hart scheinenden Zügen Zustände der Menschen umreißt.

Ueber die Details der Umgebungen habe ich mich schon geäußert. So wie diese das ganze tägliche wirkliche Leben der Personen immer in gleicher Schwebung erhalten und gleichsam als Folie dienen, so verhält sich die Einflechtung von allem, was jetzt Mode ist, als Gartenkunst, Liebhaberei an der Kunst des Mittelalters, Darstellung von Gemälden durch lebende Personen und was sonst dahin gehört, zu dem Leben der Leser und des gesammten Zeitalters. In der Behandlung dieser Dinge liegt ebenfalls eine Kunst, die ich nicht genug bewundern kann. Sie sind als vollkommen gültig, wahr und in der Zeit lebendig aufgefaßt und von dem höchsten und reinsten Standpunct aus dargestellt. Sie sind sogar in die Handlung selbst als bedeutend verflochten: wenn z. B. der Architekt am Ende beim Sarge Ottiliens dieselbe Stellung annimmt, die er einst als Hirte in dem Gemälde halten mußte. So sind wir ganz auf einheimischem und frischem Boden der Zeit. In diesem Roman ist wie im alten Epos, alles was die Zeit Bedeutendes und Besonderes hat, enthalten, und nach einigen Jahrhunderten würde man sich hieraus ein vollkommenes Bild von unserm jetzigen täglichen Leben entwerfen können.

Eben dazu gehören die überall eingestreuten Reflexionen. Es ist heut zu Tage fast kein anderes Mittel da, auf Menschen zu wirken und in höherem Sinne in der menschlichen Gesellschaft gesellig zu leben, als eben das Privatgespräch und die Reflexionen darin. Wir müssen jetzt wahrlich unsere ganze Welt und unsere ganze Lebensthätigkeit hauptsächlich darin suchen. Diese sind aber auch hier wieder recht, was sie im ganzen Leben sein sollen, Betrachtungen über das Nächste, das was in den täglichen Sitten liegt, Betrachtungen aber, welche nie in Philosophie übergehen, und doch im wirklichen Leben selbst allemal tief in das Wesentliche und wahrhaft Bedeutende eingreifen. Ja diese Reflexionen sind eigentlich das wahre Leben, das wir führen, insofern wir uns über das ganz Gemeine und Sinnliche erheben.

Es trägt also in ihrer Darstellung recht die höchste Aufgabe der Kunst, nämlich das Tiefe und Innere in den Gestaltungen der reinen Wirklichkeit selbst zum Seyn zu bringen. Und wie vollkommen ist sie hier gelöst! Diese Reflexionen sind das Element, worin das Einzelne athmet, sie sind das Accompagnement zu den Arien der Begebenheiten und Handlungen. Wer aber nicht einen Sinn hat, gebildet für Göthe und durch ihn, der wird sie ohne Zweifel sehr langweilig finden.

Was Hagen über Ottilie sagt, finde ich vortrefflich. An Zurechnung ihres Vergehens kann niemand denken, der diese reine verschlossene Knospe zu verstehen fähig ist. Sie weiß es ja in der That nicht, wie es mit ihr und Eduard steht, sondern es ist so, ja sie selbst ist das ganze Verhältniß. Daß dieses hervorspringt und wirklich von dem vorstehenden Lehrer gefaßt werden kann, ist allein eine Glorie und (um?) Göthe's Haupt. Eduard bleibt mir immer noch ein wenig zu weichlich. Was mir dieses allein rechtfertigt, ist, daß Ottilie rein die Hauptperson ist und seyn muß. Sie ist ja das wahre Kind der Natur und ihr Opfer zugleich. Mit diesen zwei Worten ist alles Schöne und Große ausgesprochen, was von Frauen zu sagen ist. Und wie unendlich und unerschöpflich ist dieß! Es mußte nothwendig hier eine Frau die Hauptperson seyn.

Ich eile nur noch einige Bemerkungen über die Nebenpersonen beizufügen. Vor allen liebe ich nur den Architekt. Dieses ist eine goßartige Figur, eine der höchsten vielleicht im ganzen Werke, wie voll Grazie und Größe. Weise ist er nur unter die Nebenfiguren gestellt; ich möchte sagen, er war zu trefflich zum Hauptchelden der Tragödie. Wohl verstanden, diese Trefflichkeit liegt zugleich mit in dem zufällig erscheinenden Umstand, daß ihn keine überwiegende Gewalt an den Tag des Schicksals reißt. Aber solche Umstände liegen mit in der Person. Ich muß innerlich lachen, wenn es heißt: „ja, wie würde sich der nun zeigen, wenn er in diese oder jene Lage käme?“ Er kommt aber nicht darein, und das gehört schon mit zu ihm. Also ist diese stille innerliche Größe eines jugendlichen Heros etwas sehr hohes, selbst mit dadurch, daß sie an Umständen nicht geprüft wird. Denn beim Prüfen freilich wird immer etwas von einer solchen Ganzheit abgerieben. Nur entzieht er sich der Prüfung freilich nicht durch absichtliche Beschränkung, sondern durch seine Natur. Er gehört zu dem, was bei den Alten der Chor war.

Der Gehülfe der Pensionsanstalt hat einen Anstrich von Pedanterie. Sein Verhältniß zu Ottilien ist aus unserem heutigen eigensten Leben herausgegriffen. Er gehört zu den einsichtvollen, verständigen Personen, die Göthe so sehr liebt, und streift an das Erhabene einer solchen Art von Bildung, wie es im Wilhelm Meister einigemal hervortritt.[1])

[1]) Eckermann erzählt über diese Recension Solger's: (Gespräche mit Göthe

2. Beispiel.

Über den Ernst in der Ansicht und dem Studium der Kunst.

(Solger's nachgel. Schriften u. Briefwechsel. Bd. 2. S. 424.)
Aus e. Rede 1811 den 3. August gehalten.

Die heutige Feier, die uns diesmal doppelt werth seyn muß, indem sie nach Tagen des innigen Schmerzes unsern Blick zuerst wieder erhebt, forderte einen ebenso erhabenen als erfreulichen Gegenstand unserer Betrachtung. Möge es mir denn gelingen von der Kunst, welche die Trauer erheitert und die Freude zu hohem Ernste adelt, dieses Tags nicht ganz unwürdig zu reden. Um seiner diesmal zwiefachen Würde zu entsprechen, wende ich meine Rede auf die hohe Bedeutung und die Heiligkeit der Kunst, und auf den ernsten und strengen Sinn, mit welchem sie allein ausgeübt und genossen seyn will.

Wem nur einmal der innere Sinn sich zur wahren Anschauung des Schönen aufgeschlossen hat, dem wird unmittelbar durch ein unwillkürliches

---

v. J. P. Eckermann. Thl. I. S. 311.) „Ich kann ihm nicht verdenken, sagte Göthe, daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn selber nicht leiden, aber ich mußte ihn so machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höhern Ständen Leute genug, bey denen, ganz wie bey ihm, der Eigensinn an die Stelle des Characters tritt."

Hoch vor allem stellt Solger den Architekten, denn wenn alle übrigen Personen des Romans sich liebend und schwach zeigten, so sey er der einzige, der sich stark und frey erhalte. Und eben das Schöne an seiner Natur sey nicht sowohl dieses, daß er in die Verirrungen der übrigen Charactere nicht hineingerathe, sondern daß der Dichter ihn so groß gemacht, daß er nicht hineingerathen könne.

Wir freuten uns über dieses Wort. „Das ist freilich sehr schön, sagte Göthe. Ich habe, sagte ich, den Character des Architekten auch immer sehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein, daß er eben deßwegen so vortrefflich sey, daß er vermöge seiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hinein gerathen könne, daran habe ich freilich nicht gedacht. „Wundern Sie sich darüber nicht, sagte Göthe, denn ich habe selber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat Recht, es liegt allerdings in ihm."

„Dieser Aufsatz, fuhr Göthe fort, ist schon im Jahre 1809 geschrieben und es hätte mich damals freuen können, ein so gutes Wort über die Wahlverwandschaften zu hören, während man in jener Zeit und später mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte.

Göthe bedauerte es jetzt, Solger, der ihm seinen Sophokles zugeschickt hatte, ganz vernachlässigt zu haben, Solger hatte es aber schmerzlich empfunden und schreibt an Abeken: „daß Göthe mich immer noch nicht einer Antwort würdigt, kränkt mich ein wenig, wenn ich aufrichtig sein soll. Ihm hätte ich vor allen zu gefallen gewünscht."

hinreißendes Gefühl eine ganz neue und eigenthümliche Herrlichkeit kundgegeben. Schon dieses bloße Gefühl lehrt den Unverdorbenen, daß er hier nicht von sinnlichen Reizen so über sich selbst erhoben werde. Und doch ist es auch nicht der reine Trieb nach Erkenntniß oder irgend ein anderes, unendliches und nie ganz befriedigtes Streben, das in ihm erregt wird. Vielmehr fühlt er sich zugleich zum Unendlichen erhoben, und doch befriedigt und vollkommen beruhigt. Es ist eben etwas Reineres und Höheres als die gewöhnliche Natur, das Innere und Wesentliche der Dinge, was ihm hier selbst gegenwärtig und verwirklicht entgegentritt. Diese ungetrennte Vereinigung eines Wesens aus einer höhern vollkommenern Welt und der Erscheinung desselben in dem wirklich uns umgebenden Kreise der uns befreundeten endlichen Dinge ist die einzig wahre Natur des Schönen. Denn inwiefern die Dinge dem Laufe der Natur und ihren Entwickelungen angehören, stimmen sie zwar mit sich selbst und andern aufs bewundernswürdigste überein; als organische Leiber führen sie selbst ein unabhängiges und für sich abgesondertes Leben; aber immer bleiben sie in der unendlichen Kette endlicher Verknüpfungen befangen, und dadurch mangelhaft, bedürftig und durch anderes Endliche bedingt. Ein in sich selbst begründetes und vollendetes Wesen können sie in ihrer blos natürlichen Beschaffenheit nicht darstellen. Der schöne Körper dagegen deutet auf das vollkommene Urbild seiner Gestalt, welches er in seiner eigenen zeitlichen Erscheinung ausdrückt. Auf der andern Seite strebt der Sittliche oder Religiöse eine vollkommene Idee in dem Stoffe der Wirklichkeit zum Leben zu bringen, aber das Unvollkommene und Zeitliche wirkt ihm ins Unendliche entgegen, und sein Verdienst besteht gerade in dem fortwährenden Kampfe gegen dasselbe. In dem schönen Leben aber versöhnt sich jene höhere Sehnsucht mit dem endlichen Stoffe, und erscheint durch ihn als befriedigt in der Wirklichkeit selbst. Nur in dem Schönen ist Form und Wesen eins und gleich gegenwärtig, nur in ihm die Erscheinung selbst vollendet und ihr Urbild in sich ausdrückend, und so auf eine wunderbare Weise im einzelnen Wesen seine allgemeine Idee, im Wechselnden das Beständige, im Zeitlichen das Ewige zur Wirklichkeit gekommen. Darum ist in jeder schönen Gestalt, wie Cicero sagt, etwas Unendliches und Unermeßliches, das nicht ergründet werden kann. Darum stammt sie in Wahrheit aus einer andern Welt und Platon stellt so wahr als schön das Anschauen des Schönen dar als eine Widererinnerung dessen, was die Seele in ihrem ewigen Vaterlande, vor ihrem Eintritt in die Zeitlichkeit geschaut hat. „Wer dort vieles schaute,“ sagte er, „wenn der hier ein Antlitz oder die Gestalt eines Leibes erblickt, welche das ewige Schöne wohl nachahmt, so schaudert er zuerst und es kommt etwas über ihn von der Furcht, die er damals bei den Göttern empfand; dann sie länger betrachtend, verehrt er sie wie einen Gott, und fürchtete er nicht den zu großen Schein des Wahnsinns, so würde er dem Schönen wie einem Götterbilde opfern.“

Wunderbar sind uns also auch jene seltnen, beglückten Menschen, denen es gegeben ward, mit freier Thätigkeit den Stoff, den die Natur darbietet, durch die höchsten Ideen zu beseelen und ihn so aus seinen bedingten Verhältnissen zu jener Darstellung des Urbildes zu erheben, welche wir Künstler nennen. Sie allein unter allen Menschen vermögen es, mit Freiheit Werke hervorzubringen, die ihre Nothwendigkeit und Vollendung in sich selbst tragen. Die Seele des Künstlers selbst muß schön seyn, denn in ihr ist das ewige Urbild, das er nicht schaffen kann, und das Werk, das er mit Fleiß und Besonnenheit im vergänglichen Stoffe hervorbringt, eins und dasselbe. Unbewußtes nothwendiges Entstehen und bewußtes freies Handeln sind in ihm ungetrennt. Der begeisternde ergreifende Trieb, der in das Unendliche führt, und die bedachtsame überlegte Klugheit in der Ausführung durchdringen sich in ihm gegenseitig zur vollkommenen Einheit. Und diese Einheit des Triebes und Bewußtseyns verdient allein den Namen des künstlerischen Genies. Daraus allein entsteht die wunderbare und dem Verstande unerklärliche Erscheinung, daß scheinbar trunkener Wahnsinn mit der klarsten Besonnenheit und dem mühsamsten Fleiße handelt.

Nichts kann aber wohl ernster und heiliger die Betrachtung derjenigen auffordern, welche überall die Wahrheit und die vollkommene Erkenntniß zu suchen bestimmt sind, als eine solche geheimnißvolle Offenbarung des Höchsten in der zeitlichen Welt. Von keinem spielenden Genusse oder reizendem Schmucke des Lebens kann hier die Rede seyn, sondern nur von einer heiligen und strengen Veredelung desselben. Wenn niemand so sehr in sinnlicher Zerstreuung versunken seyn kann, daß er gänzlich der Religion und der Verbindung mit Gott entsagte, so darf auch niemand der erhabenen Würde der Kunst widerstreben, welche uns das Göttliche in seiner wirklichen Erscheinung vergegenwärtigt. Sie fließt ja mit der Religion aus einer und derselben Quelle, aus der göttlichen Idee, und nicht Unrecht hatte Johann Boccaccio, wenn er in der Sprache seines Zeitalters die Kunst nur eine andere Art der Theologie nannte. Nur verschiedene Richtungen nehmen sie zu gleicher Heiligung. Die Religion treibt uns theils durch die Liebe zu dem Ewigen freudig das Zeitliche und Mangelhafte aufzuopfern, um zu jenem, woher wir stammen, zurückzukehren, theils stärkt sie uns durch das volle Bewußtseyn des höheren Ursprungs und der höheren Hülfe, das Zeitliche, das unser reineres Wesen trübt, zu bekämpfen und nach jenem zu gestalten. Die Kunst aber zeigt uns auch in dem Zeitlichen selbst die vollkommene Gegenwart des Höchsten; sie adelt dieses Zeitliche und heiligt so schon unser irdisches Leben. Nur durch sie ist die Uebereinstimmung und Versöhnung unseres höheren und irdischen Theils als wirklich gegenwärtig vollendet. Wenn aber so die Kunst durch ein nothwendiges göttliches Gesetz dieses Leben reinigen soll, so kann es auch ohne sie nicht mit wahrer Würde geführt werden, und nicht allein roh und ungebildet, sondern unerlaubt und

den höchsten Gesetzen zuwider würde der handeln, der sich gegen ihre heiligende Einwirkung empörte. Es gehört daher zu den höchsten Pflichten derjenigen, die zur Erhaltung und Erhöhung wahrer Erkenntniß und Bildung berufen sind, mit dem strengsten Eifer das Wesen der Kunst zu erforschen, die Gemüther der Menge für ihre Wirkungen in dem wahren Sinne zu öffnen, und sie selbst rein und ächt zu erhalten. Es gehört zu den Pflichten eines jeden, der des höheren Lebens theilhaftig werden soll, sich von dem Schönen und der Kunst eine tiefer eindringende Erkenntniß zu verschaffen, sie mit der gebührenden Ehrfurcht zu betrachten und, so weit es ihm vergönnt ist, sie mit heiliger Scheu und ihrer Würde gemäß zu üben.

3. Beispiel.

Ueber Religion, Gott und Philosophie.

Aus e. Briefe an Abeken. Brl. 23. Jan. 1818. (Nachlaß I. 602.)

Du wirst, mein theurer Abeken, aus dem bisher Gesagten wenigstens so viel sehen, daß mir die Religion, und insbesondere die christliche, von der höchsten Bedeutung oder vielmehr Alles ist, und wie sehr mir die ganze neuere Art und Weise, sie blos als einen Reflex gewisser Ideen darzustellen, oder sie als ein allegorisches Vehikel einer auf etwas ganz anderes gegründeten Ethik zu gebrauchen, zuwider seyn muß. Ich sehe darin das größte Verderbniß der Zeit, und wenn dieses Gift auch beim ersten Anblick ganz unschuldig, ja sanft und wohlthätig erscheint, so wird die nahe Zukunft seine Wirkungen schon besser offenbaren. Sehen wir nicht täglich den ungemessensten, inneren, recht tiefen Hochmuth sich mit gleißnerischen Floskeln der Religiosität schmücken? Diese modische Frömmigkeit kann mich recht innerlich betrüben. Sehen wir nicht die kurzsichtigste Willkühr auf Freiheit und gesetzliche Verfassung dringen, ohne allen Sinn für die Hingebung an die sich von selbst und nach einem göttlichen Princip entwickelnden Ideen, welche jedem wahrhaft patriotischen Bestreben zu seinem Gelingen unentbehrlich ist? Das alles kommt doch zuletzt daher, wenn man das Handeln nach gewissen untergeordneten und einseitigen Verhältnissen, ja überhaupt das Streben nach irgend einem dieser Zeitlichkeit angehörigen und ihm allein verständlichen Zweck als die höchste Bestimmung des Menschen ansieht.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!“ Dieses ist der wahre Spruch, von welchem alle Ethik und Politik ausgehen muß. Haben wir nicht unser absolutes und ewiges Verhältniß zu Gott gefaßt, so ist alles Uebrige nicht allein vergeblich, sondern schädlich. Hierin, als im Hauptpunkte, bin ich der strengste Lutheraner. Sobald wir aber in dieses Verhältniß aufgegangen sind, so werden wir auch klar und ohne alles Wanken einsehen, daß alles, was in unserem Treiben und Leben wahr und gut

ist, nur Gott selbst seyn kann: denn außer ihm ist ja nichts, und für uns scheint noch etwas anderes zu seyn: es ist aber auch nichts als der bloße Schein und, insofern es doch ist, das Böse. Indem Gott in unserer Endlichkeit existirt oder sich offenbart, opfert er sich selbst auf und vernichtet sich in uns: denn wir sind Nichts. Und so ist unser ganzes Verhältniß zu ihm fortwährend dasselbe, welches in Christus zum Typus aufgestellt ist. Nicht blos daran erinnern sollen wir uns, nicht blos daher Gründe für unser Verhalten schöpfen, sondern wir sollen diese Begebenheit der göttlichen Selbstopferung in uns erleben und wahrnehmen; das Uebrige folgt daraus von selbst. Was so in einem jeden von uns vorgeht, das ist in Christus für die ganze Menschheit geschehen, damit wir gewiß wissen, es sei nicht blos ein Reflex unserer Gedanken, was wir davon haben, sondern die wirklichste Wirklichkeit. Christus ist der Wendepunct der Geschichte. Was vor ihm hergeht, deutet auf ihn; was nach ihm folgt, fließt aus ihm her. Die Naturbedeutung des menschlichen Geschlechtes mußte erst ganz entwickelt, in allen ihren Gegensätzen zum Nichtigen aufgelöst seyn, ehe für uns Menschen die Offenbarung möglich war; und es läßt sich zeigen, daß für das Menschengeschlecht im Ganzen durch Christus objectiv geschehen ist, was in einem jeden subjectiv durch den Glauben geschieht.

Wenn diese Philosophie mystisch genannt werden sollte, so werde ich nichts dagegen haben; nur muß man das Wort nicht nach den neueren Schmähungen deuten. Viele werden sie aber gewiß nicht Philosophie nennen wollen, sondern etwa ein Werk der Phantasie, des Glaubens, der Dichtung oder wie sonst. Und doch ist es zuverlässig das, was alle Philosophie suchen muß und gesucht hat, und es läßt sich durch strenges Denken zeigen, daß es so seyn muß, wenn ein vollständiges Bewußtseyn existiren soll. Es spricht sich vornehm und bequem von der Realität der Ideen nach Platon, wenn man nur nicht im Ernst daran zu glauben braucht, daß das Wesen aller Dinge mitten unter uns ist, und daß es überhaupt keine andere wahre Realität giebt, als diese. Was suchte aber Platon anders, obwohl er genöthigt war, dieses daseyende Wesen in einen himmlischen, ja überhimmlischen Ort zu versetzen, weil er nicht wußte, was Offenbarung sey? Eben so spricht sich gut von Spinoza's Pantheismus, welcher zwar behauptete, daß Gott in allem sey, ihn aber doch immer nur im Begriffe der Existenz eines jeden Dinges denken konnte, dadurch zum Fatalisten ward, nicht dahin kam, seine Wirklichkeit im persönlichen Selbstbewußtseyn anzuschauen. Dieser Intellectualismus (denn nichts anderes ist Spinoza's Philosophie) hat die ganze neuere Philosophie von Cartesius an beherrscht, und kommt noch heute immer in anderen Gestalten wieder zum Vorschein. Noch immer scheut man eine Philosophie, die im Glauben schlösse, und möchte diese nicht gern Philosophie nennen, weil man einmal doch mehr oder weniger sich daran hält, daß sie nur in Gedankenformen bestehen müsse, und die Religiosität fürchtet

wieder die klare Einsicht, weil sie dadurch von ihrer Lebendigkeit zu verlieren glaubt. Dennoch ist es gewiß, daß es nicht zwei solche verschiedene, gar nicht zusammenhängende Arten des Bewußtseyns geben kann, und daß die Wissenschaft, wenn sie sich vollenden soll, nothwendig zum Puncte ihrer Uebereinstimmung gelangen muß.

---

8. Karl Christian Friedrich Krause. 1781—1832.

Karl Christian Friedrich Krause wurde am 6ten Mai 1781 zu Eisenberg, einer kleinen Stadt im Altenburgischen, geboren, wo sein Vater, nachheriger Pastor in Nobitz bei Altenburg, vierter Lehrer an der Stadtschule war. Nach erhaltenem Schulunterricht in Donndorf, Eisenberg und Altenburg bezog er 1797 die Universität zu Jena mit dem Entschlusse, seine philosophischen Studien, vorzüglich der Philosophie und Mathematik, fortzusetzen und zugleich die theologischen Fakultätswissenschaften zu studiren. Fichte's und Schelling's Vorträge erregten zwar seine Theilnahme vorzüglich; doch konnten ihm ihre Systeme, die auch erst im Werden waren, nicht völlig genügen. Er legte schon damals den Grund zu der ihm eigenthümlichen Gestaltung der Philosophie und Mathematik, die sich in erst wesentlichen Hauptlehren von jedem bisherigen Systeme unterscheiden. — Im Frühjahr 1802 wurde er Privatdocent in Jena durch seine Abhandlung de Philosophiae et Matheseos notione et earum intima conjunctione. Bis zur Mitte 1804 las er über Logik, Naturrecht, Mathematik, Naturphilosophie und über das gesammte System der Philosophie mit steigendem Beifall. Da er aber fühlte, daß zur Ausarbeitung seines Systems noch viele Kenntnisse nöthig waren, vorzüglich in Musik, Bildhauerei und Malerei, so verließ er einstweilen die akademische Laufbahn und ging Michaelis 1804 nach Rudolstadt, sich in Benutzung der Kunstschätze des Fürsten auf das tiefere Kunststudium in Dresden vorzubereiten. In Dresden lebte er vom Frühjahr 1805 bis Ostern 1813, in welchen Zeitraum der Beginn seiner bedeutenden freimaurerischen Wirksamkeit fällt. Nachdem er noch im Städtchen Tharandt einen Sommer verlebt hatte, ging er der Kriegesunruhen wegen mit seiner Familie nach Berlin und wurde im Frühjahr 1814 bei der Universität Privatdocent und las dort über d. Einl. in die Philosophie. In demselben Jahre wurde er Mitstifter und erster Ordner der Berl. Gesellschaft für deutsche Sprache. Da ihm aber ein besoldetes Lehramt versagt wurde und ihm der Aufenthalt mit seiner Familie zu theuer wurde, ging er nach Dresden zurück und arbeitete auch hier an der zweiten Herausg. seines Werkes üb. die 3 ältesten Kunsturkunden der Frei=

maurerbrüderschaft, wie an seinem philosophischen Hauptwerke und seinem Urorithum. Nur durch eine Reise in Deutschland, Italien und Frankreich 1817, mit dem Stadtverordneten Tamnau in Berlin, welche dem Studium der Werke der Bildhauerei und Malerei gewidmet war, wurde seine gelehrte Muse unterbrochen. — Im Jahre 1823 wurde er wieder Privatdocent in Göttingen und lehrte hier sieben Jahre lang unermüdet ohne Aufmunterung und Beförderung. Im Jahre 1831 ging er nach München, aber auch hier wurde er nicht anerkannt und lebte zurückgezogen bis zu seinem Tode am 27. September 1832. — Er hinterließ eine Familie von 12 Kindern.

Das eigentliche Princip des Krause'schen Systems ist Gott selbst und in der Erkenntniss der Wesenheit Gottes wird zugleich die Erkenntniss der Wesenheiten der Natur, der Geisterwelt und der Menschheit, mithin auch der Principien untergeordneter, philosophischer Wissenschaften begründet. Gott erscheint als das sich selbst genugsame Wesen, als der in sich selbst ruhende Grund der Welt, die zwar seine ewige That und von ihm durchwohnt, nicht aber er selbst ist. — Ebenso erkannte er als ewige Wahrheit in der Idee Gottes und in der Idee der Menschheit, daß die Menschheit in Gott, im unendlichen Raume und in der unendlichen Zeit, eine sei und in unendlich vielen, im Sternensaale gesetzmäßig ausgetheilten und unter sich verbundenen Theilmenschheiten als ein Organismus (ein Gliedbauleben) sich selbst ewig gleich und mit Gott vereinlebend bestehe, und daß insbesondere die Menschheit dieser Erde ein noch im Bilden begriffenes organisches Glied der einen Menschheit in Gott sei; woraus als Aufgabe für die Menschheit und jeden Einzelmenschen folgt, sich als Theil des Ganzen für dies Ganze harmonisch herauszubilden und gleichförmig zu vollenden.

Krause gehört gewiss zu den größten Denkern der neueren Zeit und was nicht jedem Philosophen auf gleiche Weise gegeben ist, er war zugleich ein gemüthlicher, herzlicher Mensch und indem er immer Denken, Gefühl (Gemüth) und Wollen vereint, auch ein ganzer Mensch. Er ist zu wenig erkannt worden, und statt tiefer in seine großen Ansichten einzudringen, hat man sich bald durch manche seiner Formen und Wortbildungen abschrecken lassen. [1]) — Er ist daneben ein rein deutscher Mensch und verschmäht auch in tiefsten philosophischen Darstellungen das Fremdwort. Er war ein gründlicher Kenner der deutschen Sprache und wollte uns mit einem Urworthum beschenken, ja, es theilte sich eigentlich sein gesammtes schriftstellerisches Arbeiten in Vorarbeiten und theilweise Ausführungen zum System

[1]) Wie wenn er Gott das Or- Om und Mäl-Wesen nennt. — Aber über alle Verkennungen Krause's s. Dr. H. v. Leonhardi's Vorbericht zu s. Herausg. des K.'schen Werkes: Die reine d. i. die allgemeine Lebenslehre und Philosophie der Geschichte zur Begründung der Lebenkunstwissensch. Gött. 1843.

der **Wesenlehre** oder der Einen und absolut organischen Wissenschaft und zu dem **deutschen Urwortthume.**

Er hat sehr viel geschrieben. Wir nennen zunächst von den 24 Schriften, welche in der Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses nicht begriffen sind, der Zeitfolge nach folgende dreizehn: 1. Grundlage des Naturrechts, od. philosoph. Grundriss des Ideales des Rechts. Erste Abth. Jena. Gabler. 1803. — 2. Grundriss der historischen Logik für Vorlesungen. Jena. Gabler. 1803. — 3. Entwurf des Systems der Philosophie; 1. Abth. enth. die allg. Philosophie nebst e. Anleit. zur Naturphilosophie. Für Vorlesungen. Jena u. Leipz. Gabler 1804. — 4. Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft u. s. f. v. Br. Krause. 1. Bd. Dresden 1810. 2. Bd. 1813. (Berühmtes Buch. 2te um das Doppelte verm. Ausg. Dresden 1819—21. 10 Thlr.) — 5. System der Sittenlehre. Bd. 1. wissenschaftl. Begründung d. S.-L. Leipz. Reclam. 1810. — 6. Das Urbild der Menschheit, ein Versuch. Dresd. Arnold. 1811. — 7. Von d. Würde der deutschen Sprache u. v. d. höheren Ausbildung ders. übhpt. u. als Wissenschaftssprache insbes. Dresd. 1816. — 7. Ausführl. Ankündigung e. neuen vollst. Wörterbuches od. Urwortthumes der deutschen Volkssprache. Dresden Arnold u. bei dem Verf. 1816. — 8. Abriss des Systemes der Philosophie. 1. Abth. analytische Phil. Gött. 1825 in Commiss. der Dietrich'schen Buchh. — 9. Darstellungen aus der Gesch. der Musik. Das. 1827. — 10. Abriss des Systemes der Logik, zw. mit der metaphys. Grundlegung der Logik verm. Ausg. 1828. Ebendas. in Commiss. — 11. Abriss des Systemes der Rechtsphilosophie od. des Naturrechts. 1828. Ebendas. in Commiss. — 12. Vorlesungen über das System der Philosophie. 1828. Ebendas. in Comm. — 13. Vorlesungen üb. die Grundwahrheiten der Wissenschaft zugleich in ihrer Beziehung zu dem Leben. Nebst Darstellung und Würdigung der bisherigen Systeme der Philosophie, vorzüglich der neusten von Kant, Fichte, Schelling, Hegel und der Lehre Jacobi's. Ebend. in Comm. 1829. Nach seinem Tode erscheint nun eine Gesammtausgabe seines handschriftlichen Nachlasses. Herausg. v. Freunden u. Schülern desselben. Sie soll umfassen: **I. Rein philosophische Schriften.** A. Aus dem analytischen das Princip suchenden Theile. Darunter Abhandlungen über den Begriff der Philosophie und üb. das Eigenthümliche der Wesenlehre, üb. psychische Anthropologie u. a. B. Aus dem synthetischen, im Lichte des Principes forschenden Theile. Darin d. absolute Religionsphilosophie in ihrem Verhältniss zum gefühlglaubigen Theismus (Kritik Schleiermacher's, Bouterweck's und Jacobi's), Philosophie der Wissenschaft od. synthetisches Organon, Philos. des Schönen, Rechtsphilosophie, Sittenlehre, Erotik od. Philosophie der Liebe. Reinspeculative Theologie. Philosophische Construction

der Natur und Vernunftlehre vom Menschen und der Menschheit (od. **Theanthropologie**). — **II. Mathematische Schriften,** worunter Elemente der Geometrie, Arithmetik, Organon der Mathematik, üb. d. algebraischen Gleichungen u. a. m. — **III. Sprachwissenschaftliche Schriften,** nehmlich: 1. Sprachphilosophie (darunter Versuch der Wesensprache). 2. Ueb. d. höhere Ausbildung der deutschen Sprache. 3. Das **Urwortthum** und vollst. Wörterbuch der deutschen Volkssprache. — **IV. Geschichtphilosophische u. verm. Schriften.** Darin die angewandte Philosophie der Gesch. — Fragm. aus d. Gesch. d. Menschh. — Zur Geschichtwissenschaft. Erdbeschreibung. Vorarbeiten für Auffindung des Musterbildes dieser Menschh. Reden an d. Menschh. Beiträge zur Phil. der Lebenkunst und Lebenleitekunst (Philos. d. Erziehung). Vorlesungen üb. Gesch. d. Philos. — Nachrichten üb. des Verf. Leben u. Wirken. Vom handschriftlichen Nachlasse sind erschienen: Erste Abth. Erste Reihe. Analytische Philosophie I. Vorlesungen üb. d. analyt. Logik u. d. Encyclopädie der Philosophie. Auch u. d. Tit.: Die Lehre vom Erkennen u. v. d. Erkenntniss als erste Einl. in d. Wissenschaft, herausg. von H. R. v. Leonhardi. Gött. 1836. — Zw. Reihe. Synthet. Philosophie I. Die absolute Religionsphil. — Die absol. Religionsphil. in ihrem Verhalten zu d. gefühlglaub. Theismus. (In e. Prüfung u. Würdigung Jacobi's, Bouterweck's u. Schleiermachers rel. phil. Lehren). Bd. 1. 2. in 2 Abth. 1843. — Vorlesungen und Aphorism. über die reine Phil. der Gesch. 1837. — Abriss der Aesthetik oder der Phil. des Schönen u. d. schönen Kunst v. J. Leutbecher. Gött. 1837. — Anfangsgründe der allg. Theorie der Musik nach Grundsätzen der Wesenlehre, herausg. von Vict. Strauss. Gött. 1838. — Erste Abth. erste Reihe. Analytische Philosoph. II. Vorlesungen üb. d. psychische Anthropologie v. K. Ch. F. Krause, herausg. von Dr. H. Ahrens, ord. Prof. der Phil. Mitglied des Verwaltungsrathes a. d. Univ. zu Brüssel. Gött. 1848.

1. Beispiel.

Idee der Religion.

Aus: Die reine d. i. allgemeine Lebenslehre und Philosophie der Geschichte. Verfaßt von Krause, herausg. von v. Leonhardi. Gött. 1843. S. 205.

Die Idee des Religionvereines gründet sich auf die Idee der Religion. Diese beiden Ideen aber, der Religion und des Religionvereines, sind ein Grundelement des Lebens des Menschen

und der Menschheit, und bewegen auch jetzt schon, und zwar vorwaltend das Leben der gebildeten Völker. Es ist unmöglich in den Geist der Geschichte der Menschheit einzudringen, ohne dass diese beiden Ideen gründlich erkannt werden. Die Idee der Religion des Menschen und der Menschheit nun ist selbst durch die Erkenntniss Gottes in der allgemeinen und allumfassenden (generalen und universalen) Idee der Weseninnigkeit [1]) oder Gottinnigkeit begründet, welche Idee oben im Allgemeinen erklärt worden ist. Und da wir in dem Gottgedanken auch das Verhältniss aller endlichen Wesen zu Gott im Allgemeinen erkannt haben, und darin auch die Idee der göttlichen Liebe und die allgemeine Idee der göttlichen Vereinheit des Lebens entwickelt worden ist, so dürfen wir hier nur an das bereits dargestellte erinnern, und daraus die nähern Folgerungen ziehen für unsern Gegenstand, welche Folgerungen das Eigenthümlichwesentliche der menschlichen Gottinnigkeit und Gottvereintheit bestimmen.

Es ist oben gezeigt worden, dass Gott zu allen endlichen Wesen und zu dem Leben aller endlichen Wesen in dem Verhältnisse der freien Verursachung steht, dass Gott also auch als zeitlich wirkendes Wesen mit allen endlichen Wesen als lebenden Wesen vereint ist; dass aber dieser zeitlichen Wirksamkeit Gottes zum Grunde liegt die ewige Verursachung Gottes, wonach alle endlichen Wesen in Gott ohne Zeit verursacht sind, als Gott auf endlich ewige Weise ähnliche Wesen. Wenn demnach das Verhältniss der göttlichen Weseninnigkeit weiter erkannt werden soll, so ist zuförderst zu unterscheiden die ewige Ursachlichkeit Gottes und die dadurch bestimmte ewige Vereinigung Gottes mit allen Seinen innern Wesen, von der zeitlichen Verursachung Gottes, und der dadurch zunächst bestimmten zeitlichen, individuellen, Vereinigung Gottes mit dem individuellen Leben der endlichen Vernunftwesen in Ihm. — Erinnern wir uns nun zuförderst an Das, was durch die ewige Ursachlichkeit Gottes in Ansehung des Menschen und der Menschheit für die ewige Vereinigung derselben mit Gott bestimmt ist, wodurch der ewige Grund der Religion und der Religiosität erkannt wird. — Er ergiebt sich mittelst der Wesenähnlichkeit zuförderst, dass durch Gottes ewige Verursachung die ewige, auch für alle Zeit geltende Möglichkeit gegeben ist, dass die endlichen Vernunftwesen Gott zu erkennen vermögen, sowohl im Ahnen, als auch im Wissen,

---

[1]) Wesen, wahres Wesen ist dem Verf. gleich Gott.

im wissenschaftlichen Erkennen; so dass, wenn das endliche Vernunftwesen seine endliche Kraft, zu denken, ausbildet, alsdann in Folge der ewigen Ursachlichkeit Gottes, der Gedanke Gottes ihm einleuchtet durch Gott. — Aus der endlichen Vernunft, als endlicher Vernunft, wäre wohl der Gedanke ihrer selbst zu erklären, nicht aber der Gedanke von irgend etwas, was ausser dem endlichen Vernunftwesen ist, geschweige der unbedingte, dem Inhalte nach unendliche Gedanke: Gott. — Um also Gottes inne zu werden im Erkennen, ist zwar freier Gebrauch der endlichen Denkkraft erforderlich, aber der Gottesgedanke selbst ist erstwesentlich eine ewige Wirkung der ewigen Offenbarung Gottes an den endlichen Geist. Nun aber vermag zwar der endliche Geist Gott zu schauen, zu wissen, als das Eine unendliche unbedingte Wesen, auch als Grund und Ursache der Welt, und als Ordner und Regent der Welt, als Vorsehung; aber in individueller vollständiger Anschauung erkennen, wie Gott im Weltall, in Natur, Vernunft und Menschheit als regirende Vorsehung wirket, Das ist dem endlichen Geiste unmöglich, eben weil er endlich ist. Kann er aber auch Gottes individuelle Wege nicht fassen, so kann und wird er sie doch im Glauben umfassen; und das eigentliche Gebiet des Gottglaubens, des Glaubens *an* Gott ist eben diess eigenste individuelle Walten Gottes im eigensten Leben aller endlichen Wesen. Wer nun Gott erkennt, Der weiss auch, dass Gott auch mit ihm ist, auch über ihm liebend individuell waltet; aber durchschauen kann er als endlicher Geist nicht, wie Gott dieses in ihm wirkt, wohl aber glauben. Ist nun das Gottschauen des Menschen ein Wissen, wissenschaftliche Erkenntniss, so ist auch sein Glaube an Gott ein schauender Glaube, der auf dem ersten und ganzen Wissen beruht. Ahnet aber der Mensch Gott nur, so ist auch sein Glaube an Gottes individuelles Wirken in der Welt und in den Geistern und Menschen nur ein ahnender, dennoch aber wesenhafter, werthvoller Glaube; aber ohne allen Glauben an Gott ist nur der Geist, der Gottes ganz vergessen hat. Gott erkennen also und Gott glauben ist selbst ursprünglich und erstwesentlich eine ewige Wirkung Gottes im endlichen Geiste und ist die ewige bleibende Grundlage der Gottinnigkeit und der Verähnlichung mit Gott auch für den Menschen und die Menschheit. — Aber zu dem Gotterkennen kommt noch das Gottempfinden, die Aufnahme des Schauens und Glaubens Gottes in das Gemüth. Das Gottgefühl verhält sich zu allen andern Gefühlen, wie sich das Gottschauen oder die Gotterkenntniss zu allen

andern Schauungen oder Erkenntnissen verhält. Das Gottgefühl ist die reine, heilige Grundlage jedes wesentlichen Gefühls im Gemüthe des Menschen; und sowie erst mit der Gotteserkenntniss Einheit und Harmonie in alles endliche Erkennen kommt, so wird auch die selige Harmonie aller endlichen Gefühle in des Menschen Brust erst angestimmt in und durch das Eine selige Gottgefühl. Auch das Gefühl Gottes, und das darin begründete und enthaltene Gefühl der Gottseligkeit, ist aus dem endlichen Vernunftwesen durchaus nicht zu erklären, weil in diesem Gefühle das endliche Vernunftwesen, von sich selbst frei, über sich selbst sich erhebt, und in die Gottheit versenkt Gott empfindet. — Auch das Gottgefühl ist erstwesentlich im Menschen eine ewige Wirkung Gottes, als ewiger Ursache, und ist somit die zweite wesentliche Grundlage der ganzen Gottinnigkeit oder Weseninnigkeit des Menschen und der Menschheit. — Wer nun Gott erkennt und Gott empfindet, Der ist auch fähig, seinen Willen zu Gott hinzurichten, dass er nur das Gute als das Göttliche wolle wissend und empfindend, dass Gott in Sich Seine Wesenheit auch im zeitlichen Leben darbildet, und dass auch das endliche Vernunftwesen, auch der Mensch berufen und fähig ist, einen Theil der göttlichen Wesenheit auf gottähnliche Weise eigen, gut und schön in seinem endlichen Leben zu verwirklichen. Dieses nun, dass der Mensch seinen Willen zu Gott, als dem Einen höchsten Gute hinrichtet, ist die dritte ewige Wirkung Gottes im endlichen Vernunftwesen; — gleichsam der dritte Ton *jener Grundharmonie*, worin die Weseninnigkeit oder Religiosität des endlichen Vernunftwesens wirklich wird. In dem Wesenschauen oder Gotterkennen, dem Wesengefühle und dem Wesenwollen, oder dem reinen Wollen des Göttlichen, haben wir mithin die drei *ewigwesentlichen* und zugleich auch *zeitlichen eigenleblichen* Grundlagen oder Grundmomente der Religion und der Religiosität anerkannt, welche durch Gottes ewige Verursachung ewig in jedem Geiste verursacht sind, und zu deren zeitlicher, eigenleblicher Entwickelung mithin jeder Mensch und jede Theilmenschheit mit Gottes-als-Urwesens Hülfe gelangen kann und soll, und unter Gottes liebender Vorsehung auch gelangen wird!

Betrachten wir nun, ehe wir weiter gehen, das Verhältniss dieser dreifachen göttlichen Stimmung des Menschen zu dem ganzen Leben und zu der ganzen Bestimmung des Menschen und der Menschheit. Zuförderst die Wesenschauung, oder die Gotterkenntniss: sie ist an sich die Eine, ganze Schauung oder Erkenntniss; und Alles, was wahrhaft, was wissenschaftlich erkannt seyn soll, muss in der

Einen Wesenschauung, — in der Einen Gotterkenntniss, gefunden oder in selbige aufgenommen seyn. Ja schon die Ahnung Gottes verbreitet ein göttliches Licht über das noch nicht wissenschaftlich gebildete Bewusstseyn des Menschen; denn schon in der Wesenahnung, oder Gottahnung, erscheint der Gedanke aller endlichen Dinge in ihrer höhern Beziehung, in ihrer ursprünglichen Würde und göttlichen Weihe. Aber die Gesinnung: die Wesenschauung, die Erkenntniss Gottes selbst weiter auszubilden, und Alles auf gottähnliche Weise zu erkennen, ist der wissenschaftliche Geist [1]) und die organische Ausbildung des Einen unbedingten Gedankens: Gott, ist die Wissenschaft. — Was nun zweitens, das Wesengefühl, oder das Gottgefühl betrifft, so ist diess an sich ebenfalls das Eine, ganze, unbedingte und unendliche Gefühl, es ist in seiner Entfaltung die Seligkeit. Wenn nun das Gottgefühl rein und unentweiht im Menschen ist, so weihet sich dadurch das Gemüth, in welchem das Gottgefühl belebt ist, auch zu Gottähnlichkeit aller seiner besondern Gefühle, es reinigt und veredelt dadurch alle seine endlichen Gefühle; — das gottselige Gemüth überlässt sich dann keinem untergeordneten Gefühle, sobald diess mit dem reinen Gottgefühle, und mit dem Gefühle der eignen, gottähnlichen Wesenheit des endlichen Vernunftwesens streitet. — Und drittens, der Wesenwille oder Gottwille, das ist der Wille des Göttlich-Guten ist ebenfalls der Eine, ganze Wille der vollendeten Sittlichkeit und Tugend. Dieser gottähnliche Wille des endlichen Vernunftwesens ist gar nicht gedenklich, wenn Gott nicht erkannt, nicht gefühlt, nicht gewollt wird. Denn reine Sittlichkeit ist die reine Richtung der ganzen Thätigkeit zum Guten hin als dem Göttlichen. Es kann also der Wille des Menschen sich nicht mit Bewusstseyn auf das Gute als solches richten, wenn der Geist nicht Gott erkennt und empfindet. Sowie mithin jede dieser drei Grundlagen oder Hauptmomente der Gottinnigkeit den Menschen in dieser Hinsicht vollendet, und seine wachsende Ausbildung an Geist, Gemüth und Willen bedingt, so ist offenbar, dass die Weseninnigkeit, Gottinnigkeit oder Religiosität, die urwesenliche, ewige Grundlage einer vernunftgemässen, menschheitwürdigen Lebenführung ist, dass also ohne Religiosität die Bestimmung des Menschen und der Menschheit unmöglich erreicht werden kann.

---

[1]) Gottsinniger Geist, Geist der Gotteserkenntniss; und auch jede Einzelwissenschaft, z. B. Mathematik, erhält dadurch ihre Weihe.

Der Mensch nun, welcher auf diese dreifache Weise gottinnig ist, dass er Gott erkennt, empfindet und will, hegt dann auch in sich *Gottvertrauen,* gegründet auf den Gottglauben; denn er steht in der gewissen Ueberzeugung, dass Gott in aller Zeit das Göttlich-Gute auch an allen Menschen vollbringt, dass Gott also auch sein, dieses endlichen Menschen, Leben, das Leben anderer Menschen und das Leben der Menschheit in Liebe und mit Weisheit leitet; und auf diesem Grunde hegt dann auch der gottinnige Mensch in sich die echte und reine *Hoffnung* in Gott, weil er weiss, dass Gott Seinen unendlichen Lebenszweck an allen Wesen erreicht, dass Gott also auch ihn selbst und andere Menschen und die ganze Menschheit zu rechter Zeit zum Heile und zur Seligkeit unfehlbar führen wird; und zugleich ist in ihm auch reine *Liebe* zu Gott lebendig, sein reiner Trieb ist Gott geweiht, sein innerster Wunsch, sein heiligstes Sehnen ist, mit Gott innigst vereint zu seyn und zu leben, mit Gott übereinzustimmen, im Erkennen der Wahrheit, im Gefühl des Göttlichen und Schönen und im reinen Wollen und treuen Vollbringen des Guten. — Diess nun zusammen genommen ist die ewige Grundlage der Weseninnigkeit und Wesenvereintseyns für alle endliche Vernunftwesen, also auch für jeden Menschen, für jede Gesellschaft von Menschen, auch für diese ganze Menschheit.

Aber zu dieser, die Weseninnigkeit und das Wesenvereinleben begründenden ewigen Verursachung, wonach Gott den endlichen Vernunftwesen Sich auch individuell im eigensten Leben anzeigt und offenbart; — eine Lehre, die ebenfalls bereits oben in ihrem Grunde dargelegt worden ist, und woraus wir hier wiederum nur die nähern Folgen für unsern Gegenstand zu ziehen haben. — Gott *offenbart Sich also auch individuell* dem Menschen und der Menschheit, für das Erkennen im Denken des Geistes, für das Gefühl im Gemüthe und für den Willen, insofern *Gott der Lenker aller Herzen und aller Neigungen* ist. Diese individuelle Offenbarung Gottes an die Menschen und die Menschheit ist ein Werk der freien Liebe Gottes, und kein endlicher Geist vermag das Mass der göttlichen Erbarmungen zu bestimmen, wonach es Gott gefällt, dem Menschen in Geist und Gemüth und Wollen gegenwärtig zu seyn; aber Das kann wissenschaftlich erkannt werden, was in diesem seligen Verhältnisse die untern Bedingungen in dem endlichen Vernunftwesen selbst betrifft. Denn da Gottes individuelle Offenbarung im Einklange mit den Gesetzen der Entfaltung des endlichen Vernunftwesens ist, so folgt, dass Gott sich den Menschen *individuell*

offenbare, welche schon der *ewigen* **Offenbarung Gottes** in ihnen inne geworden sind, in **Bewusstseyn, Gefühl** und **Wollen**. Je weiter mithin das Leben des einzelnen Menschen und der Menschheit auf der Bahn nach der Reife hin fortschreitet, je reifer der Mensch und die Menschheit gedeihen im Erkennen und Empfinden, und im reinen Wollen Gottes, und des Göttlichen, je mehr sind sie auch dazu geeignet, dass sie individueller Offenbarungen Gottes gewürdigt werden. Daher, je weiter auch diese Menschheit auf der Bahn ihres Lebens im Göttlich-Guten fortschreiten wird, desto reicherer und innigerer individueller Offenbarungen Gottes wird sie und alle die Menschen, welche als gottinnige Glieder in dieser heranreifenden Menschheit leben, stufenweise theilhaft werden.

Die zeitliche Offenbarung Gottes widerstreitet der ewigen nicht; — denn Gottes Wesenheit ist Eine, und in sich selbst gleiche und vereinte, unbedingt also mit sich übereinstimmige. Demnach kann keine individuelle Offenbarung Gottes, welche den endlichen Wesen in der Zeit ertheilt wird, streiten mit der ewigen Offenbarung Gottes in Geist und Gemüth. Daher müssen auch alle Gefühle, deren individueller Urheber Gott seyn soll, göttlich reine Gefühle seyn; und ebenso, wenn behauptet wird, irgend ein bestimmter Willenentschluss sey dem endlichen Geiste von Gott eingegeben, so muss dieser Willenentschluss im reinen und vollen Einklange stehen mit Allem, was göttlich gut ist. — Leicht sind diese Lehren zu fassen dem Gott schauenden, Gott wissenschaftlich erkennenden Geiste, — aber schwer und schwierig ist die Anwendung auf das wirkliche Leben, gross die Gefahr, in der Beurtheilung des Individuellen zu irren, und etwas Individuelles Gottes zeitlicher Fügung zuzuschreiben, was seinen Grund in den Entwickelunggesetzen der Menschheit hat und zuhöchst in der ewigen Verursachung Gottes. Leicht ist auch die Täuschung, irgend eine gebrechliche Meinung, irgend ein Spiel der Einbildkraft, für eine individuelle Mittheilung und Offenbarung Gottes zu halten; und das einzige Mittel, dass Geist und Gemüth des gottinnigen Menschen sich hierin keusch und rein erhalten, ist, dass sich der Mensch bestrebt, die **ewigen** Offenbarungen Gottes rein in sich aufzunehmen, und alle vorgegebenen eignen oder fremden zeitlichen, individuellen Offenbarungen Gottes nach der ewigen Wesenheit ihres Inhaltes in Vergleichung mit dem Gehalte der ewigen Offenbarungen Gottes zu würdigen. — Wenn aber auch der endliche Mensch in dieser Beurtheilung des individuellen Göttlichen leicht irren kann, so steht es doch in seiner Macht, sein individuelles Leben aus allen Kräften so zu gestalten, dass er von seiner Seite die untern Bedingungen erfülle, um der Offenbarungen

Gottes gewürdigt zu werden, sofern er Gottes heiligem individuellen Rathschlusse zu jeder Zeit gemäss ist.

Dies sind nun die Grundwahrheiten, welche die Weseninnigkeit, Gottinnigkeit, oder Religiosität begründen. Also dürfen wir behaupten, dass die Religiosität zunächst in der Gesinnung besteht, gottähnlich zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu handeln; — dann aber in Liebe zu Gott und in dem Streben, mit Gott vereint zu leben. Sehen wir aber sachlich, objectiv, dieses Verhältniss des endlichen Vernunftwesens zu Gott an, so schauen wir die Idee der Religion selbst; denn Religion ist das ganze gottinnige, gottähnliche, gottvereinte Leben selbst als solches, von Seiten Gottes-des-Urwesens und von Seiten aller endlichen gottinnigen oder religiösen Wesen.

2. Beispiel.

Eine Menschheit im Weltall.

(Aus demf. Buche Lebenlehre u. Philof d. Gesch. Beil. V. S. 520.)

Rund um die Erde verbreitet sich das Menschengeschlecht; in ihm schliesst die Natur ihre organischen Bildungen, als in ihrem höchsten Werke, in ihm sind vernünftige Geister mit der Natur vereint. Zwar noch in seinem kindlichen Alter, strebt es dennoch im Lichte der ewigen Wahrheit, geleitet von Gottes Stimme in jedes Menschen Brust, schon zu höherer Vollendung.

Die Erde schwebt mit mehren Nebenerden, fast in ihrer Mitte, und, soweit wir urtheilen können, in mittlerer Vollkommenheit, um die Sonne, als um den ihnen allen gemeinsamen Lebenquell. Die übrigen Planeten stehen zur Sonne in demselben Verhältnisse, als die Erde, sie beschreiben um sie eine ähnliche Bahn, sie zeigen eine mehr oder weniger ähnliche Bildung ihrer Oberfläche; auch auf mehren von ihnen bildet die Natur höchst wahrscheinlich schon jetzt ihr höchstes organisches Leben in einer höchsten Gattung aus, welche von vernünftigen Geistern beseelt und unserer Erdmenschheit im Wesenlichen ähnlich, obgleich nach der Eigenthümlichkeit jedes Planeten verschieden ist. Denn Einheit im Wesenlichen, bei Eigenthümlichkeit der Gestaltung, ist ein allgemeines Naturgesetz. So erheben wir uns, von Vernunft und Erfahrung geleitet, ahnend zu der Menschheit im Lebengebiete unserer Sonne.

Erweitern wir den Blick des leiblichen Auges über den ganzen Sternenhimmel, so begegnen uns Sonnen bei Sonnen; jede selbständig und gesellig in Sterngruppen und Sternenheere vereint, welche aus den Untiefen des Raumes in ungemessnen Fernen noch als Milchstrasse, und als zarte Lichtwölkchen erscheinen. Der begeisterte Beobachter ahnet, um diese Sonnen, Erden und Monden, er erkennt sie als Quellen ähnlichen Lebens, so wie unsre Sonne, an; und so erhebt er sich zur geistigen Anschauung, dass überall wo Sonnen leben, auch die Geisterwelt mit der Natur lebendig vereint sey in unzähligen Menschengeschlechtern; er überführt sich vom Daseyn Einer Menschheit im Weltall.

Schon die allseitige Unendlichkeit der menschlichen Bestimmung führt zu dem Gedanken, dass nur eine Unzahl von Menschen und Menschengeschlechtern im Weltall dieser Bestimmung genügen könne.

Diese Vorstellung von Einer Menschheit im Weltall, wohin uns Vernunft und ein forschender Blick in den Sternenhimmel leiten, ist mit der wahren Erkenntniss Gottes, der Vernunft und der Natur vollkommen einstimmig, und den höheren geistigen und sittlichen Bedürfnissen jedes einzelnen Menschen angemessen. Sie ist jedem Menschen zur Würdigung seiner eignen Person und der Menschheit dieser Erde, sowie ihrer Geschichte und ihres Zustandes, wesenlich; sie befriedigt die Vernunft, weckt und mässigt die edelsten Kräfte, sichert vor übermüthiger Ueberschätzung und Verachtung des in uns und um uns Wirklichen, und eröffnet eine trostreiche Aussicht in die Ewigkeit.

Erhebt sich der Blick des edleren Menschen zur Menschheit des Weltall und zu ihrem Leben in und durch Gott, so erscheint sie ihm als Gottes Werk und Eigenthum, obgleich im unendlichen Raume und in der unendlichen Zeit, doch als ein seiner Natur nach endliches Wesen in Gott, nicht selbst als Gott. Denn er erkennt Gott als das Eine unendliche Urwesen, und die Menschheit als sein Geschöpf, von Gott selbst bestimmt, ihm in allen Himmeln mit Freiheit ähnlich zu werden. Und in diesem Anschaun wird sein Streben wach, auch sich in den Schranken seines Wesens zu vergöttlichen, das ist, sich Gott ähnlich zu machen, — nicht, sich gottlos zu vergöttern.

Erkennt der Mensch die Menschheit in allen Wohnungen des Himmels als Eine, als Ein Werk Gottes, so erscheint ihm auch das Leben der Menschenfamilie dieser Erde, sowie sein eignes persönliches Leben, als Theil des einen Lebens der Menschheit; so erkennt er, dass das Urbild der menschlichen Natur nur in der

Menschheit des Weltall seine vollkommenste Wirklichkeit hat; dass Gott allein die Eine Menschheit des Weltall liebend überschaut und weise regiert, dass Gott auch die Menschheit dieser Erde als ein Glied dieses Ganzen erzieht; und dass daher die Menschheit der Erde sich selbst im ahnenden Schaun dieses Ganzen erkennen und ausbilden soll, ob ihr gleich geschichtliche Einsicht in höhere Ganze des Weltbaues und Menschheit versagt ist; er fühlt sich in reiner Liebe zur Menschheit und zu jedem Menschen in ihr hingezogen; und so wird dem Menschlichgesinnten die Menschheit des Weltall sein Leben, sein Gesetz, seine Liebe, enthalten in der Einen höchsten Liebe, womit er Gott liebt. Die Ueberzeugung von der Vollkommenheit Gottes und aller seiner Werke, als der Werke des allein unendlich vollkommenen Schöpfers giebt ihm die Gewissheit, dass die Menschheit im Weltall, als Ganzes, in den Schranken ihres Wesens, vollkommen und Gottes würdig sey; und erweckt den Wunsch und die Hoffnung, dass diese Vollkommenheit der Menschheit des Weltall in einem verjüngten aber ähnlichen Bilde, auch auf dieser Erde wirklich werde.

3. Beispiel.

Die Liebe des Menschen.

(A. d. Kunsturkunden 1. Bd. 2. Abth. S. 395. in d. Abh. v. Glaube, Hoffnung und Liebe.

(Abgedr. in: die absolute Religionsphilosophie 2. Bd. 1. Abth. S. 260.)

Und die Liebe (des Menschen) ist das innige Wohlgefallen an dem geliebten Wesen, weil es gottähnlich, gut und schön ist, vereint mit dem innigen Streben, ihm durch ähnliche Güte und Schönheit wohlzugefallen; und sofern sie Liebe gegen Gott ist, ist sie verbunden mit ganzer Ergebenheit in Gottes heiligen Willen; gleich stark bei Dem, was Menschen Glück, als bei Jenem, was sie Unglück nennen; endlich auch begleitet von dem innigen Wunsche mit dem Geliebten eigenleblich verbunden zu werden, wenn es sein freies Wohlgefallen ist. G l a u b e und H o f f n u n g eignen nur endlichen Wesen: denn G o t t e s ist S c h a u n und V o l l f ü h r e n; aber die Liebe ist Gottes und aller guten endlichen Wesen. Est ist auch an sich nur eine Liebe, die Liebe, womit Gott sich selbst liebt; und alle Liebe aller guten endlichen Wesen in Gott ist innerer endlicher Theil dieser Einen unendlichen Liebe. Auch die endliche Liebe jedes guten Menschen ist seine Eine Liebe, womit er Gott

liebt, und alle einzelne Liebe, welche er der Vernunft, der Natur, der Menschheit, dem Menschen, den Eltern, dem Gemahle, den Kindern, den Freunden, den Volkgenossen, den Erdgeschwistern, weihet, ist der Eine Gliedbau seiner Einen Liebe zu Gott. In allen guten und schönen Wesen erkennt der Liebende Gott, in ihnen liebt er allein Gott. Die Liebe Gottes führt ihn zu allen guten Wesen; und die Liebe und Lebengemeinschaft mit ihnen führt ihn wiederum zu Gott zurück.

---

9. Karl Wilhelm, Freiherr von Humboldt. 1767—1835.

Karl Wilhelm, Freiherr von Humboldt war am 22. Juni 1767, also zwei Jahre vor seinem Bruder Alexander, zu Potsdam geboren und später zum Theil auf dem väterlichen Landsitz Tegel, zum Theil in Berlin erzogen. Er studirte in Göttingen und machte von dort aus kleinere Reisen, auf welchen er die Bekanntschaft der interessanten Frau machte, mit welcher er den jetzt veröffentlichten Briefwechsel bis zum Ende seines Lebens geführt hat. Am Anfange der französischen Revolution finden wir ihn in Paris, wohin er im August 1789 mit Campe gereist war. Er ging von da nach Mainz zu G. Forster, reiste dann durch Baden und Würtenberg nach der Schweiz, wo Lavater in Zürich ihn wenig ansprach, ging über Bern, Genf, und Basel nach Mainz zurück und hielt sich im Winter 1789 u. 1790 längere Zeit in Erfurt und Weimar auf. In Erfurt wurde er dem Coadjutor von Dalberg näher bekannt, lernte aber auch hier seine spätere Gattin das geistreiche Fräulein Caroline von Dacheröden kennen, welche die vertraute Freundin der Braut Schillers Fräulein Charlotte von Lengefeld und ihrer Schwester damals Frau von Beulwitz, nachher von Wolzogen war, wodurch er auch in die Bekanntschaft und bald in die vertrauteste Freundschaft mit Schiller kam, welche bis zu Schillers Tode ununterbrochen währte. In Weimar verlobte sich Humboldt und ging dann nach Berlin um einen Probecursus zu machen, fühlte sich aber durch die dortigen Verhältnisse wenig angezogen. Er erhielt hier den Titel als Legationsrath, verließ aber Berlin 1791, schloß im Juli seine eheliche Verbindung mit seiner Braut und lebte mehrere Jahre auf den Gütern seiner Frau, in Erfurt und der Umgebung in Gemeinschaft mit wenigen bewährten Freunden ein höchst gemüthliches, den Studien geweihtes Leben. So verfloß die Zeit bis 1797, zum Theil in Jena in Gemeinschaft mit Schiller, Göthe, dem geliebten Bruder und so vielen aufstrebenden Geistern wie die Schlegel, Reinhold, Fichte u. s. w. zugebracht aufs Schönste und Lehrreichste.

Jetzt wollte Humboldt einige Jahre größeren Reisen und längerem Aufenthalt im Auslande weihen. Seinen nächsten Plan mit der ganzen Familie nach Italien zu gehen vereitelten die kriegerischen Begebenheiten. Er wendete sich darum nach Frankreich und kam im Spätjahr 1797 in Paris an. Hier lebte er in schöner Muße und im Umgang mit den interessantesten und gebildetsten Leuten, wie mit dem merkwürdigen Grafen Schlabrendorf und Frau von Stael, vor Allem aber war sein Haus der Sammelplatz der Deutschen. Im Frühjahr 1798 kam auch der geliebte Bruder Alexander nach Paris, um sich der Entdeckungsreise des Capitains Baudin anzuschließen, nach deren Vereitelung er im Oktober 1798 nach Marseille und Spanien und im Juni 1799 nach Amerika abging. — Wilhelm von Humboldt lebte in Paris vornehmlich den Sprachwissenschaften und der Kunst, schrieb hier für Göthe's Propyläen[1]) die Abhandlung: Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne. Aus Briefen. Paris 1799. — Im Juli oder August 1799 verließ die Familie Humboldt Paris und reiste zu den Pyrenäen, von wo sie über St. Jean de Luz die Bidassoa überschritten und sich nach Spanien durch Biskaia, wo Humboldt seine Kenntnisse in der Cantabrischen oder Baskischen Sprache sammelte, nach Madrid wendeten. Von hier aus wurden Reisen nach den einzelnen Provinzen des Landes gemacht und im Januar 1800 ist Humboldt in der Sierra Morena, im März 1800 finden wir ihn auf dem Montserrat bei Barcellona, welchen er uns so schön geschildert hat (Werke VII. 173.) und im Frühling sehen wir ihn nach Paris zurückgekehrt, wo er im Mai die Geburt seines Knaben[2]) in einer Elegie besang, dem ersten Gedichte, das uns von ihm vorliegt. — In Paris lebte er auf dieselbe wissenschaftliche und gesellige Weise wie früher, jetzt kam auch Rahel Lewin nach Paris; doch trieben ihn seine Studien über Biscaya noch einmal in dieses Land, welches er einige Monate lang genau durchforschte. Er blieb dann noch bis zum Sommer 1801 in Paris und kehrte dann über Weimar in die Heimath zurück.

Ein Jahr lang blieb nun Humboldt in Tegel und Berlin, als er durch den Cabinetsrath Beyme dem Könige Friedrich Wilhelm III zum Minister-Residenten in Rom vorgeschlagen wurde, welche Stellung seinen Neigungen und Studien so sehr zusagte, daß er sein freies Verhältniß aufgab und nach Verabschiedung bei seinen Freunden Wolf in Halle, bei Schiller und Göthe mit seiner Familie nach Rom abging, wohin ihn Dr. Riemer als Erzieher seiner Kinder begleitete. (Okt. 1802.)

---

1) Bd. III. St. 1. Tüb. 1800. S. 66—109.

2) Es wurden ihm Zwillinge geboren, ein Knabe und ein Mädchen, Adelheid. Der Knabe starb bald. Es ist unrichtig, daß die Niederkunft in der Sierra Morena stattgefunden habe.

Am 25. Novbr. 1802 kam die Familie Humboldt in Rom an und bezog eine Wohnung in der reizend gelegenen Villa di Malta, wo auch Friederike Brun wohnte. — Hier gingen nun Humboldt im täglichen Umgang mit den bedeutendsten Künstlern wie Canova, Thorwaldsen, Rauch, Tieck, Schick, Schinkel u. s. f. und auserwählten Freunden, denen sein gastliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, in fortwährender und immer neuer Berührung mit den interessantesten Reisenden aller Nationen, sechs ungetrübte Jahre im heitersten Wechsel vorüber und erst, als nach der schrecklichsten Erschütterung des Vaterlandes ein trauriger Friede hergestellt war, kehrte er zu thätiger Mitwirkung zum Wiederaufbau und Neugründung des zerrütteten Staatsgebäudes aus dem reizenden Italien nach der Heimath zurück. — In Rom sah auch im Jahre 1805 Humboldt den aus dem neuen Continent zurückgekehrten Bruder wieder, auch Frau von Stael und A. W. Schlegel lebten in Rom und Humboldts Elegie Rom scheint ein Seitenstück der Schlegelschen. — Wie Humboldt um den hoffnungsvollen Sohn Wilhelm, der an der Pyramide des Cestius begraben wurde, schmerzlich klagte, so ergriff ihn seines theuren Freundes Schiller plötzlicher Tod und er trauerte, daß dieser nicht noch die letzten Jahre des Lebens in Rom hätte zubringen können. — Sonst war auch Humboldts Aufenthalt in Rom vielfachen dichterischen und sprachlichen Arbeiten gewidmet gewesen, aus denen wir nur seine Canzone An Alexander von Humboldt. Sept. 1808, die Vollendung seiner Uebersetzung des Agamemnon, des Aischylos und sein Studium amerikanischer Mundarten erwähnen.

Im December 1808 erging an Humboldt von Königsberg aus, wo eben Stein vom Staatsruder hatte abtreten müssen, die Ernennung zum geheimen Staatsrath im Ministerium des Innern und Dirigenten der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Höchst segensreich war hier sein Wirken von 1809 bis 1810. Mit Männern wie Nikolovius, Schleiermacher, Süvern u. a. wurden große Verbesserungen im Schulwesen, Einführung der Pestalozzischen Methode und des Turnwesens, die Gründung der Universität Berlin, überhaupt die Einführung eines umfassenden Systems nationaler Erziehung angebahnt und zum Theil ausgeführt. — Im December 1809 war Humboldt von Königsberg in Berlin angekommen, während seine Familie noch in Italien war, nahm aber sogleich Urlaub zu einer Reise nach Thüringen, um nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Herrn von Dacheröden, die an seine Gattin gefallenen Güter derselben zu übernehmen, sah auf dieser Reise auch Göthe und kehrte am 26. Januar nach Berlin zurück. In den folgenden Monden war er am meisten für die neue Universität geschäftig, welcher neben Schleiermacher und Wolf, Männer wie Reil, Fichte, Savigny, Böckh, Marheinecke, de Wette u. a. gewonnen wurden. Auch Niebuhr, der sich aus dem Staatsdienst zurückzog, trat bald als Lehrer auf. — Humboldt hatte sich aber in die diplomatische Laufbahn zurückge-

wünscht und nahm wenige Tage nach der Einführung Hardenbergs als Staatskanzler und wenige Wochen vor dem Tode der geliebten Königin am 14. Juni 1810 die Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österreichischen Hofe mit dem Charakter eines geheimen Staatsministers an.

Im September 1810 kam Humboldt nach Wien, wo er auch mit seiner Familie zusammentraf und auch mit Metternich und Genz bis 1813 in gutem Vernehmen lebte. Sein Haus war hier wie in Rom ein Sammelplatz edler Geister, wie die Schlegel, Dr. Koreff, Theod. Körner, Alexander von Humboldt, Karoline Pichler, Rittmeister von Hedemann, Bildhauer Rauch und Varnhagen zu denen gehörten, welche längere oder kürzere Zeit hier einsprachen. Auch fand Humboldt wieder mehr Muße für wissenschaftliche Beschäftigungen, wie namentlich für seine Studien über baskische Sprache. — Das Jahr 1813 führte Humboldt ins Lager der Verbündeten und nach Prag, wo er für den Bund mit Oestreich bedeutend gewirkt hat. Später begleitete er das Heer nach Frankfurt a. M. wo er mit Stein arbeitete und war nachher preußischer Bevollmächtigter beim Congresse zu Chatillon, dessen Verhandlungen Grundlage des Pariser Friedens wurden, welchen Humboldt mit Hardenberg am 30. Mai 1814 abschließen half. — Humboldt begleitete noch die Monarchen nach England und ging von da zum 1. Okt. zum Congreß nach Wien. Wie er hier mit der größten Aufopferung und Unermüdlichkeit „kalt und klar wie die Decembersonne" gearbeitet hat, lesen wir in Varnhagens Schilderung (oben S. 652). Was er hier für die Sicherung Preußens und Deutschlands, für freieres Dastehen von russischem Einflusse, für Gründung eines einigen Deutschlands, nur leider! größtentheils vergeblich gethan hat, wird allein seinen Namen ehrenwerth und hochgeachtet erhalten.

Nach der Rückkunft Napoleons hatte noch Humboldt die Verträge mit den einzelnen Fürsten Deutschlands über die neuen Kämpfe zu verhandeln und ging dann über Berlin nach Paris zur Verhandlung des zweiten Pariser Friedens. Auch hier wurden, vornehmlich durch russischen Einfluss, seine Vorschläge zur Beschränkung Frankreichs verworfen; wie gefürchtet aber die Kraft und Klarheit Humboldtscher Darstellung und Bekämpfung erschien, zeigt die Forderung Kaiser Alexanders, Humboldt vom heiligen Bunde nichts wissen zu lassen bis die Verhandlungen über denselben abgeschlossen wären.

Humboldts große Verdienste in allen diesen Verhandlungen wurden mit Ertheilung des eisernen Kreuzes erster Klasse am weißen Bande (nur Hardenberg erhielt es noch) und der Schenkung des Schlosses und der Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neiße belohnt. Nachdem er noch die Rückgabe der deutschen Handschriften der Heidelberger Bibliothek in Paris und Rom bewirkt und der zweite Pariser Friede ganz abgeschlossen war, ging Humboldt nach Frankfurt a. M. noch die deutschen Angelegenheiten zu beseitigen, um

dann den Gesandschaftsposten in Paris anzutreten. — Er ging nach Frankfurt, wo er bei der Eröffnung des Bundestages am 5. Nov. 1816 stellvertretend zugegen war und nachdem seine Geschäfte mit den kleineren Staaten beendigt nach Berlin zurück, wo er seine Familie wiedersah, welche dann bald wieder nach Italien abreiste. Die Gesandtschaft nach Paris war Graf Goltz gegeben worden und Humboldt sollte nach London gehn, wurde indessen zum Mitglied des Staatsrath ernannt, welcher am 30. März 1817 eröffnet wurde. Bei einer Finanzcommission, deren Vorsitzender Humboldt war, vernichtete er in einer glänzenden Rede und Verhandlung die Pläne des Finanzministers von Bülow, eines Neffen Hardenbergs, welcher sich nachher nicht von ihm zur Organisation der Rheinprovinzen begleiten ließ, sondern ihn nach London abgehen ließ, wo er am 8. Okt. 1817 ankam, kurz vor dem Tode der Thronerbinn Prinzessin Charlotte. — Da Humboldts kränkelnde Gemahlinn Englands Klima scheute, auch die Vergebung des auswärtigen Ministeriums an Bernstorf kränkte, bat er um Zurückrufung, wohnte dann dem Congress von Aachen bei und beendigte mehrere Territorialverhandlungen in Frankfurt und übernahm im Juli 1818 das Ministerium des Innern für die Communalsachen. — Als Minister suchte Humboldt auf Ernennung der Reichsstände hinzuwirken, aber es trat jetzt die Zeit der demagogischen Umtriebe ein und als sich Humboldt gegen die Beschlüsse der Carlsbader Conferenzen und die Hardenbergsche Politik erklärte, musste er der Reaction und dem Einflusse Metternichscher Leitung erliegen und erhielt seinen Abschied wie Boyen, Grolmann und Beyme. Eine Pension von 6000 Thlr. schlug er aus und zog sich in den Privatstand zurück im Januar 1820.

Tief betrauert wurde von den Edelsten sein Rücktritt. Auch nach Hardenbergs Tode trat er nicht wieder in den Staatsdienst, nur an den Sitzungen im Staatsrathe nahm er seit 1830 wieder Theil. Sein Privatleben und Familienleben blieb aber seitdem den edelsten Genüssen und Arbeiten in Kunst und Wissenschaft, auch der Dichtung trefflicher Sonette geweiht. Sein gastliches Tegel schmückte er sich aufs schönste und gemüthlichste aus. — Er hatte die große Freude seit 1827 wieder mit seinem Bruder vereint zu werden, wurde aber durch den Tod der Gattinn, mit welcher er mehreremal Gastein besucht, auch noch 1828 eine Reise nach London und Paris gemacht hatte, aufs schmerzlichste ergriffen. Sie starb am 26. März 1829. Er setzte ihr in seinem Garten in Tegel ein schönes Denkmal, dessen Gipfel die schöne Statue der Spes von Thorwaldsen ziert. Er hat selbst dort seine Ruhestätte gefunden. Innig verbunden lebte er auch nach dem Tode mit der Gattinn, wie er es uns auch in dem zuletzt erschienenen Briefe an seine Jugendfreundinn ausspricht. — Unermüdet wirkend bis ans Ende starb Humboldt sanft verlöschend am 8. April 1835.

Ein großer Staatsmann, ein treuer Freund des Volks, ein tiefer Sprach-

kenner, Kunstverständiger und Gelehrter, ein ernstfühlender Dichter, ein ergreifender Redner ist uns mit diesem großen Manne gestorben.

Der Inhalt der nach seinem Tode erschienenen Werke ist folgender:

Erster Band: (Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers. — Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata. — Ueber die Bhagavad-Gita mit Bezug auf die Beurtheilung der Schlegelschen Ausgabe. — Ueber Jacobis Woldemar. Ueber die männliche und weibliche Form. — Recension von F. A. Wolf's zweiter Ausgabe der Odyssee. Halle 1794 Briefe an Forster. — Ideen über Staatsverfassung durch die neue französische Revolution veranlasst 1792. — Ueber die Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde. — Ueber die Sittenverbessrung durch Anstalten des Staats. — Ueber öffentliche Staatserziehung. — An Gedichten: Rom. An die Sonne. An Alexander von Humboldt (handschriftlich). In der Sierra Morena (handschriftlich). Fünfundzwanzig Sonette (handschriftlich).

Zweiter Band: (Prüfung, die Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache. Berlin 1791. 4. — Ueber Goethes zweiten römischen Aufenthalt. — Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken. — Uebersetzte: Funfzehn Pindarische Oden. — Einundvierzig Sonette.)

Dritter Band: (Aeschylos Agamemnon, metrisch übersetzt. Leipzig 1816. — Die Eumeniden, ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos. — Socrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit. — Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne. Aus Briefen. — Der Montserrat, bei Barcelona. — Reiseskizzen aus Biscaya (handschriftlich). — Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiednen Epochen der Sprachentwicklung. — Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluss auf die Ideenentwicklung. — Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde im Preussischen Staate. — Zweiundvierzig Sonette (handschriftlich).

Vierter Band: (Ueber Goethe, Hermann und Dorothea. — Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur. — Ueber vier Aegyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen Königlichen Antikensammlungen. — Siebenundfunfzig Sonette (handschriftlich).

Fünfter Band: Briefe an F. A. Wolf. — Amtliche Arbeiten und Entwürfe aus dem Jahre 1809: Ueber geistliche Musik, Antrag zur Gründung der Universität in Berlin; Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen

Unterrichts, Ueber die Liegnitzer Ritterakademie. — Ueber das Musée des Petits-Augustins. — Vierundzwanzig Sonette.)

Sechster Band: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (zuerst gedruckt Berlin 1836). — Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. — Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau. — Ueber den Dualis. — Vierunddreissig Sonette.)

Noch erschienen: Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts; drei Bände; 1836, 1838, 1839; gr. 4; wovon die Einleitung: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus u. s. w. schon in Band 6. — Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundinn. Zwei Bände. Leipzig. 1847. — Lebensbeschreibung: Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt von Gustav Schlesier. Zwei Theile. Stuttgart 1845.

(Aus Wilhelm von Humboldts Schriften.)

I.

Briefe an eine Freundin. (2 Theile.) I. Th. 1847.

Achtundzwanzigster Brief. Vom Januar oder Febr. 1824. (S. 102—105.)

Ergebung in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, sind alles, was man dem Schicksale entgegen stellen kann. —

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich sie gelesen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgelesen, das letztemal noch in London, und ich kannte daher sehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen.[1]) Es ist allerdings eines der schönsten im neuen Testament, wenn es recht verstanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von seinem eignen Gefühl und seiner Individualität hineinträgt, und wenn diese auch recht gut und fromm sind, so können sie doch der ursprünglichen Bedeutung fremd sein. Im griechischen Urtext ist das weniger möglich.

---

1) 1. Kor. 13.

Wir haben im Deutschen nur das eine Wort Liebe, welches zwar sehr fein, edel und schön ist, aber doch für sehr verschiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechischen giebt es ein eignes für die ruhige, sanfte, leidenschaftlose, immer nur auf das Höhere und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für die Liebe zwischen den Geschlechtern, wie rein sie sein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den christlichen griechischen Schriftstellern, als den früheren eigen ist, steht gerade in diesem Kapitel. Ich möchte damit aber keinesweges die Lutherische Uebersetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, ist mir unser deutsches Wort lieber, als jedes andre, gerade weil es so vielumfassend ist, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was sowohl den Inhalt dieses Kapitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apostels verbunden werden soll, sind, wie es mir scheint, zwei Dinge: Erstens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, sondern die Liebe selbst, als etwas Ewiges, mehreren andern, auch großen und schätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dinge entgegengesetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, sondern sichtbar als ein ganzer, sich über den ganzen Menschen verbreitender Seelenzustand geschildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet sein muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen sein muß, daß sie in keinem Zustande des Daseins demselben entrissen werden kann. Es ist nicht sowohl von einer bestimmten Liebe, nicht einmal der des höchsten Wesens, die Rede, sondern von der innern Seelenstimmung, die sich über alles ergießt, was der Liebe würdig ist und worauf sich Liebe anwenden läßt. Es ist auf den ersten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen ist, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apostel anführt, ist doch offenbar deshalb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen sein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie sein möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Kapitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles Uebrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Thuns voraussetzt, die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürfenden Zustande aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an, und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zum Grunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst

dem Höheren verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, we: jeder, ohne auch irgend in Mißverständnisse zu verfallen, gerade diese Stel der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, da ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte, und darin nur ein Schilderung des an sich weit höheren Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen an allem verweilt, das günstige, wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in alles, was ihn umgiebt, übergehet. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig anstellt u. s. f. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke gesetzt. Dies letzte kann augenblicklich sonderbar scheinen. Allein es ist sehr richtig, da, wenn die Gesinnung wahrer Liebe da ist, die Werke von selbst aus ihr entspringen. Diesem Seelenzustande ist das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Rech mehr als auf strenge Uebung der Pflicht Bedachte, das sich selbst Lobende und mit sich Zufriedene entgegen gesetzt. So nehme ich diese biblische Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andere Ansicht statthaft wäre.

II.

Briefe an Frau Caroline von Wolzogen, vom 18. Julius 1829.

(Aus dem „Literarischen Nachlaß" der Frau v. Wolzogen. 2. Th. 1849.)

Die große innere Angelegenheit des Menschen, ja man kann sagen, die große innere Pflicht ist, sich in allen Wendungen des Schicksals mit seiner äußern Lage in's Gleichgewicht zu setzen. Glück und Unglück sind doch nicht die Dinge, auf die es im Leben eigentlich ankommt. Auch der Schmerz, und gerade er, hat eine hohe läuternde Kraft, ja eine unaussprechliche Süßigkeit, wenn er sich, wie Epheu, um's Herz rankt. Er hat, selbst wenn er untergräbt, sein eigen-sprießendes Leben. In jedem Menschenschicksale, und wäre es scheinbar das traurigste, liegt ein Keim eigner geistiger Entfaltung und zugleich wieder innerer Befriedigung, wenn das Gemüth nur still und empfänglich genug ist, sich ganz in das zu versenken, was das Geschick Freudiges und Schmerzliches bringt. Jeder mag sich seinen Lebenszweck stecken, wie es ihm sein Busen gebietet, und ich möchte mit Keinem darüber rechten. Aber der meinige, mein wahres innerstes Lebensprincip ist immer das gewesen, und wird es ewig bleiben, alles, was das Leben herbeiführt, alle menschlichen Schicksale, die mich treffen können, immer voll in mich

aufzunehmen, sie mich ganz durchwirken zu lassen, sie in Einklang mit dem zu bringen, was unwandelbar in mir ist, und in jedem sein muß, und so mit dem Gefühle von der Erde zu scheiden, alles, was sie mir darbot, genossen und gelitten, und mein Erdenschicksal erfüllt zu haben. Denn wie man auch hin und her nachdenken mag, so bleibt doch, sobald man den vergleichungsweise immer kleinlichen Tumult der Privat- und öffentlichen Begebenheiten verläßt, von der ganzen Menschengeschichte nichts übrig, als daß Millionen von Geschlechtern die Phasen ihres irdischen Daseins, wie die Raupe, die sich verpuppt, nach einander vollenden. Die Natur um uns thut sichtlich dasselbe, der Planet, den wir bewohnen, und seine Bahn führt gewiß auch dahin. Es ist eine bewundernswürdige und die Betrachtung großartig anziehende Anordnung, daß, indem das Wirken jedes Einzelnen immer vorübergehend und kurzdauernd ist, es nun doch Mittel giebt, die das Wirken fortpflanzen und sogar gewissermaßen verewigen, und daß, indem das Schicksal der Einzelnen lauter abgerissene Fäden bildet, wir wieder sehr lange und in sichtbarem, auch idealischem Zusammenhange durch große Theile der Erdgeschichte gehen, so daß sich daraus ein dem Ganzen des Menschengeschlechts und dem Planeten selbst angehörender Zusammenhang bildet. Der Einzelne scheint nur für diesen Zusammenhang dagewesen zu sein, an dem er aber weiter nicht theilnimmt. Auf das Leben, das er geführt hat, übt dieser Zusammenhang allerdings großen Einfluß aus, indem er die Lage bestimmt, in der jeder Neugeborne in die Welt eintritt. Voll benutzt wird aber dieser Zusammenhang nur von dem, der ihn im Geist überschaut, und es leuchtet daher doch daraus hervor, daß in der Absicht der Weltordnung dennoch der Gedanke, was er erfaßt und hervorbringt, das Wichtigste ist. Der Gedanke aber ist nur im Individuum vorhanden, und so ist der letzte Zweck nur in diesem. Daraus fließt für mich die Ueberzeugung, daß, wenn der Mensch auch einmal da ist, blos um das Erdenleben des Staubes, aus dem er gebildet ist, von dem Augenblicke des Werdens bis zum Vergehen zu durchlaufen, dann um auf jede Weise um sich her in Liebe und Pflicht so zu wirken, daß er bereit ist, in jedem Augenblicke diesem Wirken sein Dasein zu opfern, sein letztes Ziel doch nur am Ende das ist: bereichert durch die geübte Kraft, mit Allem aus dem Leben zu scheiden, was ihm das Leben gegeben hat. So stirbt er furchtlos und versöhnt, ohne Erdensehnsucht, da ihm die Erde nur Stoff zu einer Bearbeitung darbot, mit ehrfurchtsvoller Scheu, aber auch mit wißbegieriger Spannung auf die Zukunft gerichtet. Mit allem Lieben, was ihm vorangegangen ist, tritt er nun, was das seligste und einzig gewisse Gefühl in dem Augenblick ist, wo alles Dunkel und Räthsel ist, in gleiches Loos. Sie, die er entbehren mußte, deckt die Erde, ihn wird sie decken; sie kann die Erde nicht gefangen halten, auch ihn wird sie nicht fesseln. Was er Theures zurückläßt, kommt ihm bald nach. Die kleinen Spannen irdischer

Zeit verlieren in dem Augenblick, wo für ihn alles Zeitliche zusammensi alles Maaß. So ist alles harmonisch in ihm, und geht in Ernst und Wehmuth auf, die überhaupt das begleitende Gefühl alles Menschensch sals, selbst der Freude ist. — Eine große Wohlthat, welche die Theur die wir verlieren, an uns noch im Tode, und still in ihrem dunklen Gr ruhend, üben, ist, daß sie uns immer mehr und mehr dem Hängen an Welt und dem, was ihr angehört, entziehen. Auch im höchsten und ze reißendsten Schmerz ist es ein unrichtiger Ausdruck, daß man mit ihm stirbt, aber sie ziehen uns, so viel es das Irdische erlaubt, mit sich in reineres, freier athmendes Leben empor. Darum heftet sich auch bis den letzten Athemzug dauernde Dankbarkeit an sie. Denn aller Friede, je geheime und süße Empfindung, jedes erfreuende und erhebende Rück- un Vorwärtsdenken kommt mir noch immer von ihr, und wird mir bis zu Grabe von ihr kommen.[1]) — Es ist ein überraschendes, aber schönes W Ihres Briefes, daß auch vielleicht dem Todten noch die Nähe der Liebn süß ist. Für unser Gefühl liegt eine tiefe Wahrheit darin. Denn wi denken uns doch noch immer von den Todten unsichtbar umschwebt. Gieb es aber eine solche fortdauernde Gemeinschaft, so ist dem Abgeschiedene nichts in uns verborgen. Er sieht unser ganzes Inneres, und darin lieg eine neue Beruhigung. Die schönsten Falten der Seele, die das Leben ni zart genug ist ans Licht zu bringen, bewahren doch auch die treuesten am meisten das ganze Wesen durchdringenden Gefühle. Wo der Mensch wahr- haft geliebt wird, glaubt er es nie in dem Grade zu sein, in dem er es ist. Die Liebe übersteigt immer den Glauben an sie. — —

Ich habe von Jugend auf eine große Zuversicht zu der Kraft des Ge- dankens gehabt, und die Zuversicht wächst, wenn man sich eines Gefühls in sich bewußt ist, das nicht so stark, so dauernd sein könnte, wenn es nicht Stoff der Ewigkeit in sich trüge. Eine wahrhaft empfundene Liebe kann nicht untergehen. Die Kraft, die über das Grab hinaus trägt, liegt in ihr. Es giebt eine geistige Individualität — und diese, als eigenthümliche Geistes-Gestaltung, ist ewig und unvergänglich. Darum gestehe ich auch, lege ich keinen so hohen Werth auf die Begebenheiten und Umwälzungen der Welt. Sie sind nur mittelbar wichtig, das an sich Wichtige ist die individuelle Gestaltung. Jene Dinge geschehen und sinken, gehen auf und ab, sind, wenn man nur die Kühnheit hat, es sich zu gestehen, bis auf einen gewissen Punkt gleichgültig. Auch nur in ihren entfernteren Folgen kann man sich ihre Wirksamkeit über das Irdische hinaus gehend denken. Nehmen Sie dagegen ein einzelnes Wesen, selbst wenn es nichts Äußeres hervorbringt, in dem sich eine eigenthümliche schöne Geistigkeit ent-

---

1) W. v. H. gedenkt hier seiner am 26. März 1829 verstorbenen Gattin.

wickelt, wie anders, wie unmittelbar, wie unabhängig von irdischen Schranken ist da das Ausströmen des segensvoll belebenden Hauches. Darum bleibe ich immer dabei. Wenn man auf die Dinge thätig einwirken kann, muß man es mit voller Kraft und immer nach Ideen thun. Kann man aber nicht auf sie wirken, so interessiren sie mich sehr wenig. Selten erscheinen große Menschen darin. —

III.

Aus dem im „Verein der Kunstfreunde im Preußischen Staate“ erstatteten Bericht vom 1. Mai 1832.

(W. v. H. Werke, 3. Theil [1843], Seite 355—359.)

Indem ich hier der Beweise wohlwollenden Antheils erwähne, welche unser Verein seit unserer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen nicht auch Eines zu gedenken, an den sich bei Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es ist dies ein an Herrn Geh. Rath Beuth gerichteter Brief Goethes vom 4. Januar dieses Jahres, in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden waren. Ich glaube am besten zu thun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen:

„Ew. Hochwohlgeboren bereiten mir, indem Sie einen langgehegten stillen Wunsch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeiertage. Sie wissen, daß ich, insofern es meine Lage erlaubt, mannigfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu versammeln suche, wozu Sie ja, seit so manchen Jahren, die freundlichsten und wichtigsten Beiträge mir gegönnt haben; und was kann endlich interessanter sein, als zu erfahren, wie sich in den letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefördert und belohnt wird.“

„Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in so hohem Grade wirksamen Kunstverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schon viel denken und überlegen gemacht, denn nichts ist dazu auffordernder, als wenn wir die mannigfaltigsten Resultate vor uns sehen, welche aus zweckmäßiger Anwendung großer Mittel hervorgehen.“

„Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muß gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalten darf, zunächst einige weitere Aeußerungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon, bei den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hie und da etwas angenehmes zu hoffen stände.“

„Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, daß ich Euer Hochwohlgeboren unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weiß, darf ich mich wohl unterzeichnen als einen treu Theilnehmenden und aufrichtig Verpflichteten."

Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistes-Thätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem allem, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsren innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte.

Es giebt in jeder, zu einem höheren Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen festen und bestimmten Ansichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maaß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußeren und inneren Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethes Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dieß geheimnißvolle Innere, wo Ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer

Periode der Literatur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freiwilligkeit der Genies, alle diese Göthe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemanden je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammen genommen machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde eben so aufgenommen und festgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannichfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstand zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belohnung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkührlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

IV.

Sonette.[1])

1.

(Werke. Theil 1. No. 1.)

Wie Stimme aus dem Grabe wird erschallen
Bald diese leicht geschlungne Liederkette
In Tages=Eil geborener Sonette
Verborgen den vor mir Entschlaf'nen allen.

Vielleicht geschieht's, daß freundliches Gefallen
Vom Untergange kleine Anzahl rette,
Sonst in des Zeitenstromes breitem Bette,
Ist ihr natürlich Loos, schnell zu verhallen.

Sie schwebeten mir vor als leichte Bilder,
Und machten mir des Lebens Sorge milder,
Und mischten Ernst in seine nicht'ge Leere.

Wenn ich in Kurzem bin vorausgegangen,
Ich denen, die nach meinem Laut verlangen,
Dann in des Liedes Klange wiederkehre.

2.

Frühlingswiederkehr.

(Ebendaselbst. No. 2.)

Wenn sich im Lenz der Bäume Knospen dehnen,
Und Blätter zu entfalten sich bereiten,
Ergreift die Brust ein süßhinschmelzend Sehnen,
Und inn'rer Drang und äuß're Enge streiten.

---

*) Anm. W. v. H. hatte in den letzten Jahren seines Lebens das Bedürfniß, „die Ideen, die ihn an jedem Tage lebhaft beschäftigten, in ein dichterisches Gewand zu hüllen.“ So entstand eine große Zahl von Gedichten, sammtlich in Sonettenform. „Sie sind als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt.“ (S. Alexander v. Humboldts „Vorwort“ zu den „gesammelten Werken“ seines Bruders.) Es sind überhaupt bis jetzt (Band 1—6 der Werke) 223 dieser Sonette mitgetheilt. Durch den Ernst und die Tiefe der Gedanken, wie durch den Adel und Reichthum des bildlichen Ausdruckes, gehören sie unstreitig zu den trefflichsten Erzeugnissen dieser Dichtungsart.

Doch — kann das dumpfe, ahndungsvolle Wähnen
Zu lichter Klarheit sich hervorarbeiten —
Ist's, wie wann Zug von weißbeschwingten Schwänen
Man siehet breiten Strom hinuntergleiten.

Denn aus des tiefsten Busens glüh'ndem Schwellen,
Wie aus des Himmels reinen Silberquellen,
Dann die Gefühle ew'ger Liebe fließen,

Und wenn auch Schnee sich um die Schläfe leget,
Dieselbe Sehnsucht doch geheim sich reget
Mit jedem Jahr, wie neu die Blumen sprießen.

3.

Ein Geheimniß.

(Ebendas. No. 5.)

Der Menschen Kunde täglich sich vermehret,
Die Sterne mißt, und Erd' und Meer durchspähet,
Doch um was sich die innre Weisheit drehet,
Liegt heute, wie die Vorzeit es gelehret.

Wie tief der Mensch auch forscht, in sich gekehret,
Ein still Geheimniß durch die Schöpfung gehet,
Und unsichtbar der Hauch der Wahrheit wehet,
Und dunkles Ahnden kaum dem Geist gewähret.

Doch an zwei Punkten alle Lösung hänget:
Was das ist, das die Seele hier umkleidet,
In Staub sich löst, in Stein zusammendränget?

Und was ein Wesen von dem andren scheidet,
Da, die der Liebe süße Band' umwinden,
Doch Eins in zweien ewig nur empfinden.

4.

Der innigste Wunsch.

(Ebend. No. 21.)

Wenn sehnsuchtsvoll nach etwas wird gerungen,
Ist's nicht Begierde blos, es zu empfangen,
Es ist ein grundursprüngliches Verlangen,
In das die ganze Seele ist verschlungen.

Von Sehnsucht ist der Busen tief durchdrungen,
Wenn süßen Liebeglühens zartes Bangen
Erröthend färbt der Jungfrau holde Wangen,
Wenn ihr der Gegenliebe Wort geklungen.

Mit Sehnsucht wünscht man sich zum Schooß der Erde,
Daß Staub zu Staub und Geist zu Geiste werde,
Und Himmlisches von Irdischem sich trenne;

Allein am heftigsten die Sehnsucht glühet,
Daß, was das Erdenlicht, als Schatten fliehet,
In Himmelslicht sich liebend wieder kenne.

5.

Heimfahrt.

(Werke. Theil 2. No. 2.)

So sind die flücht'gen Jahre denn vergangen,
Wo meine Seele Kummer nie getrübet,
Wo, liebend, wieder inniglich geliebet,
Ich reines Glück aus güt'ger Hand empfangen?

Jetzt glüht nicht Freude mehr auf meinen Wangen,
Das Menschenschicksal hat sein Recht geübet,
Es nimmt zurück die Gaben, die es giebet,
Und löst die Arme, die sich treu umschlangen.

Des Schiffes Segel ist schon aufgezogen,
Das mich zur Wüste gegenüber träget,
Vom Wind umspielt, sein Wimpel flatternd wehet.

Wenn auch die Fahrt durch mächt'ge Wellen gehet,
Wenn nur dieselbe Hand mein Loos dort wäget,
Die hier mir Seligkeiten zugewogen.

6.

Die Cypressen-Allee.

(Ebendaselbst. No. 5.)

Verblühet hinter mir die Jugend lieget,
Wie ödes Feld, das keine Frucht getragen;
Viel Schmerz hat meine starke Brust besieget,
Doch andrer droht des späten Alters Tagen.

Schwer über mir sich euer Wipfel wieget,
Cypressen, die zum finstern Himmel ragen.
Allein auch Hartes oft das Schicksal füget,
Euch zu durchschreiten will ich kühn drum wagen.

Gießt eure Schatten furchtbar auf mich nieder!
Was eure Nacht mir auch für Schauder sende,
Ich gehe muthvoll in euch hin und wieder.

Wie Jahrsbeginn sich schließt an Jahresende,
So setz' ich stillgefaßt durch eure Mitte,
In Gram gehüllt, die alterschweren Schritte.

7.

Wiedererkennen.

(Ebend. No. 7.)

Wenn man ein fernes Land im Sinne träget,
Das man mit Augen niemals hat erblicket,
Ist, wie in wachem Traum, man oft entzücket,
Und tausend Wunderdinge bei ihm leget.

Doch wenn der Sehnsucht, die sich mächtig reget,
Befriedigung dann endlich mühvoll glücket,
Fühlt man sich in kein Feenland entrücket,
Und bald, wie in der Heimath, sich beweget.

So ist es auch vielleicht mit jenem Lande,
Des dunklen Todesstroms jenseit'gem Strande,
Dem man sehnsüchtig oft entgegenringet.

Wie Heimath es vielleicht uns einst durchdringet,
Daß, wenn wir von der Erde dort genesen,
Uns ist, als wären längst wir da gewesen.

8.

Vorahndung.

(Ebend. No. 39.)

Ich saß im Saal, den Bilder rings umstehen,
Und vor mir tanzten holde Mädchenpaare;
Es flatterten die losgelaßnen Haare
Von ihrer Füße leichtem Wirbeldrehen.

Doch wie, wer andres, als die Augen sehen,
Fühlt, daß er in der tiefen Brust gewahre,
Flogen vorüber die verlebten Jahre
An mir, wie dunklen Regenwindes Wehen.

Bald wird mich anderes Gemach umfangen,
Und diese Bilder werden suchend blicken
Nach dem, der dann nicht weilet mehr hienieden.

Ich aber werd' hin an den Ort gelangen,
Der, rein von allem irdischen Entzücken,
Allein umwehet ist von Himmelsfrieden.

9.
Der letzte Traum.
(Ebend. No. 41.)

Ich lag umschwebt von süßen Morgenträumen,
Da ward ich wider Willen aufgewecket,
Und lang nun hin der öde Tag sich strecket,
Die lieben Sternlein zu erscheinen säumen.

Und doch die schönsten Blüthen nur entkeimen
Der Brust, wenn sie die goldne Ruhe schmecket,
Der Schlummer sie mit zartem Schleier decket,
Und Tag und Licht ihr Recht der Nacht einräumen.

Wenn aber reißt im Tod des Daseins Faden,
Dann wird das Leben wieder selbst zum Traume;
Allein zu Traum, der leer verfliegt in Schaume;

Das Träumen, zu dem Lieb' und Sehnsucht laden,
Zeigt den in Erdenschlaf gebundnen Blicken
Ein tief dem Busen bleibendes Entzücken.

10.
Des Lebens Ausgang.
(Werke. Th. 3. No. 11.)

Mir hingestorben sind des Lebens Freuden,
Nur Sehnsucht es in meinen Busen gießet,
Die wundervoll im tiefen Kelch umschließet
Erinn'rungslust und gegenwärt'ges Leiden,

Trennt sich vielleicht des Menschen Brust von beiden,
Wenn hin der Rest der flücht'gen Tage fließet?
Er kennt den Morgen nicht, der dann ihn grüßet,
Sein Erdenziel ist auch sein Erdenscheiden.

Wenn los die Bande sich des Körpers winden,
Mag auch die irdische Erinn'rung schwinden,
Der Geist mit neuen Schwingen aufwärts fliegen.

Allein der Wesen Wahrheit doch muß siegen,
Er kann nicht heil'ge Liebe täuschend lügen,
Was Eins ist, muß als Eins sich wieder finden.

---

10. Franz Theremin. 1783—1846.

Ludwig Friedrich Franz Theremin, geboren am 19. März 1783 zu Gramzow in der Ukermark, wo sein Vater Prediger der französisch reformirten Gemeinde war, erhielt seine Vorbildung theils im elterlichen Hause theils auf dem College in Berlin. Er studirte in Halle und Genf, wo er 1805 ordinirt wurde und lebte dann in Berlin in dem Kreise Chammissos und Hitzigs dem Spanischen und der schönen Literatur hingegeben. Im Jahre 1810 wurde er der Nachfolger Ancillons an der Werderschen Kirche zu Berlin und predigte hier fünf Jahre, schon als Redner ausgezeichnet. Seinen Wunsch deutsch predigen zu können sah er 1815 erfüllt, wo er Hof- und Domprediger wurde. 1824 wurde er wirklicher Ober-Konsistorialrath und Mitglied der Unterrichtsabtheilung im Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. In dem Diesterwegschen Streite hatte er ein Gespräch über die deutschen Universitäten veröffentlicht und suchte nun auch diesem gemäß selbst zu lehren, als er 1840 Honorar-Professor an der Berliner Universität geworden war. Leider waren diese Tage durch seine Krankheit schon sehr beschwert. Er starb im Jahre 1846 am 26. Sept. Er war Doktor der Theologie, Ritter des rothen Adler-Ordens mit der Schleife.

Durch Wort und Schrift hat er sich vielfach als einen der besten Kanzelredner bewährt, immer streng auf das geschriebene Wort achtend, indem er nie die freie Rede vorzog und seine Vorarbeiten ihm viele Zeit kosteten. Vorzüglich hat er in den Werken: die Beredsamkeit eine Tugend und Demosthenes und Massillon die eigne Beredsamkeit begründet, und in seinen Predigten sie praktisch ausgeübt. In seinen: Adalberts Bekenntnisse, Abendstunden und der Rhein und Jerusalem zeigt er sich als Stylist auf

dem rhetorischen und ästhetischen Gebiete von großem Werth. Auch als Dichter ist er sowohl in eignen Poesien, wie in den Abendstunden als auch in der Uebersetzung der Hebräischen Gesänge des Lord Byron aus dem Englischen anzuerkennen, mit welchen seine schriftstellerische Laufbahn begonnen hat.

Seine Werke sind: I. Die Drangsale des Persiles und der Sigismunde aus dem Spanischen des Cervantes übersetzt. Theil I. Berlin 1808. II. Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde. Berlin 1813. III. Die Beredsamkeit eine Tugend oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Berlin 1814. (zweite Aufl. 1835.) IV. Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin 1823. V. Adalberts Bekenntnisse. Berlin 1828. (zweite Aufl. 1835.) VI. Abendstunden; (Gedichte, Gespräche, Abhandlungen über die mythische Theologie.) 3 Bändchen. 1833, 37, 39. VII. Ueber die deutschen Universitäten, ein Gespräch. Berlin 1836. VIII. Der Rhein und Jerusalem eine Phantasie für die Charwoche mit Holzschnitten. Berlin 1844. IX. Demosthenes u. Massillon, ein Beitrag zur Geschichte der Beredsamkeit. Berlin 1845. X. bis XIX. Predigten. 4 Bände. Band 1. Berlin 1817. Dritte Aufl. 1819. Band 2. Berlin 1819. Zweite Aufl. 1826. Band 3. Berlin 1823. Zweite Aufl. 1831. Band 4. Berlin 1828. Zweite Aufl. 1838. 8. Band 5. Zeugnisse von Christo in einer bewegten Zeit, Predigten in den Jahren 1830—32 gehalten. Berlin 1832. 8. Band 6—9. Das Kreuz Christi, Predigten aus den Jahren 1826, 27, 28. Berlin 1829. 8. Zweite Aufl. unter dem Titel: das Kreuz Christi. Band 1. Berlin 1831. Band 2. Berlin 1833. Dritte Aufl. Berlin 1839. Band 3. Berlin 1837. Band 4. Berlin 1838. — XX. Rede bei der Einsegnung des Prinzen Friedrich Wilhelm Waldemar von Preußen am 14. März 1834. — XXI. Die Sünde, eine Krankheit. Berlin 1835. — XXII. Vom Tode, 3 Predigten im Jahre 1836 gehalten. Berlin 1837. — XXIII. Siehe wie haben sie ihn so lieb gehabt! Predigt geh. am 5. Juli 1840. — XXIV. Hebräische Gesänge aus dem Englischen des Lord Byron metrisch übersetzt. Berlin 1820. kl. 8. — Von den Stimmen aus Gräbern. Berlin 1828. 12. ist Theremin nur der Herausgeber.

I. Beispiel.

Aus Adalberts Bekenntnissen.

Ueber das Bibellesen.

Es ist doch eine höchst wunderbare und einzige Sache mit dem Lesen der Bibel! Sie ist mir schon früher, wie Sie sich denken können, nicht unbekannt gewesen; ich mußte zuweilen meiner Mutter daraus vorlesen; auch auf der Schule, und bei dem Religionsunterricht wurden einzelne Stücke

daraus erklärt. Ist mir nun jemals in früheren Zeiten ein Buch trocken vorgekommen, so ist es die Bibel. Ich hatte gerade keinen Widerwillen gegen sie; es war aber in ihr auch nicht das Geringste, das mich anzog, oder zu meinem Herzen sprach. Jene geheime Verwandtschaft, wo das Gemüth sich nach dem Buche sehnt, und das Buch dem Gemüth einen Reichthum von Gedanken und Empfindungen gibt, fand nicht Statt. Ich las die Bibel ohne sie zu lesen, oder wenigstens ohne sie zu verstehn; oder ich verstand sie, aber die Worte nahmen immer die Richtung an meinem Kopfe, meinem Herzen vorbei, und niemals hinein. Ohne die Geschichte Jesu zu bezweifeln, fühlte ich mich nicht durch sie angesprochen; Christus hatte für die damalige Zeit gelebt, gehandelt, geredet, aber er lebte, handelte, redete nicht für mich. Am schlimmsten gelang mir der Versuch, den ich einmal machte, den Zusammenhang der Gedanken in einigen Reden Jesu, die Johannes anführt, und in einigen Episteln des Paulus zu erforschen: aus den durch diese Operation zermarterten und zerrissenen Worten der Schrift stieg ein narkotischer Dunst, der meine Seelenkräfte betäubte und lähmte.

Wer hat mir auf einmal dieses verschloßne Buch aufgeschlossen; wer hat die dürre Sandwüste in eine Aue voll sprudelnder Quellen umgeschaffen; wer macht es, daß jedes Wort als ein geflügelter, beschwingter Geist sich erhebt, und den Weg zu meinem Herzen findet? In meinem ersten Heißhunger las ich das neue Testament von Anfang bis zu Ende; fast eben so lange Zeit als dies dauerte, kann ich jetzt bei einer einzelnen Stelle verweilen. Vieles verstehe ich, aber Nichts verstehe ich ganz; Vieles ist mir ganz unverständlich. Aber Alles erfüllt mich mit Ehrfurcht, mit Liebe, lockt mich an. Des Morgens erwache ich mit dem Gedanken, daß mir eine Freude bevorsteht, und greife zur Bibel. Des Abends freue ich mich, nicht mehr wie sonst, in Bewußtlosigkeit zu versinken, sondern meinen Tag mit der Bibel wie mit einem geliebten Freunde zu beschließen. Wie hängt das zusammen, daß sie mir früher Nichts war, und daß sie mir jetzt Alles ist? Unstreitig so: Sie ist Gottes Wort; Gott muß auch selbst den Schlüssel dazu geben. Auch den Sternenhimmel, den er schuf, sieht man nicht, wenn Er nicht die Wolken, die ihn bedecken, hinwegnahm.

In wenigen Tagen bin ich ein anderer Mensch geworden. Wie arm, wie innerlich todt ich war, das habe ich Ihnen selber geklagt. Meine Gebeine schienen mir ausgehöhlt, und alles Mark verschwunden. Mein Geist in eigner Dürre verschmachtend, hatte immer das Verlangen, aber nie die Kraft eine Idee zu verfolgen; er sank, wie ein Vogel, dem der Flügel zerschossen ist, zur Erde. Was jetzt in mir vorgeht, das kann ich Ihnen am besten unter dem Bilde eines Springbrunnens anschaulich machen. Was für eine träge Masse ist nicht das Wasser! Wird wohl der Strahl desselben über die Dächer der Häuser und die Spitzen der Thürme empor in die Luft getrieben werden können? Siehe! die gewaltigen Räder der Maschine setzen

sich in Bewegung, schlagen das schäumende Wasser des Flusses, treiben es hinein in die Röhren. Angelangt an der Oeffnung des Beckens, tritt der mächtige Strahl hervor; hebt sich zuerst langsam, allmählig, als schwankend zwischen Himmel und Erde. Auf einmal ist die Richtung entschieden, die Schwere überwunden; ein Strahl aus tausend Strahlen, aus Millionen Tropfen zusammengesetzt, fliegt prasselnd in die Höhe, dem Blau des Himmels entgegen; verweilt dort; ungern nur fallen die Massen Schaums, die oben einen Busch von Blüthen gebildet haben, wieder herunter; aber auch in den sinkenden bildet sich ein Regenbogen mit seinen prangenden Farben.

Die Worte der Schrift sind die Räder; meine Gedanken sind die steigende Säule; der Regenbogen ist das Bild des Himmels, das mein Geist, auch wenn er herabsank, in sich trägt.

Ich werfe mich an Ihre Brust und rufe freudetrunken: Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden! Theilen Sie mit mir mein Entzücken! Ich habe es gefunden: Christus ist Gott.

Fragen Sie mich noch nicht, wie ich es gefunden. Ob ich es Ihnen, ob ich es mir selbst jemals werde klar machen können, ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich: Es steht vor mir da, heller als das Sonnenlicht: dieser Mensch Jesus Christus ist Gott.

Das, was nicht gefunden, mich quälte, mich umhertrieb, mich in einen Abgrund von Schwermuth stürzte, mich dieß Leben und dieß Sonnenlicht hassen ließ; was mein Geist verlangte, was mein Herz bedurfte — ich habe es gefunden, und fühle mich selig in dem Besitz.

Wie stürzte sich doch jener Gelehrte nach gefundener Auflösung des mathematischen Problems unter das Volk mit dem Ausrufe: Ich habe es gefunden! Armer Gelehrter! Du hattest nicht viel gefunden. Ich aber habe sie gefunden, die Auflösung des großen Problems von dem Verhältnisse zwischen Gottheit und Menschheit; ich weiß, was Gott gegen den Menschen ist; was der Mensch gegen Gott seyn soll; denn Gottheit und Menschheit stehn vor mir in Einer Person.

Ich habe im Evangelio Matthäi gelesen von der Einen köstlichen Perle, und von dem Kaufmann, der Alles weggab, um sie zu kaufen. Ich habe sie gekauft, diese Eine köstliche Perle; sie heißt: Christus ist Gott. Ich habe sie gekauft für nichts; sie ist mir gegeben worden. Und doch! Ich habe Alles, was die Vernunft durch sich selbst gefunden hat, oder jemals finden kann, dafür hingegeben; will Alles, wenn es gefordert wird, Gut, Blut und Leben dafür aufopfern, um es zu behaupten: Christus ist Gott.

Ein Freund erzählte mir: Als er von seiner Geliebten das Jawort zur Verbindung für das Leben erhalten, habe es stets in seinem Innern gerufen:

Du glücklicher Mensch! Du bist im Besitz von solchem köstlichen Geheimniß! Wie beklagenswerth sind die anderen Menschen, daß sie nichts davon wissen! So trage ich mein köstliches, seliges Geheimniß mit mir herum, das ich doch aber so gern aller Welt mittheilen möchte. Mit Freuden erwache ich; denn mein erster Gedanke ist: Christus ist Gott. Bin ich zu einem Geschäft oder einem Besuch ausgegangen, und trete wieder in mein Zimmer, so freue ich mich, daß ich mich nun wieder ganz in mein süßes Geheimniß werde versenken können.

2. Beispiel.

Aus den Abendstunden. Th. III.

Ueber die geistlichen Lieder.

In dem geistlichen Liede der Anschauung, wenn es einigermaßen seinem Ideale entspräche, würde die Poesie ihre höchste Vollkommenheit erreichen. Die Gegenstände, welche hier dem Dichter vor den Augen stehn, übertreffen alle anderen an Erhabenheit und Würde; die Gefühle, die dadurch in ihm erregt werden, sind die edelsten und schönsten, die überhaupt ein menschliches Gemüth erfüllen können. Nun müßte er bald in einen Anblick, in ein Gefühl sich verlieren; dann müßte er von diesem zu einem andern fortgerissen werden; die Uebergänge müßten nicht vorbereitet, nicht berechnet, sondern ganz frey, unerwartet, erschütternd, und dennoch einem höheren Gesetze unterworfen, und in einem gewissen Sinne, ganz natürlich seyn; das Gedicht müßte nicht vermittelst einer künstlichen Anlage, sondern ganz von selbst sich zu einem Ganzen abrunden; eben so ungesucht, wie der Anfang sich darbot, müßte sich auch das Ende finden. Der Dichter müßte in der metrischen Form, die eher zu den schweren als zu den leichteren gehören könnte, sich mit Freiheit bewegen, und mit der Sprache nach seinem Willen schalten, um aus ihr Alles zu entlehnen, was sie Liebliches und Gewaltiges, Kindliches und Erhabenes besitzt. Doch dieses Ideal ist noch in keiner Sprache, und nach unserm Urtheil, auch nicht in der deutschen, erreicht worden. Man darf sich eben nicht darüber wundern; denn solche Lieder können nur in einem sehr erhöhten, und dabei doch lange anhaltenden Zustand der Anschauung geboren werden, der auch in frommen Gemüthern nur selten einzutreten pflegt; und die Frommsten sind nicht gerade auch immer diejenigen, welche die Sprache am besten zu handhaben wissen. Zu den gelungensten Liedern dieser Gattung würden wir Paul Gerhard's: O Haupt voll Blut und Wunden, rechnen. Anschauungen und Gefühle, durch keine Reflexionen unterbrochen, schreiten lebendig und natürlich fort, und schließen

mit einem Seufzer, der aus den Tiefen des Herzens hervordringt. Aber ausgenommen in dem vorletzten Verse: Wenn ich einmal soll scheiden, ist die Darstellung mangelhaft, und in vielen Strophen ist sie gänzlich mißrathen. Ich will dich lieben, meine Stärke, von Johann Scheffler, ist ein Lied der Anschauung voll glühender Empfindung; aber weil es beynahe gar nicht fortschreitet, sondern sich nur im Kreise umherdreht, so fühlt sich auch das Herz bey dem Lesen desselben mehr zusammengedrückt, als erleichtert und erhoben. Von einem andern Liede eben dieses Dichters: Liebe, die du mich zum Bilde, möchte vielleicht dasselbe gesagt werden können. Sollten die beyden trefflichen Lieder: O Durchbrecher aller Bande und Herzog unsrer Seligkeiten, die aus Gottfried Arnold's, zur Anschauung sich hinneigendem Gemüthe, hervorgegangen sind, gänzlich befriedigen, so müßte er ein besserer Dichter gewesen seyn. Das Lied: Mein Jesu, dem die Seraphinen, von Deßler, das ebenfalls zu dieser Gattung gehört, hat einen glänzenden Anfang, aber es hält sich nicht auf dieser Höhe, sondern es läßt das erregte Gefühl durch Breite im Ausdruck, und durch Langsamkeit in der Bewegung bald wieder erkalten. Eine vorzügliche Stelle würde ich dem Liede von August Herrmann Franke: Gottlob; ein Schritt zur Ewigkeit, auf dieser Stufe anweisen; es spricht sich darin ein sehnsuchtsvolles Gemüth aus, das, durch das Gefühl der göttlichen Nähe erweckt, sich in einer Reihe lebendiger Schwingungen fortbewegt, der Ausdruck läßt freilich vieles zu wünschen übrig.

Die Betrachtungslieder, stehn sie gleich auf einer geringeren Stufe, als die Lieder der ersten Gattung, werden dennoch für die Erbauung des Lesers, und selbst für das ästhetische Urtheil, eine hohe Bedeutung haben können. Es wird dazu erfordert, daß sie durch Erhabenheit und Kraft der Gedanken das ersetzen, was ihnen an der Lebendigkeit und dem Wechsel der Empfindungen abgeht. Doch dürfen ihnen diese letzteren Vorzüge nicht gänzlich fehlen; und sie werden es auch nicht, wenn nur der Dichter von dem Streben erfüllt ist, eine höhere Stufe zu erreichen, und die Betrachtung in Anschauung zu verwandeln. Wenn er aber statt dessen sich in der Betrachtung selber gefällt, wenn er sie vielleicht gar nach einem logisch berechneten Schema verfolgt, so muß das Lied den erbaulichen und zugleich auch den poetischen Charakter verlieren. Denn das Gemüth fühlt sich nicht zu Gott erhoben, und die poetische Form erscheint als ein Widerspruch bey einem Stoffe, der eine prosaische Behandlung erfordert, und auch diese vielleicht kaum verdient hätte.

Die Betrachtungslieder sind in unseren deutschen Sammlungen die zahlreichsten. Es finden sich darunter ausgezeichnet vortreffliche. Befiehl du deine Wege; In allen meinen Thaten; Jesus meine Zuversicht; Es glänzet der Christen inwendiges Leben, gehören alle zu dieser Gattung, und obgleich in der Darstellung nicht ohne Mängel, sind sie doch

von den oben angedeuteten Fehlern fast gänzlich frey. In dem Liede: Befiehl du deine Wege, ist es bewundernswürdig, welchen feurigen Ansatz der Dichter nimmt, um von der Wahrheit, daß Gott die Welt regieret, sich zu ihm selbst zu erheben, und sich in unbegrenztem Vertraun mit ihm zu vereinigen. Auch Tersteegens Lied: Gott ist gegenwärtig, möchten wir zu den schönsten dieser Gattung zählen.

Aber auch in dieser Gattung finden wir nur eine kleine Anzahl vortrefflicher Lieder; und wir müssen die mehrsten für ungenügend, ja für gänlich mißlungen erklären. Denn es fehlt ihnen der höhere Schwung, der lebendige Gang, das Aufstreben zu Gott, wodurch allein der Leser zu Gott erhoben werden kann. Nichts stört die Betrachtung in ihrem ruhigen und langsamen Gang; die verschiedenen Stationen des Weges sind schon abgemessen und bestimmt; es sind die verschiedenen Seiten und Beziehungen, welche der Gegenstand darbietet, die verschiedenen logischen Momente des Begriffs; und mit dem Todesgedanken wird gewöhnlich der Schluß gemacht Der Dichter gleicht einem Wegebaumeister, der sich einen Kirchthurm zum Ziele genommen hat, und der nun die Chaussee in gerader Richtung darauf hinlaufen läßt. Wie viel solche Fehler schaden, das wollen wir nicht an einem schlechten, sondern an einem guten Liede dieser Gattung zeigen. In dem Dankliede von Paul Gerhard: Sollt' ich meinem Gott nicht singen, werden die Wohlthaten Gottes nach einander aufgezählt, Leben, Erlösung, Heiligung, Gaben der Natur, Bewahrung, Errettung; einer jeden ist eine besondere Strophe gewidmet, worin sie gepriesen wird. Diese methodische Anlage läßt die Begeisterung des Dankes, welche dies Lied aussprechen und erwecken will, nicht zum Durchbruche kommen, und hat die sehr unangenehme Folge, daß, ob man gleich jede einzelne Strophe für sich genommen, lobenswerth finden kann, doch das Lied als Ganzes gedehnt und weitschweifig erscheint, und nicht anregend, sondern ermüdend wirkt. Will man recht fühlen, was diesem Liede fehlt, und wie es hätte beschaffen seyn sollen, so braucht man nur dagegen den 103 Psalm zu lesen!

Endlich haben wir auch noch Lieder im reflectirenden Lehrton angenommen; diese Gattung ist freilich die niedrigste unter allen, und der Strom des Gefühls verläuft sich hier gewöhnlich in den Sand. Manche Betrachtungs-Lieder, die sich nicht zur Anschauung erheben können, sinken auf diese Stufe der Reflexion herab. Am gewöhnlichsten ist in diesen Liedern die Anrede an den Leser; doch es kommt auch zuweilen statt dieser, die Form des Selbstgespräches, ja selbst die des Gebetes vor; aber man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, denn es kann, trotz derselben, der Inhalt nicht durch Anschauung oder Betrachtung gewonnen, sondern nur durch hin und her springende Reflexion zusammengetragen seyn. Man möchte zweifeln, ob diese Lieder überhaupt für Poesie gelten können; doch haben einige durch die Wichtigkeit der Lehren, welche sie vortragen, und durch die rhetorischen

Wendungen, wodurch sie die poetische Wärme einigermaßen ersetzen, sich einen nicht ganz unverdienten Beifall erworben.

3. Beispiel.

Die Beredsamkeit eine Tugend.

(2. Aufl. S. 20.)

Da also die Rhetorik keine wissenschaftliche Gestalt bekommen kann, wenn man in der Beredsamkeit ein schwankendes Mittelding zwischen Poesie und Philosophie sieht; da man sie ferner weder der Poesie, noch der Philosophie unterordnen darf; so bleibt uns nur noch ein Weg übrig, ihr höchstes Princip zu finden, wenn sie anders ein solches hat, nämlich, die dritte der an ihr bemerkten Eigenschaften, das Streben nach einem äußeren Zweck, zu betrachten und zu sehen, ob es uns auf einen festen Grundsatz führen wird.

Das poetische und philosophische Hervorbringen ist eine Art der Thätigkeit, welche man die isolirte oder in sich selbst zurückgehende nennen könnte. Denn sie bildet eine Idee aus und hat dabei keinen andern Zweck, als diese Idee und ihre Ausbildung selbst. Das also Gebildete kann freilich wie alles was existirt nach außenhin wirken; doch nie hat es der Absicht so zu wirken, sein Entstehen zu verdanken.

Es giebt eine andere Art der Thätigkeit, die immer eine äußere Veränderung beabsichtigt, sey es in den Gesinnungen oder in den Handlungen der Menschen, sey es in den Freundschafts- und Familien-Verhältnissen, oder in den bürgerlichen und kirchlichen. Zu dieser Art der Thätigkeit, deren Gesammtheit das gesellige Leben ausmacht, gehört nun auch die Beredsamkeit und sie ist so sehr mit den jedesmaligen Umständen verschlungen, daß sie selbst für die Reflexion, davon nicht getrennt werden kann. Denn wenn es bei einer Tragödie des Sophocles sehr wohl möglich ist, sie als etwas zu betrachten, das für sich selbst besteht, und sie von allen bürgerlichen Verhältnissen des Dichters abgesondert zu denken, so ist ein solches Trennen bei einer Rede des Demosthenes durchaus nicht zu bewerkstelligen. Keine davon ist ein isolirtes Kunstwerk; keine kann aus dem Gewebe von Umständen, worin sie gesprochen wurde, herausgerissen werden; nur mit diesen zusammengenommen bildet sie eine Einheit, die wieder nur ein Akt, ein Punkt in der politischen Laufbahn des Redners war. Wenn die alten Redner auftraten, so war ihr Sprechen ein Handeln in der engsten und gewöhnlichsten Bedeutung des Worts; ein Handeln, das wahrlich deswegen nicht weniger diesen Namen verdiente und deswegen nicht weniger kräftig war, weil sie sich der Rede und nicht etwa der Arme, der Waffen oder anderer Werkzeuge bedienten. Ja selbst in unsern unrhetorischen Zeiten, wenn man die Vorträge eines geistlichen Redners als eine Reihe kleiner ab-

gesonderter, sonntäglich gelieferter Kunstwerke betrachten wollte, so würde sich gewiß ein jeder gegen eine solche Ansicht verwahren und verlangen, daß man seine Reden als einzelne Versuche auf seine Zuhörer zu wirken, als einzelne Akte seiner Amtsführung ansehen solle; wodurch sie sich dann ebenfalls in die Gesammtheit seines geselligen Wirkens verlieren würden. Da aber alles Wirken des Menschen in seinen Verhältnissen, unter der Leitung des Sittengesetzes steht oder stehen soll, so kann die Ausübung der Beredsamkeit, da sie nichts anders ist als ein solches Wirken, auch keinen andern Gesetzen unterworfen seyn als den ethischen. Sie strebt in den Gesinnungen und der Handlungsweise anderer Menschen eine Veränderung hervorzubringen; die Frage nach ihren Principien verwandelt sich also ganz natürlich in diese: welches sind die Gesetze, nach welchen ein freies Wesen auf andere freie Wesen wirken darf? und diese Frage kann nur aus der Ethik beantwortet werden.

Wir wollen versuchen sie zu beantworten. Und sollten sich aus den Gesetzen, nach welchen ein freies Wesen auf andre freie Wesen wirken darf, alle, als wahr und richtig anerkannte, aber bisher unzusammenhängend neben einander gestellte Regeln der Beredsamkeit ableiten lassen, so würde es keinen Zweifel leiden, daß die Rhetorik, als Theorie der Beredsamkeit ein Theil der Ethik, die Beredsamkeit selbst aber eine Fertigkeit nach ethischen Gesetzen zu wirken, d. h. eine Tugend sei.

Und dadurch wäre denn auch der Verlegenheit ein Ende gemacht, worin sich die Theoretiker befinden, wenn sie bestimmen sollen, ob die Beredsamkeit eine Kunst oder nicht, und was sie denn überhaupt eigentlich sey. Sie mögen sie nicht für eine Kunst ausgeben, da es in die Augen fällt, daß sie die Erreichung eines äußeren Zweckes und nicht eine freie und uninteressirte Darstellung des Schönen beabsichtiget. Zu einem Handwerke möchte man sie aber auch nicht herabwürdigen; man unterscheidet daher schöne und nicht schöne, ästhetische und nicht ästhetische Künste; wunderbare und schwer zu verstehende Ausdrücke! In diese letztere Klasse wird nun die Beredsamkeit geworfen, mit der Beifügung, sie verdiene den Namen einer Kunst, in so fern wir mit jenem Ausdruck den Begriff einer geübten und gebildeten Fähigkeit und Fertigkeit verbinden, Werke hervorzubringen, deren einzelne Theile in ihrer innigsten Verbindung zu einem und demselben Zwecke sich vereinigen. Unter diesen Begriff gehört aber auch jede mechanische Fertigkeit, und es ist daher durch eine solche Unterscheidung für die Ehre der Beredsamkeit nichts gewonnen. Sollte sich aber die von uns aufgestellte Ansicht der Beredsamkeit durchführen lassen, so würde ihr dadurch nicht nur ein sehr fester und bestimmter, sondern auch höchst ehrenvoller Platz verschafft. Sie gehörte zu dem, was im Menschen das Höchste ist, zur Tugend, und könnte nur in so fern eine Kunst genannt werden, als dieser Name der Tugend selbst gegeben werden könnte.

Indem ich aber sage, daß die Beredsamkeit eine Tugend ist, meine ich damit keinesweges, daß ein gewisser Grad ethischer Vollkommenheit, nun auch schon zur Beredsamkeit hinreichend sey, und alles übrige entbehrlich mache, das sie sich aus Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft anzueignen pflegt. Ich meine nur, daß das Anordnen und Bestimmen dessen, was die Beredsamkeit aus diesen verschiedenen Fächern in sich hereinzieht, dem ethischen Gesetze vorbehalten bleibt; eben dies aber ist es, was von einem höchsten Princip gefordert wird. Wer z. B. wollte leugnen, daß die Phantasie die höchste Gesetzgeberin für den Maler sey? Und doch wird kein Gemälde durch Phantasie allein zu Stande kommen. Es gehört dazu mechanische Fertigkeit, Kenntniß der Farben, der Perspektive, der Anatomie, der Geschichte; die Phantasie als höchstes Princip bestimmt bloß, wie jede von diesen Kenntnissen und Fertigkeiten angewendet werden soll. Eben so sind dem Redner, nach den verschiedenen Verhältnissen, in denen er sich befindet, und nach den verschiedenen Zwecken, die er sich vorsetzt, auch gar mancherlei Mittel nothwendig, die nur durch Studium und Uebung erworben werden können; dasjenige aber, das bestimmt, wo, wie, und in welchem Maße ein jedes der vorhandenen Mittel angewendet werden soll, das ist das ethische Gesetz, dem jede Beurtheilung unsrer Verhältnisse, unsrer Zwecke und unsres geselligen Wirkens anheimfallen muß. So daß hier das moralische Gesetz nicht etwa bloß den Moment anzeigt, wo gehandelt werden soll, die Leitung der Handlung aber einem andern Princip überläßt, wie es bei Ausübung einer jeden Kunst der Fall seyn würde; sondern die Beredsamkeit in allen ihren verschiedenen Formen ist nichts weiter als die Entwickelung des ethischen Triebes selbst.

4. Beispiel.

Aus der Predigt:

Die Verbindung des Glaubens an die Vorsehung mit dem Glauben an die Erlösung.

Den 24. September 1837.

(Zeugnisse von Christo Th. V. S. 283.)

Epistel an die Römer Kap. 8. V. 32.

Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben: wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wir müssen es immer wünschen, und vornehmlich in der jetzigen Zeit, daß alle Christen von dem Glauben an die Vorsehung erfüllt seyn möchten, von dem Glauben, daß Gott die Welt regiert, und zwar nicht nur nach starren, unbeweglichen Gesetzen, sondern auch mit einer Liebe, welche Alle umfaßt, und welche die Dinge zum Besten jedes Einzelnen lenkt. Doch

scheint dieser heilsame und trostreiche Glaube keinesweges bei allen Christen Eingang gefunden zu haben; denn einige setzen der Wahrheit die traurigsten und verwerflichsten Irrthümer entgegen; Andere pflichten ihr zwar bei mit der Ueberzeugung und mit dem Verstande, doch sie erstreckt ihre Wirkung nicht auf ihre Gesinnung und auf ihr Verhalten.

Diese auffallende und betrübende Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, daß der Glaube an die Vorsehung niemals abgesondert und für sich allein, sondern immer nur in Verbindung mit dem Glauben an Christum und an die Erlösung aufgefaßt werden kann. Wer mit dem Apostel ausruft: Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben; der wird auch hinzufügen: Wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken? Wie sollte er nicht mit derselben Fürsorge auch das Schicksal jedes Einzelnen leiten? Wem aber noch nicht der Sinn für Gottes höchste Wohlthat, für die Erlösung aufgegangen ist, der wird auch sein liebreiches Walten in den Umständen unsers Lebens bezweifeln. Warum glaubt man also nicht an die Vorsehung? Weil man nicht an die Erlösung glaubt. Warum hegen wir kein volles Vertrauen auf den Gott, der unser Schicksal regiert? Weil wir noch nicht fest begründet sind in dem Vertrauen auf den Gott, der uns erlöset hat.

Diese Verbindung des Glauben an die Erlösung mit dem Glauben an die Vorsehung möchten wir euch heute anschaulich machen, indem wir euch zeigen erstlich, daß nur der, welcher an die Erlösung glaubt, auch an Gottes Liebe glauben; zweitens, daß nur dieser Gottes Liebe auch in den Leiden erkennen; drittens, daß nur dieser alle Schickungen nach Gottes Willen benutzen kann. — Hilf uns, o Gott, zum rechten Glauben an Christum; mit diesem ist uns jeder andere Glaube gegeben!

Erstlich, nur der, welcher an die Erlösung glaubt, wird auch glauben, daß Gott uns liebt. Das allgemeine Walten Gottes in der Natur und in der Schöpfung — dies freilich werden auch Diejenigen, die nicht an Christum glauben, zu erkennen im Stande seyn. Wie sollte es ihnen nicht einleuchten, daß Gott die Welt mit Weisheit erbauet, und daß er die sich darin bewegenden Kräfte festen, unwandelbaren Gesetzen unterworfen hat? Wie sollten sie nicht zugeben, daß auch dem Menschengeschlechte eine Bahn von ihm vorgezeichnet ward, welche dieses in seiner geistigen Entwickelung durchlaufen muß? Wie sollten sie es nicht selbst wahrscheinlich finden, daß die hervorragenden Menschen, durch welche ganze Jahrhunderte ihr eigenthümliches Gepräge bekommen, sich eines besonderen göttlichen Schutzes erfreuen? Diese Wahrheiten sind schon im natürlichen Lichte zu erkennen; sie sind wichtig, aber nicht genügend; sie gehören zum Glauben an die Vorsehung, aber sie bilden nicht seinen Gipfel und seine Spitze. Dieser besteht in der Ueberzeugung, daß Gottes Fürsorge nicht nur das Ganze, sondern auch den Einzelnen umfaßt, und daß ein Jeder in den Augen des himm=

lischen Vaters einen nicht geringeren Werth hat, als das Ganze der Schöpfung. Dieser Glaube thut uns Noth, wir wünschen, wir suchen ihn, aber wir finden ihn nur in Christo, denn sonst scheint alles ihn nicht zu begünstigen, sondern zu bestreiten.

Was ist die Erde gegen das All der Schöpfung? Ein Tropfen im Weltmeer! Was bin ich gegen die Millionen, die auf diesem Tropfen leben, gegen die noch größere Anzahl Derer, die auf diesem Tropfen gelebt haben, und leben werden? Ich bin ein Nichts, weniger als Nichts; ich verliere mich in meiner unendlichen Kleinheit! Und Gott sollte mein gedenken; sollte die Jahre, Tage, Stunden und Augenblicke meines Lebens zählen, sollte Freuden und Schmerzen darin abwägen; sollte ihm seinen Lauf und seine Richtung bestimmen? Zählt er etwa die Wassertropfen im Ocean; schreibt er etwa vor, wohin ein jeder durch den Sturm soll getrieben werden? Wozu könnte es dienen? Und wenn er sie unbeachtet läßt, warum sollte er mich nicht unbeachtet lassen? Hätte er mich hochgestellt unter den Menschen, um große Dinge durch mich auszuführen, so möchte er vielleicht eine Zeitlang auf die Erhaltung seines Werkzeuges bedacht seyn: aber ich gehöre zu Denen, von welchen man nur sagen kann, sie lebten, sie litten, sie starben; die keinen Namen und keinen Einfluß hinterlassen. Hätte ich mich hervorgethan durch strenge, heldenmüthige Erfüllung seiner Gebote, so möchte ich vielleicht auf seine Fürsorge Ansprüche machen können; aber ach! ich bin ein verderbter, sündiger Mensch, ich habe oft seine Gebote übertreten, ich muß fürchten, daß, wenn er meiner gedächte, dies nur geschehen würde, um mich zu strafen; ich muß wünschen, daß er seine Blicke nicht auf mich richte, sondern von mir abwende. Von mir abwende? Ach! wie wäre dies auch so traurig! Also kein Auge, das vom Himmel auf mich herabsähe; kein Herz dort Oben, das sich mein erbarmte! Hingegeben wäre ich den Kräften der Natur, die mich in ihrem blinden Gange zermalmen; hingegeben der Gewalt der Ereignisse, die mit ihrem ehernen Wagen über mich hinrollen? Kann ich es glauben; kann ich mich dabei beruhigen? Nein! Um Trost ist mir sehr bange; aber wo soll ich ihn finden? Ich frage die Erde, ich frage mein eigenes Herz — sie sind stumm. Ich frage den Himmel: o daß doch der Himmel zerrisse, und daß eine Antwort aus ihm herabkäme!

Der Himmel ist zerrissen, und die Antwort ist herabgekommen, herabgekommen durch den Sohn Gottes, der hier auf Erden gelebt hat, und als Opfer für unsere Sünden gestorben ist. Hier muß ich inne halten, hier muß ich fragen: Glaubt ihr dies? Du glaubst es nicht? Wehe Dir! Du beraubst Dich des größten Trostes für die Ewigkeit; und auch des viel geringeren, aber doch so nothwendigen für die Zeit dieses Lebens! Ihr glaubt, meine Brüder, an Christum den Erlöser? O wie gern setze ich dies bei euch Allen voraus! Nun werden wir fortschreiten von Licht zu Licht, nun werden wir an Gottes Liebe glauben können. Ist es nicht Liebe, was aus dem

ganzen Werk der Erlösung hervorleuchtet? Und wie allgewaltig mußte sie nicht seyn diese Liebe, da sie durch das größte der Wunder die Schranken durchbrach, welche Gott und Menschen, Himmel und Erde ewig von einander zu trennen schienen; da der Vater den Sohn hingab, und da der Sohn sich kleidete in unser Fleisch und Blut; da sie in dem Sohne Gottes den Abscheu überwand, welchen die menschliche Natur, und welchen die göttliche Natur in einem noch gewiß viel größeren Maaße hegt gegen Leiden und Tod! Wie allgewaltig mußte sie seyn diese Liebe, da sie nicht eher ruhte, als bis sie uns im Himmel eine Seligkeit bereitet hatte, ähnlich derjenigen, welche dort den eingeboren Sohn Gottes umfängt!

Und wo gibt es nur etwas, da sich von einer solchen Liebe nicht glauben, erwarten und hoffen ließe? Es ist unermeßlich, ja wenn ihr wollt, es ist unbegreiflich, daß ein jeder von denen, die vorüberrauschen wie Tropfen im Strome der Zeit, dem Ewigen theuer sey, daß er als ein eigenthümliches Wesen von ihm bemerkt und beachtet, daß keiner dem Andern, keiner dem Ganzen aufgeopfert werde: — aber Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben; glaube ich dieses, so glaube ich auch jenes, denn jenes ist geringer als dieses. Es ist unermeßlich, ja, wenn ihr wollt, es ist unbegreiflich, daß Gott einem Jeden dieser Unzähligen einen Lebensweg, und zwar von Ewigkeit an, und zwar den besten, um zum Ziele der Seligkeit zu gelangen, vorgezeichnet, daß er ihm alle Gnadenmittel, welche diese Bestimmung erforderte, alle Freuden, welche sie vergönnte, zugetheilt, daß er das Große in seinem Schicksale beachtet und das Kleinste nicht übersehen hat: — aber Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben; glaube ich dieses, so glaube ich auch jenes, denn jenes ist geringer als dieses. Es ist unermeßlich, ja, wenn ihr wollt, es ist unbegreiflich, daß Gott in seiner ewigen Vorherbestimmung, doch auf die Gesinnungen, auf die Thaten, auf die Gebete eines Jeden Rücksicht genommen hat, und daß er, bei einem andern Verhalten des Menschen, sich auch anders gegen ihn verhält: — aber Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben; glaube ich dieses, so glaube ich auch jenes, denn jenes ist geringer als dieses. Ich glaube? Was rede ich von glauben? Ich sehe, ich sehe in meiner Vergangenheit Plan und Anlage zu einer bestimmten Gestalt meines Lebens, Verbindung größerer und kleinerer Umstände zu gleich segensreichen Wirkungen, sehe darin eine Fürsorge, die nicht umfassender und zärtlicher seyn könnte, wenn ich der einzige Gegenstand dieser göttlichen Fürsorge wäre; und ich denke, daß ein jeder, dessen Augen durch Christum erleuchtet sind, eben dies in seinem vergangenen Leben wahrnehmen, und für die Zukunft erwarten wird.

Bin ich zufrieden? Nein! Je mehr ich von Gottes Gnade erfahre,

um so mehr wächst meine Sehnsucht immer Größeres von ihr zu erfahren, zu empfangen. Sie genügen mir nicht diese Rathschlüsse Gottes, die von Ewigkeit an gefaßt sind, und die an uns in Erfüllung gehn; es genüget mir nicht, daß des Herrn Wille an mir geschieht, während Er selber von mir entfernt ist. Er muß mir nahe seyn, Er muß mir geben, was er mir zugedacht, Er muß mich begleiten auf dem Wege den Er mir vorgeschrieben hat; Er muß durch seine Gegenwart mich erlösen von der Bangigkeit, die selbst auf dem Gipfel des Glückes mich ergreifen müßte, wenn ich mich allein fühlte mitten in dieser unermeßlichen Welt. Du verlangst viel, o Herz! Aber laß uns sehn, ob Du es erwarten darfst; laß uns zurückgehn auf die Worte des Apostels: Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben. Ja, Du darfst es, denn hierin ist Alles, hierin ist auch das, was Du jetzt wünschest, enthalten. Der Sohn Gottes ist für Dich gestorben; dadurch ist er für immer an Dich gefesselt; man verläßt niemals Den, für welchen man so viel gethan hat. Liebe zu Dir zog ihn einmal, sie zieht ihn immer zu Dir vom Himmel herab. Liebe fügt unzertrennlich zusammen, immer will man Dem nahe seyn, den man liebt, wenn man es vermag; er aber vermag es, denn er ist wahrer Gott, er ist allgegenwärtig; so ist er immer Dir nahe. Höre, wie er selbst es verheißt: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende; ich werde zu euch kommen, und Wohnung bei euch machen. Und schreite nun fort auf Deiner Bahn mit festem Muthe und mit großer Freudigkeit, denn Du gehst einher an seiner Hand.

Zweitens, nur der, welcher an die Erlösung glaubt, wird Gottes Liebe in den Leiden erkennen. Kaum haben wir die Ueberzeugung von dieser Liebe gewonnen, so scheint sie auch schon wieder vernichtet durch die Leiden, die uns vor die Augen treten, unter denen die Menschheit seufzet und die mit ihrer schweren Last sie zu Boden drücken. Ueber Alle, die geboren werden, ist das Urtheil ausgesprochen, daß sie sterben müssen, und der Tod setzt ihrer Laufbahn, so lang und so glücklich sie auch sonst gewesen seyn mag, ein trauriges Ziel. Nicht immer zögert er, bis das Leben sein gewöhnliches Maaß erreicht hat, sondern er umfaßt schon die blühende Jugend, und zieht sie, neben dem höheren Alter, hinein in die Gruft. Hier wird seine zerstörende Kraft noch verstärkt durch Einflüsse, die man mit der Luft in sich aufnimmt; furchtbar vermehrt sich die Anzahl der Opfer, die er hinrafft; er läßt ihnen nicht Zeit, sich allmählig vom Leben zu lösen; er bestürmt sie mit Gewalt, und schnell ist sein Sieg entschieden. Nicht über Einem Lande, sondern über vielen zugleich, schwebt er in dunkelm Gewölk, und sendet unsichtbare Pfeile herab, von denen Viele getroffen werden, und die einen Jeden treffen können. Hier wird es ihm vergönnt die Elemente in seinen Dienst zu nehmen, durch Feuerströme und Wasserfluthen die Habe der Menschen und ihr Leben zu zerstören. Dort ist der Krieg sein furchtbares

Werkzeug; eine Schlacht wird geschlagen und viele Leichen bedecken das Feld, viele Wohnungen sind eingeäschert, viele Menschen irren ohne Obdach umher.

Solche größere Drangsale erscheinen freilich nur nach längeren Zwischenräumen, aber auch in der ruhigsten und glücklichsten Zeit kann der Arme und Kranke in seiner elenden Hütte verschmachten; kann ein Herz gebrochen werden durch den Tod Derjenigen, die es am innigsten liebt, oder durch andere Unglücksfälle, welche schlimmer sind als der Tod. Einen Jeden können diese Leiden treffen; auch die reinste Frömmigkeit und Gottesfurcht gewährt gegen sie keinen unfehlbaren Schutz. Wir fassen sie ins Auge, und — wir können es nicht läugnen — sie scheinen uns ein Einwurf gegen Gottes Liebe, und das durch diese schon erwärmte Herz erkaltet in Zweifel und in Schrecken.

Aber doch nur bei dem, welcher Christum noch nicht erkannt hat; denn der, welcher an ihn und an die Erlösung glaubt, hat auch ein kräftiges Mittel um diesen Zweifel, diesen Schrecken zu überwinden: er hat die Hoffnung des ewigen Lebens, hat sie aus den blutenden Wunden Christi, aus seinem Kreuzestode geschöpft. Warum wäre das Unerhörte geschehn, das, wobei die Erde erbebte und die Sonne sich verfinsterte, warum wäre ein Gottmensch am Kreuze gestorben, wenn das menschliche Leben nach wenigen Jahren eines kummervollen Daseyns hienieden dem Tode und der Vernichtung anheimfiele; wenn es nicht eine ewige überschwängliche Herrlichkeit gäbe, zu welcher das ungewöhnlichste aller Mittel uns den Weg bahnen sollte? Gott der seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben, wie sollte er mit ihm uns nicht Alles schenken? Ja, er schenkt uns, dies wird uns schon durch das Leiden Christi verheißen — er schenkt uns das ewige Leben. Und zum vollen Genuß des ewigen Lebens gelangt Keiner — als durch den Tod. Mag der Tod eine Strafe, mag er ein Unglück seyn — er ist es gewiß, und wir wollen es nicht verkennen! Aber er ist zugleich für den Gläubigen eine Wohlthat! Dies wollen wir eben so wenig verkennen als jenes, wollen es auch da nicht verkennen, wo die Erscheinung des Todes furchtbarer, größer die Zahl seiner Opfer, schneller sein Sieg über das Leben ist; denn wenn er auch mit allen seinen Schrecken sich waffnet, was ist und bleibt er für den Frommen? Der Eingang zum Himmel.

Wie mit dem Tode, so ist der, welcher an die Erlösung glaubt, auch mit den größten göttlichen Strafgerichten versöhnt. Er erkennt ihre Nothwendigkeit, denn er hat an dem Kreuze Christi die Furchtbarkeit der Sünde erkannt. Furchtbar muß sie seyn, da ein solches unerhörtes, schauervolles Mittel nothwendig war, um sie zu besiegen; furchtbar ist sie, weil sie die Menschen noch stets verhindert die Bedingungen zu erfüllen, unter denen der Tod Christi das Mittel ihrer Erlösung und Seligkeit werden kann. Sie sollen an ihn glauben, und die Welt verleugnen; aber sie glauben nicht an

ihn, sondern an sich selbst und an ihre eigene Kraft; sie verleugnen nicht die Welt, sondern betrachten diese Erde als ihr Vaterland und als ihre Heimath, und sind gern bereit über dem kümmerlichen Glück das sie ihnen bietet, den Himmel und seine Seligkeit zu vergessen. Sollte da eine ernste, ja eine strenge Erinnerung ihnen nicht heilsam und unentbehrlich seyn? Das Ziel, das sie jetzt besonders sich vorgesteckt haben, ist die Sicherstellung und Ausschmückung des gegenwärtigen Daseyns durch die errungene und stets mehr zu erringende Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte. Von diesem Ziele glauben sie sich nicht mehr entfernt; und auf einem fliegenden Wagen, mit Windesschnelle, rollen sie darauf zu. Aber da tritt ihnen eine unerfreuliche Erscheinung in den Weg; es ist die von Gott gesendete Krankheit; riesenhaft, unheimlich steht sie vor ihnen, und hemmt ihren Lauf; der rollende Wagen steht stille. Ihr, die ihr Alles besiegen könnt, ruft sie, wollt doch zuerst gegen mich eure Kunst erproben! Siehe! Ich besiege euch; ich stürze in wenigen Stunden euch hinunter in das Grab! Und es war also ein Irrthum, ein großer Irrthum, mit eurer ganzen Kraft des Wünschens und des Thuns ein Leben zu umfassen, das so schnell ein Ende nimmt! — Auch der Fromme hört diese Stimme; auch ich, spricht er, fing an mich in die Dinge dieser Welt mit einer weichlichen, sorgenvollen Zärtlichkeit zu vertiefen. Ich bedurfte der Erinnerung, und ich danke Dir, o Gott, daß Du mich erinnert hast!

Ja es wird der, welcher an Christum und an die Erlösung glaubt, nicht nur den Schauer, welchen das Leiden einflößt, überwinden, er wird auch das, was für ein Zeichen des göttlichen Zornes gilt, als ein Zeichen erhöhter göttlicher Liebe betrachten können. Denn er blickt hin auf das Leiden Christi: Wer ist es, der das Kreuz tragen muß, und der unter seiner Last zu Boden sinkt? Wer ist es, der durch größere Körper- und Seelen-Schmerzen als je ein Mensch sie erduldet hat, ja als ein Mensch sie ausdenken kann, bestürmt, und durch sie dem Tode entgegen geführt wird? Ist es nicht der eingeborne Sohn Gottes, an welchem der Vater Wohlgefallen hat, und welchen er auch jetzt unendlich liebt, wo er die Strafe der sündigen Menschheit trägt? Was will Gott uns sagen durch dies unerhörte, einzige Schauspiel? O ihr Menschen, so scheint die Stimme des himmlischen Vaters zu ertönen, mir bricht das Herz über euern Irrthum! Leiden und Tod sind für euch eine Strafe, aber zugleich ein Beweis meiner Liebe. Ihr seht nur die Strafe, und verkennt die Liebe; ihr fühlt euch von mir getrennt durch das was euch zu mir ziehen sollte. Doch ich will euer Entsetzen, eure grauenvollen Zweifel überwinden. Seht, ich verschone nicht meines eingebornen Sohnes, ich gebe ihn hin in Leiden und Tod: seyd ihr jetzt nicht von euerm Irrthum geheilt? — Ja, meine Brüder, jetzt hat sich für uns, die wir an Christum glauben, der Eindruck der Leiden und der Trübsal durch einen plötzlichen Umschwung in das Entgegengesetzte verwandelt. Sie

sind nicht mehr eine Schmach, sondern eine Ehre; nicht mehr ein Merkmal der Verwerfung, sondern der Kindschaft; nicht mehr ein Zeichen des göttlichen Zornes, sondern der göttlichen Liebe. Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Hat er den Herzog unserer Seligkeit nur durch Leiden vollkommen gemacht, mußte Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehn, so werden wir auch nur durch Trübsal zu dem Reiche Gottes gelangen können; und was uns diesen Weg führt, das ist seine Liebe!

Ist uns nun Christus in unsern Leiden ähnlich geworden, so will er auch aus seinen und den unsrigen ein großes Ganze bilden, und wie er die unsrigen zu den seinigen machte, so will er auch die seinigen zu den unsrigen machen. Für alle Diejenigen die an ihn glauben, wird diese Gemeinschaft der Leiden zwischen uns und ihm nichts Undenkbares seyn. Stehn sie nicht in jeder Rücksicht mit ihm in Verbindung? Sind sie nicht sein Eigenthum; ist er nicht das ihrige? Ist er nicht das Haupt; sind sie nicht die Glieder? Wie sollte denn, wenn sie leiden, ein Unterschied gemacht werden können zwischen dem was ihnen, und dem was ihm angehört? Sind sie es nicht, die da leiden; es ist Christus, der in ihnen leidet; wir erstatten an unserm Fleisch, sagt der Apostel, was noch mangelt an Trübsalen in Christo. Durch das was er am Kreuze erduldete, ist er der Urheber ihrer Seligkeit geworden; durch das was er fortwährend in ihnen erduldet, vermehrt er ihre Fähigkeit, sich das Heil, das er ihnen erworben hat, anzueignen. Wie ein Strom von einem Berge herabkommt, viele Bäche und Flüsse in sich aufnimmt, und sie mit sich in den Ocean führt; so kommt das Leiden Christi herab von Golgatha, ergießt sich durch die Jahrhunderte, nimmt unsere kleineren und größeren Schmerzen in sich auf, und führt sie mit sich in den Schoos seines Vaters. Wo giebt es nun wohl etwas auf dieser unermeßlichen Welt, das dem himmlischen Vater theurer wäre, als das Leiden seines Sohnes? Welchen Werth müssen also auch unsere Leiden, wenn sie zusammengeflossen sind mit den Leiden Christi, für ihn, welchen Werth müssen sie alsdann nicht auch für uns selber haben? Sie sind für uns ein Schmuck und eine Krone; ein theures Unterpfand, daß wir, die wir die Trübsale Christi theilen, auch an seiner Herrlichkeit Theil nehmen werden.

Daß eine solche engere Gemeinschaft zwischen uns und dem Herrn durch Leiden gestiftet wird — habt ihr es nicht an euch selber empfunden und erfahren, ihr Gläubigen? Er ist nicht fern von einem jeden unter uns, und auch Diejenigen, die er mit Gütern und Freuden überhäuft, werden, wenn sie ihn suchen, ihn finden können; aber werden sie ihn immer suchen; werden nicht seine eigenen Gaben, ihn zum Theil verbergen? Den Leidenden ist er ganz besonders nahe; das wissen wir aus seinem Worte, wenn er spricht: Ich wohne bei denen, so zerschlagenen und demüthigen Geistes sind, auf daß ich erquicke den Geist der Ge-

demüthigten und das Herz der Zerschlagenen. Wir wissen auch, daß alsdann jede Scheidewand, die sonst seine Gläubigen von ihm trennen konnte, gefallen ist. Das theure Gut hat er ihnen genommen, in welchem ihr Herz seine Befriedigung fand; was wird ihren Verlust ersetzen, was wird ihre Leere ausfüllen können, als Er selbst? Durch große Schmerzen des Leibes und der Seele werden sie bestürmt; wie sollten sie nicht noch viel inbrünstiger als sonst ihn herbeirufen, und um seinen Beistand ihn bitten? Er kommt — ich frage euch: Ist er nicht gekommen in solchen Zeiten, herangezogen durch eure Leiden und durch eure Gebete? Hat er euch nicht seinen Frieden gegeben, ja vielleicht Entzückungen, in denen sich euch der Himmel erschloß, und ihr schon jetzt an seiner Seligkeit Theil nahmt? Hat er euch nicht einen wunderbaren Trost eingeflößt, in welchem ihr rufen konntet: Es ist Alles gut, es ist Alles sehr gut! In einem Worte: Hat sich euch nicht im Leiden die Liebe Gottes am deutlichsten geoffenbaret? So wollen wir denn auch im Leiden sie preisen!

5. Beispiel.

Gedichte.

Stimmen der Lebenden.

I.

Mein armes Herz, was haben wir gewonnen,
Weil Jahre lang von Schmerzen wir gelebet?
Welch' wahres Gut ward schon von uns erstrebet,
Und welches Werk des Heiles ward begonnen?

Des Lebens kurze Zeit ist bald zerronnen,
Sey es von Trauer oder Lust gewebet;
Und wenn der ewige Richter sich erhebet,
Fragt er nach Schmerzen nicht, und nicht nach Wonnen;

Er fragt nur, ob, den Blick gewandt nach Oben,
Wir treu gemieden der Versuchung Netze,
Um auf dem Weg des Lebens fortzueilen.

Wohlan, mein Herz, zum Himmel sey erhoben!
Im Himmel sind ja unsere liebsten Schätze;
Wie solltest Du nicht auch im Himmel weilen?

VI.

Haben wir Dich in den finsteren Stunden,
Dich in der Trübsal dunkelster Nacht,
Dich bei den Gräbern der Todten gefunden:
Dann hat das Leiden uns Segen gebracht.

Schöner, o Herr, ist Dein freundliches Glänzen,
Göttliche Sonne der geistigen Welt,
Schöner als die, so die östlichen Grenzen
Jetzt mit der strahlenden Fackel erhellt.

Wie jetzt des Schleiers wehende Säume
Faltet die Nacht zum eilenden Fliehn;
Wie jetzt die ängstlich flatternden Träume
Schnell sich dem Lichte des Tages entziehn:

Also, wenn Deine Strahlen uns wecken,
Schwindet der Gram der die Herzen gebeugt;
Schwinden des Todes gewaltige Schrecken,
Und der schwer lastende Kummer entweicht.

Führe uns jetzt auch, als treuer Begleiter,
Wieder, o Herr, in das Leben hinein.
Sey uns in Kämpfen ein helfender Streiter,
Sey uns in Nächten ein tröstender Schein.

Mit Dir ist jeglicher Ruhm zu erschwingen,
Mit Dir bringt Segen uns jegliche Noth;
Mit Dir ist stets triumphirend das Ringen,
Heilig das Leben, und selig der Tod!

Wenn uns der Schatten des Todes umdunkelt,
Schaun wir plötzlich Dein leuchtend Panier;
Folgen, von ewigen Strahlen umfunkelt,
Und wo Du weilest, da weilen auch wir.

Hast Du des brennenden Herzens Verlangen
Ganz durch Dein seliges Schauen gestillt:
Laß uns denn auch die Geliebten umfangen,
Die uns einst sterbend mit Trauer erfüllt.

Ach! bei des Herzens noch blutenden Wunden,
Tönet Dir jetzt schon des Gläubigen Dank;
O wie ertönt, sind die Leiden verschwunden,
Dort Dir der Seligen Jubelgesang!

Fischermädchen auf dem See.

Nicht um Fische mir zu fangen,
Fahr' ich Sonntags auf dem See;
Nur zu stillen das Verlangen,
Das den Geist zieht in die Höh';

Nur zu folgen den Gedanken
Auf der Andacht heller Bahn,
Mag ich gern am Sonntag schwanken
Auf den Wellen, in dem Kahn.

Ringsum blühende Gefilde
Schließen dieses Wasser ein,
Und es ruht drauf warm und milde
Mütterlicher Sonnenschein.
Solche liebliche Gestade
Werden nicht vom Herrn verschmäht,
Und es weilt hier seine Gnade,
Wie am See Genesareth.

Wenn, die Jünger zu beschirmen,
Er das Wasser einst betrat;
Wenn er bey der Nächte Stürmen,
Ging den wunderbaren Pfad:
Warum bey des Tages Helle,
Bey der Sommerlüfte Weh'n,
Sollt' er auf der klaren Welle,
Nicht auch mir zur Seite stehn?

Schwäne, die vorüber gleiten,
Ganz in Frieden und in Ruh',
Thun, als ob sie mein sich freuten,
Nicken mit dem Hals mir zu.
Möchten wir an unsern Brüdern
Freundlich so vorübergehn,
Ihren Friedensgruß erwiedern,
Und um Segen für sie flehn!

Doch schon tönen Abendglocken,
Das Gestirn des Tages sinkt;
Und in seinen grauen Locken
Steht der Vater dort und winkt.
Ja, ich kehre gern, und wende
Von der Fahrt zurück den Kahn.
Vater, nimm in Deine Hände,
Mich am Ende meiner Bahn!

Des Kranken Frühlingsfeier.

Den Frühling hab' ich schöner nie gesehen,
Nie frischer Grün, und hellern Sonnenschein;
Und Eins muß seinen Werth für mich erhöhen:
Ich fühl' es wohl, es wird der letzte sein;

Der letzte, der auf Erden mir enthüllet
Der Bäum' und Blumen Sonnumglänzte Pracht;
Wenn seinen Kreislauf dieses Jahr erfüllet,
Dann decket mich des tiefen Grabes Nacht.

Blüh'n dann die Blumen wieder und die Bäume,
Spielt durch die Wipfel dieses Sonnenlicht,
Dann werdet Ihr durchwandeln diese Räume,
Doch mich in Eurer Mitte seht ihr nicht.

Und wenn ich ruh' in meinem tiefen Bette,
Ist Einer wohl, der meiner noch gedenkt,
Der meiner bald vergess'nen Ruhestätte
Vom Raub des Frühlings eine Blume schenkt?

Wohl fließen mir aus meinen Augen Thränen,
Doch solche nicht, wie sie die Trauer weint;
Nein, wie sie reich entquillen unserm Sehnen,
Wenn nahend die Erfüllung ihm erscheint.

Ist dieser Frühling, der die Erde krönet,
Der sie mit Blüthenkränzen rings umzieht,
Mit Nachtigallen Chören rings umtönet —
Ist er der einz'ge Frühling, welcher blüh't?

Blüh't nicht ein Frühling in des Himmels Auen,
Den nie der Sonne heißer Strahl versengt,
Den stets der Gnade Wolken mild bethauen,
Die zu den Blüthen Lebensfrüchte schenkt?

Ist Er nicht dort, den auch hienieden findet
Ein treues Herz, das Seiner nie vergißt;
Doch der uns dort mit höh'rer Lieb' entzündet,
Weil er dem Aug' sich zeiget, wie er ist?

Von ihm, von ihm hat mir auch jetzt gesungen
Der Vögel Chor ein wunderbares Lied;
Des Frühlings Wehn ist in mein Herz gedrungen
Mit einem Sehnen, das mich aufwärts zieht.

Auch dort wird meine Lieb' euch stets umfangen,
Ihr Lieben, dort, vor seinem Angesicht;
Und wieder euch zu sehn wird mich verlangen,
Ihr mögt nun mein gedenken, oder nicht.

IV. Rhetorische Prosa. (§. 56.)

1. Georg Joachim Zollikofer. 1730—1788.

Georg Joachim Zollikofer wurde am 5. August 1730 zu St. Gallen in der Schweiz geboren, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, die Gymnasien zu Frankfurth am Main und zu Bremen und studirte in Utrecht. Nach seiner Rückkunft in's Vaterland wurde er Prediger zu Murten in der Schweiz 1754 und im Jahre 1758 Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig, der er, obschon ihm verschiedne vortheilhafte Anträge gemacht wurden, dennoch bis an seinen Tod am 22. Januar 1788 treu blieb. Er wirkte bei dieser ausgezeichneten Gemeinde dreißig Jahre für sie selbst wie auch für die Universität. Sein Vortrag und seine ganze äußere Erscheinung war ruhig und würdevoll, tief eindringend und überzeugend, obschon nach der Sitte jener Zeit mehr auf Moral als christlichen Glauben gerichtet, mehr lichtvoll und klar als hinreißend. Durch nichts wird in seinen Predigten

die reformirte Kirche ausgezeichnet und aus den Predigten am Feste der Reformation Luthers könnte man den nicht Lutheraner nicht erkennen. Dagegen kann er auf der Kanzel Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens mit Würde behandeln und wirkt um so sicherer, je mehr er sich durch seinen Charakter und Wandel die allgemeine Achtung erworben hatte. Er war ein Freund Gellerts und Weißens, welcher ihn bei der Herausgabe eines neuen Gesangbuches unterstützte.

Von ihm sind etwa 250 Predigten im Druck erschienen, die in mehreren Sammlungen verschiedener Ausgaben derselben herausgekommen sind. Zuerst erschienen seit 1769: Predigten von G. J. Zollikofer in 4 Sammlungen in sechs Theilen, in mehreren Auflagen. Die älteste seiner Predigten ist von 1764. Dann erschienen mit Zollikofers Bildniss: Predigten nach seinem Tode herausgegeben: 1. Band enthaltend christliche Fest- und Passionspredigten. 2. Band enthaltend christliche Fest- und Communionpredigten und die übrigen sieben Theile: auserlesne Predigten vermischten Inhalts. Leipzig 1788 und 89 herausgegeben von Blanckenburg. Gleichzeitig kamen heraus beide Sammlungen, vereint unter dem Titel: Zollikofers sämmtliche Predigten. 15 Bände. Leipzig 1789—1804. Ein großes Verdienst erwarb sich Zollikofer durch Herausgabe des neuen Gesangbuches. Leipzig 1766 (achte Aufl. 1786). Geschätzt waren seine Andachtsübungen und Gebete. Vergl.: Garve, über den Charakter Zollikofers. Leipzig 1788.

Beispiel.

Der Triumph des Todes und der Triumph des Lebens.

Aus Zollikofers Predigten, nach seinem Tode herausgegeben Th. II. S. 5.

1 Corinther 15. V. 55 und 57.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum.

In unserm Texte wird dem Tode ein Stachel, der Hölle oder dem Grabe ein Sieg zugeeignet; beydes sind Bilder von demjenigen, was den Tod und das Grab fürchterlich und schrecklich machet, beydes drücket den scheinbaren Triumph des Todes und des Grabes aus. Aber der frohe Jubelton, in welchem der Christ fraget: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Dieser zeiget, daß jene Schrecknisse des Todes und des Grabes verschwunden sind, daß ihr Triumph vereitelt worden. Und so ist es Christen, meine Brüder! Das Leben hat über den Tod gesieget. Die schönsten Aussichten auf Fortdauer, auf Unsterblichkeit, auf ewige Glück-

seligkeit haben die finstere Grabesnacht erhellet. Daran erinnert, davon versichert uns der heutige Tag; der Tag, da unser Herr als Sieger aus dem Grabe hervorging, und dasselbe für alle seine Verehrer, für alle Menschen öffnete. Ja, da er, das Haupt der Menschen, der Fürst des Lebens, im Grabe lag, da schallte das wilde Siegesgeschrey des Todes und des Grabes weit über den ganzen, mit Leichen und Verwesung bedeckten Erdboden hin, da schienen alle Wünsche und Hoffnungen der Sterblichen mit ihm begraben zu seyn. Aber da unser Anführer und Vorgänger sich den Banden des Todes entriß, und im neuen göttlichen Leben dastand, da verstummte jenes fürchterliche Siegesgeschrey, da triumphirte das Leben über den Tod, da stiegen aus dem Munde des Sterblichen, der seine Unsterblichkeit fühlte, Jubellieder zum Himmel empor. O meine Brüder, laßt uns an seiner so gerechten Freude Theil nehmen, und in seinen Jubelton zuversichtlich einstimmen! Froh laßt uns mit den Boten unsers Herrn, den Zeugen seiner Auferstehung ausrufen: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? (der Tod ist verschlungen in den Sieg.) Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christ. Und um diese Freude desto vernünftiger und lebhafter zu machen, und den ganzen Umfang unsers Glücks zu empfinden, so laßt uns auf der einen Seite den Triumph des Todes, und auf der andern Seite den Triumph des Lebens betrachten. Laßt uns Finsterniß und Licht, die Gründe der Furcht und die Gründe der Hoffnung und Zuversicht, gegen einander halten.

Scharf ist der Stachel des Todes, groß ist der Sieg der Hölle, laut und fürchterlich ihr Triumph, wenn wir sie bloß an und vor sich selbst, und ohne Rücksicht auf Jesum, den Wiederhersteller des Lebens, den Zerstörer des Grabes betrachten.

Schrecklich sind vors erste die Boten des Todes, fürchterlich seine Drohungen, schauervoll die Zurüstungen, die er zur Zerstörung des Lebens und der Glückseligkeit machet. Welch ein schwarzes Heer von Unfällen, von Krankheiten, von Seuchen geht nicht vor ihm her! Welche Schwachheiten, welche Schmerzen, welche Entkräftung, welcher Kampf kündigen nicht seine Ankunft an! Welche Thränen, welche Seufzer, welches Händeringen, welches Angstgeschrey sieht und hört man nicht in seinem Gefolge! Und wie zahlreich, wie tiefverwundend sind nicht die Pfeile, die ihm zum Verderben verliehen sind! Wo ist etwas in der ganzen Natur, das ihm nicht Waffen zur Zerstörung darreichte! Wie heißt die Bewegung, das Geschäffte, das Leiden, der Genuß, die Freude, die den Menschen nicht tödtlich werden könnten! Und wie bebet nicht alles vor seiner Ankunft! Wie schnell welket nicht jede Blume auf dem Pfade des Lebens bey seiner Annäherung dahin! Wie verstummet nicht jede Stimme der Freude und des Frohlockens vor seinem schreckenden Rufe! Welches tiefe, finstere Schweigen, welche Muthlosigkeit, welche bange Erwartung herrschen nicht in seiner Gegenwart! Welch

ein trauriger Anblick ist nicht der Anblick des Menschen, der bleich und entstellt, kraft- und muthlos auf seinem Krankenbette daliegt, vergebens nach Hülfe, nach Stärkung und Erquickung schmachtet, unter der Last seiner Leiden und Schmerzen immer tiefer dahin sinkt, jeder Freude immer unfähiger, gegen jeden Trost immer unempfindlicher wird, angstvoll zwischen Tod und Leben, zwischen Furcht und Hoffnung schwebet, das fliehende Leben zurückwünscht, und dem sich nähernden Tode mit Zittern entgegen sieht!

Die Herrschaft des Todes ist ferner allgemein, M. A. Z. und auch dieses vermehret seinen wilden Triumph. Sie erstrecket sich über alles, was auf dem Erdboden lebet. Seine Verheerungen sind auf diesem Schauplatze der Vergänglichkeit gleichsam unbegränzt. Keine Gattung, keine Art von lebendigen Geschöpfen ist von dem Loose der Sterblichkeit frey, keine ist vor der Macht der Zerstörung und der Verwesung sicher. So wie die Blume verwelket, das Blatt verdorret, der Baum erstirbt, das Thier hinfällt, so wird auch der Mensch, der Herr der ganzen leblosen und thierischen Schöpfung, ein Raub des Todes und des Grabes. Zahlreich und mannigfaltig sind die Opfer, die der Grausame täglich und stündlich dem Menschengeschlechte abfordert und die er alle ohne Unterschied des Alters, des Standes, der Würde, des Verdienstes in den Staub wirft. Hier hat der Heilige keinen Vorzug vor dem Sünder, der Wohlthäter und Erretter seiner Brüder keinen Vorzug vor dem zerstörenden Eroberer und dem Tyrannen. Hier liegt der Säugling, der kaum das Licht dieser Welt erblickte, neben dem Greise, der seinen Glanz nicht mehr zu ertragen vermochte. Dort vermischet sich der Staub des aufblühenden Jünglings mit dem Staube des reiferen Mannes, die Asche des Mächtigen und Gewaltigen mit der Asche eines seiner niedrigsten Sclaven. Hier fällt der Starke, der jeder Arbeit, jeder Last, jedem widri- Zufalle zu trotzen schien; dort welket die Schöne dahin, die gleich dem Frühlinge blühte, und sich und andern eine so reiche Erndte von Freuden versprach. Alles, alles was von der Erde ist, das muß wieder zur Erde zurückkehren, von der es genommen ist. Wo du auf dem Erdboden wandelst, o Mensch, da wandelst du auf dem Gebiete des Todes, wo du immer deinen Fuß hinsetzest, da trittst du auf Gräber von Verstorbenen, da erregest du Staub, der ehemals belebt, die Hülle deiner Brüder war.

Fürchterlich ist der Triumph des Todes, denn *seine Ankunft ist meistens unerwartet und seine Gewalt ist unwiderstehlich.* Jetzt raffet er den Menschen im Taumel seiner Lust, dann in der sorgenlosen Ruhe der Nacht, jetzt mitten unter allen Zurüstungen zum Genusse des Lebens, dann in der mannigfaltigen Zerstreuung von Geschäfften und Arbeiten hinweg. Jetzt entreißt er ihn plötzlich dem Kreise seiner Gesellschafter, dann den Armen seines vertrauten Freundes, jetzt schlägt ihn ein unbedeutender Unfall auf einmal darnieder, dann wird eine geringscheinende Krankheit in wenigen Stunden oder Tagen unheilbar. Nur selten höret

man seinen Fußtritt von weitem, nur selten wird man seine Annäherung ehe gewahr, als bis die Hand zum tödtlichen Streiche schon aufgehoben ist. Und wie vergeblich sind nicht gemeiniglich alle Warnungen auch dann, wenn man sie frühzeitiger vernimmt! Wie eitel alle Bemühungen der Kunst, wie fruchtlos alles Widerstreben der Natur! Hier schützet weder Jugend noch Stärke, noch Hoheit und Grösse, noch Tugend und Verdienst. Der Tod erscheint, und die regesten Kräfte des Menschen ziehen sich erschrocken zurücke, und seine glänzendsten Vorzüge verschwinden, und jeder Versuch des Widerstandes ist Beweis der äussersten Schwachheit.

Und das eigentliche Geschäffte des Todes, M. A. Z. wie furchtbar ist das nicht! Wie schrecklich machet das nicht seinen Triumph! Wen ergreifen nicht tiefe Schauer bey dem Anblicke desselben! Allmählige Erschöpfung der Lebenskraft, gänzliches Aufhören aller willkürlichen und mechanischen Bewegungen des Körpers, Stockung aller Säfte, allgemeine Verfinsterung, tiefe Nacht, Kälte, Erstarrung, Trennung von der ganzen sichtbaren Welt, Grab, Verwesung, Zerstörung: dieß ist das Werk des Todes! dieß der Sieg, den er über alles, was sterblich ist, davon trägt! Und nun denket noch die Umstände dieses fürchterlichen Auftritts hinzu, die Angst, die den Sterbenden ergreift, der Wunsch des längeren Lebens, der ihn so späte verläßt, die Bande, die ihn an die Umstehenden und Zurückbleibenden heften, die Vervielfältigung seiner Leiden durch die ihrigen, die Vorwürfe, womit ihn oft sein Gewissen quälet und die Furcht, die ihn so oft bey den Aussichten in die ungewisse Zukunft überfällt: wie viel schrecklicher muß nicht dieß alles den Triumph des Todes machen.

Ja, schrecklich ist dieser Triumph, denn auch die Folgen der Verwüstungen, die der Tod anrichtet, sind traurig, sind überfliessende Quellen von menschlichen Thränen und Wehklagen Wie schmerzlich sind da nicht die Trennungen, wie tief, wie unheilbar die Wunden der Verlaßnen und Verwaisten, wie unersetzlich nicht oft ihr Verlust! Hier wird ein treuer Gatte dem andern, eine Hälfte so innig vereinter Seelen der andern; dort ein holdes, unschuldvolles Kind seinen zärtlichen Eltern: hier ein rechtschaffner Vater seinem noch schwachen, unerzognen Sohne, eine sorgfältige, liebevolle Mutter ihrer, Hülfe und Beyspiel bedürftiger, Tochter; dort ein redlicher, edler Freund dem andern entrissen. Hier werden tausend weise, gemeinnützige Entwürfe und Absichten vereitelt; dort die regesten, thätigsten Kräfte in ihrer Wirksamkeit gehemmet, und vielversprechende Fähigkeiten an ihrer Entwickelung gehindert. Hier wird der Fleißige der Frucht seiner Arbeit beraubet; dort der Keim edler Thaten in seinem ersten Triebe erstickt. Hier werden Vergnügungen, Freuden, Hoffnung, Glückseligkeit von tausendfacher Art zerstöret; dort öffnen sich eben so reiche als mannigfaltige Quellen von Mangel, von Kummer und Elend. Hier trauret die einsame Wittwe und der hülflose Waise; dort

umringen Verlegenheit und Noth die Unglücklichen, die den Verlust ihres Wohlthäters, ihres Beschützers, ihres Führers beweinen. So finster, M. Th. Fr. ist der Pfad des Todes! So schreckensvoll seine Erscheinung und die traurigen Folgen seiner zerstörenden Macht! So fürchterlich groß sein Triumph über alles, was auf Erden lebet und Odem hat! Ja, in dieser scheußlichen Gestalt muß er sich einem jeden zeigen, der ihn bloß an und vor sich selbst, bloß in seinen nächsten Folgen, und ohne das Licht eines höhern Unterrichts, ohne die Aussicht in eine bessere Zukunft betrachtet.

Aber ist wohl dieser Triumph des Todes ganz das, was er zu seyn scheint, M. A. Z.? Ist er auch dem Christen das, was er dem Ungläubigen und dem Zweifler sein muß? Beruhet er wohl auf festem Grunde? Wird er ewig währen? Nein, Christen, meine Brüder, heute feyert ihr mit mir die Auferstehung unsers Haupts und Herrn. Heute feyert ihr mit mir den Triumph des Lebens, des durch den auferstandnen Jesus wiedergebrachten und auf immer befestigten Lebens. O freuet euch dessen mit mir und erwäget mit mir, wie viel größer, herrlicher, fester, gegründet sein Triumph als der scheinbare, kurzdauernde Triumph des Todes ist.

Ist die Herrschaft des Todes allgemein, erstreckt sie sich über alles, was vergänglich und sterblich ist, so ist es die Herrschaft des Lebens nicht weniger und noch weit mehr, so erstreckt sich dieselbe über alles, was gewesen ist und noch ist und künftig seyn wird. Nichts verdirbt, nichts stirbt ganz und auf immer. Nichts verdirbt, das nicht wieder hergestellet, nichts stirbt, das nicht wieder lebendig werden sollte. Selbst im Pflanzenreiche ist Tod und Verwesung, Keim und Vorbereitung zu neuen Auftritten und Gestalten des Lebens. Das Saamenkorn kann nicht aufkommen, nicht blühen, nicht Früchte tragen, es ersterbe denn erst. Und wenn der Winter mit seinem Froste alles zu verderben und zu tödten scheint, so belebet der sanftere Frühling alles wieder mit neuer Schönheit und Pracht. Mögen doch immer lauter Gräber den Erdboden bedecken und Todte auf Todte sich häufen; dies alles ist nur Aussaat auf die künftige allgemeine Erndte und diese Erndte wird um so viel reicher und herrlicher seyn, um so viel reicher die Aussaat war. Auf diesen großen, weiten Acker Gottes, des Vaters der Menschen, wird nichts ausgesäet, das nicht wieder zum Vorschein kommen und weit schöner und vollkommner aufblühen sollte, als es in seinem ersten Zustande war. Ja selbst ohne Rücksicht auf diese neue Belebung alles dessen, was einst gestorben war, scheint nur die Herrschaft des Todes allgemein zu sein und ist es in der That nicht. Nein, nur Staub, nur Körper, die vom Staube gebildet sind, nur die sichtbaren, groben, irrdischen Hüllen lebendiger und geistiger Wesen sind seiner zerstörenden Macht unterworfen. Die Kraft, die sie beseelet, ist unzerstörbar, der Geist, der sie bewohnet, der darf keinen Tod, keine Auflösung und Verwesung be-

fürchten, der denket und lebet und wirket auch dann, und denket und lebet und wirket noch freyer und edler, wenn seine Hütte zerbrochen ist, wenn seine Hülle im Grabe liegt und ein Raub der Verwesung wird. Nur der Staub kehret zur Erde zurücke, von welcher er genommen ist, aber der Geist schwingt sich zu Gott empor, dessen Hauch, dessen Bild er ist, mit dem er schon jetzt Verwandschaft und Gemeinschaft hat, und dem er immer näher zu kommen, mit dem er immer mehr Gemeinschaft zu haben, bestimmt und fähig ist. O Tod, wo ist denn dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Wie eingeschränkt ist deine Macht! Wie lügenhaft dein Triumph! Du hast die leimerne Hütte zerbrochen, aber der Bewohner der Hütte, die du zerstöret hast, der hat sich über die Trümmer derselben erhoben, der ist nicht zugleich mit ihr zerstöret; der lebet noch, den du ganz zu zernichtem gedachtest. Das Unsterbliche, was du zugleich mit dem Sterblichen in die finstere Gruft zu verschließen und mit den Banden der Verwesung zu fesseln glaubtest, das hat sich zu Gott, seinem Schöpfer, emporgeschwungen und lebt und freuet sich in dem Glanze seines Lichtes.

Ist ferner die Macht des Todes unwiderstehlich in Rücksicht auf alle sterbliche Geschöpfe, so ist es die Kraft des Lebens noch viel mehr, die selbst dem Tode und dem Grabe ihre Beute entreißt, die den zerstörten Raub wieder sammlet und das Verwesliche die Unverweslichkeit, das Sterbliche die Unsterblichkeit anziehen heißt. Es ist die Kraft des Allmächtigen, dem nichts unmöglich ist; die Kraft der ewigen, unerschöpflichen Quelle alles Seyns, aller Bewegung, alles Lebens; die Kraft des Gottes, der aus der Finsterniß Licht hervorbringt, jeden noch so scheinbaren Widerspruch in Wahrheit, jede noch so räthselhafte Verwickelung der Dinge in die schönste Ordnung auflöset, und kein Uebel, das schlechterdings und auf immer Uebel wäre, wollen kann; die Kraft des Schöpfers, der dem, was noch nichts ist, so rufet, als ob es schon da wäre, auf dessen Wink Himmel und Erde, Sonnen und Welten und alle die unzählbaren Heere ihrer leblosen und lebendigen Bewohner entstehen und sind und sich bewegen und leben! Wo ist der Staub, wo das Lebenskorn, das sich dem Allwissenden entziehen, wo die geschaffne Kraft, die sich dem Rufe der göttlichen, schaffenden Allmacht widersetzen, wo das, eines neuen Lebens fähige und nach höherm Leben schmachtende, Geschöpf, das aus dieser ewigen, nie versiegenden Lebensquelle nicht Leben und Freude die Fülle schöpfen könnte? — Und diese Kraft des Allmächtigen, der nichts zu widerstehen vermag, die wohnet, die offenbaret sich in seinem Sohne Jesu, in dem Auferstandenen, dessen Fest wir feyern, dessen Erlößte und Unterthanen wir sind. Ihm hat der Vater die Macht, das erhabene Vorrecht gegeben, das Leben zu haben in sich selber und Leben von tausendfacher Art ausser sich hervorzubringen, zu verbreiten, wieder herzustellen. Er ist die Auferstehung und das Leben. Wer an ihn glaubet, der stirbt nicht auf immer, und den wird er am letzten Tage wieder aufer-

wecken. Mit unwiderstehbarer Gewalt wird dann seine Stimme in die Gräber dringen, und alle Gräber werden sich ihm, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat, öffnen, auf seinen Befehl werden alle Meere und alle Tiefen ihre Todten wiedergeben, und dann wird alles, was im Staube schlummerte, zum neuen, höheren Leben erwachen. Ja, dazu ist er gestorben und wieder von den Todten auferstanden, daß er über Todte und Lebendige herrsche und nichts verliere von allem, was ihm der Vater gegeben hat. Heil ihm, dem Ueberwinder des Todes, dem Zerstörer der Pforten der Hölle! Durch ihn ist der Tod verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist nun dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ja, M. A. Z. die Herrschaft des Todes, so fürchterlich sie immer scheinen mag, ist nur von sehr kurzer; aber die Herrschaft des Lebens ist von ewiger, unaufhörlicher Dauer, und der Triumph von jenem ist gegen den Triumph von diesem eben das, was Augenblicke gegen Ewigkeiten sind. Laßt den Leib Jahrhunderte, laßt ihn Jahrtausende im Schoße der Erde ruhen, was sind diese Jahrhunderte, diese Jahrtausende gegen die Ewigkeit des neuen Lebens, wo keine Schmach, kein Leid, keine Trennung, kein Tod mehr seyn wird? Laß die Finsterniß der Grabesnacht mit allen ihren Schrecknissen noch so lange dauern, noch so undurchdringlich scheinen, was ist sie gegen den hellen, lichtvollen Tag, der sie einst vertreiben und auf welchen keine Nacht mehr folgen soll? Laßt selbst den Todesschlaf Weltalter hindurch währen, was ist er und was wird er am frohen Morgen der Auferstehung anders seyn, als ein Schlummer, nach welchem sich der Erwachende neubelebt, neugestärkt, zum Genusse höherer, ewiger Freuden erweckt findet? O wie bald, wie völlig wird sich nicht jene kurze Dauer der Herrschaft des Todes und des Grabes in dem unbegrenzten Gebiete der Ewigkeit verlieren, wo alles lebet, und seines Lebens sich freuet, und sein Leben nie wieder zu verlieren befürchten darf! Ja, dein Triumph, o Tod, ist der Triumph eines Augenblickes; dein Sieg, o Hölle, ist der Sieg einer bald vorübergehenden Gewitternacht; und dann herrschet und triumphiret das Leben, das mannichfaltigste, thätigste, seligste Leben von Ewigkeit zu Ewigkeit; und dann sind Tod und Grab auf immer vergessen, und jede Spur der Verwesung und Zerstörung ist verschwunden!

Und wie viel edler, M. A. Z. ist nicht das Geschäffte des Lebens, des durch den auferstandnen Jesum sich offenbarenden Lebens, als das Werk des Todes! Der Tod zerstöret; das Leben stellet das zerstörte wieder her. Sind die Folgen des Todes fürchterlich, so werden sie durch die größere Macht des Lebens völlig aufgehoben, und die Veränderungen, die dieses hervorbringt, sind die seligsten, die herrlichsten, die sich nur denken lassen. Frohlocket der Tod über die Finsternisse, und die Schrecken, die er um sich her verbreitet, so triumphiret das Leben in dem Glanze des Lichts und der

Freude, die alle jene Schrecknisse und Finsternisse auf immer zerstreuen. Ja, hier in dem Lande der Unsterblichen, werden die zerrissenen Bande der reinen Liebe, der tugendhaften, edlen Freundschaft wieder zusammengeknüpft, und weit enger, weit fester geknüpft, als es da, wo Wechsel und Vergänglichkeit herrschten, möglich war. Hier, in der Auferstehung der Gerechten, vereiniget sich alles wieder, was der Tod auf eine kurze Zeit getrennt hatte, und findet in der Art und in den Folgen dieser Wiedervereinigung überschwenglichen Ersatz des erlittenen Verlustes. Hier, in dem Reiche des Lebens, wird jede gehemmte, zurückgehaltne Kraft in neue, weit grössere und edlere Thätigkeit gesetzt, jede unentwickelte Fähigkeit entwickelt, jede Anlage zum Guten ausgebildet, jedes unterbrochne Streben nach höherer Vollkommenheit mit dem glücklichsten Erfolge fortgesetzt, jede erworbne gute Fertigkeit frey und völlig angewandt, jede vereitelte gemeinnützige Bemühung durch einen erweiterten Wirkungskreis belohnet, jedes Leiden in Freude, jeder redliche Wunsch in That und Wahrheit verwandelt. Hier wird die verkannte Tugend mit den glänzendsten Vorzügen gekrönet, und der Rechtschaffne, dem Neid und Bosheit seinen Lohn entrissen, erndtet die schönsten Früchte von seiner Rechtschaffenheit ein. Hier sammlet ein jeder das, was er auf Hoffnung ausgesäet hatte, hundertfältig und tausendfältig wieder ein. Hier wird jede wahre reine Lust, die der Strom der Vergänglichkeit bald trübte, bald ganz versiegen ließ, unvermischt und ungestört genossen; und hier öffnen sich neue Quellen von Vergnügungen, von Freuden, von Seligkeiten, die noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und keines Menschen Herz empfunden hat! — —

Und was wird dann dein Triumph seyn, o Tod? Was ist dein Sieg, o Hölle? Leben und Glückseligkeit scheinst du zu zerstören; Vernichtung und Elend scheinen deinem Fußtritte zu folgen; und doch führest du, selbst auf dem dunkelsten, schreckenvollsten Pfade, zum Lichte, zu höherem Leben, zu reinerer Glückseligkeit. Nein, eitel ist dein Triumph, o Tod! Fruchtlos dein Sieg, o Hölle! Deine Macht ist zerstöret; deine Schrecknisse sind verschwunden; deine fürchterliche Gestalt täuschet den Christen nicht mehr! Vergeblich drohest du ihm mit ewiger Finsterniß, mit gänzlicher Zerstörung, mit unersetzlichem Verluste! Deine Drohungen sind Drohungen eines überwundenen Feindes, die nur den Unwissenden, nur den Zaghaften verwirren. Nein, das Leben hat über den Tod gesieget! Durch ihn, den auferstandenen Jesum, ist dieser Sieg ans Licht gebracht und ausser allen Zweifel gesetzt. Sein Triumph ist vollkommen; er ist eben so unumschränkt als ewig! Ihm jauchze alles, was lebet und was stirbt, als seinem Erretter entgegen! Sein freue sich, der schon im Grabe schlummert, so wie der, der erst das Licht der Welt erblicket! In ihm ist Leben, Fülle des Lebens, und aus ihm ergießt es sich in alles, was je gelebt hat und noch leben wird! Ja, mit vereinigter Stimme müssen alle Lebendige und alle Todte, alle Werden-

den und alle Sterbenden in das Triumphlied einstimmen: der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ!

Ja, Christen, diese frommen, frohen Empfindungen müssen uns auch heute beleben! Freude, innige, dankvolle Freude müsse unsre Festfeyer seyn! Sie müsse Licht über alles verbreiten, was uns verwirren und schrecken konnte! Welch einen ganz andern Werth hat nun dieses Leben! Welch eine ganz andre Gestalt hat nun der Tod! Nun ist das Gegenwärtige kein verwirrendes, unauflösliches Räthsel, und die Zukunft keine schreckende Finsterniß. Nun ist dieses kurze, ungewisse Leben nur erster Auftritt einer ewigen Dauer, nur Vorbereitung zu einem höheren Daseyn. Nun ist der Tod nur Uebergang ins freyere, bessere Leben. Nun kann dem Weisen, dem Christen, weder das Gegenwärtige unwichtig und lästig, noch das Zukünftige fürchterlich seyn. Nun kann er froh leben und froh sterben, getrost und hoffnungsvoll aus dem einen Zustande in den andern übergehen. Ja dessen, meine theuresten Freunde, dessen wollen wir uns heute, dessen wollen wir uns hier bey der Tafel unsers Herrn freuen, dafür wollen wir ihm, dem Wiederbringer des Lebens, hier bey der Feyer des Gedächtnisses seines Todes den Dank und das Lob bringen, das wir ihm schuldig sind. Ja, er starb, er starb am Kreuze, damit wir leben möchten. Er lebet, und mit ihm sollen auch wir leben. Er hat über das Grab gesiegt, und mit ihm und durch ihn werden auch wir uns über den Staub erheben und die Unverweslichkeit anziehen. So gewiß er lebet, so gewiß werden wir nicht auf immer sterben, sondern durch den Tod zum Leben hindurch dringen. So gewiß er ein seliges, herrliches, göttliches Leben führet, so gewiß werden auch wir Theil an seiner Herrlichkeit und Seligkeit nehmen, wenn wir seine rechtschaffenen Nachfolger sind. Ja, ihm, unserm Anführer und Vorgänger wollen wir nachfolgen. Das wollen wir ihm hier bey dem Genusse des Mahles seiner Liebe aufs neue geloben, und dieß Gelübde soll uns stets heilig seyn. Und dann wollen wir unsern Lauf getrost fortsetzen, stets auf ihn und auf das glorreiche Ziel, das er uns vorhält, sehen, und im Glauben an unsre Unsterblichkeit alle Schrecknisse des Todes und des Grabes besiegen. Sein Sieg ist der unsrige; sein Triumph soll auch der unsrige seyn. Laßt den Zweifler, den Ungläubigen vor dem Gedanken des Todes erschrecken! Laßt ihn vor der finstern Gruft, die seiner wartet, zurückschauern! Uns, die wir Christen sind, darf dieser Anblick nicht verwirren. Nein, nun mag diese zerbrechliche Hütte immerhin fallen, kann sie doch ihren unsterblichen Bewohner nicht mit sich in ihre Zerstörung verwickeln! Nun mag uns der Tod Kinder, Gatten, Freunde entreißen, kann er sie uns doch nicht ewig vorenthalten! Werden wir doch nicht lange von ihnen getrennt bleiben, und sie weit vollkommner und seliger wieder finden, als sie uns verlassen

hatten! Nun mag Dunkel und Finsterniß die ganze sichtbare Welt vor unsern Augen bedecken, unser Geist durchdringt diese Schatten, und eilt einem Lichte entgegen, gegen welches Sonnen= und Sternenlicht Finsterniß ist! Nun mag sich das Grab unter unserm Fuße öffnen, wann und wo es dem Schöpfer unsers Leibes von Staube gefällt; auch dieser Staub ist und bleibt in seinem Gebiete, unter seiner Aufsicht, und wird so gewiß neu verklärt aus dem Grabe hervorgehen, so gewiß unser Haupt und Anführer, Jesus, von den Todten auferstanden ist. Nun sey der Pfad unsers Lebens noch so rauh, noch so mühsam, mit noch so vielen Gefahren umringt, er führet uns doch zum höheren, besseren Leben, zum Leben, dessen Seligkeit und Dauer gleich groß, unendlich groß sind! Unsterblichkeit, ewige Fortdauer, ewige Glückseligkeit, dieß Christen, dieß ist unser Ruhm; und dieß müsse unsern Geist erheben, unser Herz reinigen, unsern Geschmack veredeln, uns jede Pflicht zur Freude, in jedem Zustande zufrieden, in allem Leiden getrost, und selbst den Tod zum Boten des Friedens machen! Amen!

---

2. Franz Volkmar Reinhard. 1753—1812.

Franz Volkmar Reinhard, wurde am 12. März 1753 zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im ehemaligen Herzogthum Sulzbach geboren. Hier war sein Vater Prediger, der seinen Kindern kein irdisches Gut hinterlassen konnte und darum sich die Sorge um die Erziehung und Bildung seiner Kinder um so sorgfältiger zu Herzen nahm. Des Knaben erstes Lehrbuch war die Bibel. Ihr einfacher Ton sprach das kindliche Gemüth unwiderstehlich an, daſs ihre Wirksamkeit in dem Knaben von den segensreichsten Folgen war. Mit seinem fünften Jahre begann der Unterricht in den alten Sprachen und weniger die Grammatik als das Schöne, Erhabene, Große und Witzige in den alten Classikern erfüllte den Gegenstand der Gespräche in den Erholungsstunden. Im Jahre 1768, als eben sein Vater gestorben war, kam Reinhard auf die Schule in Regensburg und nach fünf Jahren vertauschte er sie mit der Universität Wittenberg, wo er die früh liebgewonnenen theologischen Wissenschaften zu seinem Hauptstudium machte. Neben ihnen trieb er, angezogen von ihrem inneren Werth und um ihrer selbst willen die Philosophie, vernachlässigte auch nicht die früh liebgewonnene Philologie und brachte so seine Zeit auf's Beste und Bildendste zu. Schon wollte er Wittenberg verlassen als seine Gönner Schmidt, Dresde und Schröckh in ihn drangen zu bleiben und sich dem akademischen Leben zu widmen. Er habilitirte sich 1777 im November unter Dresdens Vorsitz anfangs

unter großen Hindernissen und äußeren Beschwerden. Den 6. April 1778 wurde er Adjunkt der philosophischen Fakultät und zu Ende des Jahres Baccalaureus der Theologie. Nun begann er auch seine theologischen Vorlesungen mit großem Beifall und fing an sich auf seine eigene Kraft zu verlassen. 1780 wurde er außerordentlicher Professor der Theologie und seit diesem Jahre war er mit seiner Frau verheirathet, deren Vermögen ihn in den Stand setzte sich weniger als sonst Stärkung und Erholung zu versagen. Im Jahre 1782 wurde er ordentlicher Professor und im November des Jahres Dr. der Theologie und 1784 Probst an der Schloss- und Universitätskirche und Assessor des geistlichen Provinzial-Consistorii zu Wittenberg. In einer reich gesegneten Thätigkeit, in welcher er auch einen Ruf nach Helmstädt ausschlug, war er hier, bis ihn die höchsten Behörden Sachsens zum Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor 1792 nach Dresden riefen. Das Predigtamt ward jetzt seine wichtigste Beschäfftigung. Als Kirchenrath und Oberconsistorialassessor besorgte er pünktlich die obliegenden Geschäffte. Lehrreich und interessant waren die von ihm gehaltnen theologischen Prüfungen. Universitäten und Landesschulen standen unter ihm und für Alles wirkte er mit der rastlosesten Thätigkeit, dass wir in ihm die Idee eines protestantischen Kirchenfürsten dargestellt sahn.

Die kürzeren oder längeren Ferien benutzte er zu Erholungsreisen, vorzüglich nach Freiberg, wo der Berghauptmann v. Charpentier, Vater seiner zweiten trefflichen Gattinn wohnte, aber auch nach Hamburg, nach Wien und der Oberpfalz, wo er die Freunde in der Heimath besuchte. Auf einer Geschäfftsreise am 2. April 1802 hatte er das Unglück ein Bein zu brechen, was bei seiner schwächlichen Constitution, so lange er lebte, nachtheilige Folgen für ihn hatte. 1809 erhielt er einen Ruf nach Berlin als Mitglied des Staatsraths, aber er verließ Sachsen nicht, das Land, dem er Alles schuldig war. Im Jahre 1810 unternahm er eine Revision der Universitäten Wittenberg und Leipzig und der drei Landesschulen Pforte, Grimma und Meißen. Nach seiner Rückkehr verfiel er in eine heftige Krankheit, von welcher er zwar wieder hergestellt wurde, die seinen zarten Körper aber so schwächte, dass er einem neuen Anfall der Krankheit erlag am 6. Septbr. 1812.

Als Theolog war die Frucht seiner Forschungen ein fester beruhigender Glaube an das Evangelium und der Inhalt seiner Predigten die Darlegung des Lehrbegriffs der evangelischen Kirche. Die Berühmtheit seiner Kanzelreden und die Gewohnheit ihm alle nachzuschreiben, zwang ihn sie sämmtlich drucken zu lassen. Als Assessor des Kirchenraths machte er sich besonders für Erhaltung und Fortführung des wissenschaftlichen Geistes auf den Universitäten und in den Fürstenschulen bekannt und suchte dort für das zu sorgen, was er selbst schwer vermisst hatte. Den Schullehrer-Seminarien gab er eine bessre Einrichtung und nahm die Fertigkeit einiger Prediger in Anspruch, auch den Volksschulen eine vortheilhaftere Gestalt zu geben. Als

Kirchenrath suchte er durch eine neue Agende und neue Gesangbücher sich um den Cultus verdient zu machen und um die Bibel vielseitiger auszubreiten, beschloss er einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleiten und anzuordnen. Als Philosoph war er nach Crusius gebildet, hatte sich aber keiner Philosophie angeschlossen und war ein Eklektiker geblieben. — Als Philolog waren ihm Cicero und Demosthenes vor allen werth.[1])

Seine Werke sind: I. Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Kirche zum Besten der Menschheit entwarf. Wittenberg und Zerbst 1781. (Vierte Auflage 1798.) — II. Ueber das Wunderbare und die Verwunderung, Wittenberg 1782, erschien nur der erste Theil. — III. System der christlichen Moral. 5 Bde. Wittenberg 1788—1815. (der erste Theil erhielt fünf Auflagen, der zweite und der dritte drei.) — IV. Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend. Sulzbach 1810. — V. Die vollständige Sammlung seiner Predigten umfaßt 35 Bde. Sulzbach 1793 bis 1813. Einen Supplementband lieferte Kanzelmann. Meißen 1825. Einen andren Haas. Leipzig 1833. Seine Predigten zur häuslichen Erbauung, Sulzbach 1813 gab Hacker heraus. Seine Reformationspredigten erschienen von Bertholdt und nach dessen Tode von Engelhardt. 3 Bde. Leipzig 1821—24. — VI. Vorlesungen über die Dogmatik, herausgegeben von Berger. Sulzbach 1801. Zweite Auflage vom Verfasser selbst 1806. Vierte Auflage von Schott 1818. — VII. Opuscula academica. 2 Bde. Leipzig 1808—1809. — VIII. Die Psalmen übersetzt und ihrem Hauptinhalt nach erläutert, herausgegeben von Dr. Hacker. Leipzig 1813. — Noch erschien eine Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze Reinhards von Pölitz. Amberg 1804. — Reinhard gemalt von Charpentier, litterarisch gezeichnet von Böttiger,

---

1) „Könntest Du beim Lehren immer den fasslichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, „beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden, könntest Du Dich der Sprache „so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede „Steigerung des Affects durch sie sichtbar würde und immer die Seite des Herzens „träfe, die angeregt werden soll; könntest Du endlich Deiner Rede eine Fülle ohne „Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus und einen leichten ungehinderten Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das „die Beredsamkeit sein, die sich für die Kanzel schickte; Dein Vortrag würde deutlich „für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, erweckend für die Empfindung, ergreifend für das Herz sein, Du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt „mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme sprechen mit der man von „ihr sprechen soll.“ So charakterisirt selbst Reinhard seinen Begriff von wahrer Beredsamkeit, wozu noch eine strenge alles logisch genau bestimmende Disposition kommt.

Dresden 1813 und Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt von C. H. L. Pölitz. 2 Abtheil. Leipzig 1813 u. 1815.

Wir wählen als Beispiel die berühmte Reformationspredigt, über welche das Werkchen: „Neuste protestantische Bekenntnisse über Sektengeist und Kanzelkrieg, veranlasst durch die Reinhardische Reformationspredigt von 1800, gesammelt zum Besten seiner Amtsbrüder von Wilhelm Köster, Prediger in der Rheinpfalz, Deutschland 1802" erschienen ist, und hoffen, sie werde nach fünfzig Jahren gerechtere Richter finden.

---

1. Beispiel.

Am Reformationsfeste.

Text: Römer III. Vers 23—25.

Ob ich gleich, wie ich aufrichtig versichern und vor Gott bezeugen kann, das Evangelium Jesu, seitdem ich das christliche Lehramt führe, fast an keinem Tage des Jahres mit mehr Rührung und Dankbarkeit gegen Gott, mit mehr Muth und Freudigkeit verkündigt habe, als an dem Feste, welches wir heute feyern: so bin ich doch, ich kann es nicht leugnen, schon seit einigen Jahren, an eben diesem Tage mit einem heimlichen Kummer, und mit einer Verlegenheit unter euch aufgetreten, M. Z., die ich kaum verbergen konnte und die ich nicht umhin kann, euch endlich zu gestehn und bemerklich werden zu lassen. Es liegt in der Natur dieses Festes, daß es den, der öffentlich an demselben sprechen soll, mit einer ganz eignen Freudigkeit erfüllen und gleichsam begeistern muß. Es ist der größten und wohlthätigsten Veränderung gewidmet, die sich seit der Einführung des Christenthums auf Erden zugetragen hat; es erinnert an die merkwürdigen Umstände und Bemühungen, denen unsre Kirche ihr Daseyn, und alle die Vortheile schuldig ist, welche sie genießt; es erneuert das Andenken der grossen Männer, die durch ihren Muth, durch ihre Standhaftigkeit, durch ihr Vertrauen auf Gott und auf ihre gute Sache den schönsten Sieg errungen haben, der jemals erkämpft worden ist; es ist dem ehrenvollsten Triumph heilig, den die Wahrheit über den Irrthum, die Freiheit über die Tyrannei und das Evangelium Jesu über den Aberglauben gefeyert hat. Wer kann dies Schauspiel betrachten, ohne gerührt zu werden und in Bewegung zu gerathen; wer kann sich die Anstrengungen vergegenwärtigen, mit welchen die Stifter unsrer Kirche ihr großes Werk betrieben und vollendeten, ohne von ihrem Heldenmuthe gleichsam ergriffen und beseelt zu werden; wer kann sich im Besitz des Lichts der Freyheit und des Segens fühlen, der die Frucht jener An-

strengung ist, ohne seine Hände dankbar zu Gott aufzuheben, ohne laut und beredt zu werden, ohne mit einem Nachdruck, mit einem Feuer zu sprechen, das nur dem Begeisterten und Entzückten eigen ist? Und in der That, ist es mir jemals gelungen, meiner Rede die Wärme der Begeisterung, dieses Feuer der Entzückung mitzutheilen: so geschah es an diesem Tage; so geschah es vornehmlich zu Wittenberg, wo ich an den Gräbern der grossen Männer, welche die Kirchenverbessrung bewirkten, wo ich umgeben von ihren Bildnissen und Denkmalen, wo ich gleichsam umschwebt von ihren vollendeten Geistern verkündigen konnte, was durch sie geschehn ist.

Aber schon seit einigen Jahren, ich habe es bereits gestanden, schon seit einigen Jahren hat sich diese Freudigkeit vermindert, und ein stiller Kummer, eine Verlegenheit, die ich kaum verhehlen konnte, ist an ihre Stelle getreten. Ich habe mir's nämlich schon lange nicht mehr verbergen können, daß sich unsre Kirche, daß sich wenigstens die, welche am lautesten in derselben sprechen, und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen, von der eigentlichen Lehre Luthers und seiner Freunde, und von ihrem wahren, aus ihren Schriften erweislichem Sinne, immer mehr entfernen. Daß der grosse Mann, an dessen Verdienste wir uns heut erinnern, und dessen Nachfolger die Lehrer unsrer Kirche sein wollen, sie, wenn er aus seinem Grabe wiederkehren sollte, unmöglich für die Seinigen halten, und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen könnte; daß, wenn es so fortgeht, wenn sich unsre Glaubensgenossen so wenig daran erinnern, auf welche Lehren und Wahrheiten unsre Gemeinde ursprünglich gegründet worden ist, wir bald die Kirche gar nicht mehr seyn werden, welche durch die Bemühungen Luthers und seiner Freunde entstanden ist. Und doch wollen wir dies Fest feiern? wollen uns auf Männer berufen, die ein ganz andres Evangelium lehrten? wollen ihnen noch im Grabe das Unrecht zufügen, ihnen Meinungen und Behauptungen unterzuschieben, die sie nicht hatten, und ihren Namen ihr Ansehn, ihr Beispiel dazu mißbrauchen, unsre Abweichung und unsern Unglauben damit zu beschönigen?

Sehet hier die Verlegenheit, in welcher sich an diesem Feste jeder befinden muß, der öffentlich reden, der seine Gemeine zur Freude und zur Dankbarkeit gegen Gott für die Wiederherstellung der Wahrheit und des reinen Evangelii Jesu ermuntern soll. Er sieht es ja bestritten, sieht es verworfen, sieht es für Aberglauben erklärt, eben das Evangelium, welches Luther predigte, für welches er kämpfte, für welches er Gut und Blut hinzugeben bereit war; sieht es von denen bestritten und verworfen, die sich grade am lautesten auf Luther berufen, und sich seines freien kühnen Geistes mit grosser Selbstgefälligkeit rühmen. Glaubet nicht, daß ich hier zu viel sage, daß ich unsre Abweichung von der Lehre und dem Sinne der Stifter unsrer Kirche zu groß vorstelle. Ach, man merkt es darum nicht, wie weit wir von ihrem Glauben bereits abgekommen sind, weil man sich gar nicht darum bekümmert,

worauf sie denn eigentlich gedrungen haben; weil man sich durch Vorspiegelungen, die der Geschichte ganz zuwider sind, zu ganz falschen Vorstellungen von der Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts, und von dem dabei herrschenden Geist und Sinn, verleiten läßt.

So mag es denn das Geschäft dieser Stunde seyn, euch an den eigentlichen wahren Ursprung unsrer Kirche zu erinnern, M. Br.; euch zu zeigen, auf welche Haupt- und Grundlehre sie durch Anstrengungen Luthers und seiner Freunde erbaut worden ist. Höret mich mit Aufmerksamkeit und Nachdenken; richtet selbst, ob ich beweisen werde, was ich zu sagen habe, und wundert euch nicht, wenn ich dies Mal die großen Männer zuweilen selbst sprechen lasse, um deren wahren Sinn es uns eben zu thun ist. Du aber, von dem sie gezeugt, dessen Heil sie verkündigt, für dessen Ehre sie gekämpft und gelitten haben, Herr Jesu, sey mit uns und segne diese Stunde. Wir demüthigen uns vor Dir in stiller Andacht.

Text: Römer III. Vers 23—25.

Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollten; Und werden ohne Verdienst gerecht, aus seyner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehn ist; Welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, in dem daß er Sünde vergiebt, welche bis anhero geblieben war unter göttlicher Geduld.

Kürzer, deutlicher und nachdrücklicher weiß ich euch nicht zu sagen, M. Br. was den Stiftern unsrer Kirche die Hauptsache des Christenthums zu seyn schien und worauf sie alles begründet und bezogen wissen wollten, als mit den vorgelesenen Worten des Apostels. Unter allen Büchern der Schrift hat Luther keines mehr geschätzt und häufiger gebraucht, als den Brief Pauli an die Christen zu Rom, und in diesem ganzen Briefe giebt es keine Stelle, auf die er sich öfter berufen hätte, als auf diesen Text. Daß die Menschen ohne Unterschied Sünder sind und alle des Ruhmes ermangeln, den sie an Gott haben sollen; daß sie ohne alles eigne Verdienst, aus Gottes freyer Gnade, gerecht und selig werden; daß sie diese Gnade der Vermittlung Jesu und seynem versöhnenden Tode zu verdanken haben; daß sie endlich derselben nicht anders theilhaftig werden können, als durch den Glauben an diesen Tod: dieß war es, was Luther überall predigte, und unabläßig einschärfte, die Erneuerung dieser alten, so lange verkannten, ächt evangelischen Lehre war das Hauptgeschäft, zu welchem er sich berufen fühlte; vorzüglich durch diese Lehre wollte er sich von der Kirche unterscheiden, von der er sich getrennt hatte; von dieser Wahrheit ging er bei allem aus, was er änderte, verwarf oder gelten ließ; durch sie verhalf er der Kirche zum Daseyn, zu der wir uns bekennen, und deren Entstehung wir heute feyern; und alle seine Freunde, alle, die mit seinem Geist und Sinn wirkten, stimmten ihm bey und erklärten diese Wahrheit für den Hauptinhalt des ganzen Christenthums. Es kann befremdend scheinen, M. Br., was ich da

sage; grade von dieser Lehre wird es in der Kirche, die durch sie entstanden seyn soll immer stiller; und darf man einer Menge ihrer berühmtesten Mitglieder glauben, so ist es sogar ein gefährlicher Irrthum, wenn man ohne Verdienst und blos aus Gnaden, gerecht vor Gott und ewig selig werden will, so muß man sich selber helfen und durch seine Tugend der Glückseligkeit würdig werden. Diese dem Sinne Luthers und seiner Freunde schnurstracks entgegenlaufende Art zu denken und zu lehren ist so herrschend unter uns geworden, daß unzählige Protestanten gar nicht mehr wissen, wie es mit der Entstehung unsrer Kirche denn eigentlich zugegangen ist, und wie weit sie von dem Glauben ihrer Väter abgekommen sind. Wohlan also, in die Geschichte und zu dem wahren Ursprung unsrer Kirche will ich euch heut zurückführen M. Br., ich will euch die Hauptlehre nachweisen, für welche die Stifter derselben gearbeitet und gekämpft haben, ich will es klar machen, daß gar viel daran gelegen sey, diese Lehre zu wissen und fest zu halten; ich will euch, um alles kurz zusammenzufassen, zeigen, wie sehr unsre Kirche Ursache habe es nie zu vergessen, sie sey ihr Daseyn vornehmlich der Erneurung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo schuldig.

In dem Texte, welchen ich unsrer Betrachtung zum Grunde gelegt habe, ist dieser Lehrsatz so deutlich ausgedrückt, daß ich ihn nicht erst zu erklären brauche. Wer es fühlt, Geschöpfe, die sich in einem tiefen Verderben befinden, und weder etwas haben noch leisten, dessen sie sich vor Gott rühmen können, seyen ohne Ausnahme alle Menschen; wer es einsieht, wenn ihnen geholfen werden soll, so müsse alle Hülfe von Gott kommen und seine Gnade müsse sie retten; wer überzeugt ist, diese Rettung sey durch Jesum Christum veranstaltet, und sein Tod insonderheit sey die Bedingung, unter welcher dem Sünder Verzeihung widerfahren soll; wer es endlich erkennt, es gebe kein andres Mittel, Gott wohlgefällig und ewig selig zu werden, als in diese Bedingung einzuwilligen, als dieser Einrichtung Gottes sich zu unterwerfen, als nichts von Rechtswegen fordern, sondern alles aus Gnaden annehmen wollen, oder, welches einerley ist, zu glauben: der hat den Lehrsatz von der freien Gnade Gottes in Christo gefaßt, der ist mit der Lehre bekannt, von der ich behaupte, sie habe unsrer Kirche das Daseyn gegeben. Lasset mich also meine Behauptung vor allen Dingen beweisen, und sodann zeigen, wie sehr unsre Kirche Ursache habe, diesen Ursprung nicht zu vergessen.

Unwidersprechlicher läßt sich nichts darthun M. Z., als die Behauptung, unsre Kirche sey ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo schuldig. Ich berufe mich, um dies zu beweisen, auf die Veranlassung, welche Luthern weckte, und in Bewegung setzte; auf den klaren Inhalt unsrer Bekenntnißschriften; auf den Eifer, mit welchem Luther diese Lehre vor trug und einschärfte; und

endlich auf die Gestalt, die unsre Kirche gleich bei ihrem Entstehn empfing; lasset mich von jedem dieser Punkte besonders reden.

Bey dem ersten kann ich mich kurz fassen. Ich behaupte, wer sich überzeugen wolle, der Erneuerung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo sey unsre Kirche ihr Daseyn schuldig, der dürfe nur an die Veranlassung zurückdenken, welche Luthern weckte und in Bewegung setzte. Ihr wißt sie alle, diese Veranlassung. Der unerhörte Mißbrauch, welcher in der ganzen abendländischen Kirche mit dem Ablaß getrieben wurde; der schädliche Religion und Sittlichkeit störende Wahn, man könne die Vergebung der Sünde mit Geld erkaufen; die grundlose, schriftwidrige Behauptung, es sei möglich, überflüssige gute Werke zu thun, die Kirche besitze einen unermeßlichen Schatz solcher, die Schuldigkeit noch übertreffender Verdienste, und es könnte aus diesem Schatz auch Andren etwas mitgetheilt, und ihnen dadurch zur Seligkeit verholfen werden; der unverschämte Handel endlich, welcher mit diesen eingebildeten Wohlthaten und Gütern vor Luthers Augen getrieben wurde: das war es was Luthern zuerst auffiel, was sein frommes Herz empörte, was ihn auf die Untersuchung führte, wie und wodurch man denn eigentlich vor Gott gerecht und selig werde? Von dieser Untersuchung ging alles aus, M. Z., mit ihr fing sich die ganze Verbessrung an, deren Andenken wir heute feyern; die erste Behauptung die Luther aufstellte, durch die er die Aufmerksamkeit der Welt gewann und sich Widerspruch zuzog, war die Lehre: kein Mensch könne für seine Sünden bey Gott genug thun, oder etwas bey ihm verdienen; die Vergebung der Sünde sey ein Geschenk der freyen Gnade Gottes, dessen man nur durch Buße und Glauben theilhaftig werden könne. Nein, es würde nimmermehr zu der Trennung gekommen seyn, die in der Folge entstand und bey der sich unsre Kirche bildete, wenn diese Wahrheit Luthern nicht so wichtig, nicht so einleuchtend gewesen wäre, wenn er sie nicht mit einem Ernst und mit einer Standhaftigkeit festgehalten hätte, die durch nichts erschüttert werden konnte. Die belebende Kraft, durch deren Einfluß unsre Kirche ihr Daseyn erhielt, und gleichsam geboren wurde, war also der Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo; sie fing an sich zu regen und sichtbar zu werden, sobald dieser Lehrsatz öffentlich und mit Nachdruck erneuert wurde.

Dies beweist auch der klare Inhalt unsrer Bekenntnißschriften. Sie müssen nothwendig den Geist athmen, diese Schriften, der die neue Kirche gleich anfangs beseelte, bei ihnen kam alles darauf an, es der ganzen Welt zu sagen, was man denn eigentlich wolle, und warum man mit der herrschenden Kirche nicht zufrieden seyn könne. Nun ist es zwar wahr, sie enthalten mancherley Dinge diese Bücher; sie verbreiten sich über eine Menge von Gegenständen und Fragen; sie berühren eine Menge von Streitigkeiten, die damals erwacht waren, und rechtfertigen die Veränderungen, die man in der neuen Kirche vorgenommen hatte. Aber ist es zu verkennen, daß die

Lehre von der freyen Gnade Gottes in Christo, die Lehre, der Mensch werde ohne Verdienst und durch den Glauben an Christum allein vor Gott gerecht und ewig selig, der Hauptinhalt unsrer Bekenntnißschriften ist? Wird sie nicht fast auf allen Seiten derselben vorgetragen und eingeschärft? Hängen nicht alle übrigen Fragen und Streitigkeiten, die in diesen Büchern berührt und entschieden werden, bald näher bald entfernter mit jener Hauptlehre zusammen? Wird sie nicht überall als Grundlehre vorausgesetzt, und ihr gemäß alles bestimmt und beurtheilt? Wird es nicht ausdrücklich und auf das stärkste versichert, sie sey und bleibe die Hauptsache, auf der man bestehn müsse, bei der man unmöglich nachgeben und weichen könne? Sie sind in euren Händen, M. Br, die Schriften, auf die ich mich hier berufe, ihr könnet euch durch jeden Blick in dieselben überzeugen, wie wahr das ist, was ich sage und die Stellen sind unzählbar, die ich zum Beweise anführen könnte. Höret indessen nur eine derselben; höret, wie sich **Melanchthon** in seiner **Schutzschrift für das Augsburgische Glaubensbekenntniß** darüber erklärt: „Die Widersacher verdammen unser Bekenntniß," sagt er, „daß wir lehren, daß die Gläubigen Vergebung der Sünde durch Christum ohne alle Verdienste allein durch den Glauben erlangen, und verwerfen gar trötzlich beides; Erstlich, daß wir nein dazu sagen, daß den Menschen durch ihr Verdienst sollten die Sünden vergeben werden. Zum andren, daß wir halten, lehren und bekennen, daß Niemand Gott versühnet wird, Niemand Vergebung der Sünden erlangt, denn allein durch den Glauben an Christum. Dieweil aber solcher Zank ist über dem höchsten, fürnehmsten Artikel der ganzen christlichen Lehre, also daß an diesem Artikel ganz viel gelegen ist, welcher auch zum klaren richtigen Verstande der ganzen heiligen Schrift fürnehmlich dienet und zu dem unaussprechlichen Schatz, und zu dem rechten Erkenntniß Christi allein den Weg weiset; auch in die ganze Bibel allein die Thür aufthut, ohne welchen Artikel auch kein arm Gewissen einen rechten beständigen gewissen Trost habe, oder die Reichthümer der Gnade Christi erkennen mag: so bitten wir, Kaiserliche Majestät wolle von dieser großen, tapfren, hochwichtigen Sache nach Nothdurft und gnädiglich uns hören." Ich setze kein Wort hinzu, M. Br., man kann es nicht deutlicher sagen, daß es die Lehre von der freyen Gade in Christo sey, durch deren Bekenntniß sich die neu entstandne Kirche auszeichnen und unterscheiden wolle, als es hier ausgedrückt ist. Der klare Inhalt unsrer Bekenntnißschriften beweist es, daß unsre Kirche ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung dieses Lehrsatzes zu verdanken habe.

Doch dieß wird noch weit einleuchtender, wenn man den Mann selber hört, der das Werkzeug ihrer Schöpfung war, wenn man den **Eifer** in Erwägung zieht, mit welchem **Luther diese Lehre vortrug und einschärfte**. Ihr wisset wie zahlreich seine Schriften sind; mit welcher Fülle der Gedanken und Worte er sich über unzählige Gegenstände ausgebreitet hat, mit

welchem Feuer der Beredsamkeit er bald Bücher der heiligen Schrift erklärt, bald Gegner bekämpft, bald Rathschläge ertheilt, bald über die Angelegenheiten der sich allmählig bildenden Gemeine spricht, bald zur Standhaftigkeit bey der Wahrheit und zur Gottseligkeit ermuntert. Aber wie verschieden auch die Dinge seyn mögen, die ihn beschäftigen; wie gewaltig ihn auch zuweilen sein Eifer fortreißt; wie sehr er sich auch oft dem hinbrausenden Strome seiner Vorstellung zu überlassen scheint: von der Wahrheit, daß außer Christo kein Heil sey, daß man ohne Verdienst, durch den Glauben allein selig werden müsse, entfernt er sich nicht einen Augenblick; dieß ist der Grund auf welchem er unerschütterlich fest steht; dieß ist der Gedanke, der alle seine Ueberzeugungen knüpft und zusammenhält; dieß ist die Sache, die er nicht müde wird einzuschärfen und vorzutragen; die ihr daher antreffen, die ihr behaupten, anpreisen, und für die Hauptsache erklärt finden werdet, ihr möget von ihm lesen, was ihr wollt. „Den Artikel von der Rechtfertigung," lasset mich wenigstens einige Stellen dieser Art aus seinen Werken anführen „den Artikel von der Rechtfertigung," sagt er in der Auslegung des sechsten, siebenten und achten Kapitels Johannis," treibe ich immer auf daß man ihn gründlich und unterschiedlich erkenne, den Glauben und gute Werke wohl unter einander abtheile. Und Johannes der Evangelist handelt ihn auch fürnehmlich vor den andren Evangelisten. Der Glaube giebt mir das ewige Leben; denn er giebt den, der das ewige Leben und das Brod des Lebens ist. Die Sophisten aber meinen nicht anders, Christus sey nur ein Lehrer, der von guten Werken predigte und einem Gesetzgeber gleich sey. Welches er denn nicht thut, sondern er theilt Gnade aus, und zeucht uns zu sich und spricht: ich bin das ewige Leben; wer von mir isset, der soll leben. Solches behaltet ja euer Leben lang, sagt er bald nachher in eben dieser Schrift, daß es alles zu thun ist um den einen Artikel, welches ich oft wiederhole, und man kann es nicht genug treiben, auf daß man ihn erhalte, und wir fein richtig in dem Glauben bleiben, daß man von seinem Fleische, (nehmlich von dem Fleische Christi,) habe Vergebung der Sünden, Erlösung von Tod und Teufel. Wo dieser Artikel auf der Kanzel bleibet, hat es keine Noth; man ist sicher vor allen Ketzern und Irrthümern; dieser Artikel leidet keinen Irrthum bey sich, so ist der heilige Geist auch dabey, und die solches glauben, dulden keinen Irrthum."

Nicht weniger stark erklärt er sich in seiner Auslegung des Propheten Jesajas. Unser ganzer christlicher Glaube und Gottesdienst, sagt er da, ist nichts andres, denn eine tägliche, emsige Uebung dieses hohen Artikels, nehmlich, daß man Christum könne also ansehn, daß er für uns gelitten, oder unsre Sünde auf ihm getragen, und daß er also unser einiger ewiger Seligmacher und Erlöser sey von der Sünde, Tod und Hölle; wie denn die Schrift zeuget, daß er sey Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt." — Und in der ausführlicheren Erklärung des drey und funfzigsten Kapitels

Jesaiä thut er den Ausspruch: „so lange die Kirche diesen Artikel bekennet hat, ist sie im Glauben geblieben, und der Glaube ist zu einer Zeit heller, zu einer andren dunkler gewesen. Er spricht selber: ich bin bey euch alle Tage, bis an der Welt Ende; ohne diesen Artikel steht die Kirche nicht — aber wo dieser Artikel geblieben ist, daselbst hat Gott seine Kirche erhalten.“ Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich auch nur die wichtigsten Stellen dieser Art sammeln wollte. Das Angeführte wird genug seyn, euch zu überzeugen, daß es die Lehre von der freyen Gnade Gottes in Christo war, was Luther für die Hauptsache ansah, worauf er alles bezog, wodurch er die Kirche, welche durch seinen Dienst entstanden ist, gegründet hat, und was er von derselben auf immer festgehalten und bewahrt wissen wollte.

Und in der That, es ist nicht zu verkennen, daß der Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo unsrer Kirche das Daseyn gegeben hat; werfet noch einen Blick auf die Gestalt, welche sie gleich bei ihrem Entstehn empfing; ihr werdet überall an derselben Spuren von dem Einfluß dieser Wahrheit finden, ihr werdet bekennen müssen, vornehmlich durch sie sey unsre Kirche geworden, was sie ist. Denn warum trennte sie sich von der römischen Kirche und bildete sich zu einem abgesonderten Ganzen? Man wollte ihr den Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo nicht lassen, den sie für die Hauptsache, und für nothwendig zur Seligkeit hielt; daher blieb ihr nichts weiter übrig als sich abzusondern. Warum reinigte sie sich von tausend gottesdienstlichen Gebräuchen, von tausend Uebungen der Andacht, von tausend Arten der Genugthuung und der Abbüßung, die man selbst erdacht, und den Christen aufgebürdet hatte? Sie war überzeugt, kein Mensch könne für seine Sünden genug thun, oder durch gottesdienstliche Gebräuche und Uebungen der Andacht die Seligkeit verdienen; daher verwarf sie alle diese Dinge, und erwartete alles von der freyen Gnade Gottes in Christo. Warum befreyte sie sich von den Fesseln der Mönchsgelübde und führte ihre Mitglieder in die Verhältnisse des geselligen Lebens zurück? Sie hielt es für den schädlichsten Wahn sich einzubilden, man könne durch jene Gelübde mehr thun, als man schuldig sey, und nicht nur sich, sondern sogar Andern durch dergleichen gute Werke den Himmel öffnen; daher erklärte sie diese ganze Werkheiligkeit für eine Lästerung des einzigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen, und hielt sich allein an sein Verdienst. Warum bewaffnete sie sich blos mit der Schrift, und wies jede andre Vorschrift, jede andre Anweisung, wie man glauben und leben müsse, von sich? Ach, darum war man ja eben von der Wahrheit des Evangelii abgekommen, und hatte angefangen, seine eigne Gerechtigkeit vor Gott aufrichten zu wollen, weil man der Schrift menschliches Gutdünken an die Seite setzte, und sich auf Ueberlieferungen, auf Aussprüche und Entscheidungen der Bischöffe und Kirchenversammlungen berief; konnte sie bewahren, was ihr so unaussprechlich theuer war, konnte sie das Kleinod der Lehre von der freyen Gnade Gottes

in Christo sichern, wenn sie sich von neuem menschlichem Ansehn unterwarf? Warum wurde sie gleichgültig gegen so viele Heilige der römischen Kirche, und schaffte die Feste, schaffte die Verehrung ab, die man ihnen bisher gewidmet hatte? Von der Wahrheit voll, daß wir nur einen Fürsprecher bey dem Vater haben, Jesum Christum, der gerecht und die Versöhnung für unsre Sünden ist, konnte sie sich unmöglich an andre Vermittler wenden, an Vermittler, die zum Theil selbst den rechten Weg verfehlt hatten, die sie für nichts anders halten konnte, als für trübe Selbstpeiniger. Sehet, wohin ihr wollet, in allen Einrichtungen, in allen Anstalten der neuen Kirche findet ihr Spuren des Lehrsatzes, von welchem ich rede; ihre ganze Gestalt ist der Beweis, daß sie ihm vornehmlich ihr Daseyn verdankt.

Aber ist unsre Kirche dieses ihres Ursprungs gehörig eingedenk? Es ist offenbar, M. Z. unzählige Mitglieder derselben wissen gar nicht, wie es mit diesem Ursprung zugegangen ist, oder unterhalten eine unrichtige Meinung von demselben. Andre wollen es nicht wissen, daß es der Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo war, was unsrer Kirche zum Daseyn verhalf; sie halten diesen Lehrsatz für bedenklich und unerweislich; sie verzeihen es den Stiftern unsrer Kirche blos, daß sie demselben eine so große Wichtigkeit beylegten, und glauben, Luther selbst würde sich von demselben lossagen, wenn er zu unsern Zeiten leben und das Licht derselben genießen könnte. Sollen wir diesem Urtheile beystimmen? Soll es uns wirklich gleichgültig seyn, daß unsre Kirche grade durch diesen Lehrsatz ihr Daseyn erhalten hat; und sollen wir es dahingestellt seyn lassen, ob er derselben wichtig bleibt oder nicht? Meine Meinung habe ich bereits zu erkennen gegeben; M. Z. ich behaupte nehmlich: unsre Kirche habe Ursache, dieß nie zu vergessen; es liege unendlich viel daran, daß sie sichs bewußt bleibe, auf den Lehrsatz von der freyen Gnade in Christo sey sie gegründet; sie habe auf alle Weise dafür zu sorgen, sich auf diesem Grunde zu erhalten; höret meine Beweise, und entscheidet dann selber.

Schon ihren Stiftern ist es unsre Kirche schuldig, es nie zu vergessen, daß sie ihr Daseyn vornehmlich durch die Erneuerung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo empfangen habe. Sie verdienen es, M. Br., wer fühlt es nicht, sie verdienen es, die ehrwürdigen Männer, deren Andenken wir heute feyern, daß wir sie nicht verkennen, daß wir ihnen nicht Meinungen und Absichten beylegen, die sie nicht hatten, daß wir sie nicht gering schätzen, und mit einer Art von mitleidiger Verachtung auf sie herabsehn. Wird dieß aber nicht nothwendig geschehn müssen, wird unsre Kirche das Andenken ihrer Stifter nicht durch Undank entweihen, wenn sie es aus der Acht läßt, durch welche Mittel sie ihr das Daseyn gegeben haben, wenn sie die große Lehre, auf welche diese Männer alles zurückführten, entweder vernachlässigt oder wohl gar verwirft? Und wenn ihr von der Freymüthigkeit, von dem Eifer, von dem unerschütterlichen Muthe Luthers und

seiner Freunde, auch noch so viel zu sagen wisset; wenn ihr die Mißbräuche, welche durch sie abgestellt, und die Vortheile, welche durch sie errungen worden sind, auf das Genaueste kennet; wenn ihr die ganze Geschichte der Kirchenverbesserung auch noch so gut gefaßt, und sie eurem Gedächtniß mit ihren kleinsten Umständen eingeprägt habt: übersehet oder vergesset ihr's, daß es die Lehre von der freyen Gnade Gottes in Christo war, worauf den Stiftern unsrer Kirche alles ankam: so fehlt euch bey allen euren Kenntnissen immer noch die Hauptsache, so habt ihr von diesen Männern den Begriff noch immer nicht, den man der Wahrheit nach von ihnen haben muß, so denket ihr sie euch nicht so, wie sie selbst gedacht, und von der Nachwelt betrachtet werden wollten. Und wolltet ihr den Lehrsatz vollends verwerfen, der ihnen so theuer war, den sie für den Haupt- und Grundartikel der ganzen christlichen Lehre hielten, für welchen sie Gut und Blut aufzuopfern bereit waren: würde dann nicht eine Verachtung auf sie fallen, durch die ihr sie entehrtet; würdet ihr dann nicht gerade das thun, was sie, wenn sie noch unter uns lebten, am tiefsten kränken, was ihr Herz am schmerzlichsten verwunden würde? Wie, grade in der Hauptlehre sollen sie gefehlt, einen Irrthum, eine bedenkliche, oder wohl gar schädliche Lehre sollen sie für das wahre Evangelium gehalten, sie sollen für einen Wahn gekämpft haben, der bey zunehmender Aufklärung verschwinden muß? Was man auch sagen, mit welchen Lobsprüchen man auch Luthern und seine Freunde überhäufen, wie dankbar man sich auch gegen sie anstellen mag; man erklärt sie für Irrende, für Menschen, die noch nicht einmal die Anfangsgründe der wahren Religion kannten, wenn man den Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo verwirft. Und so sollte unsre Kirche ihre Stifter behandeln? Sie sollte sich entweder einen falschen oder einen nachtheiligen Begriff von ihnen bilden? Nicht schon aus Achtung, nicht schon aus Dankbarkeit gegen dieselben, sollte sie es nie vergessen, daß sie ihr Daseyn vornehmlich durch die Erneuerung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo erhalten hat?

Aber was weit mehr ist, als dieß, der Wahrheit, der Wahrheit selbst ist sie es schuldig, ihres Ursprungs eingedenk zu seyn, und die große Lehre fest zu halten, die so wirksam bey demselben gewesen ist. Denn wählet was ihr wollet, beantwortet die wichtige Frage, wie der sündige Mensch des götlichen Wohlgefallens theilhaftig werden soll, nach der Schrift, oder nach der Vernunft: werdet ihr, wenn ihr vorsichtig und unbefangen seyd, einen andren Weg zur Beßrung, Beruhigung und Seligkeit nachweisen können, als den, auf welchen die Verbesserer der Kirche hinzeigten; werdet ihr nicht eingestehen müssen, alles, alles, hänge doch zuletzt von der freyen Gnade Gottes in Christo ab? Daß die Schrift dieß lehre, wer kann das läugnen, wer kann es in Zweifel ziehen, wenn er auch nur unsern Text genauer erwägt? Hat man den Stiftern unsrer Kirche aus der Schrift das Gegen-

theil beweisen können? Bestand nicht eben darin ihr grosser entscheidender Sieg, daß man dieß nicht vermochte, daß man die klaren Aussprüche der Schrift über diese Sache durch alle Spitzfindigkeiten der Schule nicht zu verdunkeln im Stande war? Oder sagt sie uns, nachdem wir sie durch mehrere Mittel der Auslegung befragen können, als man zu den Zeiten der Kirchenverbeßrung hatte, etwas anders? Freylich hat man daran gearbeitet, sie etwas anders sagen zu lassen. Aber ist es zu verkennen, wie willkührlich, wie gewaltsam man dabey zu Werke gegangen ist; welcher Künste und Erfindungen man sich bedient hat, um Christum, wie sich Luther in der vorhin angeführten Stelle von den Sophisten seiner Zeit ausdrückt, in einen Lehrer zu verwandeln, der nur von guten Werken predige, und einem Gesetzgeber gleich sey; um es unkenntlich zu machen, daß er Gnade austheile, und sich für den Weg zum Leben erkläre? Nein M. Br., wer den redlichen graden Sinn Luthers hat, wer die Schrift ehrt, wie er sie ehrte und als göttliche Belehrung gelten läßt: der kann unmöglich etwas anders in ihr finden, als er; dem ist die Lehre von der freyen Gnade Gottes in Christo eben die heilige, unwidersprechliche Wahrheit, die sie ihm war. Und kann denn die Vernunft sie verwerfen, wenn sie vorsichtig seyn, wenn sie sich nicht Anmassungen erlauben will, bey denen sie sich selbst verkennt? Kann sie es läugnen, daß die Menschen allzumal Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den sie an Gott haben sollen? Kann sie es läugnen, daß der menschlichen Natur eine Gebrechlichkeit eigen ist, bey der sie vor den Augen Gottes, und selbst vor dem Richterstuhl ihres eignen Gewissens, stets verwerflich bleibt? Kann sie es läugnen, daß wir selbst dann, wenn wir alle unsre Pflichten erfüllen, wenn wir alles leisten können, was wir sollen, noch immer nichts verdienen würden, noch immer keine Belohnung fordern könnten, weil wir blos unsre Schuldigkeit gethan hätten? Kann sie es läugnen, daß selbst die vollkommenste Tugend das nimmermehr gut machen kann, was zuvor versehn worden ist, und wenigstens in dieser Hinsicht Gnade nöthig seyn würde? Kann sie es endlich läugnen, daß wir eine reine vollendete Tugend weder beweisen, noch beweisen können; daß wir auch bei dem besten Willen täglich sündigen, und uns vor dem Heiligsten verwerflich machen; daß also gar nicht daran zu denken ist, sich vor ihm jemals auf eignes Verdienst zu beruffen, und von Rechts wegen etwas von ihm zu fordern? Und bey solchen Umständen, bey diesen unwidersprechlichen Wahrheiten und Thatsachen sollte die Vernunft die Erklärung nicht erwünscht und annehmlich finden, die Gott durch Christum gethan hat; sie sollte nicht selbst dazu rathen, alle Ansprüche von eigner Würdigkeit fahren zu lassen, und alles von der Gnade Gottes zu erwarten, sie sollte es nicht für Pflicht halten, sich den Anordnungen Gottes, der allein bestimmen kann, wie er Sünder begnadigen will, demüthig und gläubig zu unterwerfen? Der Wahrheit, der Wahrheit selbst ist es also

unsre Kirche schuldig, es nie zu vergessen, daß sie ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo schuldig ist.

Lasset mich hinzusetzen, auch ihrer Sicherheit wegen, muß sie weder ihren Ursprung, noch diese Lehre vernachlässigen. Ob ihre äusserlichen Rechte dabey leiden würden, wenn sie sich von dem Hauptinhalt ihrer Bekenntnißschriften lossagte, und mithin eine ganz andere Kirche würde, laß ich jetzt auf sich beruhen; die Untersuchung dieser Sache gehört nicht für diesen Ort. Aber wenn sie ihr eignes Daseyn sichern, wenn sie Ruhe und Ordnung in ihrem Innern erhalten, wenn sie schädlichen Irrthümern und Verderbnissen vorbeugen will: so kann dieß nicht besser geschehen, als durch standhaftes Festhalten der großen Wahrheit, deren Erneuerung sie ihr Daseyn schuldig ist. Denn wird der Aberglaube jemals wieder überhand in ihr nehmen können, wenn sie dabey beharret, durch den Tod seines Sohnes sey Gott versöhnt, und andrer Mittel, ihn zu versöhnen bedürfe es nicht? Wird sie jemals wieder auf willkührliche Gottesdienste, und auf jene Werkheiligkeit fallen können, die für ihre Sünden selbst genug thun, und sich den Himmel verdienen will, wenn sie dabey bleibt, daß wir ohne Verdienst gerecht werden, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist? Wird diese grosse Lehre des Evangelii eine Nahrung der Schwärmerey, oder ein Gegenstand müssiger und unwürdiger Gefühle bey ihr werden können, wenn sie sie in der Reinheit, in der ernsthaften Gestalt beybehält, in welcher sie die Stifter unsrer Kirche vorgetragen haben? Wird sie fürchten dürfen, man werde die Gnade Gottes auf Muthwillen ziehen, und den Fleiß in der Heiligung vernachlässigen, wenn sie nicht abläßt einzuschärfen, daß wir mit Christo der Sünde abgestorben sind, und der Gerechtigkeit leben, daß wir als Begnadigte der Heiligung nachjagen müssen, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird? Wird jener Tugendstolz in ihr herrschend werden können, der nur Gerechtigkeit und eine seiner Würdigkeit angemessene Belohnung von Gott verlangt, wenn sie dabey stehen bleibt, daß alle Menschen des Ruhmes mangeln, den sie an Gott haben sollen, und aus Gnaden selig werden? Wird sie jene schriftwidrigen Vorstellungen von der Person Jesu dulden können, nach welchen man nichts weiter, als einen Lehrer der Wahrheit, als ein Muster der Tugend in ihm erblickt, wenn sie ihn für den Mittler zwischen Gott nud Menschen erkennt, außer welchem kein Heil ist? Wird sie endlich je daran zweifeln können, ob sie auf Offenbarung gegründet sey, wenn sie überzeugt ist, ob Gott den Sünder begnadigen, und in welcher Ordnung er es thun wolle, darüber habe er sich nothwendig selbst erklären, das habe er offenbaren müssen? Luther hatte Recht, M. Z., wenn er sagte, der Artikel von der freyen Gnade Gottes in Christo leide keinen Irrthum bey sich; es läßt sich Verirrungen aller Artnicht besser vorbeugen,

als durch die Festhaltung desselben; auch ihrer Sicherheit ist es unsre Kirche schuldig, ihn nicht zu vernachlässigen.

Dieß fordert endlich noch die Ruhe ihrer Mitglieder. Denn das ist nicht zu läugnen M. Br., es giebt Zeitpunkte, wo das erwachte Gewissen mit einer unerbittlichen Strenge spricht; wo es uns unsre Vergehungen in ihrer ganzen Grösse zeigt; wo es uns die Mängel unsrer Tugend mit einem Nachdruck fühlen läßt, der uns demüthigt; wo es uns unsre Strafbarkeit vor Gott, wo es uns unsre unverkennbare Verschuldung mit einem Ernste vorhält, der uns zu Boden schlägt, und uns in den trostlosesten Zustand versetzt. Wehe dem Elenden der sich so überwiesen, so verurtheilt, so geängstigt fühlt, wenn er den Trost des Evangelii nicht kennt, wenn ihm nicht verkündigt wird, daß wir ohne Verdienst gerecht werden aus seiner Gnade durch die Erlösung so durch Jesum Christum geschehen ist! Heil dagegen allen, die dieses Evangelium kennen, und sich desselben trösten; Sie werden trauern über ihre Vergehungen, aber nicht verzagen; sie werden sich demüthigen vor Gott, aber mit Vertrauen zu ihm aufblicken; sie werden heilig zu werden suchen, wie er heilig ist, aber ihrer Tugend sich nicht überheben; sie werden angenehm zu werden trachten in dem Geliebten, und einst ruhig, einst getrost im Schoos einer Barmherzigkeit entschlummern, die uns mit Christo alles schenken will. Und so sey denn Gnade, Gnade mit Allen, die da lieb haben unsern Herrn Jesum Christ unverrückt; Amen.

2. Beispiel.

Aus der Johannispredigt.

Epistel: Jes. XL. V. 1—5.

Die Einleitung zu einer grossen, eine unabsehliche Reihe von Jahrhunderten betreffenden Weissagung sind die Worte, M. Z., die ich euch jetzt vorgelesen habe; der Prophet bereitet durch sie alles vor, was er von diesem Kapitel an bis zum Ende seines Buches zu sagen hat. Bessere Zeiten für sein unglückliches Volk erblickt nehmlich der begeisterte Seher in der Zukunft. Aber das Glück seiner Nation erscheint ihm in einer nahen unauflöslichen Verbindung mit dem Zustande der übrigen Welt; er siehet unter seinem Volk eine Veränderung entstehen, die wichtig für die ganze Menschheit werden, die den Götzendienst unter den Heiden stürzen, die ein ewiges Reich Gottes auf Erden gründen, an die sich alles anschliessen, auf die sich alles beziehen soll, was sich Grosses und Wichtiges unter den Menschen zutragen wird. Und so darf man sich denn nicht wundern, daß er sein Volk tröstet; daß er mit dem bedrängten Jerusalem freundlich redet, und ihm das Ende aller Noth verkündigt; daß er aber auch Gott selbst erscheinen, daß er ihn in seiner Herrlichkeit kommen, und die grossen Dinge ausführen sieht, die nachher weiter beschrieben werden. Die Ankunft eines Knechtes

Gottes, eines Erwählten, an dem Gott Wohlgefallen habe, und der das Recht unter die Heiden bringen werde, mit einem Worte: die Sache Christi, ist unter diesen wichtigen Begebenheiten die vornehmste. Der grosse Mann, dem dieser festliche Tag gewidmet ist, und der vor jenem Gesandten Gottes herging, hatte also recht, wenn er die Worte unsers Textes auf sich anwendete, wenn er sich für den einsamen Rufer erklärte, der auf die kommende Gottheit aufmerksam mache, und ihr den Weg bereitet wissen wolle. Aber es fällt auch in die Augen, eine fröhliche Ansicht der Weltbegebenheiten stellt sich uns hier dar; betrachten wir sie aus dem Standpuncte des Propheten, so erblicken wir eine Ordnung, eine Abzweckung, eine Uebereinstimmung in denselben, die uns auch bey dem, was jetzt geschieht, zur Beruhigung dienen kann. Lasset uns dem Propheten folgen, M. Z., und da sich alles, worauf er hindeutet, in der Kürze nicht zusammenfassen läßt, so sollen es nur einige tröstende Blicke auf die grossen Weltbegebenheiten seyn, womit wir uns dießmal begnügen wollen. Was sie uns wahrnehmen lassen, diese tröstenden Blicke, ist von grosser Wichtigkeit; sie zeigen uns nehmlich in den grössern Weltbegebenheiten einen alles vergeltenden, immer weiter führenden, und insonderheit durch die Sache Christi wohlthätig wirksamen Gott. Das wollen wir uns klar zu machen suchen, und auch die Veränderungen unsrer Tage werden uns in einem mildern Lichte erscheinen.

Daß jetzt blos von Weltbegebenheiten, das heißt, von Veränderungen die Rede ist, die das Schicksal ganzer Völker betreffen, und einen Einfluß auf den Zustand unsers ganzen Geschlechts haben, brauche ich nicht erst zu erinnern. Solche Begebenheiten haben aber eben ihrer Wichtigkeit und ihres unwiderstehlichen, entscheidenden Einflusses wegen fast immer etwas schauervolles; sie sind gewöhnlich Erschütterungen, bey welchen Ströme von Blut fliessen und ganze Reiche zusammenstürzen; sie wirken mit einer Gewalt, bey der oft grosse Mengen, oft mächtige Nationen ihren Untergang finden; und sie, sie sind es vornehmlich, was der Geschichte unsers Geschlechts eine so traurige, eine fast abschreckende Gestalt giebt. Und doch lassen sich sehr tröstende Blicke auf sie thun, wenn wir sie nach der Anweisung des Propheten betrachten. Sie zeigen uns nehmlich zuerst einen alles vergeltenden Gott; einen Regenten der Welt, der lasterhafte Völker züchtigt, unterdrückende zu rechter Zeit demüthigt, und sich bessernde segnet. Es ist nicht schwer, dieß alles klar zu machen.

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen, M. Z., blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäussert werden, unbelohnt: wer könnte dann aus dem Anblick der grossen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? Ach dann wären sie ein Chaos regelloser, schrecklicher Ereignisse, das man nur mit

Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge, gerechte, heilige **Vergeltung** herrscht in diesen Begebenheiten; sie stehen unter der Leitung **eines Wesens**, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken **giebt**. Denn richtet eure Augen im Umfang der Geschichte, wohin ihr wollet: **ein Gott der lasterhafte Völker züchtigt**, wird euch überall **sichtbar**. Daß ganze Nationen gedemüthiget und herabgewürdiget, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber wenn alles genauer untersucht wird, **nie etwas Unverschuldetes**. Sein eignes Volk findet der Prophet in unserm Texte höchst unglücklich; daher redet er **von der Ritterschaft desselben**, von dem traurigen Kampf mit Widerwärtigkeiten, in welchen es nun schon so lange verwickelt sey; und es ist der Verfall des Jüdischen Reichs, die Zerstörung desselben durch **Nebucadnezar**, und die Zerstreuung und Wegführung seiner Mitbürger nach **Babylon**, was er unter diesem Kampfe versteht. Aber ist ihm dieses Unglück seiner Nation ein blinder Zufall, ein unverdientes Geschick? Nichts weniger als dieß; **sie hat zweifältiges empfangen**, sagt er, **von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde**; gerechte Vergeltung, die einem lasterhaften Volke wiederfahren läßt, was demselben gebührt, erblickt der Prophet in diesem traurigen Schicksal; er erkennt es für die natürliche Folge der Verkehrtheit, in welche seine Mitbürger versunken waren. So ist es stets gewesen, M. Z., so ists noch immer. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende Völker gerathen in Verfall; sondern verdorbne, pflichtvergeßne und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde Völker werden eine Beute der Herrschsucht; sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, vest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt, sondern mißhellige, in allen ihren Fugen aufgelöste, und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdiget und seinem Untergange nahe, es sey in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart, forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten: in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bey Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte: ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr: **ein Gott, der unterdrückende Völker zur rechten Zeit demüthigt**, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeitzigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reissende Ströme in fremde Länder ergoßen, oder alles um sich her anfielen und besiegten; die ein

schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bey ihrer Herrschaft sich behaupteten: ach! In einer fürchterlichen Reihe sehet ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts: welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unsers Geschlechts! Aber zweyfältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebucadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern, nicht lange nach den Zeiten des Propheten, das Jüdische Volk und einen grossen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte, und der Prophet nennt ihn nach unserm Texte mit Namen. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Grenzen sezten, die Strafe an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in wenigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthum, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Sieg über die Welt; und es konnte endlich sagen, das allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Jesaias einem ältern Eroberer in den Mund legt: meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufraffet, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperrt, oder zischet. Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen; ist ein mächtiges Volk trauriger herabgesunken und tiefer herabgewürdiget worden und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das Römische; ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte. Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: ist das der Mann, der die Welt zittern, und Königreiche beben machte; nun bist du verworfen von deinem Grabe, wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, M. Br., eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bey diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung

in die Augen fallen; sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

Dieß dürfen wir um so gewisser hoffen, M. Z., da er schon hier sich bessernde Völker segnet. Darauf gründet sich der Trost, den der Prophet im Texte seinem Volke giebt: die Ritterschaft desselben soll ein Ende haben, denn es ist durch die Uebel, die es erfahren hat, anders Sinnes geworden, es ist zur Verehrung Gottes, zur Ordnung und Tugend zurückgekehrt. Daß sie auch wirklich eingetreten ist, diese bessere Zeit für das Jüdische Volk, ist bekannt; von den Thorheiten der Abgötterei auf immer geheilt, kam es aus Babylon zurück: und das wieder hergestellte Jerusalem wurde grösser und blühender, als es je gewesen war. Auch von dieser Art der Vergeltung zeugen die grossen Weltbegebenheiten; auch den belohnenden und segnenden Gott findet ihr in denselben. Denn werdet ihr in dem ganzen Umfange der Zeit ein glückliches Volk gewahr; es wird sich bald zeigen, dieses Glück ist kein Ungefähr, keine Wirkung zufälliger Umstände, keine willkührliche Auszeichnung; in den Sitten desselben liegt der wahre Grund seiner Wohlfahrt; es ist die Belohnung pflichtmässiger Anstrengungen und einer herrschenden Achtung gegen Wahrheit und Recht, gegen Tugend und Religion, was es genießt. Solche Völker haben sich zu allen Zeiten ihre Freyheit erkämpft, haben wilden Eroberern getrotzt, haben mächtige, auf Ungerechtigkeit gegründete Reiche gestürzt, haben sich Jahrhunderte lang bey ihrem Wohlstande behauptet, haben Werke hinterlassen, welche die Nachwelt bewundert, haben Licht und Wahrheit, Zucht und Ordnung um sich her verbreitet, und sind der Segen ganzer Welttheile und Jahrhunderte geworden. Wie tröstend, wie herzerhebend ist dieser Anblick, M. Br. Täuschung ist es also nur, wenn eine eiserne unwidertreibliche Nothwendigkeit in den Begebenheiten der Welt zu herrschen scheint. In seinen Händen hat jedes Volk sein eignes Schicksal; es darf die Kräfte, die es besitzt, nur brauchen, die Gelegenheiten, die es findet, nur benutzen, darf nur überall dem Ruf der Ehre, dem Gebote der Pflicht, der heiligen Stimme des Gewissens und der Religion folgen: und es wird alles werden, was ein Volk seyn, alles erlangen, was ein Volk besitzen, alles vermögen, was ein Volk ausrichten, alles geniessen, was ein Volk wünschen kann.

---

3. Friedrich Schleiermacher. 1768—1834.

Friedrich (Ernst Daniel) **Schleiermacher** wurde den 21. Nov. 1768 zu Breslau geboren, wo sein Vater reformirter Feld- und Reiseprediger war. Auf dem Pädagogio der Brüdergemeinde zu Niesky erhielt er seine wissen-

schaftliche Bildung und schloss hier mit dem nachherigen Bischof der Brüdergemeinde Albertini eine enge Freundschaft; dann ging er nach Barby um im Seminarium der Gemeinde dem theologischen Studium ob zu liegen. Im Jahre 1787 hörte er auf Mitglied der Gemeinde zu sein, studirte in Halle, hörte Nösselt, Knapp, Wolf und Andre und beschäfftigte sich außer der Theologie besonders mit Philologie. Drauf wurde er Erzieher beim Grafen Dohna Schlobitten in Finkenstein in Preußen und trat dann in das Berliner Schullehrer-Seminar unter Gedicke. Hierauf wurde er 1794 Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe bei seinem Verwandten Stubenrauch. 1796 aber kam er als Prediger an die Charitée in Berlin und versah eine Zeit lang in Potsdam die Stelle des Hofpredigers Baumgarten. In dieser Zeit übergab ihm der Hofprediger Sack einen Theil der Uebersetzung der Blairschen Predigten und nach seinem Rath ließ Schleiermacher auch Fawcetts Predigten 2 Bände Berlin 1798 folgen. Jetzt nahm er auch an dem von August Wilhelm und Friedrich Schlegel herausgegebenen Athenäum Theil (Vertraute Briefe über Fr. Schlegels Lucinde), aber das erste bedeutende Werk, das von ihm ausging, waren die Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern 1799; wodurch er eine neue Epoche in der Theologie begann. Hierauf schrieb er 1800 die Monologen, eine Neujahrsgabe, die großen Einfluss hatte und auf Veranlassung des „Sendschreibens jüdischer Hausväter an Teller," die Briefe eines Predigers außerhalb Berlin. 1800. Er vereinigte sich dann mit Friedrich Schlegel zu einer Uebersetzung des Platon, die er aber allein übernahm und (bis zum 6. Band 1828) fortgeführt hat. Von seinen Predigten kam 1801 der erste Band heraus. 1802 ging er als Hofprediger nach Stolpe, wo er die Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" im Jahre 1803 herausgab und als selbständiger Philosoph großes Aufsehn machte. Auch erschienen hier anonym: Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens. 1804. Einen Ruf nach Würzburg lehnte er ab und wurde noch im Jahre 1804 als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie nach Halle berufen, wo er auch später in die Fakultät trat. — Er las auch philosophische Collegia. Die Einrichtung des Universitätsgottesdienstes kam aber erst 1806 zu Stande und sein reich gesegnetes Würken nahm im zweiten Jahre durch das Vordringen der Franzosen ein Ende. In dieser Zeit erschien von ihm: „die Weihnachtsfeier ein Gespräch 1806" und „über den sogenannten ersten Brief des Paulus an den Timotheus, Berlin 1807." Er verließ 1807, nachdem man ihn noch zum Dr. der Theologie gemacht, Halle, ging nach Berlin, wo er „gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne, Berlin 1808" und „Herakleitos der Dunkle in Ephesus" im Museum der Alterthums-Wissenschaften von Wolf erscheinen ließ. Im

Jahre 1809 wurde er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und verheirathete sich mit der verwittweten Frau Henriette v. Willich geb. v. Mühlenfels. Bald wurde er auch, nachdem er schon einzelne Collegia gelesen hatte, bei der neuen Universität ordentlicher Professor der Theologie. Zugleich ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften 1811 zu ihrem Mitgliede und 1814 zum Sekretair der philosophischen Klasse; wie er 1810 im Ministerio des Innern, Abtheilung für den öffentlichen Unterricht thätig war, aber 1814 unter Belassung seines Einkommens davon entbunden wurde. — Sein Würken als Prediger, Docent, Theolog, Philosoph, Philolog, Kritiker und Uebersetzer war ausgezeichnet und nichts Großes und Bedeutendes ging in dieser Sphäre vor, wobei nicht sein belebender Einfluß zu schauen war. Seit dem Jahre 1817, wo ihn die berlinische Geistlichkeit zum Präsidenten ihrer Synode ernannte, trat er auch in ein engeres Verhältniß mit derselben und wirkte für die in diesem Jahre eingeführte Union der evangelischen Kirche. In dieser Richtung hatte er schon früher seine unvorgreiflichen Gutachten und ohne sich zu nennen das „Glückwünschungsschreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr. Majestät dem König von Preußen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission 1814" geschrieben. Jetzt war: über die neue Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam 1816, über die für die protestantische Kirche des preußischen Staats einzurichtende Synodalverfassung 1817, amtliche Erklärung der berlinischen Synode über die Abendmahlsfeier, seine lateinische Festrede beim Jubiläum der Reformation als Rektor der Universität, seine Streitschrift an Herrn Oberhofprediger Doktor Ammon und seine Schrift über den eigenthümlichen Werth und das bindende Ansehn symbolischer Bücher, im Reformationsalmanach, erschienen und bezeugten wie lebendig er in diesen Sachen lebte. Im Jahre 1821 schrieb er zum Ehrengedächtniß G. A. L. Hansteins: Einige Worte über homiletische Kritik, womit sich der öffentlichen Gedächtnißfeier anschließt die berlinische Synode. Als lebendige Streitigkeiten über das liturgische Recht erwachten, erschien von ihm: Ueber das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten, ein theologisches Bedenken von Pacificus Sincerus, welches großes Aufsehn machte.

Als Prediger erkannte er früh das Bedürfniss der Kirche. In all den großen Zeiten stand er als der Führer und Tröster des Volkes da, im Unglück beruhigend und dem allgemeinen Dränger kühn entgegentretend, in der Zeit des Glücks nur Preußens Erhebung in sittlicher Kraft und Würde im Auge haltend und alles hinlenkend auf die Herrlichkeit des Gläubigen, in welcher er Staat und Kirche klar und innig umschloss und Hohe und Niedre

durch das Hinweisen auf Christum begeisterte und an sich fesselte. Von seinen Predigten sind außer vielen einzelnen sechs Sammlungen erschienen.

Als Docent war er ein Segen für Tausende von Zuhörern, die er auch außer den klaren geisterhebenden Vorträgen in engeren Kreisen um sich sammelte. Der Höhepunkt seines theologischen Schaffens ist aber: Der christliche Glaube, den er in zwei Auflagen herausgab. — Seine Vorlesungen bezogen sich auf die verschiedenen theologischen Wissenschaften, wie er sie in seiner „Einleitung in das theologische Studium" niedergelegt hat und er fand noch neue, wie sein Leben Jesu das erste so benannte war. Es ist ein großer Verlust, daß er uns nicht hat seinen christlichen Paulus geben können, worin die Fülle seiner Ansicht der Exegese niedergelegt worden wäre. Sein kritisches Werk war hier „der erste Theil seiner Ansichten des Lukas."

Als Akademiker sind uns von ihm viele Abhandlungen aus der Geschichte der Philosophie aufbewahrt, wie über Diogenes von Apollonia, Anaximandros; ferner die Begriffe der verschiedenen Staatsformen, die Begriffe des Erlaubten und des höchsten Gutes; und die zahlreiche Menge der Abhandlungen, welche Bd. 3 zur Philosophie enthalten sind.

Als Uebersetzer hat er in seinem Platon, welcher seit 1804 in sechs Bänden erschienen aber leider, noch nicht vollendet ist, seinen bedeutenden Ruhm als Philolog erworben und ist tiefer als irgend ein Andrer in den Geist seines Schriftstellers eingegangen.

In einer so reichen und geistvollen Thätigkeit blieb er bis an sein Ende. Nur wenige Tage wurde er aufs Krankenlager gestreckt und erkannte bald die Nähe seines Scheidens. Am sechsten Tage der Krankheit gab er sich und den Seinen das Abendmahl und starb allgemein betrauert den 12. Februar 1834.

Sein großer College August Neander sprach von ihm bei der Ankündigung seines Todes, als „dem Mann, von dem man künftig eine Epoche der Theologie rechnen würde" und hat ihn selbst in hoher Begeisterung den praeceptor Germaniae genannt. Und das ist das erste und hervorspringende Verdienst seines Lebens. Die Idee der Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen hat er wieder ans Licht gebracht und mit der Strenge der Dialektik und mit dem Zauber der Sprache bezeugt, daß Jesus der Christ sei, und er, der große Kenner hellenischer Weiheit, hat die falsche Einmischung der Philosophie in die Theologie nachgewiesen und die Herrlichkeit dieser ohne Kränkung jener in ihr rechtes Licht gesetzt. So hat er auch als praktischer Prediger, obschon er auf der Seite des Verstandes stand, die Fülle der Liebe in den reinen Ergüssen seines Geistes dargestellt und so die Gemüther gewonnen der Gebildeten und Ungebildeten, der Alten und der Jungen. Auf gleiche Weise hat er auch in den andern Gebieten seines Wissens als Philosoph und

Staatsmann gewürkt und hat alle dunkeln Regionen, wohinein er leuchtete, mit seinem Lichte erfüllt. Und warum hat man nicht überall seine innige Liebe, sein eifriges Streben zu helfen anerkannt? Das Eine war, daß er Keinen schonte und das Unrecht aufdeckte, wo er es fand; das Zweite, daß er was er war, ganz war und nicht etwas aus seinen Aemtern hinübernahm in eine andre Sphäre seines Berufes, nichts meinte auf das Aeußerliche legen zu müssen und dadurch sich die zu Gegnern erweckte, welche Alles im Aeußerlichen suchen. So konnte er nur denen, die sein inneres Wesen, seine Frömmigkeit, seine Liebe und Demuth tiefer erkannten, die seine Polemik nur in dem reinen Lichte der Wahrheit sahen, die ihn auch in dem Kreise der Seinen schauten und in den Umgebungen der Freundschaft und Gemüthlichkeit, Alles werden und bleiben. Ihm war vergönnt, durch einen herrlichen Tod sein Leben zu krönen und in der Fülle der Kraft, wie er es gewünscht, auf eine Weise zu enden, die bezeugte, er starb, wie er geglaubt hatte.

Seine Werke sind folgende: Friedrich Schleiermachers sämmtliche Werke. Berlin bei Reimer. Erste Abtheilung. Zur Theologie. Bd. 1. (Enthält 1. kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen entworfen, Ausgaben 1811 und 1830. 2. Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Ausgaben 1799, 1806, 1821, 1831. 3. Die Weihnachtsfeier, ein Gespräch. Ausgaben 1806 und 1827.) Bd. 2. (1. Ueber die Schriften des Lukas, ein kritischer Versuch, erster Theil, Ausg. 1817. 2. Ueber den sogenannten ersten Brief des Paulus an den Timotheos, ein kritisches Sendschreiben an Gaß. 3. Ueber Colosser 1. 15—20. aus dem Jahrgang 32 der theologischen Studien und Kritiken. 4. Ueber die Zeugnisse des Papias von unsern beiden ersten Evangelien aus Jahrgang 32 der theologischen Studien. 5. Ueber die Lehre von der Erwählung, besonders in Beziehung auf Dr. Brettschneiders Aphorismen, aus dem ersten Heft der theologischen Zeitschrift 1819. 6. Ueber den Gegensatz zwischen der Sabellianischen und der Athanasianischen Vorstellung von der Trinität, aus dem dritten Heft der theol. Zeitschrift 1822. 7. Ueber seine Glaubenslehre, an Herr Dr. Lücke, zwei Sendschreiben, aus Jahrgang 22 der theol. Studien und Kritiken.) Bd. 3 u. 4. (Der christliche Glaube, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt. Ausgaben 1821 u. 1830.) Bd. 5. (1. Briefe bei Gelegenheit der politisch-theologischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter, von einem Prediger außerhalb Berlin. Ausg. 1799. 2. Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens, zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat. 1804. 3. Glückwünschungsschreiben, an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr.

Majestät dem König v. Preußen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission. 1804. 4. Ueber die neue Liturgie für die Hof- und Garnisonkirche in Potsdam und für die Garnisonkirche in Berlin. 1816. 5. Ueber die für die protestantische Kirche des preußischen Staats einzurichtende Synodalverfassung, einige Bemerkungen, vorzüglich der protestantischen Geistlichkeit des Landes gewidmet. 1817. 6. Amtliche Erklärung der Berlinischen Synode, über die am 30. Oktbr. von ihr zu haltende Abendmalsfeier. 1817. 7. Oratio in solemnibus ecclesiae per Lutherum emendatae secularibus terties in Universitate litterarum Berolinensi III nov. 1817 habita. 8. An Herrn Oberhofprediger Dr. Ammon, über seine Prüfung der Harms'schen Sätze. 1818. 9. Zugabe zu meinem Schreiben an Herrn Ammon. 10. Ueber den eigenthümlichen Werth und das bindende Ansehn symbolischer Bücher, Reformationsalmanach auf 1819. 11. An die Mitglieder beider zur Dreifaltigkeitskirche gehörenden Gemeinden. 1820. 12. Zum Ehrengedächtniß G. A. L. Hansteins, einige Worte über homiletische Kritik, womit sich der öffentlichen Gedächtnißfeier anschließt die berlinische Synode. 1821. 13. Ueber das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten, ein theologisches Bedenken, von Pacifikus Sincerus. 1824. 14. Gespräch zweier selbstüberlegender evangelischer Christen über die Schrift: Luther in Bezug auf die neue preußische Agende, ein letztes Wort, oder ein erstes. 1827. 15. Ueber das berliner Gesangbuch, ein Schreiben an Herrn Bischof Dr. Ritschl in Stettin. 16. An die Herren Dr. D. v. Kölln u. Dr. D. Schulz, ein Sendschreiben 1831 u. 17. Vorrede zu den Predigten in Bezug auf die Feier der Uebergabe der Augsburger Confession.) Nun folgen: Litterarischer Nachlass. Erster Band od. 6 fehlt noch für die Encyclopädie. Zweiter Band od. 7. Hermeneutik u. Kritik, mit besondrer Beziehung auf das neue Testament, herausgegeben von Dr. Friedrich Lücke. Berlin. 1838. Dritter Band (Band 8). Einleitung ins neue Testament von Wolde, Vorrede von Dr. Lücke. Berlin 1845. Vierter und fünfter Bd. fehlen noch für Exegese und Leben Jesu. Sechster Bd. (Bd. 11). Geschichte der christlichen Kirche, herausgegeben von Bonnell. Berlin 1840. Siebenter Bd. (Bd. 12). Die christliche Sitte, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, herausgegeben von L. Jonas. Berlin 1843. Achter Bd. (Bd. 13). Die praktische Theologie, nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt, herausgeg. von Jakob Frerichs. 1850.)

Zweite Abtheilung: Predigten. (Erster Band, enthält: erste Sammlung, dritte Auflage; zweite Sammlung, Auflage 1828; dritte Sammlung, Auflage 1814 u. 1821; vierte Sammlung, die christliche Haustafel,

Ausgabe 1820 u. 1825.) Zweiter Band (enthält fünfte Sammlung, Festpredigten, Ausg. 1826; sechste Sammlung, Festpredigten, Ausg. 1833; siebente Sammlung, über die augsburgische Confession 1830.) Dritter Band. (Predigten von 1831, 1832, 1833 u. 1834. Vierter Band, verschiedne Predigten, Taufreden, Confirmationsreden, Beichtreden, Traureden u. Grabreden.) — Litterarischer Nachlaß. Erster und zweiter Band (Band 5 u. 6) Predigten über das Evangelium Marci und den Brief Pauli an die Colosser, herausgegeben von Zabel; rste Auflage 1835. — Dritter Band (Bd. 7), Predigten in den Jahren 1789 bis 1810 in drei Sammlungen; herausgegeben v. Sydow. Berlin 1837. — Vierter Band (Bd. 8) Homilien über das Evangelium des Johannes in den Jahren 1823 u. 24, herausgegeben v. Sydow. Berlin 1836. — Fünfter Band (Bd. 9) der Homilien über das Evangelium Johannes, zweite Hälfte, Capitel 7—16; herausgegeben v. Sydow 1847.

Dritte Abtheilung. Zur Philosophie. Erster Band 1846. (1, Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre. Ausgabe 1803 u. 1834. 2, Monologen, eine Neujahrsgabe, Ausgaben 1810, 1821 u. 1829. 3, Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde, Ausgabe 1800. 4, Aus dem Athenäum: Garve's letzte Schriften, Engel's Philosoph für die Welt, Fichte's Bestimmung des Menschen. 5, Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. 1800. 6, An den Herrn Geheimerath Schmalz, auch eine Recension im Novbr. 1815. 7, Buttmann und Schleiermacher über Heindorf und Wolf. 1816.) Zweiter Band 1838. (1, Herakleitos der Dunkle von Ephesos, dargestellt aus den Trümmern seines Werkes und den Zeugnissen der Alten. Museum der Alterthumswissenschaften 1808. 2, Dreizehn Abhandlungen, gelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften.)

Litterarischer Nachlaß. Dritter Band. Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften, herausgegeben v. L. Jonas. Erster Band. (1. Ein und zwanzig Reden bei besondren Veranlassungen, worunter: wie würde Friedrich der Große heut regieren. 2, Zur Aesthetik drei Reden. 3, Zur Politik, zwei Abhandlungen. 4, Zur Ethik, über Platons Ansicht von der Ausübung der Heilkunst. 5, Zur Philologie, fünf Abhandlungen. 6, Zur Geschichte der Philosophie: Untersuchung über den Philosophen Hippon.) Zweiter Band a., Bd. 4, erster Theil 1839. (Geschichte der alten Philosophie, herausgeg. v. H. Ritter.) Zweiter Band b., Band 4, zweiter Theil (Dialektik v. L. Jonas herausgegeben.) Band 3. (Bd. 5) Berlin 1835 (Entwurf eines Systems der Sittenlehre von Alexander Schweizer). Vierter Band. Bd. 6 fehlt für die Psychologie. Fünfter Band od. Bd. 7. Berlin 1842. (Aesthetik, herausgegeben von Dr. Carl Lommatzsch.) Sechster Band od. Bd. 8. Berlin

1847. (Die Lehre vom Staat, herausgeg. von Brandis und Siebenter Band od. Bd. 9. Berlin 1849. (Erziehungslehre, herausgeg. von L. Platz.)

Außerdem erschienen von Schleiermacher: Platons Werke. Theil 1 Band 1. Berlin 1804. (Einleitung, Phädros, Lysis, Protagoras, Laches.) Theil 2. Band 1. Berlin 1805. (Gorgias, Taethetos, Menon, Euthydemos.) Theil 2. Band 2. Berlin 1807. (Kratylos, der Sophist, der Staatsmann, das Gastmahl.) Theil 2 Band 3. Berlin 1809, 2. Ausg. 1826. (Phädon, Philebos, Theages. Die Nebenbuhler; Alkibiades, der sogenannte Erste. Menerenos, Hippias, das größere Gespräch des Namens, Kleitophon.) Theil 3. Band 1. Der Staat. Berlin 1828.

Ueber Schleiermacher vergl. Drei Reden am Tage der Bestattung des pp. Herrn Dr. Schleiermacher am 15. Febr. 1834, gehalten von Dr. Fr. Strauß, F. A. Pischon, Dr. H. Steffens. (Zum Besten einer zu gründenden Schleiermacherschen Stiftung.) Berlin 1834. Predigt zum Gedächtniß des Herrn F. E. D. Schleiermacher von Dr. Hoßbach. (Zum Besten einer Schleiermacherschen Stiftung.) Berlin 1834. Erinnerungen an Schleiermacher von Lüders. In den Studien. 1834. — Schleiermacher als Prediger von Schweizer. Halle 1834. — Schleiermachers Denkart und Verdienst von Baumgarten-Crusius. Jena 1834. — Ein Bild seiner sittlichen Erscheinung von Thiel. Berlin 1835. — F. E. D. Schleiermacher von Jonas. 1836. (im Gubitzschen Volkskalender) — Vorlesungen über Schleiermacher von Prof. Dr. Schaller. Halle 1844.

---

1. Beispiel.

Aus den Reden über Religion.

Gesammelte Schriften. Zur Theologie. Bd. I. S. 152.

Vergönnet mir von mir selbst zu reden: Ihr wißt, niemals kann Stolz sein was Frömmigkeit sprechen heißt; denn sie ist immer voll Demuth. Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch sein eigenthümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte; sie half mir, als ich anfing den väterlichen Glauben zu sichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt; sie blieb mir, als auch der Gott und die Unsterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge verschwanden; sie leitete mich absichtslos in das thätige Leben; sie zeigte mir, wie ich mich selbst mit meinen Vorzügen und Mängeln in meinem ungetheilten Dasein heilig halten

solle, und durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt. Wenn von andern Vorzügen die Rede ist, so weiß ich wohl, daß es vor Eurem Richterstuhle, Ihr weisen und verständigen des Volks, wenig beweiset für seinen Besitz, wenn einer sagen kann, was sie ihm gelten; denn er kann sie kennen aus Beschreibungen, aus Beobachtungen anderer, oder wie alle Tugenden gekannt werden, aus der gemeinen alten Sage von ihrem Dasein. Aber so liegt die Sache der Religion und so selten ist sie selbst, daß, wer von ihr etwas ausspricht, es nothwendig muß gehabt haben, denn gehört hat er es nirgend. Besonders von allem, was ich als ihr Werk preise und fühle, würdet ihr zwol wenig heraussinden selbst in den heiligen Büchern, und wem, der es nicht selbst erfuhr, wäre es nicht ein Aergerniß oder eine Thorheit?

Wenn ich nun so durchdrungen endlich von ihr reden und ein Zeugniß ablegen muß, an wen soll ich mich damit wenden, als an Deutschlands Söhne? Oder wo irgend wären Hörer für meine Rede? Es ist nicht blinde Vorliebe für den väterlichen Boden oder für die Mitgenossen der Verfassung und der Sprache, was mich so reden macht; sondern die innige Ueberzeugung, daß Ihr die Einzigen seid, welche fähig und also auch würdig sind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für die heiligen und göttlichen Dinge. Jene stolzen Insulaner, von vielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Losung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spielgefecht, ihre Lebensweisheit ein falscher Edelstein, künstlich und täuschend zusammengesezt, wie sie pflegen, und ihre heilige Freiheit selbst dient nur zu oft der Selbstsucht um billigen Preis. Nirgend ja ist es ihnen Ernst mit dem, was über den handgreiflichen Nuzen hinausgeht. Denn aller Wissenschaft haben sie das Leben genommen, und brauchen nur das todte Holz zu Masten und Rudern für ihre gewinnlustige Lebensfahrt. Und eben so wissen sie von der Religion nichts, außer daß nur jeder Anhänglichkeit predigt an alte Gebräuche und seine Sazungen vertheidiget, und dies für ein durch die Verfassung weislich aufgespartes Hülfsmittel ansieht gegen den Erbfeind des Staates. Aus andern Ursachen hingegen wende ich mich weg von den Franken, deren Anblikk ein Verehrer der Religion kaum erträgt, weil sie in jeder Handlung, in jedem Worte fast ihre heiligsten Geseze mit Füßen treten. Denn die rohe Gleichgültigkeit, mit der Millionen des Volks, wie der wizige Leichtsinn, mit dem einzelne glänzende Geister der erhabensten That der Geschichte zusehen, die nicht nur unter ihren Augen vorgeht, sondern sie alle ergreift und jede Bewegung ihres Lebens bestimmt, beweiset zur Genüge, wie wenig sie einer heiligen Scheu und einer wahren Anbetung fähig sind. Und was verabscheuet die Religion mehr, als den zügellosen Uebermuth, womit die Herrscher des Volks den ewigen Gesezen der Welt Troz bieten? Was schärft sie mehr ein als die besonnene und demüthige Mäßigung, wovon ihnen auch nicht das leiseste Gefühl etwas zu=

zuflüstern scheint? Was ist ihr heiliger als die hohe Nemesis, deren furchtbarste Handlungen jene im Taumel der Verblendung nicht einmal verstehen? Wo die wechselnden Strafgerichte, die sonst nur einzelne Familien treffen durften, um ganze Völker mit Ehrfurcht vor dem himmlischen Wesen zu erfüllen, und auf Jahrhunderte lang die Werke der Dichter dem ewigen Schikksal zu widmen, wo diese sich tausendfältig vergeblich erneuern, wie würde da eine einsame Stimme bis zum lächerlichen ungehört und unbemerkt verhallen? Nur hier im heimathlichen Lande ist das beglükkte Klima, welches keine Frucht gänzlich versagt; hier findet Ihr, wenn auch nur zerstreut, alles was die Menschheit ziert, und alles was gedeiht bildet sich irgendwo, im einzelnen wenigstens, zu seiner schönsten Gestalt; hier fehlt es weder an weiser Mäßigung noch an stiller Betrachtung. Hier also muß auch die Religion eine Freistatt finden vor der plumpen Barbarei und dem kalten irdischen Sinne des Zeitalters.

Nur daß Ihr mich nicht ungehört zu denen verweiset, auf die Ihr als auf rohe und ungebildete herabsehet, gleich als wäre der Sinn für das heilige wie eine veraltete Tracht auf den niedern Theil des Volkes übergegangen, dem es allein noch zieme in Scheu und Glauben von dem unsichtbaren ergriffen zu werden. Ihr seid gegen diese unsere Brüder sehr freundlich gesinnt, und mögt gern, daß auch von andern höheren Gegenständen, von Sittlichkeit und Recht und Freiheit von ihnen geredet, und so auf einzelne Momente wenigstens ihr inneres Streben dem besseren entgegengehoben und ein Eindruff von der Würde der Menschen in ihnen gewekkt werde. So rede man denn auch mit ihnen von der Religion; man errege bisweilen ihr ganzes Wesen, daß auch dieser heiligste Trieb desselben, wie verborgen er immer in ihnen schlummern möge, belebt werde; man entzükke sie durch einzelne Blize, die man aus der Tiefe ihres Herzens hervorlokkt; man bahne ihnen aus ihrer engen Beschränktheit eine Aussicht ins Unendliche, und erhöhe auf einen Augenblick ihre niedrige Sinnlichkeit zum hohen Bewußtsein eines menschlichen Willens und Daseins: es wird immer viel gewonnen sein. Aber ich bitte Euch, wendet Ihr Euch denn zu ihnen, wenn Ihr den innersten Zusammenhang und den höchsten Grund menschlicher Kräfte und Handlungen aufdekken wollt? wenn der Begriff und das Gefühl, das Gesez und die That, bis zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle sollen verfolgt, und das wirkliche als ewig und im Wesen der Menschheit nothwendig gegründet soll dargestellt werden? Oder wäre es nicht vielmehr glükklich genug, wenn Eure weisen dann nur von den besten unter Euch verstanden würden? Eben das ist es aber, was ich jezt zu erreichen wünsche in Absicht der Religion. Nicht einzelne Empfindungen will ich aufregen, die vielleicht in ihr Gebiet gehören; nicht einzelne Vorstellungen will ich rechtfertigen oder bestreiten: sondern in die innersten Tiefen möchte ich Euch geleiten, aus denen überall eine jede Gestalt derselben sich bildet; zeigen möchte ich Euch, aus welchen Anlagen

der Menschheit sie hervorgeht, und wie sie zu dem gehört was Euch das höchste und theuerste ist; auf die Zinnen des Tempels möchte ich Euch führen, daß Ihr das ganze Heiligthum überschauen und seine innersten Geheimnisse entdekken könnet. Und wollet Ihr mir im Ernst zumuthen, zu glauben, daß diejenigen, die sich täglich am mühsamsten mit dem irdischen abquälen, am vorzüglichsten dazu geeignet seien, so vertraut mit dem himmlischen zu werden? daß diejenigen, die über dem nächsten Augenblick bange brüten, und an die nächsten Gegenstände fest gekettet sind, ihr Auge am weitesten über die Welt erheben können? und daß, wer in dem einförmigen Wechsel einer todten Geschäftigkeit sich selbst noch nicht gefunden hat, die lebendige Gottheit am hellsten entdekken werde? Keinesweges ja werdet Ihr das behaupten wollen, zu Eurer Schmach! Und also kann ich nur Euch selbst zu mir einladen, die Ihr berufen seid, den gemeinen Standort der Menschen zu verlassen, die Ihr den beschwerlichen Weg in die Tiefen des menschlichen Geistes nicht scheuet, um endlich seiner inneren Regungen und seiner äußeren Werke Werth und Zusammenhang lebendig anzuschauen.

Seitdem ich mir dieses gestand, habe ich mich lange in der zaghaften Stimmung desjenigen befunden, der, ein liebes Kleinod vermissend, nicht wagen wollte, noch den lezten Ort, wo es verborgen sein könnte, zu durchsuchen. Denn wenn es Zeiten gab, wo Ihr es noch für einen Beweis besonderen Muthes hieltet, Euch theilweise von den Sazungen der ererbten Glaubenslehre loszusagen, wo Ihr noch gern über einzelne Gegenstände hin und wieder sprachet und hörtet, wenn es nur darauf ankam, einen jener Begriffe auszutilgen; wo es Euch demohngeachtet noch wohlgefiel, eine Gestalt wie Religion schlank im Schmukk der Beredsamkeit einhergehen zu sehen, weil Ihr gern wenigstens dem holden Geschlecht ein gewisses Gefühl für das heilige erhalten wolltet: so sind doch jezt auch diese Zeiten schon längst vorüber; jezt soll gar nicht mehr die Rede sein von Frömmigkeit, und auch die Grazien selbst sollen mit unweiblicher Härte die zarteste Blüthe des menschlichen Gemüthes zerstören. An nichts anders kann ich also die Theilnehmung anknüpfen, welche ich von Euch fordere, als an Eure Verachtung selbst; ich will Euch zunächst nur auffordern, in dieser Verachtung recht gebildet und vollkommen zu sein.

2. Beispiel.

Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch.

Ges. Schriften. Zur Theologie. Bd. I. S. 495.

Ernestine begann. Zu Hause waren dem fröhlichen Feste allerlei trübselige Umstände vorhergegangen, die sich nur kurz zuvor ziemlich glükklich

aufgelöset hatten. Es war daher weniger und bei weitem nicht mit so viel Liebe und Fleiß als gewöhnlich für die Freude der Kinder gesorgt worden. Dies war eine günstige Veranlassung um einen Wunsch zu befriedigen, den ich schon ein Jahr früher aber vergeblich geäußert hatte. Damals nämlich wurden noch in den späten Abendstunden die sogenannten Christmetten gehalten und bis gegen Mitternacht unter abwechselnden Gesängen und Reden vor einer unstäten und nicht eben andächtigen Versammlung fortgesezt. Nach einigen Bedenklichkeiten durfte ich wohlbegleitet von dem Kammermädchen der Mutter zur Kirche fahren. Ich weiß mich nicht leicht einer so gelinden Witterung um Weihnachten zu erinnern als damals. Der Himmel war klar und doch der Abend fast lau. In der Gegend des fast schon verlöschenden Christmarktes trieben sich große Schaaren von Knaben umher mit den lezten Pfeifen, Pipvögeln und Schnurren, die um einen wolfeilen Preis losgeschlagen wurden, und liefen lärmend auf den Wegen zu den verschiedenen Kirchen hin und her. Erst ganz in der Nähe vernahm man die Orgel und wenige unordentlich begleitende Stimmen von Kindern und alten. Ohnerachtet eines ziemlichen Aufwandes von Lampen und Kerzen wollten doch die dunklen altersgrauen Pfeiler und Wände nicht hell werden, und ich konnte nur mit Mühe einzelne Gestalten herausfinden, die jedoch nichts erfreuliches darboten. Noch weniger konnte mir der Geistliche mit seiner quäkenden Stimme einige Theilnahme einflößen; ich wollte schon ganz unbefriedigt meine Begleiterin bitten zurükkzukehren, und sah mich nur noch einmal überall um. Da erblikkte ich in einem offnen Stuhl, unter einem schönen alten Monumente, eine Frau mit einem kleinen Kinde auf ihrem Schooß. Sie schien des Predigers, des Gesanges und alles um sie her wenig zu achten, sondern nur in ihren eigenen Gedanken tief versenkt zu sein, und ihre Augen waren unverwandt auf das Kind gerichtet. Es zog mich unwiderstehlich zu ihr, und meine Begleiterin mußte mich hinführen. Hier hatte ich nun auf einmal das Heiligthum gefunden, das ich so lange vergeblich gesucht. Ich stand vor der edelsten Bildung die ich je gesehn. Einfach gekleidet war die Frau, ihr vornehmer großer Anstand machte den offnen Stuhl zu einer verschlossenen Kapelle; niemand hielt sich in der Nähe, und dennoch schien sie auch mich nicht zu bemerken, da ich dicht vor ihr stand. Ihre Miene schien mir bald lächelnd bald schwermüthig, ihre Athem bald freudig zitternd bald frohe Seufzer schwer unterdrükkend; aber das bleibende von dem allen war freundliche Ruhe, liebende Andacht, und herrlich strahlte diese aus dem großen schwarzen niedergesenkten Auge, das mir die Wimpern ganz verdekkt hätten, wenn ich etwas größer gewesen wäre. So schien mir auch das Kind ungemein lieblich; es regte sich lebendig aber still, und schien mir in einem halb unbewußten Gespräch von Liebe und Sehnsucht mit der Mutter begriffen. Nun hatte ich lebendige Gestalten zu den schönen Bildern von Maria und dem Kinde; und ich vertiefte mich so

in diese Fantasie, daß ich halb unwillkürlich das Gewand der Frau an mich zog, und sie mit bewegter sehr bittender Stimme fragte, Darf ich wol dem lieblichen Kinde etwas schenken? und so leerte ich auch schon einige Händchen voll Näschereien, die ich zum Trost in aller etwanigen Noth mitgenommen, auf seine Bedekkungen aus. Die Frau sah mich einen Augenblikk starr an, zog mich dann freundlich zu sich, küßte meine Stirn und sprach, O ja, liebe kleine, heute giebt ja jedermann, und alles um eines Kindes willen. Ich küßte ihre um meinen Hals gelegte Hand und ein ausgestrekktes Händchen des kleinen, und wollte schnell gehn; da sagte sie, Warte, ich will dir auch etwas schenken; vielleicht daß ich dich einmal daran wieder erkenne. Sie suchte umher, und zog aus ihren Haaren eine goldne Nadel mit einem grünen Stein, die sie an meinem Mantel befestigte. Ich küßte noch einmal ihr Gewand, und verließ schnell die Kirche mit einem vollen über alles seligen Gefühl. Es war Eduards älteste Schwester, jene herrliche tragische Gestalt, die mehr als irgend jemand auf mein Leben und mein inneres Sein gewirkt hat. Sie wurde bald die Freundin und Führerin meiner Jugend, und wiewohl ich nichts als Schmerzen mit ihr zu theilen gehabt, zähle ich doch meine Verbindung mit ihr zu den schönsten und wichtigsten Momenten meines Lebens. Auch Eduard stand damals als ein herangewachsener Knabe hinter ihr; aber ohne auch nur von mir bemerkt zu werden. — Friederike schien den Inhalt gekannt zu haben, so genau begleitete ihr Spiel die anmuthige Erzählung, und brachte jedes einzelne gleich in Übereinstimmung mit dem Totaleindrukk des ganzen. Als Ernestine geendet, bog jene nach einigen fantastischen Gängen in eine schöne Kirchenmelodie ein. Sofie, die sie errieth, lief hin um ihre Stimme hinzuzufügen, und sie sangen zusammen die schönen Verse von Novalis:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrükkt;
Doch keins von allen kann dich schildern
Wie meine Seele dich erblikkt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

3. Beispiel.

Aus den Monologen.

Ges. Schriften. Zur Phil. Bd. I. S. 359

Klar wie der Unterschied des innern und äußern vor mir steht, so weiß ich, wer ich bin, und finde mich selbst im innern Handeln nur, im äußern

nur die Welt; und beides weiß ich wol zu scheiden, nicht ungewiß wie jene zwischen beiden schwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit. Drum weiß ich auch, wo Freiheit ist zu suchen und ihr heiliges Gefühl, das dem sich stets verweigert, dessen Blikk nur auf dem äußern Thun und Leben der Menschen weilet. Wie sehr ein solcher sich vertiefen mag in tausend Irrgängen der Betrachtung sinnend und denkend hin und her: und könnt' er alles leicht erreichen: diesen Begriff versagt sein Denken ihm. Er folgt nicht nur dem Winke der Nothwendigkeit: in abergläubiger Weisheit, in knechtischer Demuth muß er sie suchen, muß sie glauben, auch wo er sie nicht sieht; und Freiheit scheint ihm nur eine Larve, hinter welche bald zum Scherz bald ernst betrügerisch sich die Nothwendigkeit verbirgt. So sieht der sinnliche, wie nur äußerlich sein Thun ist und sein Denken, auch alles nur vereinzelt und äußerlich. Er kann sich selbst auch für nichts anders nehmen als einen Inbegriff von flüchtigen Erscheinungen, deren immer eine die andere aufhebt und zerstört, die nicht zusammen zu begreifen sind; ein volles Bild von seinem Wesen zerfließt in tausend Widersprüchen ihm. Wol widerspricht im äußerlichen Wirken ein einzelnes dem andern, das Wirken hebt Leiden auf, das Denken zerstört Empfindung, und das Anschauen dringt unthätige Ruhe den regen Kräften, die nach außen streben, ab. Im innern aber ist alles Eins, ein jedes Handeln ist Ergänzung nur zum andern, in jedem ist das andere auch enthalten. Drum hebt auch weit über das einzelne, das in bestimmter Folge und festen Schranken sich übersehen läßt, die Selbstanschauung mich hinaus. Es giebt kein Handeln in mir, das ich vereinzelt recht betrachten, keines, von dem ich dann sagen könnte, es sei ein ganzes. Ein jedes Thun führt immer mich auf die ganze Einheit meines Wesens zurükk, nichts ist getheilt, und jede Thatigkeit begleitet die andere; es findet die Betrachtung keine Schranken, muß immer unvollendet bleiben, wenn sie lebendig bleiben will. Mein ganzes Wesen kann ich wieder nicht vernehmen, ohne die Menschheit anzuschauen, und meinen Ort und Stand in ihrem Reich mir zu bestimmen; und die Menschheit, wer vermöchte sie zu denken, ohne daß Sehnsucht ihn erfüllte, sich ins unermeßliche Gebiet aller Gestaltungen und Stufen des Geistes denkend zu verlieren.

Sie ist es also die hohe Selbstbetrachtung, und sie ist es allein, die mich in Stand sezt, der erhabenen Forderung zu genügen, daß der Mensch nicht sterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unsterblich, nicht irdisch nur auch göttlich soll sein Leben führen. Leicht fließt dahin mein irdisch Thun im Strom der Zeit, es wandeln sich Vorstellungen und Gefühle, und ich vermag nicht eines festzuhalten; schnell fliegt vorbei der Schauplaz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich neuem stets entgegen: so oft ich aber in innere Selbst den Blikk zurükkwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Leben an, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann,

das selbst erst Welt und Zeit erschafft. Auch bedarf es nicht **etwa der** Stunde, die ein Jahr von dem andern trennt, mich aufzufordern **zum Ge**nuß des ewigen, und mir das Auge des Geistes zu wekken, welch**es vielen** ja geschlossen ist, wenn auch das Herz schlägt und die Glieder **sich regen.** Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekostet **hat: jeg**liches Thun soll begleiten der Blikk in des Geistes Geheimnisse; **so kann** jeden Augenblick der Mensch auch über der Zeit leben, zugleich **in der** höheren Welt.

Es sagen zwar die Weisen selbst, mäßig sollest du dich mit **Einem be**gnügen, Leben sei eins, und in der Tiefe der Betrachtung sich **verlieren, ein** anderes; indem du getragen werdest von der Zeit geschäftig **in der Welt,** könnest du nicht zugleich ruhig dich anschauen in deinem innersten **Wesen.** Es sagen die Künstler, indem du bildest und dichtest, müsse die **Seele ganz** verloren sein in das Werk, und dürfe nicht wissen was sie beginnt. Aber wage es, meine Seele, troz der verständigen Warnung; eile entgegen **deinem** Ziele, das ein anderes vielleicht ist, als das ihre. Mehr kann der **Mensch** als er meint; aber auch dem höchsten nachstrebend erreicht er **nur einiges.** Kann das geheimste innerste Denken des Weisen zugleich ein äußeres **Handeln** sein hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung; warum **soll denn** nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch sei, zugleich **sein können** ein stilles Betrachten des Handelns? Ist das Schauen des Geistes in **sich** selbst die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet es **nur in** sich, was er darstellt im unsterblichen Werk: warum soll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darstellt, er auch zurükkschauen in sich selbst? Theile nicht was ewig vereint ist, dein Wesen, das weder das Thun noch das Wissen um sein Thun entbehren kann, ohne sich zu zerstören! Bewege alles in der Welt, und richte aus was du vermagst, gieb dich hin dem Gefühl deiner angebornen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft, stelle dar dein eigenthümliches, und zeichne mit deinem Gepräge alles was dich umgiebt, arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister: aber immer schaue in dich selbst, wisse was du thust, und erkenne deines Handelns Maaß und Gestalt. Der Gedanke, mit dem sie die Gottheit zu denken meinen, welche sie nimmer erreichen, hat doch die Wahrheit eines schönen Sinnbildes von dem was der Mensch sein soll. Kraft seines Willens ist die Welt da für den Geist; höchste Freiheit ist die Thätigkeit, die sich in seinem wechselnden sie bildenden Handeln ausdrükkt; und unverrükkt in diesem Handeln sich seiner selbst bewußt, als immer desselben, feiert er ein seliges Leben. So daß der Geist nichts bedarf als sich selbst; und weder vergeht je die Betrachtung dem zurükkbleibenden Gegenstand, noch stirbt der Gegenstand vor der überlebenden Betrachtung. So haben sie auch gedichtet die Unsterblichkeit, die sie allzugenügsam erst nach der Zeit suchen, statt inner und über der Zeit, und

ihre Fabeln sind weiser als sie selbst. Dem sinnlichen Menschen erscheint ja das innere Handeln nur als ein Schatten der äußeren That, und ins Reich der Schatten haben sie die Seele auf ewig gesezt, und gemeint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friste: aber klarer als der Olymp ist das was der dürftge Sinn verbannte in unterirdische Finsterniß, und das Reich der Schatten sei mir schon hier das Urbild der Wirklichkeit. Jenseit der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuschaun und zu loben haben sie den Menschen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es schwebt schon jezt der Geist über der zeitlichen Welt, und solches Schauen ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß. Beginne darum schon jezt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das was kommen wird, weine nicht um das was vergeht; aber sorge dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

4. Beispiel.

Aus den Monologen.

Ges. Schriften. Zur Phil. Bd. I. S. 406.

Wol fürchten die Menschen, daß nicht lange die Freundschaft währe; wandelbar scheint ihnen das Gemüth, es könne der Freund sich ändern, mit der alten Gesinnung fliehe die alte Liebe, und Treue sei ein seltenes Gut. Sie haben Recht; es liebt ja, wenn sie über das nüzliche hinaus noch etwas kennen, doch einer vom andern nur den leichten Schein der das Gemüth umfließt, die oder jene Tugend, die, was sie eigentlich im innern sei, sie nie erforschen; und wenn in den Verwirrungen des Lebens ihnen das zerfließt, so schämen sie sich nicht nach langen Jahren noch zu gestehn, sie haben am Menschen sich geirrt. Mir ist nicht schöne Gestalt noch was sonst im ersten Anblikk das Herz der Menschen fängt, verliehen: doch webt auch jeder der mein inneres nicht durchschaut sich einen solchen Schein. Da wird an mir ein gutes Herz geliebt wie ich es nicht möchte, ein bescheidenes Wesen, was ganz anders in mir ist als sie meinen, ja Klugheit auch, die ich von Herzen verachte. Drum hat auch solche Liebe mich schon oft verlassen; auch gehört sie nicht zu jener Habe die mir theuer ist. Nur was ich selbst hervorgebracht und immer wieder aufs neue mir erwerbe, ist für mich Besiz: wie könnt ich zu dem meinen rechnen, was nur aus jenem Schein entsteht, den ihr blödsichtig Auge dichtet? Rein weiß ich mich davon, daß ich sie nicht betrüge; aber warlich es soll die falsche Liebe mich auch nicht länger als ich es tragen mag verfolgen. Nur eine Aeußerung des innern Wesens, die sie nicht miß=

verstehen können, kostets mich; nur einmal sie gerade hin auf das geführt, was ich im Gemüth am köstlichsten bewahre, und was sie nicht dulden mögen: so bin ich ledig der Qual, daß sie mich für den ihren halten, daß sie mich lieben, die sich von mir wenden sollten. Gern geb ich ihnen die Freiheit wieder, die in falschem Schein befangen war. Die aber sind mir sicher, die wirklich mich, mein innres Wesen lieben wollen; und fest umschlingt sie das Gemüth, und wird sie nimmer lassen. Sie haben mich erkannt, sie schauen den Geist, und die ihn einmal lieben wie er ist, die müssen ihn immer treuer und immer inniger lieben, je mehr er sich vor ihnen entwikkelt und immer fester gestaltet.

Dieser Habe bin ich so gewiß als meines Seins; auch hab ich keinen noch verloren, der mir je in Liebe theuer ward. Du der du in frischer Blüte der Jugend, mitten im raschen frohen Leben unsern Kreis verlassen mußtest — ja, ich darf anreden das geliebte Bild das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt, und mit dem Gram — nimmer hat dich mein Herz verlassen; es hat dich mein Gedanke fortgebildet, wie du dich selbst gebildet haben würdest, hättest du erlebt die neuen Flammen die die Welt entzünden; es hat dein Denken mit dem meinen sich vereint, und das Gespräch der Liebe zwischen uns, der Gemüther Wechselanschauung hört nimmer auf, und wirket fort auf mich als lebtest du neben mir wie sonst. Ihr geliebten, die ihr noch hier nur in der Ferne weilt, und oft von eurem Geist und Leben ein frisches Bild mir sendet, was kümmert uns der Raum? Wir waren lange bei einander, und waren uns weniger gegenwärtig als wir jezt es sind: denn was ist Gegenwart als Gemeinschaft der Geister? Was ich nicht sehe von eurem Leben, bild ich mir selbst; ihr seid mir nahe bei allem in mir, um mich her, was euren Geist lebendig berühren muß; und wenig Worte bestätigen mir alles oder leiten auf rechte Spur mich, wo noch Irrthum möglich war. Ihr, die ihr mich jezt umgebt in süßer Liebe, ihr wißt wie wenig die Lust mich quält die Erde zu durchwandeln; ich stehe fest an meinem Ort, und werde nicht verlassen den schönen Besiz, in jedem Augenblikk Gedanken und Leben mit euch tauschen zu können; wo solche Gemeinschaft ist, da ist mein Paradies. Gebietet über euch ein anderer Gedanke: wol, es giebt für uns doch keine Entfernung. — Aber Tod? Was ist denn Tod als größere Entfernung?

Düstrer Gedanke, der unerbittlich jedem Gedanken an Leben und Zukunft folgt! Wol kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehm ihr Leben in mich auf, und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter: mich aber tödtet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Akkorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerhalb hallt ihn ein langes Echo ununterbrochen nach, und weiter geht die Musik: doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die

war mein, wie diese in mir sein ist. Mein Wirken in ihm hat aufgehört, es ist ein Theil des Lebens verloren. Durch Sterben tödtet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zulezt den Tod in ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen, und in sich selbst zurükk gedrängt, der Geist sich selbst verzehrt. Zwiefach ist des Menschen nothwendiges Ende. Vergehen muß, wem so unwiederbringlich das Gleichgewicht zerstört ist zwischen dem innern Leben und äußern Dasein. Vergehen müßte auch, wem es anders zerstört ist, wer, am Ziele der Vollendung seiner Eigenthümlichkeit angelangt, von der reichsten Welt umgeben, in sich nichts mehr zu handeln hätte; ein ganz vollendetes Wesen ist ein Gott, es kann die Last des Lebens nicht ertragen, und hat nicht in der Welt der Menschheit Raum. Nothwendig also ist der Tod, und dieser Nothwendigkeit mich näher zu bringen sei der Freiheit Werk, und sterben wollen können mein höchstes Ziel! Ganz und innig will ich die Freunde umfassen und ihr ganzes Wesen ergreifen, daß jeder mich mit süßen Schmerzen tödten helfe, wenn er mich verläßt; und immer fertiger will ich mich bilden, daß auch so dem Sterbenwollen immer näher die Seele komme. Aus beiden Elementen ist immer der Tod des Menschen zusammengesezt, und so werden nicht die Freunde alle mich verlassen, noch werde ich jemals ganz der Vollendung Ziel erreichen. In schönem Ebenmaaß werde ich nach meines Wesens Natur mich ihm von allen Seiten nähern; dies Glükk wird mir gesichert durch meine innre Ruhe, und mein stilles gedankenvolles Leben. Es ist das höchste für ein Wesen wie meines, daß die innere Bildung auch übergeh in äußere Darstellung; denn durch Vollendung nähert jede Natur sich ihrem Gegensaz. Der Gedanke, in einem Werk der Kunst mein innres Wesen, und mit ihm die ganze Ansicht, die mir die Menschheit gab, zurükkzulassen, ist mir wie die Ahndung des Todes. Wie ich mir der vollen Blüte des Lebens bewußt zu werden anfing, keimte er auf, jezt wächst er in mir täglich und nähert sich der Bestimmtheit. Unreif, ich weiß es, werd ich ihn aus freiem Entschluß aus meinem innern lösen, ehe das Feuer des Lebens ausgebrannt ist; ließ ich ihn aber reifen und vollkommen werden das Werk: so müßte dann, so wie das treue Ebenbild erschiene in der Welt, mein Wesen selbst vergehn; es wäre vollendet.

5. Beispiel.

Feier zum Gedächtniss Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Anton Radziwill

in der Singakademie, am 29. April 1833. Berlin. 1833.[1])

Wenn unsre gleichsam gesetzmäßige Todtenfeier sich diesmal über das gewöhnliche Maaß hinaus erweitert: so genügt sich darin nur das gemein-

1) Diese Rede ist nicht in die gesammelten Schriften aufgenommen.

same Gefühl unseres ganzen Vereins von der Größe des Verlustes, den wir durch das Hinscheiden des Durchlauchtigen Fürsten erleiden, dessen Gedächtniß diese Feier gewidmet ist. Nicht als ob seine erhabene Stellung auch von uns eine besondere Art der Huldigung erheischte, oder als ob wir uns anmaaßen wollten; in unserm Trauergesang auch alle Trefflichkeiten seines Geistes und Herzens und die Fülle seiner bürgerlichen Tugenden oder die Zauber seines häuslichen Lebens als ein Gut, das auch wir besaßen, mit zu feiern, oder gar als ob wir mit unsern Empfindungen zugleich auch die Schmerzen derer ausdrücken könnten, die dem Vollendeten in den heiligsten Beziehungen am nächsten standen, oder auch nur derer, die sich in ihren öffentlichen und persönlichen Angelegenheiten seiner Gewogenheit, seiner Unterstützung, seines wohlthätigen Sinnes zu rühmen hatten, sondern streng stehen bleibend bei seinem Wirken für die Kunst, die uns verbindet, und bei seinem unmittelbaren Antheil an unserm Verein. Die Kunst kennt keine äußere Hoheit, sondern hat nur das gleiche Maaß für alle ihre Jünger und Freunde. Das hat am besten der edle Fürst selbst bewiesen, der auf unserm Gebiet auch ohne alle andere Rücksicht nur nach diesem Maaß einem jeden seinen Beifall, sein Wohlwollen, seine leutseligen Ermunterungen zu Theil werden ließ. Aber wenn wir uns vergegenwärtigen, wie in früherer Zeit der Stifter unsres Vereins dem großen Könige, ohne irgend von den Eigenschaften des Herrschers und des Helden dabei mit ergriffen zu sein, rein seines künstlerischen Geistes und Werthes wegen mit der zärtlichsten Verehrung zugethan war, und wie diese Erinnerungen ihm ein köstliches Kleinod blieben bis an das Ende seines Lebens: wie eigen müssen wir es empfinden, daß auch diesem Verein, in welchem der Geist des Stifters immer fortwirken möge, ein ähnliches Verhältniß beschieden gewesen ist, soviel treuer, schöner, gegenseitiger, als die Verschiedenheit der äußeren Umstände, als der mildere, minder brennende Geist der Zeit es gestattet. Und so lange unter uns noch leben werden, die sich an dem feingebildeten Sinne, an dem geläuterten Geschmack dieses erlauchten Hauptes erquickt haben, die sich seiner sicheren Ausübung seiner geistvollen Hervorbringungen erfreuen konnten: so lange werden auch diese theuren Erinnerungen ein Gemeingut unseres ganzen Vereins bleiben; und wenn durch solche begeisterte Ueberlieferung freilich auch der Schmerz über den Verlust noch lange nachschwingt, so wird auf der andern Seite das Andenken des theuern Fürsten auch um so länger fortwirken, um uns die richtige Erkenntniß unseres Ziels zu bewahren, unsern fortstrebenden Eifer rege zu halten, die Reinheit unserer Ausübung zu fördern und vorzüglich auch unsere Wachsamkeit zu schärfen gegen das Verderben, welches von so vielen Seiten her sich in das reine Gebiet der Kunst einzuschleichen sucht.

Unser Verein beruht von der einen Seite auf der Erfahrung, daß in unserer Kunst nur durch große Vereinigung frei zusammenwirkender Kräfte Bedeutendes geleistet werden kann, von der andern auf der innigen Ueber-

zeugung, daß für die Tonkunst ihre Beziehung zu dem Heiligen auch das wahre Heiligthum ist, auf dem die Sicherheit ihres Bestehens und die Stätigkeit ihrer Fortentwickelung vorzüglich beruht, und von welchem aus auch ihre Bestrebungen am richtigsten verstanden und am würdigsten geleitet werden; und wer wollte verkennen, daß grade dieses auch der eigenthümliche Geist war, der sich in dem künstlerischen Streben unseres Vollendeten kund giebt? Aus der lautern Frömmigkeit seines Gemüthes ging seine Vorliebe für den ernsten und großen Styl in unserer Kunst hervor, und dieser verdanken wir die schützende Liebe, die rege mitwirkende sowohl, als auch unsre Ereignisse mitempfindende Theilnahme, welche er so viele Jahre hindurch unserm Verein zugewendet hat und die Freude, die er darin suchte, jedes in unserm Kreise entwickelte, und darin aufkommende Talent durch aufmunternde Anerkennung zu froher Erscheinung zu bringen.

Die geistliche Musik, der unser Verein ausschließend gewidmet ist, ruht freilich auf dem sichern Grunde der Frömmigkeit des deutschen Volkes, des Antheils, den die Tonkunst an dem öffentlichen Gottesdienst aller bei uns einheimischen Bekenntnisse nimmt; aber jedem ins Große gehenden freien Verein geistiger Kräfte, wird es in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unter uns schwer, freudig und sicher fort zu bestehen ohne eine begünstigende Theilnahme derer, die am ehrsten durch schwierige Verwickelungen durchzuhelfen vermögen. Der theure Fürst war der wahre Vertreter dieses edlen Kunstzweiges in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, unermüdet bestrebt, ihm dort Anerkennung zu gewinnen, und daß er an dieser Stelle ersetzt werde, kann nur ein günstiges Geschick gewähren, das wir weder herbeizuführen vermögen, noch auch nur im Stande sind es im Voraus zu ahnen. Aus diesen Gründen gebührt ihm von uns eine besondre Feier. Wir huldigen seinem reinen Geschmack, indem wir unserm feierlichen Requiem jenes Crucifixus voranschicken, auf welches der Fürst einen ganz ausgezeichneten Werth legte, denn es galt ihm für das edelste Kleinod unseres ausgezeichneten Kunstschatzes; wir huldigen seinem ausgezeichneten Talent, indem wir aus seiner geistvollen Tonsetzung des Faust, die freilich in ihrer Vollständigkeit außerhalb unsers Gebiets liegt, zum Schluß unserer Feier jene andachtsvollen und erhebenden Oster-Chöre wählen, von denen wir ahnen können, daß sie sein Sterbelager umtönt haben, da er in der Nacht vor dem Feste der Auferstehung diesem Zeitlichen entrückt worden ist.

Folgen: Crucifixus von Lotti.
Messa pro defunctis von W. A. Mozart.
Der Ostermorgen aus dem Faust von Göthe
Musik vom Fürsten Radziwill.

6. Beispiel.

Rede an Nathanaels Grabe den 1. November 1829.

Ges. Schriften. Predigten. B. IV. S. 836.[1])

Meine theuern Freunde, die ihr hergekommen seid um mit dem gebeugten Vater am Grabe des geliebten Kindes zu trauern! ich weiß, ihr seid nicht gekommen in der Meinung ein Rohr zu sehen, das vom Winde bewegt wird. Aber was ihr findet, ist doch nur ein alter Stamm, der so eben nicht bricht von dem Einen Windstoße, der ihn plötzlich aus heitrer Höhe getroffen hat. Ja, so ist es! Für einen zwanzigjährigen vom Himmel gepflegten und verschonten glükklichen Hausstand habe ich Gott zu danken, für eine weit längere von unverdientem Segen begleitete Amtsführung, für eine große Fülle von Freuden und Schmerzen, die ich in meinem Berufe und als theilnehmender Freund mit andern durchgelebt habe; manche schwere Wolke ist über das Leben gezogen, — aber was von außen kam hat der Glaube überwunden, was von Innen hat die Liebe gut gemacht: nun aber hat dieser Eine Schlag, der erste in seiner Art, das Leben in seinen Wurzeln erschüttert.

Ach, Kinder sind nicht nur theure von Gott uns anvertraute Pfänder, für welche wir Rechenschaft zu geben haben, nicht nur unerschöpfliche Gegenstände der Sorge und der Pflicht, der Liebe und des Gebets: sie sind auch ein unmittelbarer Segen für das Haus, sie geben leicht eben so viel als sie empfangen, sie erfrischen das Leben und erfreuen das Herz. Ein solcher Segen war nun auch dieser Knabe für unser Haus. Ja, wenn der Erlöser sagt, daß die Engel der kleinen das Angesicht seines Vaters im Himmel sehen, so erschien uns in diesem Kinde, als schaue ein solcher Engel aus ihm heraus, die Freundlichkeit unsers Gottes. — Als Gott ihn mir gab, war mein erstes Gebet, daß väterliche Liebe mich nie verleiten möge mehr von dem Knaben zu halten als recht sei; und ich glaube, der Herr hat mir dies gegeben. Ich weiß sehr wohl, es giebt weit ausgezeichnetere Kinder an geistigen Gaben, an regem Eifer, und auf die sich weit größere Erwartungen bauen lassen von dem, was sie in der Welt leisten werden, und ich freue mich, wenn es deren recht viele giebt. Als ich ihm den Namen gab, welchen er führte, wollte ich ihn durch denselben nicht nur als eine theure willkommne Gottesgabe begrüßen, sondern ich wollte dadurch zugleich den inni=

1) Wie tief gebeugt Schleiermacher durch den Tod des Sohnes war, haben seine Freunde doch nicht an ihm bemerkt, daß dieser Tod eine Scheidung in seinem Wesen hervorgebracht und ihn namentlich zu der weinerlichen Gestalt umgeschaffen haben soll, die wir nie in ihm gekannt haben. Er blieb sich gleich bis an sein Ende.

gen Wunsch ausdrükken, daß er möge werden wie sein biblischer Namensahn, eine Seele, in der kein Falsch ist; und auch das hat mir der Herr gegeben. Redlich und treuherzig wie der Knabe war schaute er voll Vertrauen jedem ins Auge, zu allen Menschen sich nur gutes versehend, und falsches haben wir nie in ihm gefunden. Und eben deshalb, meine theuern Kinder, die ich hier um mich sehe, weil er wahrhaft war, blieb er auch frei von manchem trüben, was sonst auch euren Jahren schon naht, war ihm auch selbstisches Wesen fern, und trug er Liebe und Wohlwollen zu allen Menschen. So lebte er unter uns als die Freude des ganzen Hauses; und als die Zeit gekommen war, da es nöthig schien ihn in eine größere Gemeinschaft der Jugend und in weitere Kreise des Unterrichts einzupflanzen, fing er auch da an sich einzuleben und zu gedeihen, und auch der verdiente und wohlgemeinte Tadel seiner Lehrer fiel auf guten Boden. So gedachte ich ihn noch weiter zu begleiten mit väterlichem Auge und erwartete ruhig, in welchem Maße seine geistigen Kräfte sich weiter entwikkeln, und nach welcher Seite menschlicher Thätigkeit hin seine Neigung sich wenden würde. Ja, wenn ich mir oft sagte in ganz anderm Sinne als nun geschehen ist, daß es mir nicht gegeben sein würde seine Erziehung zu vollenden, war ich doch gutes Muths. Ich sah auch das als einen schönen Segen meines Berufs an, daß es ihm dereinst nie fehlen würde treuen väterlichen Rath und kräftigen Beistand zu finden um meinetwillen; aber ich hoffte, er werde ihm auch nicht entstehen nur seinetwillen.

Diese mir über alles wichtige Aufgabe für mein ganzes übriges Leben, an der mein Herz mit voller Liebe hing, ist nun unaufgelöst durchstrichen, das freundlich erquikkende Lebensbild ist plözlich zerstört, und alle Hoffnungen die auf ihm ruhten liegen hier und sollen eingesenkt werden mit diesem Sarge! Was soll ich sagen? Es giebt einen Trost, durch den sich viele fromme Christen beschwichtigen in solchem Falle, den auch mir schon mancher liebe freundliche Mund in diesen Tagen zugerufen hat, und der um so weniger zu übersehen ist, als er von einer richtigen Schäzung der menschlichen Schwachheit ausgeht; es ist nämlich der, daß Kinder, die jung hinweggenommen werden, doch allen Gefahren und Versuchungen dieses Lebens entrükkt und zeitig in den sichern Hafen gerettet sind. Diese Gefahren waren auch gewiß dem Knaben nicht ganz erspart; aber doch will dieser Trost nicht recht bei mir haften, wie ich bin. Wie ich diese Welt immer ansehe als die, welche durch das Leben des Erlösers verherrlicht und durch die Wirksamkeit seines Geistes zu immer unaufhaltsam weiterer Entwikklung alles guten und göttlichen geheiligt ist; wie ich immer nur habe sein wollen ein Diener des göttlichen Wortes in freudigem Geist und Sinne: warum denn hätte ich nicht glauben sollen, daß der Segen der christlichen Gemeinschaft sich auch an ihm bewähren würde, und daß durch christliche Erziehung ein unvergänglicher Same in ihm wäre niedergelegt worden? warum sollt ich nicht

auch für ihn, selbst wenn er strauchelte, auf die gnädige Bewahrung Gottes hoffen? warum nicht fest vertrauen, daß nichts ihn werde aus der Hand des Herrn und Heilands reißen können, dem er ja geweiht war, und den er auch aus kindlichem Herzen schon angefangen hatte zu lieben, wie denn noch eine seiner lezten besonnenen Aeußerungen in den Tagen der Krankheit eine freundliche Bejahung war auf die Frage der Mutter, ob er auch seinen Heiland recht liebe. — Und diese Liebe, wäre sie auch nicht gleichmäßig fortgeschritten, hätte sie auch bei ihm ihre Störungen erfahren: warum sollte ich nicht doch glauben, daß sie ihm nie würde verloschen sein, daß sie ihn doch dereinst würde ganz beherrscht haben? Und wie ich Muth gehabt hätte das alles mit ihm durchzuleben, ihn dabei zu ermahnen, zu trösten, zu leiten: so ist mir jene Betrachtung nicht so tröstlich wie vielen andern. Auf andre Weise schöpfen viele trauernde ihren Trost aus einer Fülle reizender Bilder, in denen sie sich die fortbestehende Gemeinschaft der vorangegangenen und zurükkgebliebenen darstellen, und je mehr diese die Seele erfüllen, um desto mehr müssen alle Schmerzen über den Tod gestillt werden. Aber dem Manne, der zu sehr an die Strenge und Schärfe des Gedankens gewöhnt ist, lassen diese Bilder tausend unbeantwortete Fragen zurükk und verlieren dadurch gar viel von ihrer tröstenden Kraft. So stehe ich denn hier mit meinem Troste und meiner Hoffnung allein auf dem bescheidenen aber doch so reichen Worte der Schrift, Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wenn es aber erscheinen wird, werden wir ihn sehen, wie er ist! und auf dem kräftigen Gebete des Herrn, Vater, ich will, daß wo ich bin auch die seien, die du mir gegeben hast. Auf diesen starken Glauben gestüzt und von kindlicher Ergebung getragen spreche ich denn von Herzen, Der Herr hatte ihn gegeben, der Name des Herrn sei gelobt dafür, daß er ihn mir gegeben, daß er diesem Kinde ein wenn auch kurzes doch helles und heiteres und von dem Liebeshauche seiner Gnade erwärmtes Leben verliehen, daß er es so treu bewacht und geleitet hat, daß sich nun dem theuern Andenken nichts bitteres beimischt, vielmehr wir bekennen müssen, daß wir reichlich gesegnet worden sind durch das liebe Kind. Der Herr hat es genommen; sein Name sei gelobt, daß er es wiewol genommen uns doch auch gelassen hat; daß es uns bleibt auch hier in unauslöschlichen Erinnerungen ein theures und unvergängliches Eigenthum.

Doch ich kann mich nicht trennen von diesen der Verwesung geweihten Ueberresten der lieblichen Gestalt, ohne nun auch noch nachdem ich den Herrn gepriesen den gerührtesten Dank meines Herzens auszusprechen vor allen der theuern Hälfte meines Lebens, durch welche Gott mir dieses Kind geschenkt, für alle mütterliche Liebe und Treue, die sie ihm bewiesen von seinem ersten bis zu seinem lezten in ihren treuen Armen ausgehauchten Athemzuge; und meinen lieben ältern Kindern allen für die Liebe, mit der sie diesem jüngsten zugethan waren und es ihm erleichterten heiter und froh

seinen Weg zu gehen in den Schranken der Ordnung und des Gehorsams; und allen lieben Freunden, die mit uns sich an ihm gefreut und mit uns um ihn gesorgt haben, zumal aber euch, liebe Lehrer, die ihr es euch zur Freude machtet an der Entwikklung seiner Seele thätigen Theil zu nehmen, und euch, ihr lieben Gespielen und Mitschüler, die ihr ihm in kindlicher Freundschaft zugethan waret, denen er so manche von seinen froheren Stunden verdankte, und die ihr auch um ihn trauert, weil ihr gern auf dem gemeinschaftlichen Wege noch weiter mit ihm fortgegangen wäret; und allen denen Dank, die mir diese Stunde des Abschieds schöner und feierlicher gemacht haben.

Aber mit dem Danke verbindet sich ja immer gern eine Gegengabe; und so nehmet denn ihr alle zum Andenken an diesen mir so schmerzlich bedeutenden Augenblikk noch eine wohlgemeinte Gabe christlicher Ermahnung. Meine Gattin und ich, wir haben beide dieses Kind herzlich und zärtlich geliebt, und überdies sind Freundlichkeit und Milde der herrschende Ton unsres Hauswesens; und doch zieht sich durch unsere Erinnerungen an das Leben mit dem geliebten Knaben hie und da ein leiser Ton des Vorwurfs hindurch; und so glaube ich denn, es geht vielleicht keiner dahin, gegen den diejenigen, die am meisten mit ihm zu leben hatten, sich wenn sie sich vor Gott prüfen vollkommen genügten, wäre auch das anvertraute Leben nur eben so kurz gewesen wie dieses. Darum laßt uns doch uns alle unter einander lieben als solche, die uns bald und ach wie bald! könnten entrissen werden. Ich sage das euch Kindern und glaubt mir, dieser Rath, wenn ihr ihm folgt, wird euch keine unschuldige Freude trüben, aber euch gewiß vor vielen wenn auch nur kleinen Verschuldungen bewahren. Ich sage es euch Eltern; denn wenn ihr nicht in meinen Fall kommt, werdet ihr euch desto ungetrübter der Frucht dieses Wortes erfreuen. Ich sage es mit meinem besten Danke euch Lehrern; denn wenn ihr auch zu sehr im großen mit der Jugend zu thun habt um euch mit dem einzelnen besonders in Verhältniß zu sezen, so wird doch immer mehr alles was ihr thun müßt, um Ordnung und Gesez aufrecht zu halten, von dem rechten Geiste heiligender christlicher Liebe durchdrungen sein. Ach ja, lasset uns alle einander als solche lieben, die bald von einander können getrennt werden!

Nun du Gott, der du die Liebe bist, laß mich auch jezt nicht nur deiner Allmacht mich unterwerfen, nicht nur deiner unerforschlichen Weisheit mich fügen, sondern auch deine väterliche Liebe erkennen! Mache mir auch diese schwere Prüfung zu einem neuen Segen in meinem Berufe! Laß für mich und alle die meinigen den gemeinsamen Schmerz ein neues Band wo möglich noch innigerer Liebe werden, und ihn meinem ganzen Hause zu einer neuen Anfassung deines Geistes gereichen! Gieb, daß auch diese schwere Stunde ein Segen werden für alle, die hier zugegen sind. Laß uns alle immer mehr zu der Weisheit reifen, die über das nichtige hinweg sehend in

allem irdischen und vergänglichen nur das ewige sieht und liebt, und in allen deinen Rathschlüssen auch deinen Frieden findet und das ewige Leben, zu dem wir durch den Glauben aus dem Tode hindurch gedrungen sind. Amen.

7. Beispiel.

Aus der Predigt am 17. November 1822.

Ges. Schriften. Predigten. Bd. IV. 128.

Text: Spr. Sal. 22. 11.

Wer ein treues Herz hat und eine liebliche Rede, des Freund ist der König.

In diesen Worten, m. g. F., wird uns das schönste Ziel vorgehalten, welches wir dem Bestreben, von dem wir heute alle vorzüglich erfüllt sind, nur vorstekken können „des Freund ist der König." Daß der König nicht nur sich auch wohlwollend und liebend mit seinem Herzen hinneige zu seinen Völkern, sondern daß wir uns auch eine eben so innige Anhänglichkeit von ihm gegen uns erwerben und — so weit man das sagen kann — verdienen, wie wir dieselbe empfinden gegen ihn: das ist das schönste Ziel unserer innigen und herzlichen Anhänglichkeit, wonach sie ganz vorzüglich strebt. Die Worte der Schrift aber sagen uns zugleich, auf welche Weise wir dieses Ziel erreichen mögen. Laßt uns stehen bleiben bei den beiden Eigenschaften, welche die Worte unsers Textes dazu fordern: daß dazu gehöre, zuerst ein treues Herz, dann aber auch eine liebliche Rede; und wenn wir beides nach einander betrachtet haben, wird uns von selbst deutlich sein, daß diese Worte nicht etwa nur einen vorzüglich guten Rathschlag enthalten, sondern daß sie alles zusammenfassen, was wir in dieser Hinsicht jeder von sich selbst und jeder von allen fordern und erwarten können.

1. Zuerst, m. g. F., ein treues Herz sei immerdar dem König, der uns beherrscht, von uns allen geweiht, damit auch sein Herz sich freundlich zu uns neige. Es giebt, m. Th., eine eigennüzige Treue, welche freilich auch aus dem Herzen kommt; aber aus einem verkehrten, ich meine einem selbstsüchtigen, welches also auch immer, sobald wir es genauer nehmen, ein treuloses ist. Das ist die Treue, welche in dem einen oder andern Sinne den niedrigen Wahlspruch hat, „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe." Diese eigennüzige Treue finden wir leider häufig genug, und wir dürfen wol sagen, sie ist natürlich genug in solchen Staaten, wo ein Theil des Volks, sei es nun aus Verschiedenheit der Geburt und der Abstammung, oder sei es aus Vorrechten des ursprünglichen Besitzes oder der Eroberung, oder auf welche Weise sonst, kurz wo ein Theil des Volks eine gewissermaaßen feindselige Stellung gegen den andern hat, und die Einen glauben, daß der Herrscher ihnen auf eine besondere Weise eigen und verwandt sei. Wir finden sie auch da häufig, und auch natürlich, wo in einem schon größeren Gebiete,

was nur irgend aus den übrigen Theilen des Ganzen aufgebracht und von ihnen entbehrt werden kann, in dem Mittelpunkt zusammengehäuft wird, um durch alles, was Pracht und Aufwand heißt, was zu einem glänzenden genußreichen Leben gehört, die den Thron Umgebenden zu bereichern und zu beglükken, während die andern und von demselben entfernteren Bewohner des Landes von einer Stufe der Dürftigkeit zur andern herabsinken. In beiden Fällen giebt es eine eigennüzige Treue, die auf alle Weise strebt einen solchen Zustand auch mit allen seinen unbilligen Ungleichheiten zu erhalten. — Wie müssen wir, m. g. F., Gott danken, daß wir durch den Geist, der von Anfang an unsre Herrscher erfüllt und geleitet hat, von diesem Zustande sind befreit geblieben, wie lokkend auch der zu mancher Zeit herrschende Geist die Versuchung hinstellte, auch uns in einen ähnlichen Zustand zu versezen. Aber Gott sei Dank spricht sich unsre Treue aus gegen den König, so kann keinem unserer Mitunterthanen in dem ganzen Umfange des Reiches diese Empfindung nur als eigennüzig, ihm selbst aber und seinem Wohl feindselig erscheinen. So sehr erfreuen wir Alle uns gleicher Ansprüche an die Gerechtigkeit und Milde des Königs; so sehr ist bei uns die Gegenwart des Herrschers, wenn gleich leiblicher Weise auf Einen Ort beschränkt, doch geistig sich gleich in allen Theilen seines Reiches, daß von einem solchen Gegensaz eines Theiles seiner Unterthanen gegen den andern nicht kann die Rede sein. Und wenn sich die Treue derer, die beständig in der Nähe des Königs weilen, an diesem festlichen Tage auf eine besonders lebendige Weise ausspricht, so geschieht es nur, um zugleich auch die gleiche Treue aller, die unter des Königs Zepter leben, darzustellen und zu vertreten. Allein außer dieser eigennüzigen Treue giebt es noch eine andre strenge und rein gesezliche Treue, deren Wahlspruch zwar ein beßrer ist, denn er liegt in den Worten unsers Erlösers selbst, und lautet so: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist;" aber gar oft wird nach diesem Wahlspruch gehandelt, lediglich um der Pflicht willen, mit einem kalten Herzen. Laßt uns auch nicht übersehen, m. g. F., daß der Erlöser diese Vorschrift seinem Volke gab in Beziehung auf einen Herrscher, der sich ihm aufgedrungen hatte auf eine gewaltsame Weise. Weil aber doch einmal ein Band der Macht und des Gehorsams, des Schuzes und der Unterwerfung bestand: so sagt der Herr, die einzige Handlungsweise, wodurch das Gewissen nicht verlezt werde, sei die, dem Kaiser zu geben, nur was des Kaisers ist, und Gott was Gottes. Das also ist die Pflicht eines jeden Christen, auch gegen eine fremde, auch gegen eine ungeliebte Obrigkeit, auch gegen eine solche, die auf keine Weise irgend etwas thut, um die Empfindungen der Anhänglichkeit in den Herzen der Unterthanen hervorzulokken. Für diese alle gilt jenes Wort, und unverkürzt muß diese Treue gegen das Gesez überall bleiben, wo auch nur die äußern Güter einer gesellschaftlichen Ordnung bestehen sollen. Aber m. g. F. für uns giebt es noch etwas anderes als dieses,

und uns — das gestehen wir — würde nicht genügen, dem Könige nur in einem solchen Sinne zu geben was sein ist. Ja wir müssen uns sagen, wenn wir an dem heutigen Tage kein besseres Bewußtsein vor Gott darbringen könnten als eben dieses: so feierten wir ein trauriges Fest. Freilich, wer auch dieses nicht einmal hat, wer sich irgend Schuld geben muß, sogar diese Treue verlezt zu haben, ja ich will noch mehr sagen, wer auch nur in seinem Herzen den Wunsch genährt hat, sie verlezen zu können oder zu dürfen, ein solcher kann hier oder an irgend einem Gott geweihten Orte unseres Landes nicht mit den Empfindungen erscheinen, die uns beseelen. Hätten wir uns aber nur dieser Treue zu rühmen, so wäre unser Fest ein trauriges Fest, und schlecht wäre der König belohnt für alle Sorge und Treue, mit der er über seinen Unterthanen wacht.

Darum ist es eben nicht die Treue im Allgemeinen, sondern es ist das treue Herz, welches der Spruch unsers Textes fordert von allen denen, die einen Anspruch darauf machen wollen, daß der König ihnen freundlich gesinnt sei. Und was ist denn dieses treue Herz? Es ist eben dies, daß unser ganzes Gemüth mit sei bei der Erfüllung unsrer Pflichten, daß wir nicht nur thun was wir sollen, daß wir der Obrigkeit nicht nur unterthan sind — ich will nicht sagen um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen — aber nicht nur unterthan, sondern zugethan, daß unsre Wünsche sie begleiten bei allem was sie zum Wohl des Ganzen unternimmt, daß wir gern, wenn wir sicher erforscht haben was im Geiste des Königs sei, jeder in dem Kreise, wo er Recht und Befugniß hat, zugreifen und thun auch, was uns darin nicht bestimmt befohlen ist; daß wir überall den König und Herrscher, als der uns eben so sehr befreundet ist als von uns verehrt, auch in die Verhältnisse begleiten, die nicht unmittelbar zu seinem Beruf gehören, daß wir einen aufrichtigen Theil an allem nehmen, wovon sein Herz in Freude und Schmerz bewegt wird.

Doch, m. g. F., was halte ich mich auf bei allgemeinen Erklärungen? ist es nicht besser, daß ich mich auf die Erfahrung berufe, und zu dem übergehe, was unter uns geschehen ist, um uns daran zu vergegenwärtigen, worin die Treue des Herzens besteht, und wie das treue Herz sich offenbart? Ich rufe diejenigen, deren Erinnerung so weit zurükreicht, auf, zuerst jener Zeit zu gedenken, als der König, erst der Erbe des Thrones, zurükkam von seinen kriegerischen Versuchen und von den Mühen in jenem Kampfe, der mit ungleichen Kräften zuerst begonnen ward, um der Zerstörung einen Damm zu sezen, mit welcher unser Welttheil bedroht ward, in welchem Kampf aber er sich ein Kleinod gewonnen, welches er bald in unsre Mauern einführte, die geliebte, die er sich erwählt hatte zur treuen Gefährtin seines Lebens, wie das ein herrlicher Festtag war für das ganze Land. Diese innige Theilnahme an dem, was das ganze künftige Leben des königlichen erstgebohrnen segnen und beglükken sollte, diese allgemeine Stimme des

Jauchzens und der Freude, das war das treue Herz! Als aber der Vater sein Haupt niederlegte und der Sohn den Thron seiner Väter bestieg, wie wir ihm da entgegen kamen voll herzlichen Vertrauens, mit ihm theilend jenes heilige Gefühl, daß dem angehenden Herrscher nichts besser zieme, als das wahrhaft königliche Gebet um Weisheit von oben; wie unser Herz seinem ahnenden Blikk in die Zukunft folgte, nicht ohne Besorgniß vor allem schweren, was nach der damaligen Lage der Völker ihn und uns, seine Unterthanen, während der Zeit seiner Regierung treffen könnte; wie wir uns freuten an dem Ernst und der Bescheidenheit, womit er die Zügel der Regierung ergriff: das war das treue Herz, getheilt in diesen Augenblikken zwischen Schmerz und Lust, zwischen Thränen und Freude. Und als er dann den gehäuften Aufforderungen zum Kampfe für die Selbstständigkeit seines Reiches, für die Freiheit seiner Rathschläge, für die Unverlezbarkeit seines Gebietes nicht länger widerstehen konnte; als es schien, als ob der Herr von ihm und uns seine Hand abgezogen habe, — o wie wir alle da nicht die nur Leiden fühlten, die mehr oder weniger jeden Einzelnen trafen, unser Gemüth nicht nur erfüllt und erschüttert wurde von dem, was unmittelbar unter uns vorging, sondern weit mehr noch unser Herz sich nach ihm, dem entfernten, hinsehnte; wie wir immer fühlten, welche Schmerzen sein königliches Gemüth zerreißen müßten bei jedem Blikk auf die Lage seines Volks, und wie wir diesen Kummer mit ihm theilten; wie wir jauchzten bei seiner Wiederkehr, und uns freuten, daß das, wenn gleich zerrißne und erschütterte, Vaterland sich seiner Gegenwart und seiner Herrschaft zu getrösten hatte; wie wir mit ihm den Vorsatz theilten, auch in diesem Zustande der Erniedrigung und des Drukkes ein Gott wohlgefälliges Volk zu bleiben, fest vereint unter uns und nur trauernd um die, welche unserm Bunde entrissen waren: — das war das treue Herz! Und nun laßt uns auch die Tage der Trauer nicht vergessen, als so schnell und unerwartet mitten unter den Gefahren, die uns bedrohten, die treue Gefährtin königlicher Sorgen und Leiden, deren Liebe zu den Ihrigen, deren Sorge für das Land ihr unser Herz gewonnen hatte, ihm und uns entrissen wurde in der Blüthe ihres Lebens, ohne zu schauen den Tag der Befreiung von dem Joche, welches auch sie hatte tragen helfen: der Schmerz, der sich da unsrer aller bemächtigte, wie wir alle niedergebeugt waren und uns geschlagen fühlten vom Herrn — das war das treue Herz, das Herz voll Liebe und Anhänglichkeit, voll Theilnahme an allem, was den theuern König auch in dem Heiligthum seines häuslichen Lebens traf. Und als die Last, mit der noch immer eine fremde Uebermacht einen Theil unseres Landes drükkte, schwerer und schwerer ward, wie wir da mit dem König theilten das stille Verlangen des Herzens, der Augenblikk möge kommen, wo sich ein neuer kräftiger Widerstand wagen ließe mit Hoffnung auf einen guten Erfolg; wie da unser tiefstes Gefühl dem seinigen begegnete und wir uns gegenseitig verstanden, und, auch als kein Wort zwischen uns gewechselt wurde über den traurigen Zustand des

Ganzen, doch beide Theile wußten, der König was er an uns, und wir was wir an ihm hatten; — o das war der höchste, und herrlichste Beweis von Anhänglichkeit, die untrügliche Ahnung des treuen Herzens, aus welcher sich dann das innigste Vertrauen und der kräftigste Muth entwikkelte, sobald die Stunde der Rettung von unwürdigen Banden schlug. Und jene Bereitwilligkeit, mit der die Väter ihre Söhne, oft noch unreif die Mühen des Kriegers zu ertragen, in den Kampf für das Vaterland hinausschickten, als den schönsten Lohn für diese theuern Opfer vorzüglich dies erwartend, daß in allen denjenigen, die von Gott beschützt und erhalten aus dem Kriege zurükkehren würden, eine durch nichts mehr zu erschütternde Anhänglichkeit an den König, der so viel für sein Volk gewagt hatte, und eben so eine allen Proben gewachsene Liebe zu dem Volke, welches er so geachtet, müßte gegründet sein; dieser Muth, verbunden mit dem Gefühle alles, was es nur irgend auch für uns zu thun gab in dieser Zeit der wiedererwachenden deutschen Kraft, sei nicht nur heilsam sondern auch schön und erfreuend: so zeigte sich das treue Herz, welches sich in das innerste Gemüth des Königs hineinfühlte, und welches die Handlungsweise des Herrschers verstand. Und die Gesinnungen, die unser Leben geleitet haben, seitdem endlich in Friede und Ruhe die lange getrennten Theile des Reiches vereinigt, und neue Bestandtheile ihm hinzugefügt sind, dieses lebendige Verlangen, daß doch immer enger und fester die Glieder mit dem Haupt, und das Haupt mit den Gliedern verbunden werden möchten, damit jeder Macht um uns her, sei sie auch noch so stark, der Muth verginge, ein so herzlich unter sich und mit seinem Herrscher verbundenes Volk anzugreifen und in seiner Ruhe zu stören — in diesen Gesinnungen hat sich immer geregt das treue Herz, das in heiterer Anhänglichkeit, in ruhiger Erwartung der allmähligen Entwikklung weiser Rathschläge dem, was der König beschlossen und ausgeführt hat, gefolgt ist bis auf diesen Augenblikk.

Bei so vielen Zeugnissen aus einer denkwürdigen Vergangenheit, bei einem so freudigen Bewußtsein, wie sich in der gegenwärtigen Festlichkeit ausspricht, o! laßt uns immer fest vertrauen, daß wir uns das treue Herz auch in Zukunft bewahren werden! laßt diesen Tag der Freude, dieß Fest der Liebe, uns eine neue Gewährleistung dafür sein, denn kaum darf ich sagen, auch ein neues Band, welches uns noch inniger verbinden kann mit dem Könige und seinem Hause.

8. Beispiel.

Aus der Weihnachtspredigt:

Die Freude an der Erscheinung Christi, erhöht durch die Betrachtung, daß er gekommen ist das Schwert zu bringen.

Ges. Schriften. Predigten. Bd. II. S. 69.

Text: Matth. 10, 34.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden; ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.

II. Ebenso ist uns dieses aber auch zweitens eine sichere Gewährleistung dafür, daß in ihm die Fülle der Gottheit gewohnt hat, und daß der, welcher uns besucht hat, wirklich gewesen ist der Aufgang aus der Höhe.

Denn, m. g. F., wie wir es aus den Worten unseres Textes und aus so vielen andern Aeußerungen des Herrn wissen, ihm ist das nicht verborgen gewesen, er hat es wol gewußt und aufs genaueste vorausgesehen. Er, der so tief in das Wesen der menschlichen Natur sowol und des menschlichen Herzens, als auch in die besonderen Verhältnisse seiner Zeit eingedrungen war, er wußte es, daß er das Schwert brächte auf Erden; und doch ist er gekommen, und doch hat er nicht unterlassen können, auf diesem Wege, weil es nicht anders möglich war, das menschliche Geschlecht zu erlösen und diejenigen zu befreien, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes!

M. g. Fr. erinnert euch einmal jener Erzählung, die der Herr seinen Jüngern mitgetheilt hat davon, wie er ist versucht worden in der Wüste; bedenkt, wie wir alle eben darin, daß er so rein und schlicht jede verführerische Anmuthung von sich wies, den deutlichsten Beweis finden von der Reinheit der göttlichen Kraft, die in ihm lebte: und dann sprecht, was sind doch jene Versuchungen wie sie uns dort erzählt werden dagegen, wenn wir uns denken, der Versucher sei zu ihm getreten, und, statt ihm auf der Höhe des Berges die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu zeigen, hätte er ihm die Ströme von Blut gezeigt, welche um seines Namens willen auf Erden fließen würden; hätte ihm nicht etwa sein eigenes Kreuz gezeigt, aber wie sich dieses ins unendliche hin vervielfältigen würde für die ganze Schaar seiner gläubigen Bekenner und Jünger; hätte ihm gezeigt, wie das verzehrende Schwert tausende nach tausenden hinwegraffen würde, und die Bande der Knechtschaft, in der seine Zeugen würden seufzen müssen, und alle Schmach und Hohn der Welt, alle Schmerzen und Entbehrungen der Liebe; wenn er ihm die ganze Wuth der Verfolgung, welche über sie kommen würde, viel ärger als die Dienstbarkeit, aus welcher Moses mit starker Hand das Volk des alten Bundes befreit hat, endlich die herzzerreißende Zerstörung der

heiligsten menschlichen Verhältnisse um seines Namens willen, wenn ihm der Versucher alles dieses in Einem düstern, Jahrhunderte und Jahrtausende umfassenden Bilde gezeigt und ihm dann beweglich zugesprochen hätte, ob er auch dieses wol überlegt habe und dennoch fest entschlossen sei, über die armen Menschen auch noch diese unübersehbare Masse von Jammer und Elend hinzuzubringen zu allen Leiden, welche sie ohnedies schon verschuldet und unverschuldet zu erdulden haben? ob er denn auch sicher sei, das Heil, welches er unter ihnen zu begründen denke, werde alle diese Noth aufwiegen, und zwar auch so noch, wie sie es wieder verunstalten würden durch die ihnen von Alters her eingewurzelte Neigung zum Wahn und Irrthum — und was für ein schaudervolles Gemälde hätte er ihm hier wieder zeigen können, welche Menge von trostlosen Gestalten in härenen Gewanden, durch schwärmerische Kasteiungen zu kraftlosen Schatten entstellt, verdüstert durch Kniebeugungen und Gebete, wovon Herz und Gedanken nichts wissen, vergeblich abgemüht in einem engen Kreise von todten Werken, ohne daß doch in ihnen der alte Mensch ertödtet und ein freudiges Leben aufgezogen wäre! — wenn er ihm nun auch dieses noch gezeigt und ihn mit der Frage gedrängt hätte, ob er es denn auch um diesen Preis wagen wolle, und ob er es nicht gerathener fände, in das verborgene Leben, aus dem er eben hervorzutreten im Begriff sei, wieder zurükkzukehren und in stillen Gebeten sein Ansehn bei seinem Vater geltend zu machen, ob dieser das Loos seiner Brüder auf einem andern Wege lindern wolle, selbst aber das menschliche Geschlecht sich selbst zu überlassen, ob es ohne ihn einen wohlfeileren Ausgang finden möchte aus der Finsterniß, die es umfangen hielt: denkt euch dem gegenüber einen Menschen, auch den muthigsten, der für sich allein gewiß den Weg des Glaubens geht, und wenn auf allen Dächern die bösen Geister ihm drohten; denkt euch den freudigsten, der es nicht scheut, nicht nur sich selbst, sondern auch andern alle Aufopferungen abzufordern für die gute Sache: ob nicht doch beide bei solchen Aussichten in die Zukunft würden ermattet sein und die Hand zurükkgezogen haben vom Pfluge? Aber, fragt ihr vielleicht, hat denn der Herr diese Versuchung wirklich bestanden? oder sind ihm nicht vielmehr diese damals noch weit entfernten Ereignisse verborgen gewesen, wie er ja selbst sagt, daß der Vater manches sich allein vorbehalten habe? Allein es erhellt ja deutlich genug aus seinen eigenen Worten, nicht nur aus denen unseres Textes, sondern noch mehr aus dem, was darauf folgt, wie er würde den Sohn erregen wider den Vater und die Tochter wider die Mutter, und aus andern vorbauenden und ermuthigenden Reden, wie bestimmt ihm diese Bilder vorgeschwebt haben. Und mit welcher unerschütterlichen Gelassenheit, mit welcher heldenmüthigen Ruhe sagt er dies alles! ja schien kaum erwarten zu können, daß das Feuer auflodere, welches er anzuzünden gekommen war. Ja gewiß, er mußte gar nicht nach der Weise anderer Wohlthäter, sondern mehr als was bisher menschliches Gut

war, mitzutheilen haben; und da er außer sich gar nichts hatte, vielmehr an äußerlichen Dingen ärmer war als jemand, mußte er übermenschliches in sich tragen, mußte sich einer unerschöpflichen Quelle geistiger Segnungen bewußt sein, ja er mußte auch wissen, er sei der einzige Inhaber dieser Güter, und anders nicht als durch ihn könnten die Menschen zu diesem Besiz gelangen; und das heißt doch wohl, er mußte sich einer göttlichen Kraft und Reichthums bewußt sein, um dies alles gar nicht auf die Wageschale zu legen, sondern auch diese Versuchung, die er seinen Jüngern verschwieg, weil sie sie noch nicht tragen konnten, von sich abgleiten zu lassen und auch so die Bahn seines Berufs würdig zu betreten. — Wenn ein Mensch auch nur den kleinsten Theil solcher Verwirrungen und Zerstörungen mit dem Auge des Geistes voraussehen könnte als den Erfolg seiner Bestrebungen, und diese wären eigennüzig und selbstsüchtig, nur eigene Sicherheit und Ruhe, nur persönlichen Ruhm und Herrschaft bezwekkend: würden wir nicht sagen, — doch was frage ich so, haben wir es nicht tausendmal gesagt, das sei übermenschlich, sondern der müsse von einer stärkeren dunklen Gewalt getrieben sein, der dies vermöchte mit kaltem Blut, mit ruhiger Seele, mit ungestörtem Bewußtsein? Aber eben so, wenn es nur belebende und beseligende Bestrebungen sind, das Werk allgemeiner Erlösung und allgemeinen Heils; wenn der, welcher so das Schwert bringt, sich selbst zuerst und zwar nicht aufs ungewisse hingiebt in die Gewalt des Schwertes und nichts anderes will, als das höhere Leben, welches er selbst in sich trägt, unter den Menschen hervorbringen und bleibend begründen: so mögen wir wol sagen, wie ein solcher Vorsaz und Entwurf nur leerer Wahn wäre ohne eine höhere Kraft; so würde auch keiner das Bild ertragen können von dem Elend, welches seiner Ausführung voranginge und sie begleitete, wenn nicht eine göttliche Kraft in ihm wohnte. Ja dessen mußte der Herr auf eine göttliche Weise gewiß sein, ihm könne es nicht fehlen, nach allen Verwirrungen des Schwertes und unter denselben doch die Füße der Menschenkinder auf den Weg des Friedens zu leiten, der ein höherer ist, als der Friede der bisherigen Welt; das mußte er gewiß wissen, nach allen diesen Zerstörungen und unter denselben würde er sie doch herausreißen aus der Finsterniß und dem Schatten des Todes und sie versezen in das schöne Reich des Lichtes und der Liebe; das mußte er gewiß wissen, alle diese feindseligen Bewegungen wären nichts anderes, als die lezten Krämpfe des alten Todes, von welchem er die Menschen nun eben erlösete, die entscheidenden Geburtsschmerzen des neuen und ewigen Lebens, welches nun eben empfangen wurde in der menschlichen Natur. Eine solche Zuversicht aber und das Bewußtsein, daß die Fülle der Gottheit in ihm wohne, daß es des Vaters Worte und Werke seien, die er rede und thue, und daß es der ewige, nur durch ihn auszuführende Rathschluß und Wille des Vaters sei, den er zu vollbringen gehe; die Zuversicht, daß dieser göttliche Rathschluß durch alle jene Schrekknisse hindurchführend

sein Ziel unmöglich verfehlen könne, und die Gewißheit, daß er selbst hierzu göttlich bewegt sei und dieser Wille Gottes so ganz sein eigener, daß beide niemals, auch nicht in dem zweifelhaftesten Augenblikke des Lebens, auseinander gehen könnten: dieses erscheint uns gewiß allen als ganz eins und dasselbige; und wir können keinen Erlöser haben, der auf eine solche Weise das Schwert bringt, außer nur wenn er der eingeborne Sohn vom Vater ist und wie dieser auch in dem allen voller Gnade und Wahrheit.

Aber m. g. F. noch sind wir nicht am Ende und haben das Wort, Ich bin gekommen das Schwert zu bringen, auch in dieser Beziehung noch nicht ganz durchschaut. Oder sollte es genug sein daran zu denken, was die Zeugen und Jünger des Herrn von den Feinden seines Wortes gelitten haben? O in diesen Tagen, wo wir uns so besonders seiner Erscheinung auf Erden und also auch seines ganzen Werkes erfreuen wollen, dürfen wir auch das Auge nicht verschließen gegen die innere Geschichte der christlichen Kirche! Ach auch da wüthete das Schwert! auch da sehen wir Väter und Kinder, Brüder und Schwestern gegen einander aufstehen im heftigsten Streite, was eigentlich der wahre Sinn des Heils in Christo sei und welches die nothwendigen Mittel, welches die wesentlichen und unerlaßlichen Bedingungen, um dessen theilhaftig zu werden. Hat er auch das gewußt und voraus gesehen? Wir dürfen es wol nicht bezweifeln! Denn wenn gleich seine Milde es nicht so deutlich ausgesprochen hat, als jenes; doch, wenn wir daran denken m. g. Fr., wie inbrünstig er in seinem letzten feierlichen Gebet eben dieses von seinem und unserm himmlischen Vater erfleht, daß die, welche er ihm während seines irdischen Lebens gegeben hatte, so wie die, welche durch ihr Wort an ihn glauben würden, doch recht vollkommen eins unter einander sein möchten, eben so wie er und der Vater eins sind: so gemahnt uns dieses inbrünstige Flehen recht wie die Wirkung einer trüben, aber nur zu sichern Ahndung seines göttlichen Gemüths, daß es nicht immer so sein werde. Und m. g. Fr. so wie sie nicht ganz eins sind im Geist — und das sind sie nicht mehr und können es nicht sein; sobald sie noch nach einer andern Einigkeit streben, als der Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens: ach so sind sie auch allen jenen Zerrüttungen wieder ausgesezt, welche aus Parteiungen aller Art, aus den mannigfaltigen Verblendungen, welche die zauberische Gewalt des Buchstabens und der Sazungen hervorbringt, immer wieder entstehen. Diese traurige Seite der christlichen Geschichte, die sich so oft schon unter verschiedenen Gestalten wiederholt hat, auch sie also hat er gekannt! Daß er auch dieses Schwert bringen mußte, statt des Friedens, was wäre wohl mehr geeignet, den reinen Eindrukk, den sonst sein Werk auf die Menschen machen könnte, zu schwächen und zu verdunkeln? Kann es wol ein größeres Hinderniß des Glaubens für die geben, welche jedesmal noch nicht glauben, als wenn sie sehen, daß eben da, wo die Liebe als das Gesez aufgestellt wird, welches alle regieren soll, wo der innere

Friede noch die einzige sichere Entschädigung sein könnte für alle äußeren Widerwärtigkeiten, daß auch da die Zwietracht herrscht, daß auch da die Feindschaft hervorbricht, daß auch da das Schwert wüthet? Und doch ist es so. Aber m. g. Fr. als der Herr am Kreuze zu seinem Vater betete für seine Feinde und Verfolger und ihm diese sogar nur darstellte als solche, die nicht wüßten was sie thun, ach da betrachtete er auf dieselbe Weise auch die große Schaar der seit seiner Erscheinung und Vollendung über sein Wort, über seine Lehre und über das Gebäude seiner Kirche in bedauernswürdigen Zwiespalt zerfallenen Seelen. Und so hatte er immer die Verirrungen der Liebe und das Abgleiten derer auf die Bahn des Unfriedens, die doch auf dem Wege des Friedens wandeln wollten, als ein solches Nichtwissen was sie thun, hatte er dieses immer im voraus erkannt. Und eben daß auch dies ihn nicht hinderte und seine Schritte nicht aufhielt; daß er auch hierüber mit derselben Gelassenheit und Ruhe hinwegsehen konnte — wol wissend, die seinigen wären auch so und indem sie unter einander zerfallen wären und äußerlich in solcher Feindschaft gegen einander erbittert, die ein gewöhnliches Auge von der Empörung selbstsüchtiger Leidenschaften nicht unterscheiden könnte, doch schon aus der Finsterniß und den Schatten des Todes errettet, mit denen diese schon vom Licht durchdrungenen Wolken nichts mehr zu theilen hätten, — auch so wären ihre Füße doch schon auf den Weg des Friedens hingelenkt, weil sie doch suchten eins zu werden unter einem und demselben Hirten, wenn auch aus menschlicher Verblendung diesen edlen geistigen Kampf um die Wahrheit mit unschicklichen und verbotenen Waffen durchfechtend; daß er auch dieses so und nicht anders beurtheilte: das ist auf der einen Seite der klarste Beweis, daß er die menschlichen Dinge gerade so sah, wie der Vater im Himmel sie sieht, dem er die seinigen empfahl; auf der andern Seite aber müssen wir wol zugeben, daß, um auch noch mit einer solchen Voraussicht dennoch auf diesem Wege das Werk der Erlösung zu beginnen und auszuführen, ein göttliches Selbstbewußtsein erfordert wurde, menschliche Kraft aber dieses weder auszudenken, noch auszuführen vermocht hätte. Nur derjenige konnte, nachdem er dies alles wußte, so handeln, der auch so erschienen war, als der von oben herabkam und sich eines ewigen Regiments und einer sichergestellten Herrschaft bewußt war, durch welche das alles wieder würde geebnet und ausgeglichen, ja in Friede und Heil verwandelt werden.

Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.